Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin

1905

14

Visual Library

Fabrikbuch 1933 f.
Rhinmeisterseo 220
2577 f.
Fl H ... 68 H.
Übr. Hinda 426
8.512. ~~527~~.

„Brandenburgia."

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

DEUTSCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch
1
394

Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg

XIV. Jahrgang 1905/06.

Berlin 1906.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

Touristen-Club für die Mark Brandenburg
Berlin

2512

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003296

19. (12. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 11. Februar 1905,

Die teilnehmenden Mitglieder versammelten sich vor dem Hause Lehrter Straße 42, um die Weinkellereien der Firma J. P. Trarbach Nachfolger zu besuchen. Die Einladung dazu verdankte die Gesellschaft ihrem Mitglied Paul Kreßmann, dem Mitinhaber der Weltfirma.

Was die Besuchenden zuerst in Erstaunen setzte, war der gewaltige Umfang der Kellereien, die einen Flächenraum von ungefähr zwölf Berliner Grundstücken darstellen. Was beherbergen diese unterirdischen Räume nicht aber auch alles! Da sind die riesigen Flaschenlager für all die verschiedenen Weinsorten. Davon enthält das nur der Lagerung der Moselweine dienende allein gegen 200 000 Flaschen. Dazu gehört z. B. auch ein „Rüttelsaal“, in dem sich Apparate befinden, mittels deren der Wein in den Flaschen eventuell noch gereinigt wird. Es liegen ferner dort die gewaltigen Fässer, in denen die Bacchusgabe verwahrt wird, bis sie die Reife erlangt, um auf Flaschen gezogen zu werden. Eins dieser Fässer enthält nicht weniger als 21 500 Liter. Dann sind große Expeditionsräume dort, ein Saal, in dem die Weine geprüft werden, eine Flaschenspülerei, ein sogenannter Toilettenraum, in dem die Flaschen etikettiert und mit Kapseln versehen werden, Komtore und sogar ein Empfangssaal. All diese Räume durchwanderten wir, indem wir von der liebenswürdigen Führung jede nur gewünschte Aufklärung erhielten. Die Wanderung endete in dem Empfangssaal, in dem uns die Firma eine köstliche Bewirtung angedeihen ließ. Zu einem reichhaltigen kalten Buffet wurden uns prächtige Weine in den edelsten Sorten kredenzt. In dichterischer Vorahnung dieser uns bereiteten Genüsse verfaßte Dr. Gustav Albrecht, der sich schon oft als den Poeten unserer Gesellschaft erwiesen hat, ein Trinklied, das von den Anwesenden gesungen wurde. Wir lassen es hier folgen:

Weinlied.

Anläßlich des Besuches der „Brandenburgia“ im Hause Trarbach
am 11. Februar 1905 gedichtet.
(Als Manuskript gedruckt.)

Weise: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Auf sonn'gen Bergen ward der Wein geboren,
Den uns „Haus Trarbach“ beut,
Im schönen Mosellande, auserkoren,
Das jedes Herz erfreut.

Wie Goldes Schaum erglänzt er hell im Becher,
Füllt unser Herz mit Lust,
Drum singt, ihr frohen Brandenburger Zecher,
Sein Lob aus voller Brust.

Zwar gab es hier bei uns im Märkerlande
Auch einstmals vielen Wein,
Bei Werder, Guben und am Oderstrande,
Doch war er nicht grad' fein.

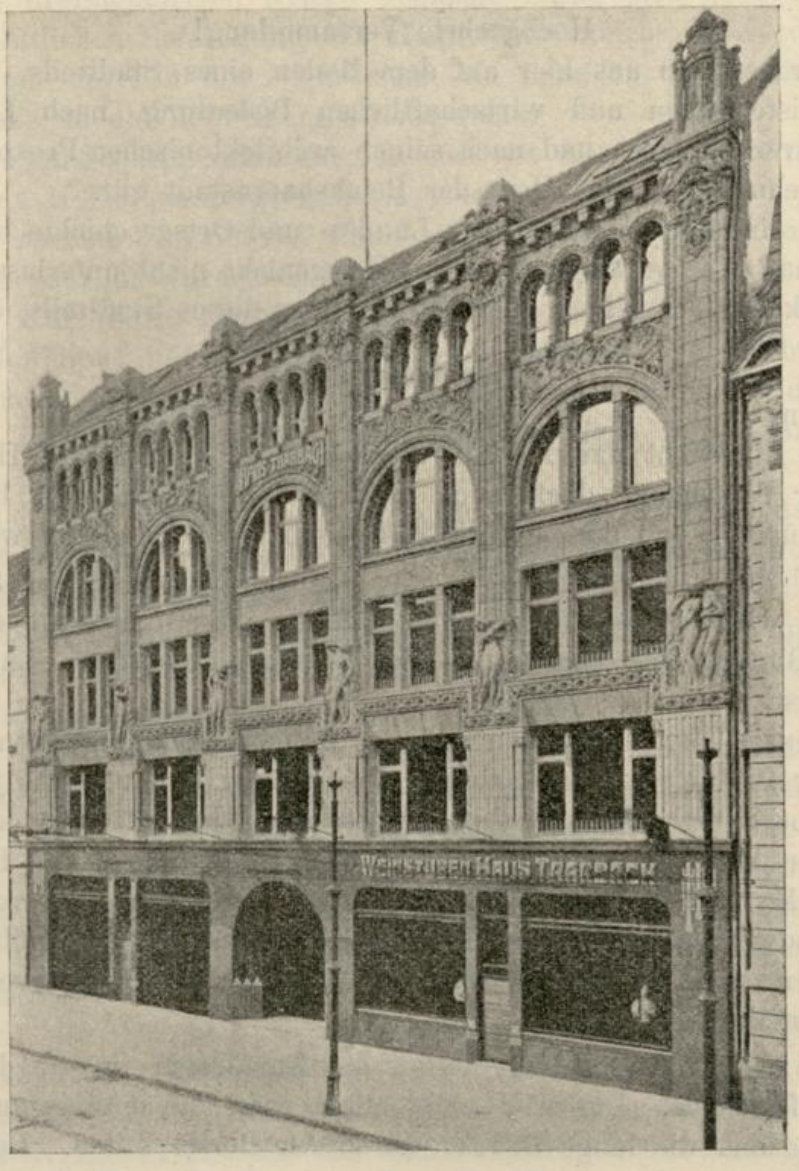
Wohl hat man ihn sogar in lust'gen Stunden
Dem Markgraf aufgetischt,
Doch sind die Rebenhügel nun verschwunden,
Von der Kultur verwischt.

Drum eilen wir, um unsern Durst zu stillen,
Gar schnell zum Moselquell
Und lassen in die leeren Gläser quillen
Der Traube Saft, so hell.

Wer lindern will mit gold'nem Feuertranke
Uns heut des Tages Joch,
Den nennen Freund und Bruder wir zum Danke —
„Haus Trarbach“ lebe hoch!

Doch nicht bloß die Kellereien der Firma sollten wir besichtigen, sondern es war uns auch vergönnt, den eben vollendeten Neubau „Haus Trarbach“, Behrenstraße 47, kurz vor seiner Eröffnung in Augenschein zu nehmen. In Kremsern, die den Teilnehmern von den liebenswürdigen Wirten gestellt wurden, fuhren wir vom Nordwesten Berlins nach den Zentrum. Auch in dem stattlichen Gebäude wurden wir auf das freundlichste aufgenommen und herumgeführt. Was wir hier zu sehen bekamen, aufzuzählen, können wir uns wohl ersparen. Wir können das, zumal die Zeitungen sehr eingehende Berichte über die vornehme, nach den modernsten Prinzipien und in den feinsten

Materialien durchgeführte prächtige Inneneinrichtung brachten und wir von der im romanisierenden Stile südfranzösischer Architektur ausgeführten Fassade eine Abbildung bieten.



Auch dürfen wir wohl annehmen, daß viele unserer Mitglieder, die der Besichtigung fern blieben, das Versäumnis nachholen und als gern gesehene Gäste die Weinstuben — und hoffentlich nicht bloß einmal — besuchen werden. Viel mehr entspricht es den Bestrebungen unserer Gesellschaft, wenn wir, statt den einer langen Zukunft entgegensehenden neuen Bau zu beschreiben, hier einen historischen Rückblick auf die Stätte werfen, an der es aufgeführt ist. In einem der vielen Säle, dem Spiegelsaal, dessen Wände mit hohen, aus Redwood und Eichenholz

hergestellten Paneelen bekleidet sind, nahm die Gesellschaft auf Stühlen Platz, um den folgenden geschichtlichen Ausführungen des Herrn Kustos Buchholz über die Baustelle Gehör zu schenken.

Herr Kustos Buchholz:

Hochgeehrte Versammlung!

Wir befinden uns hier auf dem Boden eines Stadtteils, den nach seiner historischen und wirtschaftlichen Bedeutung, nach Lage- und Verkehrsverhältnissen und nach seinen architektonischen Prospekten, als der vornehmste, als das Herz der Reichshauptstadt gilt.

Als eine für die Pflege der Landes- und Ortsgeschichte bestehende Gesellschaft dürfen wir bei solcher Gelegenheit nicht unterlassen, einen Rückblick auf Entstehung und Entwicklung dieses Stadtteils, der

Dorotheenstadt

zu werfen.

Mit Rücksicht darauf, daß diese schönen gemütlichen Hallen den Sinn der Teilnehmer doch auch nach anderen Richtungen hin beeinflussen dürften, soll dieser Rückblick möglichst kurz gefaßt werden.

Auf die erste Grundlage, die Bodengestaltung dieses Stadtteils, brauchen wir nicht erst einzugehen, weil er mit auf dem Spreetal steht, dessen Bildung von unsern Geologen schon mehrfach demonstriert worden ist.

Ebenso können wir den mehrere Jahrtausende umfassenden Zeitraum der Prähistorie überspringen, weil unsere Urahnen aus jener Zeit hier keine Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Von den mittelalterlichen Verhältnissen wissen wir, daß dieser Grund und Boden ein Teil der Myrica, der Stadtheide von Kölln, bildete, die sich vom Schaf- oder Landwehrgraben bis nahe an die Stadtmauern von Kölln hinzog und deren südliche Grenze ungefähr mit der heutigen Kronenstraße zusammenfällt.

Bis zu Joachims II Zeit hatten die Kurfürsten ihr Jagdrevier in der Jungfernheide. Das war nicht allein weit, sie mußten auch jedesmal erst über die lange Brücke durch Alt Berlin reiten. Da das unbequem war, so erwarb Kurfürst Joachim II diese Köllnische Stadtheide, kaufte noch einige anstoßende Bürgerländereien dazu und richtete sie zu seinem Jagdrevier ein.

Johann Georg vergrößerte dies Revier noch durch Ankauf des Spiegelschen Gartens, der ungefähr die Fläche zwischen Hausvogteiplatz und Spittelmarkt einnahm.

Zwischen diesem Garten und der heutigen östlichen Jägerstraße, also in der gegen die Stadt gerichteten Spitze des Jagdreviers, legte 1598 die Kurfürstin Katharina einen „Viehhof“ mit Milchwirtschaft

und Schweinezucht an. Dieser bestand aber nur 6 Jahre, denn der Kurfürst verwandelte ihn 1604 in einen „Jägerhof“ und errichtete ein Jägerhaus auf der Stelle der jetzigen Reichsbank an der Jägerstraße.

Als der Große Kurfürst nach den bittern Erfahrungen, die sein Vater im dreißigjährigen Kriege gemacht hatte, sich 1658 zum Bau einer ordentlichen Befestigung der Hauptstadt entschloß, wurde dieser Jägerhof und ein Teil des Jagdreviers, bis nahe an die heutige Markgrafenstraße, in die Befestigung einbezogen.

Auf dem Schultzschen Plan von 1688 ist dieser Jägerhof mit seinen Ställen und Höfen perspektivisch dargestellt.

Der nächste Angriff auf das Jagdrevier, das damals auch schon Tiergarten genannt wurde, sollte von Norden her kommen.

Die Kurfürstin Dorothea, die 1670 das kurfürstliche Vorwerk (später Monbijou) mit den zugehörigen Ländereien zur selbständigen Bewirtschaftung erhalten hatte, konnte aus dem zwischen der Spree und dem Tiergarten liegenden, teils sandigen, teils sumpfigen Gelände keinen rechten Ertrag erzielen.

Da damals der Anbau der durch die Befestigung entstandenen dritten Stadt „Friedrichswerder“ mit 3 Groschen Grundzins pro □Ruthe dem Kurfürsten einen guten Ertrag brachte, ließ sie 1673 durch den Kurfürstlichen Baumeister Blesendorf auf der südlichen sandigen Hälfte ihres Areals drei Straßen mit Baustellen abstecken und diese für 1½ Groschen Grundzins pro □Ruthe verkaufen.

Die südlichste dieser drei Straßen zog sich unmittelbar vor dem Tiergarten hin und war nur einseitig, die Front nach dem Walde gerichtet. Die beiden andern Straßen liefen jener parallel und wurden „Mittel-“ und „Letzte“ (später Dorotheen-) Straße genannt. Zwei schmalere Quergassen, die ursprünglich nicht für die Bebauung eingerichtet waren, durchschnitten sie (die Engpässe der Charlotten- und Friedrichstraße).

Auch die Bebauung dieser „Neustadt“ hatte guten Fortgang, so daß der Kurfürst schon 1678 sich entschloß, im Tiergarten, gegenüber und gleichlaufend der ersten einseitigen Straße noch eine Reihe Baustellen zu verkaufen und aus den beiden einseitigen eine sehr breite volle Straße mit Baumreihen zu machen. Dadurch war der Grund gelegt zu der schönsten und berühmtesten Straße Berlins „Unter den Linden“.

Die so entstandene Südseite der Straße wurde dann im Gegensatz zur Stadt der Kurfürstin „Friedrichstadt“ genannt, später, als die „neue Friedrichstadt“ gegründet war, auch „kleine Friedrichstadt“.

Aus denselben Gründen, wie bei den andern drei Städten, ließ der Kurfürst seinen und seiner Gemahlin Stadtteil durch ein Hornwerk mit Graben und verpallisadiertem Wall umgeben und nannte dann das Ganze „Dorotheenstadt“, setzte auch einen kurfürstlichen Beamten als

Bürgermeister ein und gab der Stadt ein besonderes Siegel mit dem Kurfürstlichen Adler.

Der Graben nahm ziemlich genau den Damm der heutigen Behrenstraße ein; der Wall mit seinen Absätzen dagegen den Raum der Grundstücke auf der Nordseite der Behrenstraße. Wir befinden uns also jetzt auf dem Boden des Walles. Längs des Walles und der Hintermauer der Lindengrundstücke vermittelte eine „Wallgasse“ die Kommunikation.

Über den Graben führten nach außen zwei Brücken; die eine im Zuge der großen Tiergartenstraße (Unter den Linden) in der Gegend vor der jetzigen Russischen Botschaft, die andere an der heutigen Kreuzung der Behren- und Friedrichstraße. Die erstere hieß „Tiergartenbrücke“, die letztere „Potsdamerbrücke“. Der letztere Name bürgerte sich bald auch für die kleinen Häuser und Buden ein, die zwischen Brücke und Rosmarinstraße entstanden. Diese Brücke wurde noch im Jahre 1738 restauriert und mit hölzernen Buden versehen, aber beim Antritt der Regierung Friedrich des Großen samt den Buden beseitigt.

1689 übernahm der junge Kurfürst durch Vertrag mit seiner Stiefmutter die ganze Dorotheenstadt, auf der schon zwei Jahre vorher der „kurfürstliche Stall“ (später Akademie) zu bauen begonnen war.

Nachdem von 1689 an die „neue Friedrichstadt“ (cfr. Monatsblatt, Jahrgang IV, S. 73 ff.) angelegt war, wurde die Befestigung der Dorotheenstadt nicht allein überflüssig, sondern gradezu hinderlich. Dennoch wurde sie noch 24 Jahre beibehalten, bis Friedrich Wilhelm I. 1713 die Niederlegung des Walles anordnete. Er überließ die Wallflächen den Besitzern der Südseite der Linden zur Verlängerung ihrer Gärten, mit dem Auftrage den Wall zu beseitigen.

Zwischen der späteren Charlotten- und Friedrichstraße war aber inzwischen die innerhalb des Walles sich hinziehende Kommunikation mit einigen kleinen Häusern bebaut worden, die hier die Vereinigung der Wallfläche mit den Lindengrundstücken hinderten. Man ließ daher hier die Kommunikation unter dem Namen „Kleine Wallgasse“ bestehen, welcher Name sich bald nach einer der dort hausenden Dirnen in „Rote Marienstraße“ verwandelte, woraus später „Rosmarinstraße“ wurde. Wer nun den Wall längs der Rosmarinstraße niedergelegt und von der Fläche Besitz ergriffen hat, habe ich noch nicht ergründen können. Tatsache ist, daß die Fläche dann als ein Baumgarten bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bestand und zuletzt dem Leibarzt Fr. W. II., Geheimen Hofrat Brown, gehörte, der 1794 die einzelnen Parzellen verkaufte, nachdem sie auf Kosten des Königs im Jahre 1793

mit großen dreistöckigen Häusern bebaut worden waren. No. 47, das Grundstück auf dem wir uns befinden, kaufte der Geheime Finanzrat Honig für 7000 Thaler, Nr. 48 der Prinzl. Kammerdiener Espagne für denselben Preis. Das letztere besteht heute noch fast unverändert.

Das erste Haus auf der durch Beseitigung des Wallgrabens gewonnenen Fläche war das Behrenstraße 31, 1696 vom Ingenieur Behr erbaut. Nach diesem ersten Bewohner wurde dann auch die Straße benannt. Die Reste des Grabens aber wurden erst Ende des 18. Jahrhunderts gründlich zugedämmt, denn Chodowiecki, der in No. 31 wohnte, hat auf einer seiner Radierungen von 1794 die Straße ironisch mit „rue de fossés“ bezeichnet, weil es dort übel roch.

Folgen wir nun noch den weiteren Schicksalen dieses jetzt der Firma Trarbach gehörigen Grundstücks. Es blieb bis zum Jahre 1861 im Besitz der Honigschen Erben. Von diesen kaufte es der Wirkl. Geh. Rat Graf v. Königsmarck für 70 000 Thaler, der es 1872 an den Rittergutsbesitzer Simon Cohn für 325 000 Thaler verkaufte. 1890 erwarb es die Internationale Bank, die das fast 100jährige Haus modernisierte. In dem Sitzungssaal, I Treppe hoch, fanden dann unter Mitwirkung des Direktors der Bank, Generalkonsul Goldberger, im Jahre 1891 mehrmals Beratungen statt, die der Gründung unserer „Brandenburgia“ vorangingen.

Herr Geheimrat Friedel bemerkte hierauf:

Gestatten Sie mir noch zwei zur Sache gehörige Punkte ganz kurz zu erwähnen.

Zunächst das Fassadenrecht der Krone Preußen. Was dasselbe für die drei alten Residenzstädte Preußens Berlin, Charlottenburg und Potsdam bedeutet, habe ich in der Brandenburgia erst kürzlich erörtert. Auch zur Herstellung der Fassade des jetzt Kreßmannschen Hauses hatte der König im 18. Jahrhundert beigesteuert. Als daher der Bau, wie er vor dem jetzigen Hause stand, vor zwei Jahren abgerissen werden sollte, wurde der Abbruch beanstandet, bis sich herausstellte, daß das zu beseitigende Gebäude nicht mehr das alte war und die Internationale Bank für Deutschland bereits dasselbe gründlich verändert hatte. Nachdem dies aufgeklärt war, konnte der Abbruch vor sich gehen. Dies ehemalige Bankgebäude — namentlich die innere Haupttreppe, escalier d'honneur im Roccocostiel — war mit Opulenz ausgeführt worden, genügte aber nicht den Ansprüchen, die u. M. Herr Kreßmann wirtschaftlich und baulich zu stellen genötigt war und mußte deshalb verschwinden.

Da in der Brandenburgia bekannt ist, daß ich städtischerseits mit den Vorschlägen für die Straßennamen und mit der Anbringung der gänzlich veränderten neusten Straßennamenschilder beauftragt bin, wurde ich gefragt, ob ich nicht den unrichtigen Namen Behren-

Straße beseitigen und dafür Behr-Straße setzen würde, da, wie schon der Vorredner angedeutet, die Straße nach einem Ingenieur Behr benannt sei. Ich erwidere darauf, daß ich mich hierzu weder für befugt erachte, noch, daß ich einen dahin abzielenden Antrag stellen würde. Der Name Behren-Straße ist hier durch mehr als hundertjährige Überlieferung geheiligt und deshalb unantastbar. Sagt man doch auch Georgen-Straße, obwohl der betreffende Eigentümer George hieß und Sophien Straße, statt Sophie-Straße, obwohl es sich um eine einzelne Sophie heißende Person handelt.

Die Herren Baumeister des Hauses Meyer und Walther erläuterten demnächst den Plan des Hauses nach Grund- und Aufrissen.

Mit einer Durchwanderung des prächtigen Gebäudes in allen Stockwerken endigte die Besichtigung des Prachtbaues, dessen Einzelheiten Bewunderung erregten.

Herrn Kreßmann und seiner Gemahlin wurde, nachdem noch eine Photographie der Teilnehmer bei Blitzlicht stattgefunden, für die heut der Brandenburgia gebotene wissenschaftliche Anregung sowie für die überaus freundliche Aufnahme der herzlichste Dank seitens des Vorstandes und seitens sämtlicher Teilnehmer ausgesprochen.

---

20. (8. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 22. Februar 1905, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV her.

A. Allgemeines.

I. Der Verein für die Geschichte Berlins feierte am 28. Januar d. J. sein vierzigjähriges Bestehen. Wir nehmen herzlichen Anteil an diesem freudigen Ereignis und wünschen dieser Vereinigung, welche an der Spitze der geschichtlichen Erforschung unserer Reichshauptstadt steht, auch fernerhin fröhliches Gedeihen und reiche Erfolge auf dem Felde der Wissenschaft. Über eine bei dieser Gelegenheit erschienene Festschrift wird das Nähere weiter unten berichtet.

II. Von den populärwissenschaftlichen „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke“, lege ich die reich illustrierte Nr. 2 des I. Jahrganges vor.

III. Führer durch die Sonderausstellung: Die Kunst auf dem Lande. Dieses Büchlein, verfaßt vom Direktorial-Assistenten Herrn Dr. Peter Jessen lege ich vor, um zu einem Besuch dieser sehr interssanten, sich im ländlichen Heimatgebiet bewegenden Schaulegung im K. Kunstgewerbe-Museum innerhalb dieses Monats anzuregen. Aus der Provinz Brandenburg ist manches Bemerkenswerte vorhanden, z. B. Photographien, welche u. M. Robert Mielke von verschiedenen Bauernhaustypen gefertigt. Der Spreewald ist insbesondere ansprechend durch Trachten vertreten. Die eigenartige Ornamentik der Ostereier des Spreewaldes ist durch eine ausgiebige Sammlung des Märkischen Museums veranschaulicht. Daß Hamburg, Holstein, Nordfriesland u. a. nordische Landesteile mit urwüchsigem Bauernkunstfleiß reich vertreten sind, versteht sich von selbst. Das Beste hiervon hat das unter Justus Brinckmanns vortrefflicher Leitung stehende hamburgische Kunstgewerbemuseum geliefert.

IV. Auf der 9. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 14. Febr. 1905 ist manches vorgekommen, was die Heimatkunde angeht. Einen Lichtbildervortrag hielt bei dieser Gelegenheit u. M. Robert Mielke. Der Redner führte etwa folgendes aus: Das deutsche Dorf ist der für uns erkennbare Anfang politischer Geschichte in Deutschland. Aus ihm leiten sich zum Teil die städtischen Anlagen ab, welche in ihrer äußeren Gestalt noch vielfach an diesen Ursprung erinnern. Während sich aber die letzteren selbständig weiter entwickelt haben, blieb das Dorf in seiner äußeren Gestalt unberührt, weil seine wirtschaftlichen Grundlagen im wesentlichen unverändert weiter bestanden. Diese war eine durchaus künstlerische und schlichte, die durch den kulturstärkenden Einfluß der Bewohner als Bodenbesitzer und Erbgesessene und durch die Mitwirkung des Hofhandwerks bis vor wenigen Jahrzehnten von echt deutschem Geist durchdrungen war und sich in landschaftlichen Gruppen weit gegliedert hatte. Erst durch die wirtschaftliche Umwälzung des letzten Jahrhunderts und die sich anschließende Vormacht der großen Städte änderte sich das Bild des alten Dorfes ungünstig; denn man hatte nur städtische Formen vor Auge und vergessen, dass das Dorf eine durchaus selbständige Gemeinschaft war, die ihre künstlerische Gestaltung aus sich heraus entwickeln mußte. Diese wird bestimmt durch das Einfügen in das Landschaftsbild und durch die inneren Verhältnisse wie Straße, Haus, Anger, Kirche, Zaun, Baum u. a. An der Hand von 60 Lichtbildern, unter denen die Provinz Brandenburg mit Petersdorf bei Fürstenwalde, Ütz, Rogäsen, Pessin, Vehlow, Falkenrehde, Zützen bei Baruth, Wiepersdorf, Rüdnitz bei Krossen vertreten war, zeigte dann der Redner die vorbildlichen Formen des landschaftlich ausgebildeten Dorfes. Er ging von den westdeutschen Einzelhöfen

zu dem Straßen- und Runddorf des Ostens vor. Andrerseits ergänzte er seine Ausführungen durch das Haufen- und Gemengdorf.

V. Einladung zum XV. Deutschen Geographentag in Danzig am 13., 14. und 15. Juni 1905. Diese Einladung erscheint um so willkommener, weil wir bekanntermaßen die Heimatkunde als ein Glied der Erdkunde betrachten. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. H. Conwentz, Direktor des Westpreuß. Prov.-Museums, ist der Vorsitzende des Ortsausschusses.

VI. Zum Heimatschutz wird nicht mit Unrecht der Schutz der heimatlichen Mundarten gegen das vorlaute Eindringen des schriftmäßigen Hochdeutsch gerechnet. In einem vorliegenden Falle handelt es sich um die Notwehr des Plattdeutschen. Der Vorstand des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes hat in seiner letzten Sitzung die vom Hinstorffschen Verlag angekündigte hochdeutsche Übersetzung von Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“ einer Besprechung unterzogen und einstimmig folgende hierauf bezügliche Entschließung gefaßt: „Der Verband spricht sein Bedauern darüber aus, daß gerade die Hinstorffsche Hofbuchhandlung, die ihren Ruf und ihren Erfolg zum großen Teil Fritz Reuter verdankt, das Meisterwerk unseres unsterblichen Humoristen zu verhochdeutschen unternimmt. Der Verband verurteilt ein derartiges Unterfangen als eine Versündigung am Geist der plattdeutschen Sprache, als eine Vergewaltigung der Dichtung, die wie keine andere in ihrer Ursprünglichkeit Eigenart und Wesen des niederdeutschen Volksstammes darstellt. Fritz Reuter selber hat eine derartige Übertragung seiner Stromtid aus sprachlichen, ästhetischen und besonders auch aus nationalen Gründen als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet und deshalb sich ernst und feierlich dagegen verwahrt.“ — Diese bemerkenswerte Kundgebung des niederdeutschen Verbandes ist sicherlich im Geiste Reuters gehalten und kann uns umsomehr willkommen sein, als auch leider in der Provinz Brandenburg die traulichen Volkssprachweisen durch eine Art „Messingsch“ d. h. ein Gemisch unverdauten Schriftdeutsch entstellt werden. Die Geistlichen und Lehrer auf dem Lande sollten dem ernstlicher als bisher entgegentreten.

VII. Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. Ich habe dasselbe in der Brandenburgia öfters vorgelegt, jetzt geschieht dies mit dem wiederum von Prof. Dr. M. Neefe, Dir. des Stat. Amts der Stadt Breslau herausgegebenen 12. Jahrgang (Breslau 1904), welcher auch, neben Berlin, die größeren Städte unserer Heimatprovinz berücksichtigt.

B. Persönliches.

VIII. Unser Ehrenmitglied, der Direktor des Zoologischen Museums unserer Universität, Geheime Regierungsrat Professor Dr. Karl Möbius, hat am 7. d. M. seinen 80. Geburtstag in voller Rüstigkeit gefeiert und

der Vorstand ihm dazu die wärmsten Glückwünsche der Brandenburgia ausgesprochen. Herr M. hat auf das Freundlichste hierfür gedankt.

IX. Adolf von Menzel † 9. d. M. Bereits sind fast zwei Wochen seit der Trauerkunde vom Abscheiden des gefeierten Altmeisters verflossen und was hat sich nicht inzwischen, in unserm gerade jetzt besonders schnell dahinrauschenden Zeitstrome alles an Erfreulichem und Unerfreulichem, an Tragischem bis zum Grausigen und Entsetzlichen zugetragen, ein Ereignis das andere gewissermaßen überstürzend! Auch ist inzwischen eine solche Fülle von Adolf Menzel-Artikeln teils biographischer, teils kritischer Natur in den Tageszeitungen und in den Fachzeitschriften erschienen, daß wir heut uns in der Brandenburgia die Frage vorlegen, ob wir in unserem heimatkundlichen Kreise über den Altmeister überhaupt noch etwas Neues vorzubringen vermögen. In jedem Falle aber wollen wir unsers Menzels als Malers und Zeichners gerade unserer märkischen Heimat gedenken. In geschichtlicher Auffassung hat er sie als Schilderer der friderizianischen Epoche verewigt. Ich brauche nur aus jener Zeit an die Darstellungen zu erinnern von Berlin, Charlottenburg, Potsdam mit Sans-Souci, Rheinsberg, Neu Ruppin, Schwedt a. O., Köpenick, Küstrin und vielen anderen märkischen Orten. Dazu die charakteristischen geschichtlichen Persönlichkeiten, Friedrich Wilhelm I. mit seiner ganzen Familie. Aus diesen turmhoch hervorragend der junge und der alte Große Fritz mit seinem Freundeskreis von Künstlern und Gelehrten, Staatsmännern und Feldherren. Am weitesten, d. h. räumlich über die ganze zivilisierte Erde, bekannt sind einzelne von den hierauf bezüglichen großen Ölgemälden, insbesondere das Flötenkonzert und die Tafelrunde in Sans-Souci. Aber eindringlicher verbreitet, viel tiefer und weiter in der eigentlichen großen Volksmenge unserer Heimat erscheinen doch die zahlreichen Zeichnungen, Illustrationen zu Geschichtswerken u. dgl., welche in ungezählten tausenden von Exemplaren in die Nation eingedrungen sind. Gerade diese Zeichnungen haben den Großen König und seine Zeit, seine kriegerischen Heldentaten und sein Heer so außerordentlich volkstümlich gemacht und unsern Kaiser und König bestimmt, dem ehrwürdigen Menzel gewissermassen als Vertreter der altpreußischen militärischen Überlieferungen die höchsten Ehren zuzuerkennen, die je zuvor bei uns ein Künstler erfahren.

Für uns gehen Menzels Verdienste um die Heimatkunde weit über die friderizianische Epoche hinaus, er ist den markanten Erscheinungen der Zeit stets mit Aufmerksamkeit gefolgt und hat viele aktuelle Werke unserer neusten Epoche von packender Wahrheit geschaffen, ich erinnere nur an die Abfahrt Kaiser Wilhelms des Großen zum Kriegsschauplatz i. J. 1870, an das Eisenwalzwerk u. dgl. Auch an Humor hat es dem Altmeister nicht gemangelt, wie aus Bildern, z. B. Hoffestlichkeiten darstellend, hervorgeht.

Daß Menzel auch einiges Landschaftliche geschaffen, ist wenig bekannt; deshalb gerade zeige ich Ihnen heut eine Landschaft vor, welche für gewöhnlich mein Amtszimmer 125 im Rathaus schmückt. Das Ölgemälde ist nicht ganz vollständig bis zum Letzten übermalt, wie Sie aus den Partien links ersehen wollen, es war vom Künstler früher auf 30000 M geschätzt und ist schließlich für das Märkische Museum seitens der Städtischen Kunstdeputation um 18 000 M angekauft worden.

Was stellt es dar? Das werden Sie sowenig gleich erraten, wie es bisher allen früheren Beschauern ergangen ist. Es soll ein Blick vom Schafgraben auf den Kreuzberg sein, mit der Unterschrift Menzel 1847 versehen, jedoch gewahrt man von dem am 30. März 1821 enthüllten Nationaldenkmal nichts. Die ganzen Umgebungen um den Berg selbst sehen so wildromantisch aus, daß man eher an die Vorläufer des Thüringer Waldes denken möchte. Die spärlichen Baulichkeiten erinnern aber an Berlin und seine Umgebungen, so das rote Ziegeldach des unscheinbaren Gebäudes an den Stil der ehemaligen Gebäude des Halleschen Tores und die Häuschen mit flachen Zink- oder Pappdächern an die damals gerade aufgekommene Ausstattung von Häusern.

In jedem Falle ist diese Schöpfung des großen Meisters eine höchst merkwürdige.*)

Auch verweise ich auf die vielen heut ausgestellten Menzelschen Zeichnungen des Märkischen Museums, die älteste von 1834, künstlerische Lehrbriefe der Innungen, Einladungs- und Speisekarten, Glückwunschadressen u. dgl. mehr, alles Arbeiten, die von Fleiß, liebevollem Versenken in den Gegenstand und von großer Originalität Zeugnis ablegen.

So sehen wir denselben als echten Maler und Zeichner unserer märkischen Heimat. So wird er uns allezeit vor Augen schweben und so wollen wir ihn auch heut ehren.

Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.

---

*) Zwei mehr anekdotenhafte Züge seien hier noch um deswillen erwähnt, weil der eine in die biologische Skizze als interessanter Beitrag gehört. Der Umstand, daß A. v. Menzel viele Jahre hindurch Epileptiker gewesen, diesen Zustand aber wider die herkömmliche Entwicklung der Krankheit fast vollständig überwunden hat. Die zweite Tatsache betrifft ein Mitglied unserer Brandenburgia. Señor Don Emilio Bustamante-Rubio aus Malaga, der vor einigen Wochen mit eigener Gefahr den alten Herrn vor dem Überfahren durch einen Wagen der elektrischen Bahn am Leipziger Platz rettete. Die Sache ist in allen Zeitungen besprochen worden; der Retter hat sich aus Bescheidenheit nicht gemeldet und mit der Danksagung Menzels begnügt. Wir können mit Genugtuung sagen, daß es einer der Unserigen war, der ihn vor einem schrecklichen gewaltsamen Tode bewahrte.

Unser Mitglied Herr Dr. Friedrich Netto wird jetzt das nachfolgende von ihm verfaßte Gedicht vortragen:

Altmeisters Heimgang.

Ein Februartag war's und Sonnenschein,
Da senkten sie Menzeln ins Grab hinein.
Mit goldenem Glanze der Himmel strahlt
Auf alles, was er so oft gemalt:
Das Schloß, den Dom und „Unter den Linden",
Wo sich die Massen zusammenfinden.
Nicht nur die Kunst ja trauert heute,
Nein, es kommen auch kleine Leute,
Der Mann aus der Werkstatt und vom Bau,
Sie kannten Menzeln alle genau.
Er war ihnen was; sie wollen's beweisen,
Grad wie das offizielle Preußen.
Und nun kommt's daher im Federhut,
Mit Schläger und Schärpe, jung Künstlerblut.
Es ragt die Standarte stolz empor,
Umwallt vom schwarzen Trauerflor.
Dann auf dem Leichenwagen der Sarg,
Der, was sterblich war an Menzel, barg.
Königsdiener die Rosse führen,
Die preußische Adlerschabraken zieren.
Und hinter dem Sarge im vollen Ornat
Von der Akademie der Senat,
Minister, Generäle und Bürgermeister
Und Professoren, Erlauchte Geister.
Dann Wagen voll Lorbeer, ein grüner Hain,
Von Kränzen mit Schleifen, groß und klein.
Zuletzt ein Wald von Fahnen weht:
Vorüber der Universität
Die Chargierten in Vollwichs im prunkenden Zuge!
Ab rollt das Bild sich, wie im Fluge.

*

Und drüben vor seinem Schlosse steht
Des Deutschen Kaisers Majestät.
Der schaut dem greisen Meister nach,
Des scharfes Auge im Tode brach.
Es ruht die fleißige Künstlerhand,
Aus der eine Welt von Schönheit erstand.
Menzel hat uns so Vieles verklärt!
Nun ward er vom Kaiser fürstlich geehrt.
Die stolzen Garden hielten Wacht,
Als ihn umrauscht des Todes Nacht.

*

Und der Zug wallt durch die Menschenmauern,
Die Tausende stehen in stummem Trauern.
Zum Grabe geht es. Die Lorbeerkron'
Der Mutter Gruft ziert. Und der Sohn,
Der seine Eltern als Greis noch geehrt,
Ist nun zu den Seinen zurückgekehrt.
Es tönen die Reden, bei Schlägerklang
Erschallt ergreifend der Schlußgesang.
Dann verläuft sich die Menge, man eilt nach Haus,
Altmeister Menzels Grabfahrt ist aus. —

* * *

Doch sein unsterblicher Geist schwang empor
Sich durch der Wolken schattenden Flor.
Nun pocht er an die Himmelstür,
Da treten stolze Gestalten herfür,
Die Ritter vom Schwarzen Adler empfangen
Den Meister, der zur Vollendung gegangen.
Da grüßt Kaiser Friedrich, der Dulder, so mild,
Wie er ihn uns malte auf köstlichem Bild,
Der rote Prinz drückt ihm nervig die Hand,
Und alle kommen, die uns bekannt
Und lieb durch unsern Menzel sind,
Und die in Preußen kennt jedes Kind:
Seydlitz, Schwerin und der alte Zieten
Gar freudigen Willkomm ihm bieten.
Wie beim Sans-Souci-Fest naht mit kernigem Gruß
Major Cethegus Lentulus.
Ja, als Menzel wurde achtzig Jahr,
Stellte Kaiser Wilhelm so ihm sich dar.
Und Menzel erkannte ihn, wie sich's gebührt,
Und ward dann in die Versammlung geführt.
Mit Sponton, Blechmütze und Bajonett
Salutierte die Wache, gepudert, adrett!
Nun darf er wirklich in himmlischen Auen
Die liebgewordenen Gestalten schauen.
Und sieh, mit Krückstock und Dreispitz winkt
Dort Friedrich der Große. Sein Auge blinkt
So hell, so strahlend! In Hochkirchs Nacht
Blitzte es so in belebender Pracht!
Da jagte der König auf seinem Schimmel
Durch des Nachtgefechtes Getümmel.
Und wo sein erznes Kommando schallt,
Packt's die Grenadiere mit Eisengewalt.
Sie ziehen feste, geschlossene Glieder,
Und reihenweise stürzen sie nieder
Im Kugelhagel. Doch immer aufs neue
Schließet die Lücken die preußische Treue.

Und wie ein strahlend Meteor
Stieg Friedrichs Ruhm zum Morgen empor.
„Bon soir, mein Lieber", Held Friedrich spricht.
Wie leuchtet Menzels Angesicht!
Das ist die Stimme, er hat ihr gelauscht,
Wenn ihn der Genius der Kunst umrauscht.
Und der König schnupft und fährt dann fort:
„Hör Er! Und glaub Er mir aufs Wort:
Man hat in meinem alten Preußen
Ihn einen großen Maler geheißen,
Weil Er gemalt mich und mein Heer,
Doch, cher ami, er tat viel mehr!
Er hat in nüchterner Zeit, statt Sottisen
Dem Volke Ideale gewiesen.
Er weiß, ich habe, so lang ich gelebt,
Für meines Volkes Glück gestrebt.
Aufklärung wollt' ich. Aus dem Graus
Des Schlendrians sollt' alles heraus!
'S war noch zu früh, noch nicht so weit.
Und auch die eiserne, blutige Zeit
Von anno sechs bis fünfzehn bracht'
Noch immer nicht die rechte Macht,
Dieweil das weite deutsche Land
Ja noch nicht war in einer Hand.
Man zankte sich in Kleinstaaterei,
Und Deutschland war jedem ganz einerlei.
Da rüttelte Er mit den Bildern zu Hauf,
Die schlummernden Seelen zum Handeln auf.
Da zeigte Er, wie mit den blauen Jungen
Um Ehre und Vaterland ich gerungen.
Und als der Wilhelm König ward,
Da hat Er die Farben nicht gespart.
Im Krönungsbild wies er aller Welt:
Die neue Zeit nun Einzug hält.
Er lehrte die Menschen wieder sehn!
Da durfte die deutsche Einheit erstehn!
Glaub Er mir, Menzel, so half Er mit,
Grad wie der Bismarck mit festem Tritt,
Grad wie der Moltke und der Roon,
Erbauten den deutschen Kaiserthron!
Es hat auch seines Geistes Macht
Dem Volke mit die Einheit gebracht!
Es wurde nicht bloß mit Kriegeswaffen
Das stolze deutsche Reich geschaffen!
Nein, auch die Kunst, die Wissenschaft
Hat vorwärts zur Tat die Seelen gerafft!
Drum ist zu Recht verliehen worden

Der hohe schwarze Adlerorden.
Hat Er Wilhelm den Großen schon salutiert?
Noch nicht! Eh bien! Es sich gebührt,
Daß ich Ihn führe zu seinem Herrn,
Dem Er gedient hat treu und gern!
Komm Er, Menzel, ich führe ihn!
Auch Er ist Kaisers Paladin!"

*

So spricht der König. Ein Sonnenstrahl
Durchflutet den hehren Himmelssaal.
Und Menzel darf dort droben sich freun
Und seinem Kaiser den Treuschwur erneun,
Er darf vor dem alten Kaiser sich neigen.
Der lächelt mild. Und nach langem Schweigen
Spricht er zu Menzel: „Dein treuer Sinn
Bracht zur Unsterblichkeit Dich hin.
Du kanntest die Arbeit! Du hast entbehrt
Wie ich in der Jugend! Gott hat Dir beschert
Ein reines Herz in tiefster Brust!
Es ward Dir selige Himmelslust!
Nun laß vor Gottes Thron uns treten
Und dort für unser Deutschland beten!"
Die Engel singen! Manch heiß Gebet
Für Kaiser und Reich vor Gott nun fleht!
Und segnet der Herr die deutschen Gauen,
Vom Himmel auf uns die Verklärten schauen,
Und Menzel weilt für alle Zeit
Im Saale der Unsterblichkeit.

Reicher Beifall wurde der schwungvoll vorgetragenen Dichtung gespendet.

C. Naturkundliches.

X. Statsgeolog Dr. Victor Madsens kritische Ankündigung meiner Quartärstudien in Dänemark und Norddeutschland. Eine Untersuchung von Nils Olof Holst. (In schwed. Sprache aus: Geol. Fören. Förhandl. No. 232, Bd. 27, Heft 1, S. 92—102). Herrn Dr. Holsts (Staatsgeologe in Stockholm) scharfsinnige Untersuchungen über Quartärstudien haben uns schon wiederholt beschäftigt (vgl. Brandenburgia XIII 55 u. 56 und 393—395). In vorliegendem Aufsatz weist Holst verschiedene Angriffe Madsens zurück. Vgl. auch Nr. XI.

XI. Zur Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm. Von W. Deecke. (Separat-Abdruck des naturw. Vereins für Neu-Vorpommern und Rügen zu Greifswald. 36. Jahrgang.) Verf. führt unter anderm aus, daß Tertiär-Manufakte aus Feuerstein dort nicht zu erwarten seien;

dies ist auch meine Meinung, wenigstens ist dergl. mir bislang nicht bekannt, ich habe nur von tertiärer Kultur innerhalb des älteren Diluviums, also nur von quartären Eolithen gesprochen. — „Für Rügen genügen die Beweise für den Diluvialmenschen nicht." S. 9. Ich erlaube mir für Rügen, für Vor- und Neuvorpommern und für Bornholm anderer Meinung zu sein. Für Bornholm bleibe ich dabei, daß dort schwere und große Feuersteingeschiebe und -Gerölle, die zur Fabrikation von Geräten geeignet sind, aus der Quartärzeit herrührend, neben zahllosen kleineren Feuerstein-Geschieben und -Geröllen vorkommen. Diese sind häufig verarbeitet, beispielsweise die von mir so oft erwähnten, meist ei- oder nierenförmgen Schwalbensteine, welche für die rechtsseitige Mündungszone des Ryckflusses bei Greifswald so charakteristisch sind. Diese kleinen Geräte aus Flint sind für einen bestimmten Abschnitt der mesolithischen Zeit eigentümlich und vermitteln den kulturellen Übergang vom jüngern Diluvium zum Alt-Alluvium. Da ich in diesem Frühling und Sommer wieder längere Zeit zu Forschungszwecken mich an der Ostseeküste von der Peene bis zum holsteinischen Gebiet und an der Nordsee auf Helgoland, Norderney und Borkum sowie an der untern Elbe linksseitig bei Stade, rechtsseitig zwischen Blankenese und Schulan-Wedel aufhalten werde, kann ich mir augenblicklich weiteres Eingehen versparen.

XII. Prof. Dr. Georg Schweinfurth: Über steinzeitliche Forschungen in Oberaegypten. Zeitschrift für Ethnologie, 36. Jahrgang 1904. S. 766—830. Sehr eingehende Behandlung des Problems der Eolithe und Palaeolithe, wie Sie aus der Originalabhandlung ersehen, auf Grund der von mir in der Dezembersitzung 1904 ausführlich besprochenen geistvollen uud bahnbrechenden Arbeiten unsers korresp. Mitglieds Rutot. Mit vielen guten und charakteristischen Abbildungen. Schweinfurth gibt auch diesmal viel mehr als der Titel verspricht, indem er u. A. auch auf unsere brandenburgischen Fundstücke und Lagerstätten von Palaeolithen und Eolithen eingeht. Inbezug auf unsere Provinz kann ich Herrn Schw. nicht überall beitreten; es fehlt ihm hier anscheinend noch an der genaueren Kenntnis unserer lokalen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten. Unter den Besprechungen, die sich an den Schweinfurth'schen Vortrag geknüpft, hebe ich besonders Herrn Prof. Dr. Jäkels Äusserungen, S. 827 ff., hervor, der vor dem Schematismus bei der Kritik der Flintsachen warnt. Dergleichen ist noch durchaus verfrüht, wir können namentlich die eolithischen Erscheinungen und Befunde durchaus noch nicht weder negativ noch positiv in Formeln bringen, müssen sie vielmehr noch lange, vielleicht noch Jahrzehnte lang beobachten und sammeln. Dieser Meinung, die ich vollkommen teile, ist auch Herr Konservator Eduard Krause, seit lange ein guter Beobachter, Sammler und Sachverständiger.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Die Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, welche Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie bildeten, gehen mit dem nun vollendeten 15. Band ein, weil das preuß. Kultusministerium seinen Unterstützungsbeitrag gekündigt hat. Die in dem Blatt erschienenen Mitteilungen waren zumeist dankbar zu akzeptieren, blieben aber durchaus lückenhaft und dienten lediglich zu einiger Entlastung der Hauptzeitschrift. Letztere wird nun wieder die Originalberichte über Ausgrabungen übernehmen.

In der letzten Nummer S. 84—89 veröffentlicht Hermann Busse (Woltersdorfer Schleuse), Besitzer einer ansehnlichen vorgeschichtlichen, zumeist brandenburgischen Sammlung von Altertümern, einen Aufsatz „Feuersteinmanufakte aus der Provinz Brandenburg, namentlich aus der Umgegend Berlins", welche auch zum Teil palaeolithisch zu sein scheinen, soweit man nach den Abbildungen S. 85 und der Beschreibung urteilen kann. Fundorte der fraglichen paläolithischen Stücke: Aufschüttung des Eisenbahndammes bei Letschin, Kreis Lebus, leider unbekannt, woher stammend. Ferner Kerzendorf, Kreis Teltow, ein klingenartiges Stück.

XIV. Wilibald von Schulenburg: Über Trudensteine. I. Mitt. In „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin". 1905, S. 91 u. 92. Es werden im Anschluß an meine Mitteilung in der Brandenburgia 1898 S. 493—506 Trudensteine und verwandte Gebilde aus Ostpreußen beschrieben.

XV. In Anlehnung an Herrn Rudolf Buchholz's Mitteilung über das zu Berlin bei den Ausgrabungen für das neue städtische Verwaltungsgebäude zwischen Jüden- und Klosterstraße gefundene Drillingsgefäß macht unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch (Guben) Angaben, welche sich auf ähnliche Funde aus der Niederlausitz beziehen.

XVI. Von demselben eingesendet lege ich Ihnen vor von den Niederlausitzischen Mitteilungen das sehr reichhaltige Doppelheft 7 u. 8 von Bd. VIII. Guben 1904.

XVII. Verzeichnis Märkischer Städte-Chroniken. Das 32 Seiten starke, hiermit vorgelegte Heft, hat u. M. Dr. Hans Brendicke, Hauptschriftwart des Vereins für die Geschichte Berlins, demselben zur Feier des 40jährigen Bestehens gewidmet. Der Titel besagt weniger als der Inhalt; indem dieser sich auf alle Städte der Provinz Brandenburg und auf Berlin erstreckt. Für Berlin sind mehrere Schriften nachzutragen, z. B. die Schrift: „Die deutsche Kaiserstadt Berlin" des Vortragenden. Ferner: „Berlin wie es ist" 1831. — Für Driesen: „Reckling, Geschichte der Stadt Driesen", Brandenburgia-Archiv IV. 1—84, 1898. Für Straußberg, Brandenburgia-Archiv 8, für Zehden die

Chronik des Bürgermeisters Melcher. Unrichtig sind die Schreibweisen: Küstrin, Köpenick, Kottbus, Krossen, Kalau; es muß nach der amtlichen Feststellung heißen: Cüstrin, Cöpenick, Cottbus, Crossen, Calau. — Die Titel-Bezeichnung „Chroniken" trifft nicht überall zu, da auch eigentliche Beschreibungen — was sehr nützlich erscheint — aufgeführt werden.

XVIII. Rolands-Rundschau.

1. Der sogen. Roland von Legde bei Wilsnack, Kreis West-Prignitz. Am 24. Januar 1905 schrieb unser verehrtes korresp. Mitglied Geheimer Archivrat Dr. Georg Sello, der beste aller jetzt lebenden Rolandsforscher an mich folgendes: „Mit ergebenstem Danke sende ich Ihnen hierbei die mir gefälligst mitgeteilte Piece des Märkischen Museums, betr. den sogen. Legder Roland, zurück und bemerke dazu. Der Tatbestand: Art der Skulptur, Standort, Bedeutung, Wortlaut der langen gereimten (jetzt unleserlichen) Inschrift steht durch Bekmanns und Götzes Mitteilungen einwandfrei fest. Auch des letzteren Angabe, daß der Stein „allgemein der Legder Roland genannt", scheint mir, für Götzes Zeit, nicht zu bezweifeln. Daß dieser Name jetzt nicht mehr im Gebrauche, scheint mir durch die Ermittlungen des Herrn Rektor Monke des weitern genügend festgestellt. Daß man bei dem Legder Bildwerk jemals an einen wirklichen Roland gedacht habe, ist völlig ausgeschlossen. Es kann sich nur um eine vergleichsweise Bezeichnung gehandelt haben. Hierfür bleibt es zunächst erheblich, den Habitus der dargestellten Figur zuverlässig zu kennen. Ähnelt diese in Haltung und Rüstung einem der modernen Rolande, etwa dem zu Buch, so ist die Erklärung der Benennung angebahnt. Fehlt ein solches Vergleichungsmoment, so ist die andere Tatsache heranzuziehen, daß noch im 16. Jahrhundert und wohl auch später auffällige Objekte, Bildwerke (Skulpturen und Gemälde) und andere Gegenstände (Glocken, Berge, Türme) den Roland-Namen erhielten. Ich erinnere an den von mir schon mitgeteilten Umstand, daß der Koloß von Rhodos gelegentlich als Roland bezeichnet wird.

Ist solche willkürliche Namensübertragung im „Legder Roland" für die Mark Brandenburg vorliegend, so haben wir gewonnen Spiel mit den Bildwerken zu Potzlow, Zehden, Landsberg a. W., deren Habitus den historischen Rolanden so wenig entspricht, und denen es an einer ergänzenden Geschichte fehlt."

Hiernach habe ich u. M. Otto Monke gebeten, uns eine Photographie des Legder Grabsteins, der früher zeitweilig als ein Roland bezeichnet gewesen zu sein scheint, zu beschaffen. Meine Bitte ist, wie ich gleich annahm, nicht unerhört verhallt. Herr Lehrer W. Thoms zu Legde hat am 18. v. M. durch Herrn Photographen Gustav Nesse in Wilsnack das in Legde stehende Bildwerk aufgenommen und Herrn Monke mit-

geteilt. Allen drei Herren unsern wärmsten Dank. Eine Beschreibung dieses Quitzow-Denksteins erübrigt, da die Photographie und deren Wiedergabe für sich selbst sprechen. Daß es sich um keinen eigentlichen Roland, sondern um einen individuellen Denkmalsstein handelt, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Kuhn und Schwartz sprechen in ihren Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg über das Legder Quitzow-Denkmal aus Sandstein, mitten an der Dorfstraße auffallender Weise überhaupt nicht.

Bekmann berichtet (Hist. Beschr. der Chur- und Mark Brandenburg, 2. Bd. 1753. S. 317) „Zu Legde ist die geschichte von der gewaltthätigen entleibung des damahls Jüngern Dietrichs von Quitzows, dessen begräbnüs sonsten zu Ruhestät ist, und seiner bedienten, auch was die thäter für einen lohn bekommen, an einem auf der strasse an dem ort, wo die mordthat verrichtet worden, aufgerichteten quaderstein, über welchem des erschlagenen bildnüs geharnischt in lebensgrösse ausgehauen, folgender masse zu lesen.“ Nun folgen 86 gereimte Zeilen, die da besagen, wie Dietrich von Quitzow am 25. Oktober 1593 Landsknechte, gegen 60 Köpfe stark, zu Ledge wegen Drangsalierung seiner Bauern zur Rede gestellt und in Wortwechsel mit dem Führer geraten sei, der durch Quitzows

Begleiter Christoph von Rhetstorff besonders gereizt worden zu sein scheint. Quitzow ward vom Pferde gerissen und erhielt von den Landsknechten 60 Wunden. Dann heißt es:

„Des Führers Weib schaut ungefehr
Daß er sein Haupt noch richt empor,
Alsbald sie zu Ihm einlauft,
Mit ihren Schuen Ihn tritt und rauft,
Endlich die Kehl ihm schneidet ab.
Ja das vom Weib war viel zu grob,
Die Augen Ihm auch ausstechen thut,
Also must bleib'n das Adelich Bluht
Zwar erbärmlich! Die Seel bei Gott
Ohn Zweifel ewig Ruhe hat,
Der Leib zu Ruhstät anher bracht
Hat sein Ruh bis an jüngsten Tag.
Der Knecht seinen Juncker zu rächen
Thät sich unter die Knechte stechen,
Verwund einen, must aber doch,
Ins Schultzen Hof kriechen zu Loch,
Dahin er floh für ihren Händen.
Der von Rehtstorff der thät sich wenden
Bald aus dem Dorf, aber bekam
Auch so viel Stich, daß Er da nahm
Ein kläglich End; Gott wol uns geben
Samt ihm das Ewige Leben.
Der Thäter Sieben bekommen han
Dafür auch ihren verdienten Lohn,
Welchen die Köpfe abgehauen,
Die man auf Stecken thut schauen
Von der Heerstraßen nicht sehr weit
Daß ander dadurch werden abgescheut;
Ihr zween zu Staup man geschlagen hat,
Zwantzig des Lands verwiesen that;
Diß Geschicht man drum wolt beschreiben
Daß sie sollt im Gedächtnüs bleiben.
Der lieb Gott wolle uns allzumahl
Bewahren für einen solchen Fall
Wenn wier Ihm uns täglich befehlen
So seyn wier behüt an Leib und Seelen.
Das gib uns Herr durch deinen Nahmen
Wers mit begehrt, der spreche Amen.
Anno Domini 1595."

Herr Lehrer Thoms schreibt unterm 18. v. M.: „Es ist Tatsache, daß der Dietrich von Quitzow, ein direkter Nachkomme des bekannten Dietrich v. Quitzow, ein seit 2 Jahren verheirateter Mann von 32 Jahren, von Glöwen von der Jagd kommend, auf dieser Stelle am 25. Oktober

1593 erschlagen worden ist. Auf dieser Stelle wurde sein Pferd begraben und ihm ein Denkmal gesetzt; genau eben solch Denkmal, jedoch besser erhalten, befindet sich in der Kirche zu Rühstädt, in deren Gewölbe die Leiche bestattet wurde. — Von einer Familie, die seit dem 17. Jahrhundert hier ansässig ist, ist mir die Veranlassung zu dieser Mordtat, sowie die Tat selbst ganz anders berichtet worden, als wie sie Fontane in seinem Buche: „Fünf Schlösser der Mark“ wiedergibt und dürfte diese mündliche Überlieferung nach meiner Meinung wohl die richtigere sein.“

Herr Thoms ist gebeten worden, seine Überlieferung der Brandenburgia mitzuteilen.

2. „Der Roland der alten Heerstraßen“. U. M. Herr Rektor Otto Monke schreibt mir am 15. d. M.: Zur Rolandfrage erlaube ich mir Ihnen folgenden Passus aus einem heut eingelaufenen Briefe des Herrn Pastor Giertz (Petershagen bei Fredersdorf a. d. Ostbahn) mitzuteilen. „Vor Jahren, ohne daß ich leider jetzt die Quelle angeben kann, sagte mir jemand: dergleichen Kreuze*) sind öfter der Roland der alten Heerstraßen. — Soviel mir erinnerlich, meinte der betr. Herr nicht die bekannte Rolandsache als solche, sondern nur die vergleichsweise Andeutung, daß dergleichen Kreuze öfter am Wege in Ortschaften anzutreffen, durch welche die alte berechtigte Heerstraße lief, welche Warenzüge passieren mußten.“

Soweit Herr Pastor Giertz. Dadurch wird die von Herrn Archivrat Dr. Sello aufgestellte Ansicht über die gelegentliche, eigentlich mißbräuchliche Anwendung des Namens Roland einerseits bestätigt, andererseits aber auch der Kreis der Denkmäler, auf welche man zeitweilig den Namen Roland angewandt hat, erheblich erweitert.

Die Mitteilung ist nicht etwa das Ergebnis einer Unterhaltung über die Rolandfrage, sondern sie erfolgte nur beiläufig; wir korrespondierten nämlich über einige Sühn- bzw. Mordkreuze.

3. Roland als Name. Der Familienname Roland kommt in Groß-Berlin nach dem diesjährigen Adreßbuch 24mal vor, die Schreibweise Rohland 26mal. Bekanntlich ist im Mittelalter, z. B. in Berlin, die Schreibweise Ruland viel mehr als Roland verbreitet gewesen. Der Name Ruland kommt a. a. O. 5 mal, die Schreibweise Ruhland 31 mal, die Schreibung Rühland 2 mal vor, dagegen fehlt der Name Rüland.

Eine Roland-Apotheke ist seit einigen Jahren in der Turmstraße 16 (Inhaber Norbert Bermann), dazu kommen 2 Zeitschriften „Der Roland“: eine literarisch-publizistische und die uns allen wohlbekannte heimatkundliche unsers Mitgliedes Herrn Curt Kühns.

Sehr bekannt ist das prachtvoll eingerichtete Wirtshaus zum Roland

*) Gemeint sind die bekannten Sühn- oder Mord-Kreuze.

von Berlin, Potsdamer Strraße 127/128, dem Regierungsbaumeister W. Walther gehörig.

4. Die Deutsche Städtezeitung. Illustrierte Wochenschrift für Gemeinde-Verwaltung und Städte-Interessen, welche im 1. Jahrgang hierselbst erscheint, hat als Titel-Vignette eine zwischen zwei heraldischen Adlern stehende Rolandfigur gewählt, deren beide Hände sich auf den Griff des mächtigen, vorn auf den Boden gestützten Schwertes stützen, erinnernd an die Rolandfigur, welche i. J. 1903 als Emblem der deutschen Städteausstellung in Dresden gewählt war.

5. Roland zu Bremen von Friedrich Rückert. In den neueren Gedichtsammlungen Rückerts fehlt sein Rolandslied. Ich bin gebeten worden, es zu reproduzieren, dies geschieht nachfolgend nach einer Abschrift, die u. M. Herr Professor Dr. Otto Pniower aus der Urausgabe „Kranz der Zeit", Stuttgart 1817, S. 265 flg. freundlichst buchstäblich entnommen hat.

Roland zu Bremen.

1. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Steht er im Standbild
Standhaft und wacht.

2. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaisers
Karls in der Schlacht.

3. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Männlich die Mark einst
Hütend mit Macht.

4. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen; —
Wollten ihm Wälsche
Nehmen die Wacht.

5. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen; —
Wollten ihn Wälsche
Werfen in Nacht.

6. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Lehnet an langer
Lanz' er und lacht.

7. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen; —
Ende ward wälschem
Wesen gemacht.

8. Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Wieder wie weiland
Wacht er und wacht!

XIV. Auf Wunsch vorgelegt: „Die Volksunterhaltung", Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung. Unter Mitwirkung des Schiller-Theaters herausgegeben von Raphael Löwenfeld." Jährlich 12 Hefte. VII. Jahrgang Nr. 1 u. 2, Januar und Februar 1905.

Obwohl unsere Vereinigung eine wissenschaftliche ist, nehmen wir im Interesse der Heimatkunde doch gern von dergleichen volkstümlichen Bestrebungen Kenntnis und wünschen ihnen in den breitesten Volksklassen besten Erfolg.

E. Bildliches.

XX. Ornament. Zeitschrift für angewandte Kunst. Verlagsanstalt: Karl Koch-Kraus, Berlin. IX. Jahrgang 1904, Januar. In dieser gut redigierten, vortrefflich typographisch und künstlerisch ausgestatteten Zeitschrift finden sich besonders interessante kunstgewerbliche Aufsätze von Ernst Engel-Charlottenburg. In dem gedachten Heft S. 3 flg. „Zur Lage des Kunstgewerbes". Im Februarheft 1904 über den Kunsttechniker (Tischler, Dekorateur) Adolf Beuhne in Hamburg und im Januarheft 1905 über die Keramik von Theo Schmutz-Baudiß in Berlin. Ich empfehle diese aktuellen Bestrebungen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit umsomehr, als wir am 1. Mai d. J. die unter Herrn Direktor Tradt blühende Städtische II. Handwerkerschule in der Andreasstraße besuchen werden, wo Sie sich überzeugen dürften, daß die Stadtgemeinde Berlin in der Tat ganz Außerodentliches leistet und aufwendet, um das Gewerbe und die Handfertigkeit nach der künstlerischen Seite zu heben.

XXI. Vom Haus Trarbach, Behrenstraße 47, seitens unseres verehrten Mitgliedes Paul Kreßmann am 11. d. M. der Brandenburgia gezeigt, lege ich Ihnen heut eine ansprechende Photographie der Fassade und der künstlerischen Ausschmückung derselben vor.

XXII. Der Güte unseres Mitgliedes Herrn Schack verdankt das Märkische Museum die Ihnen vorgezeigten acht Ansichtspostkarten aus Friedeberg in der Neumark und Umgegend.

XXIII. Eine halb wehmütig halb humoristisch anklingende Photographie „Der letzte Omnibus zwischen Französisch-Buchholz und Heinersdorf" 29. Juni 1904, jetzt durch elektrische Straßenbahn ersetzt, legt Herr Rektor Monke vor.

XXIV. Herr Dr. Friedrich Netto, unser geschätztes Potsdamer Mitglied, weist eine schöne Folge von photographischen Postansichtskarten vor, bezüglich in der Hauptsache auf das Orangeriehaus mit den erbeuteten, neu aufgestellten astronomischen Instrumenten von Peking, welche im 17. Jahrhundert seitens der Jesuiten dem Kaiser von China geschenkt wurden. Ferner vom Chinesischen Pavillon in Sans-Souci, vom Japanischen Häuschen daselbst, vom Drachenhäuschen, vom Belvedere am Drachenberg u. s. f. Diese Photographien nimmt das Märk. Museum mit bestem Dank seitens des Herrn Dr. Netto in Empfang.

Derselbe hielt darauf einen Vortrag über:

Die neuen Anlagen zwischen der Orangerie und dem Drachenberge bei Sans-Souci.

Die sehr beifällig aufgenommenen Mitteilungen wurden durch Karten, Pläne und Bilder bestens unterstützt.

In der zweiten Hälfte des Juni wird unter gütiger Führung des Herrn Dr. Netto die Brandenburgia eine Wanderfahrt nach der eben-

gedachten reizvollen Umgebung Potsdams unternehmen, zu einer Zeit also, wo die zahllosen herrlichen Rosen daselbst in vollster Blüte sind. Es werden dann geschichtliche Einzelheiten dem Bericht über die Führung einverleibt werden.

XXV. Herr Stadtschulinspektor Schulrat Dr. Fritz Jonas hielt nachfolgenden Vortrag:

Über Eberhard von Rochow.

Hochverehrte Versammlung!

Mein Vortrag gilt dem hochverdienten märkischen Edelmann Friedrich Eberhard von Rochow auf Reckahn, zu dessen dankbarem Gedächtnis uns die hundertste Wiederkehr seines Todestages — er starb am 16. Mai 1805 — in diesem Jahre besonders verpflichtet. Seine Wirkungszeit fiel in das Zeitalter Friedrichs des Zweiten, der schon als Kronprinz die großen Worte geschrieben hatte, deren Erfüllung er als König nach Möglichkeit erstrebt und durchgeführt hat: „Ich wünsche mir nichts mehr, als ein edles, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hat, zu denken, zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. Aberglaube, geistlicher Despotismus und die Unduldsamkeit hindert die Entwicklung der Talente, Freiheit zu denken erhebt Geist und Gemüt". Friedrichs des Großen Vater hatte sein Volk in harter Zucht erzogen und bis zu seinem letzten Atemzuge unter strenger Vormundschaft gehalten. Der Sohn erkannte seine Aufgabe darin, Aufklärung in seinem Volke zu verbreiten, es geistig mündig zu machen und den Talenten freie Bahn zu geben. Noch herrschte auch er als Despot, noch traf er bis in das Kleine und Kleinste hinein selbst die Entscheidungen, aber er gab die Kritik über seine Entscheidungen frei, er gab den Richtern Unabhängigkeit, er beachtete den Rat und den Widerspruch seiner Beamten und er erkundete und ermutigte jedes gemeinnützige Streben und Tun einzelner Bürger. Er beförderte Kunst und Wissenschaft, ohne sie gängeln zu wollen. Er wollte, um mit Schillers Marquis Posa zu sprechen, Menschenglück aus seinem Füllhorn strömen, Geister in seinem Weltgebäude reifen lassen und seinen Untertanen Gedankenfreiheit geben. Seine eigene Größe und Bedeutung bewirkte, daß bis in sein Alter hinein die aufstrebenden Geister in seinen Bahnen blieben, daß ihm die Führerrolle verblieb, aber überall regte sich in seinen Landen der Drang gemeinnützig zu wirken und die großen Absichten des bewunderten und von der ganzen Welt den Preußen beneideten Königs fördern zu helfen. Nur den mächtigen Aufschwung der deutschen Literatur durch Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller vermochte er, der unter dem Einfluß der französischen Literatur herangewachsen war, nicht mehr zu würdigen, und nur in der Wissenschaft schuf Kant

eine neue Weltanschauung, die dem König fremd blieb, auf allen anderen Gebieten war der große König der führende Geist seines Zeitalters, das mit Recht nach ihm den Namen des Friderizianischen Zeitalters trägt. So nannte ihn Goethe treffend den „Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien".

Schon in der ersten Woche seiner Regierung bemühte er sich, den einst ausgewiesenen Philosophen Wolff zurückzuberufen. Er schrieb deshalb an den Probst Reinbeck in Berlin: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube ich, daß Er ein Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadieret." Wolffs Philosophie zeichnete sich nicht durch Tiefe aus und ist wissenschaftlich durch Kant bald überholt worden. Aber sie wirkte durch ihre Gemeinverständlichkeit auf weitere Volkskreise ein, als es den Werken der Großen im Reiche der Wissenschaft, wenigstens für ihr eigenes Zeitalter, meist beschieden ist. Sie ging im Unterschied zu den religiösen Anschauungen der Orthodoxen und Pietisten von der Voraussetzung aus, daß die Menschen von Natur gut seien. Das Gute zu wollen sei in der Natur der Seele gegründet. Jeder natürliche Mensch wolle seine Pflicht tun; tue er sie nicht, so sei der Grund nicht Böswilligkeit, sondern Unwissenheit über das Gute und Böse und ihre Folgen. Sein oberstes Sittengesetz lautet: Tue, was dich und deine Mitmenschen vollkommener macht und unterlasse das Gegenteil. Der einzelne Mensch, argumentiert er weiter, könne aber seinen Zustand nicht vollkommner machen, die Gesellschaft sei für jeden einzelnen notwendig. Und so schließt sich sein zweiter Grundsatz an: Tue was die gemeine Wohlfahrt befördert und die gemeine Sicherheit erhält. So wird das gemeinützige Wirken gewissermaßen als der Lebenszweck jedes einzelnen hingestellt und der Weg zur Vollkommenheit, zur Seligkeit, zum Himmelreich über die Welt, über diese Erde geführt. An den Früchten, die jeder hier auf der Erde in gemeinnütziger Arbeit zur Reife bringt, wird seine Würdigkeit für den Himmel gemessen.

Auf diesen Grundsätzen beruht die Strömung der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.

Die geistige Bildung, selbst die Religion erhält einen Zweck, gemeinnützig zu wirken, Tugend zu üben. Alle wollen sie von Natur üben, sie fehlen nur aus Unwissenheit. Was also not tut, ist Belehrung, Ausbildung des Verstandes. Wer seine Pflichten und den Segen der Pflichterfüllung weiß, der übt sie auch aus.

Wir wissen heute, zu welcher Übertreibung die einseitige Verstandesbildung der Aufklärer ausgeartet ist, wie sie die Phantasie mißachteten, die Kunst verkannten, die Religion verflachten, wie unsere Geistesheroen Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher

zu kämpfen hatten, um die Wissenschaft, die Kunst und die Religion erst wieder aus dem Banne der dürftigen äußeren Zweckbestimmung zu erlösen, nur dem gemeinnützigen Wirken zu dienen. Sie erst haben erkannt, daß die Wissenschaft keinen andern Zweck habe als die Erkenntnis der Wahrheit, die Kunst nur die Gestaltung des Schönen sich zum Ziele setzen könne, und die Religion nichts anderes sei, als das Aufnehmen der Gottheit in den eigenen Willen ohne irdische Zwecke. Aus solcher Erkenntnis der Wissenschaft, der Kunst und der Religion wird gewißlich als Wirkung auch gemeinnütziges Wirken hervorgehen, aber man hebt ihre göttliche Freiheit und damit sie selber auf, wenn man sie an eine äußere Zweckbestimmung binden und fesseln will.

Aber wenn ich so von vornherein der irrigen Auffassung vorbeugen möchte, als wenn ich die Aufklärung schon als eine Blütezeit des Geisteslebens und unsern Rochow als einen Klassiker der Pädagogik preisen wollte, so erachte ich die Aufklärung freilich als eine notwendige Vorstufe für die größte Zeit unseres Volkes, für das sogenannte Humanitätszeitalter. Zeigt doch der Name Aufklärung selbst an, daß sie der Menschheit noch nicht das volle Licht gebracht, sondern es nur ankündigen, vorbereiten, heraufführen wolle. Wie das mosaische Gesetz nur ein Zuchtmeister zu religiöser Freiheit gewesen ist, so war die einseitige, trockene Verstandesbildung der Aufklärer nur die Vorschule für die Aufnahme des Evangeliums von der Freiheit des Menschen auf allen Gebieten des Geistes, von der Humanität.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß die Aufklärung eine Verbesserung des Schulwesens anstreben mußte. Galt die Tugend als der Hauptzweck des Lebens und war ihre Ausübung abhängig von der Erkenntnis, so mußte folgerecht das Wissen von der Tugend vertieft und verbreitet werden. Man erkannte, daß einerseits die alten Schulen nicht genug auf die Gesinnung der Schüler eingewirkt und sie nicht genug für gemeinnütziges Wirken im Leben vorbereitet habe, und daß die große Masse des Volkes in den Winkelschulen und Landschulen, wenn auch der allgemeine Schulzwang eingeführt war, bisher nur eine durchaus ungenügende Ausbildung erhalten habe.

Nun sollten die alten Schulen zwar auch dem Leben dienen. Sie waren meist Standes- und Berufsschulen für den Adel und die künftigen Gelehrten und Beamten, die Schüler sollten zu weltgewandten Kavalieren und zu redegewandten Theologen und Juristen gebildet werden. Auch hatten die Pietisten unter Führung Speners und Franckes die Schulmethoden schon verbessert und durch Aufnahme der Realien die Schulkenntnisse in nähere Beziehung zu dem Wissensbedürfnis der im praktischen Leben Stehenden gebracht; ja sie hatten sogar schon besondere Realschulen begründet, aber auch diese Schulen entsprachen den Zielen der Aufklärer nicht. Sie fühlten, daß das Schulwissen immer noch zu

wenig den Verstand und die Urteilskraft wecke und zu sehr nur ein Auswendigwissen sei, während doch schon Thomasius ausgesprochen hatte, daß ein Lot Iudicium mehr wert sei als ein Pfund Memoria. Sodann aber vermißten sie besonders die rechte Einwirkung des Schulunterrichts auf die Gesinnung und den Willen, auf den Trieb, gemeinnützig zu wirken, und endlich beklagten sie, daß das Volksschulwesen noch völlig daniederlag.

Aber wenn auch so allmählich die Erkenntniss wuchs, daß die alten Schulen dem neuen Zeitalter nicht mehr entsprächen, wenn mehr und mehr auch das Verlangen auftrat, daß die Entwickelung des Denkvermögens, des gesunden Menschenverstandes höher eingeschätzt werden müsse als bloßes Wissen, wenn auch der Hamburger Johann Basedow schon 1752 die Grundzüge einer neuen Unterrichtsmethode für höhere Schulen in einer lateinischen Abhandlung entwickelte, noch war die Wolffsche Weltanschauung nicht in so weite Kreise gedrungen, daß die ererbte herrschende Schulmethode eiligst verdrängt werden konnte. Aber, als die Zeit erfüllt war, wurde die alte Schule, scheinbar plötzlich durch ein geniales, revolutionäres Buch des Auslandes, durch Jean Jaques Rousseaus Emil in ihren Grundfesten erschüttert. Der Inhalt dieses Buches läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß alles, was in seiner Zeit auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts bestehe, wert sei, daß es zugrunde gehe. Damit sprach es, nur im verschärftem Tone, Gedanken aus, die die Aufklärer auch hegten. Auch von dem positiven Inhalte des Buches war ihnen mancherlei aus der Seele gesprochen, daß z. B. das Urteilsvermögen wichtiger sei als Kenntnisse, daß dogmatischer Religionsunterricht für Kinder nicht tauge und daß die Ausbildung des Körpers über der Geistesbildung nicht vernachlässigt werden dürfe. Aber unmittelbar waren Rousseaus Erziehungsregeln auf die Schule nicht zu übertragen. Er bekämpfte die Zivilisation, und die Schule ist ein Kind der Zivilisation, und selbst für die Einzelerziehung ging er von Bedingungen aus, die einem Erzieher in der Wirklichkeit nie geboten werden. Aber auch im Erziehungsziele ging er mit den Aufklärern auseinander. Sein Emil als reiner Sohn der Natur ist im wesentlichen Egoist und soll von der Außenwelt möglichst unabhängig gemacht werden, sich gegen sie wehren lernen, die Zöglinge der Aufklärer, der Philanthropen sollte die Menschen lieben und den Zweck ihres Lebens darin suchen, der Allgemeinheit der Menschen zu dienen. Aber ob Rousseaus Buch auch genug des Schiefen und Übertriebenen enthält, es ist doch eines der anregendsten Bücher die je geschrieben worden sind, und seine sprühende Beredsamkeit und seine blendenden Schlagwörter erschütterten die alte Schule bis in ihre Fundamente. Mit einem Schlage war die Pädagogik zum Range der wichtigsten Wissenschaft erhoben, und Fürsten, Staatsmänner und Schulmänner wetteiferten

jetzt förmlich miteinander, als Schulmäcene, Organisatoren oder Pädagogen neue Schulen und neue Methoden zu begründen. Als erster Vorkämpfer trat in Deutschland wieder Basedow auf den Plan und übte nicht ohne Aufdringlichkeit und Marktschreierei, aber in ehrlicher Begeisterung eine unermüdliche agitatorische Wirksamkeit aus. Sein berühmtes und berüchtigtes Philanthropin in Dessau hatte nur kurzen Bestand, aber weithin Anregungen gegeben; andere neue Anstalten in seinem Geiste eröffneten Bahrdt, Campe, Salzmann und andere. Auch in viele ältere Schulen drang der neue Geist ein, und wenn zunächst auch die Bewegung wieder nur die höheren Schulen ergriff, es konnte, nachdem die pädagogische Strömung einmal gewaltig angeschwollen war, nicht fehlen, daß auch bald die Hebung der niederen Schulen ins Auge gefaßt wurde. Und auch darin ging der König durch den Erlaß des Landschul-Reglements von 1763 voran.

In dieses Zeitalter der Reformation des Schulwesens fiel das Leben Eberhard von Rochows.

Er war in Berlin am 11. Oktober 1734 als Sohn des damaligen kurmärkischen Kammerpräsidenten Friedrich Wilhelm von Rochow geboren, der später als Provinzialminister nach Königsberg in Preußen versetzt wurde. Die Mutter war eine Tochter des Generalpostmeisters und Ministers von Görne. Von 14 Kindern überlebte Eberhard allein seine Eltern. Von seinem 4. bis zum 13. Jahre wurde er nacheinander von 11 Hauslehrern unterrichtet, und von 1747 bis Anfang 1750 besuchte er die Ritterakademie zu Brandenburg. Dann trat er zu Ratenau in das Leibkarabinierregiment, wurde 1751 Standartenjunker in der Garde du Corps zu Potsdam, und rückte nach der Genesung von schwerer Erkrankung an den Pocken zum Offizier auf. Zu wissenschaftlicher Fortbildung kam er kaum, da, wie er später launig schrieb, Ratenau und Potsdam, wie bekannt, keine Universitäten gewesen seien. Aber auch damals, wie schon in seinen Kinderjahren, beherrschte ihn eine wahre Lesesucht.

1756 bei Beginn des Krieges rückte er mit aus und wurde in der Schlacht bei Lowositz durch einen Schuß in den linken Arm verwundet. Zur Heilung wurde er nach Leipzig geschickt und trat hier mit Gellert in nahen, freundschaftlichen Verkehr. Durch ihn scheint er zur Wohltätigkeit und zu gemeinnützigem Wirken nachhaltig angeregt zu sein. Im nächsten Jahre nahm er noch an der Schlacht bei Prag teil, auf dem Rückzuge aber wurde in einem Zweikampfe seine rechte Hand so schwer verwundet, daß er im Jahre 1758 seinen Abschied nehmen mußte.

Am 4. Januar 1759 heiratete er Christiane Luise von Bose, mit der er in kinderloser, aber glücklichster Ehe bis zu seinem Tode gelebt hat. Nach dem Tode der Mutter 1760 übergab ihm der Vater die märkischen Stammgüter und er zog nach Reckahn. Der Vater bewirtschaftete die

preußischen Güter, die ihm durch seine Gemahlin zugefallen waren, bis auch diese nach des Vaters Tode im Jahre 1764 dem Sohne zufielen. Inzwischen war ihm 1762 der Rang als Rittmeister und die Würde eines Domherrn von Halberstadt übertragen, und in demselben Jahre wurde er zum Ritter des Johanniterordens geschlagen.

Aus dem nächsten Jahrzehnt wissen wir wenig über sein Leben. Er lebte mit seiner Gattin, wie er an Gellert schrieb, in glücklicher Eingezogenheit auf Reckahn, las viel, versuchte sich auch wohl hin und wieder im Dichten und übte Wohltätigkeit. Jahre hindurch sandte er an Gellert für ihn und seine Mutter, ob es Gellert auch verbat, Gaben der Liebe und Dankbarkeit zur Erleichterung des Lebens, und wenn Gellert ihm von armen Studierenden schrieb, schickte Rochow stets rasch und gern einen Beitrag zur Unterstützung. Hatte er sich doch schon früh die Regel aufgestellt, der Edelmann müsse seine Jahreseinnahme nicht in vier, sondern in fünf Quartale einteilen und das fünfte seines Standes wegen, eingedenk des Wortes noblesse oblige, für Arme und Unglückliche verwenden.

Seine nächste Sorge war die Verbesserung seiner Güter und des leiblichen und geistigen Wohles seiner Leute. Er verlegte das Bett der Plane, baute Dämme zum Schutz gegen Überschwemmungen, überwies seinen Tagelöhnern oder ihren Witwen Stücke seines Brachlandes zum Anbau von Kartoffeln, Rüben und Linsen, steuerte der Verarmung und Bettelei, erklärte den Landleuten die guten Absichten der Regierung bei ihren Plänen und legte ihnen besonders die Wichtigkeit des Schulzwanges dar.

Aber seine guten Absichten scheiterten an dem Widerstand der stumpfen Welt, an ihrem Unverstand. In Zeiten der Teurung wüteten verheerende Krankheiten unter seinen Leuten. Er nahm einen Arzt an gegen jährliches Gehalt, der sie frei behandeln und sie auch mit kostenfreier Medizin versehen sollte. Sie empfingen die Medizin, nahmen sie aber nicht ein, brauchten heimlich die verkehrtesten Mittel, liefen zu Quacksalbern, Wunderdoktoren, sogenannten klugen Frauen, Schäfern und Abdeckern, bezahlten dort reichlich und starben häufig dahin. Da wurde ihm klar und immer klarer, daß der Kampf mit der Dummheit der schwerste sei. Aber in fast schon verzweifelter Stimmung kam ihm, — es war ein kritischer Tag erster Ordnung in seinem Leben, der 14. Februar 1772, der ihm seinen eigentlichen Beruf bestimmte — wie zufällig ein rettender Gedanke.

Er saß an seinem Schreibtisch und zeichnete, so für sich hin, ohne etwas zu suchen, einen Löwen, der in einem Netze verwickelt daliegt. „So, dacht' ich, liegt auch," schrieb er später aus der Erinnerung, „die edle, kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein Gewebe von Vorurteilen und Unsinn verstrickt, daß sie ihre Kräfte so

wenig wie hier der Löwe die seinigen brauchen kann. Ach wenn doch eine Maus wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte".

„Und nun zeichnete ich, gleichfalls als Gedankenspiel, auch die Maus hin".

„Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: wie, wenn du diese Maus würdest".

Und mit dem festen Entschluß: „Ja, ich will die Maus sein, Gott helfe mir", machte er sich sofort an die Arbeit, ein Schulbuch für Kinder der Landleute zu schreiben, d. h. zum Gebrauch der Lehrer: „so wie man etwa die Amme kuriert", bemerkte er, „um dem Kinde gedeihliche Nahrung zu verschaffen".

Gleich im voraus suchte er den etwaigen Einwand, wer ihn zum Lehrer des Landvolkes berufen habe, in wahrhaft großen Worten zurückzuweisen:

„Ich lebe unter Landleuten. Mich jammert des Volkes, neben den Mühseligkeiten ihres Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurteile gedrückt. Sie wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott noch mit der Obrigkeit zufrieden. Ihre Religion ist meist der verderblichste Fatalismus. Die ganze vortreffliche Sittenlehre Jesu Christi und seiner Apostel liegt ihnen ganz außerhalb der Sphäre der Ausübung. Sie wollen zur Not wohl durch Christum selig, aber nicht nach Christi Geboten vorher fromm werden. Die Ursache dieser sämtlichen den Staat in seinem wichtigsten Teile zerstörenden Übel liegt an der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend. Man bildet nicht ihre ganze Seele, man gewöhnt ihr Gewissen nicht, über die Urteile und ihre Handlungen zu richten. Sie sind und bleiben sinnlich, d. h. nicht viel mehr als tierisch, und fühllos für jede Art moralischer Glückseligkeit".

„So fand ich das Landvolk, und nun sah ich mich nach Hilfe um und wagte diesen Versuch".

Seit jenem Tage ist Rochow ein eifriger Schriftsteller geworden. In ungefähr hundert Aufsätzen und kleineren Büchern pädagogischen und ökonomischen Inhalts hat er rastlos gesucht, das Landvolk geistig zu heben. Unter ihnen ist das bedeutendste, sein Kinderfreund, das erste Lesebuch für Kinder der Volksschulen. In vielen Auflagen, Bearbeitungen und Übersetzungen hat es weite Verbreitung gefunden und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zur Hebung des Volksschulunterrichts nachhaltig beigetragen. Alle seine Schriften aber — und das ist bedeutsam für die richtige Würdigung Rochows — verfolgen nur praktische Zwecke. Er war kein Theoretiker, er hat nicht wie Pestalozzi die Erziehung zu systematisieren und zu mechanisieren gesucht, er hat nicht neue Methoden erfunden, er hat das eine große Verdienst, das

größte, vielfach empfundene Übel der Zeit, die Vernachlässigung der Volksbildung, scharf umgrenzt, grell beleuchtet und praktisch Hand angelegt zu haben, mit den besten vorhandenen Mitteln zunächst in seinen Grenzen und seinem Bereich das Übel zu heilen. Seine schriftstellerische Wirksamkeit ist keineswegs der Hauptinhalt seines Lebens, seine Bedeutung liegt in der Praxis, in der Verbesserung der Schulen auf seinen Gütern, besonders auf Reckahn.

Mit dem warmen Eifer aufrichtiger Begeisterung für die Sache ging er daran, nachdem er die Wurzel des Übels erkannt hatte, die Volksschule zu reformieren. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern verständige Pfarrer zu haben. Mit diesen beriet er zunächst seine Pläne. Dann galt es, als im Herbst 1772 der Lehrer in Reckahn gestorben war, einen besseren Ersatzmann zu finden. Denn das war gerade der größte Mangel des damaligen Volksschulwesens, daß es an geeigneten, für ihren Beruf ausgebildeten Lehrern fehlte. Das Lehreramt versahen entweder invalide Soldaten oder in Nebenstellung die Dorf-Schneider, und die Mehrzahl aus beiden Kategorieen war selbst kaum fähig, fließend zu lesen und orthographisch zu schreiben. Rochow wählte einen jungen Mann, der ihm sechs Jahr als Schreiber gedient hatte und jetzt seit einem Jahre Organist und Schulhalter zu Halberstadt war. Heinrich Julius Bruns hatte im Verkehr mit Rochow manches gelernt, und der adlige Gutsherr und angesehene Domherr hielt sich nicht für zu hoch, seinen Lehrer nun noch selbst für sein neues Amt einzuarbeiten. Monate lang hat er mit ihm täglich das Katechisieren geübt, wobei bald der eine, bald der andere Lehrer oder Kind vorstellte. Zugleich suchte er ihm aus seiner Begeisterung das eine zu übertragen, was er für die Kardinaltugend der Lehrer erachtete: wahre Missionargesinnung, und so gelangte in wenigen Jahren unter Rochows eigener beständiger Förderung und Anspornung die Schule zu Reckahn zu so großen Erfolgen, daß ihr Ruhm nach außen drang und Fürsten, Grafen, Minister, Kammerherren, hohe Militärbeamte, Geistliche und Schulmänner von nah und fern herzukamen, um anzuerkennen und zu ermutigen, zu prüfen, zu lernen und anderswo ähnliches nachzubilden. Viele wandten sich auch schriftlich an Rochow, der in eine weitverzweigte Korrespondenz geriet. Einige Jahre hindurch sandten Regierungen und Schulpatrone auch vielfach Lehrer nach Reckahn, die dort, da es an Seminaren für Landschullehrer fehlte, ihre pädagogische Ausbildung gewinnen sollten. Aber Rochow, der nicht für sich Ehre suchte, sondern immer nur die Sache im Auge hatte, erkannte, daß weder sein Lehrer auf die Dauer die Arbeit leisten könnte, neben seiner Schularbeit auch noch Lehrer auszubilden, noch eine Landschule mit einem Lehrer überhaupt geeignet sein könnte, als Lehrerseminar zu figurieren, und so betrieb er andauernd bei dem Minister von Zedlitz die Begründung eines eigenen Königlichen Schullehrer Seminars in

Halberstadt. Und als der Minister nicht helfen konnte, erreichte er endlich dennoch durch die Hilfe des Domkapitels auch dieses Ziel und fügte so seinen bisherigen Verdiensten ein neues, fast noch größeres hinzu. Er wurde ein beredter Anwalt für die Hebung des Volkslehrerstandes, für seine geeignete Ausbildung wie für seine standesgemäße Besoldung und für eine seinem idealen Berufe entsprechende Achtung und soziale Stellung. Er hat mit Aufwendung eigener Mittel das Gehalt seiner Lehrer wesentlich erhöht, und er hat, wie Büsching in seinem bekannten Buche über seine Reise nach Reckahn hervorhebt, ihnen den Kantortitel beigelegt, die Lehrer mit „Sie" angeredet, und sie oft auch, wenn er Gäste bei sich gehabt hat, zu Tisch geladen und sie auf jede Weise zu ehren gesucht.

Dahin gehört auch, daß er dem treuen Lehrer Bruns nach seinem frühen Tode in dem herrschaftlichen Garten einen Denkstein mit der schlichten aber bedeutungsvollen Inschrift errichtete:

„H. J. Bruns. Er war ein Lehrer."

Rühmend hervorzuheben ist auch noch, daß er opferfreudig auf mehreren seiner Güter neue, für die damalige Zeit stattliche Schulhäuser erbaut hat. Das neue Schulhaus in Reckahn schmückte die sinnige, fromme Inschrift:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Dankbar und bescheiden hat der rührige, gemeinnützige Edelmann empfunden und bezeugt, daß die Erfolge seiner Tätigkeit viel der fördernden Teilnahme des Ministers von Zedlitz zu danken gehabt hätten. Er freute sich ihrer aufrichtig um der Sache willen. Aber alle Anerkennungen und Ehren, die er erfuhr, verwirrten nicht sein ruhiges, sicheres Urteil. Je mehr andere seine Schulen lobten, um so mehr beachtete er die Mängel, die ihnen trotz aller seiner Bemühungen noch anhafteten. Seinem Ideale entsprachen sie immer noch nicht. Auch seine tüchtigen Lehrer behandelten ihm den Lehrstoff immer noch zu mechanisch, geschweige denn die Mehrzahl der Lehrer in anderen Schulen. Fast verzweifelnd rief er ihnen in einer seiner Schriften zu: „O Papageientum, wie lange wird dein Regiment auf Erden noch dauern", und tief bekümmerte ihn die Sorge, — und das zeigt den wahrhaft großen Pädagogen, daß durch den allzufrühen Bücherunterricht die Kinderseelen verkrüppeln möchten. Darum suchte er der Einschulung der Kinder vor Beginn des siebenten Lebensjahres zu steuern und warnte davor, in seinen Schulen bereits das Muster der Landschulen für die Zukunft zu suchen. Er habe, so schrieb er, nur von der Verwirklichung seines Ideals von Schulvollkommenheit deshalb noch Abstand nehmen müssen, weil er solche Lehrer zu finden oder zu bilden verzweifeln mußte, die die Landjugend in Feld und Wald führten, sie bei nützlicher Berufsarbeit richtig denken lehrten und durch die Natur anfänglich statt aller Bücher

und bei Gelegenheit alles Sichtbaren, was in ihrem großen Magazin unentgeltlich zu finden ist, recht hören, recht sehen, aufmerksam beobachten, vergleichen, unterscheiden — dann rück- und vorwärtsschließen lehrten bis endlich der große Gedanke sich gleichsam aufdringe: Gott ist der Ewige, Mächtige, Weise, alles Leben ist von ihm, und Leben ist die größte Wohltat. Er liebt also seine Geschöpfe; Laßt uns also Gott lieben, der uns zuerst geliebt hat.

So hat Eberhard von Rochow bis zu seinem Tode länger als ein Menschenalter hindurch still und geräuschlos und doch bahnbrechend, ebenso kühn und energisch die notwendigsten Reformen betreibend wie klug sich auf das zunächst Ereichbare beschränkend, Großes gewirkt und geschaffen. Als 1787 der Minister von Zedlitz aus dem Ministerium geschieden war und die traurige Reaktionsperiode Wöllmers folgte, da waren Rochows Schulen so fest gegründet, daß sie weiterer Protektion nicht bedurften. Aber untätig konnte er nicht leben, und so suchte er durch die neu gestiftete ökonomische Gesellschaft in Potsdam auf dem Gebiete der Nationalökonomie Aufklärung unter den Landleuten zu verbreiten. Und als dann mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. und Wöllmers Sturz ein neuer Geist milder Freiheit zu wehen schien, da jubelte der Greis, ob er auch körperlich durch Krankheit und namentlich durch Ertaubung geschwächt war, wieder auf und trat mit Nachdruck, um dem konfessionellen Hader zu begegnen für die Begründung von Simultanschulen ein. Aber sein Leben neigte sich mehr und mehr dem Ende zu. Da beglückte den edlen neidlosen Mann der Gedanke, daß das große Werk der Reformation der Schule, zu dem er sein bescheidenes Scherflein beigetragen, durch viele würdige Männer fortgesetzt werde.

Als Rochow seine erste pädagogische Schrift dem Minister von Zedlitz eingesandt hatte, schrieb ihm dieser die bekannten Worte:

„Daß ein Domherr für Bauernkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit, die dadurch noch einen höheren Wert erhält, daß Kühnheit und guter Erfolg bei diesem Unternehmen gleich groß sind. Heil, Lob und Ehre also dem vortrefflichen Manne den nur die Rücksicht auf die Allgemeinheit des Nutzens, welcher gestiftet werden kann, zu solchen Unternehmungen antreiben konnte“. Diese Worte enthalten die beste Würdigung der Lebensarbeit Rochows überhaupt.

Das neunzehnte Jahrhundert hat die Aufklärer vielfach geschmäht und verkleinert, und gewiß ist richtig, daß ihr Bildungsideal, die nüchterne Verstandesbildung, zu einseitig ist. Und doch haben sie in ihrer Zeit Großes gewirkt und sind die eigentlichen Befreier des Volkes aus dem Joche der Dummheit und des Aberglaubens geworden. „Von ihnen aus drang unter dem Schirm des größten Königs von Preußen,“ wie der Literaturhistoriker Hettner treffend gesagt hat, „der Geist heller

Verständigkeit und schlichter selbstloser Tüchtigkeit in alle Kreise des Volkes und weckte und verbreitete eine Einfachheit und Milde der Gesinnungen, welche wir Nachgeborenen unter dem Drange und Trubel künstlicherer Lebensverhältnisse uns nicht in gleicher Weise erhalten haben."

Büsching erzählt in seiner Reisebeschreibung nach Reckahn, im Jahre 1764 habe ein vornehmer russischer Herr zu ihm gesagt, aus den Provinzialschulen, die die Kaiserin anlegen lassen wolle, könne nichts werden, denn die Edelleute würden die Kinder ihrer Bauern nicht in die Schule schicken; sie brauchten nichts weiter zu lernen, als „der heilige Sergius will das", nämlich dass du als Soldat hingehst, wohin man dich schickt.

Gibt es, so frage ich zum Schlusse, eine beredtere Würdigung der Verdienste unserer Aufklärer als einen Vergleich des Segens der durch sie in Deutschland begründeten Volksbildung, mit den heutigen trostlosen Verhältnissen in Rußland. Was würden die Russen heut darum geben, wenn zur rechten Zeit Aufklärung in ihrem Volke verbreitet und unter ihrem Adel so volksfreundliche und praktische Männer wie unser Rochow aufgetreten wären! Wir aber wollen uns des edlen deutschen Mannes, des unerschrockenen Vorkämpfers für Volksbildung Friedrich Eberhard von Rochows dankbar erinnern und sein Andenken in Ehren halten.

Der Vortrag des Herrn Dr. Jonas wurde mit größtem Beifall aufgenommen.

XXVI. Nachträglich wies u. M. Herr Rektor Monke noch darauf hin, daß Eberhard von Rochow auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin das erste Denkmal errichtet habe, am Anfang der Chaussee, welche zwischen Linum und Hakenberg von der Hauptchaussee abzweigt und bis zum neuen Denkmal geht. Es besteht aus einer kurzen vierseitigen Säule, deren Seitenflächen die Namen der gefallenen Offiziere (von Mörner etc.) tragen.

Herr Dr. Jonas ergänzt dies wie folgt: In E. v. Rochows, von mir in zweiter Auflage herausgegebener literarischer Korrespondenz steht ein Brief von ihm an den König Friedrich Wilhelm III., in dem er um die Überlassung des Platzes dazu bittet und das geplante Denkmal beschreibt. In der Anmerkung habe ich auf eine Abbildung des Denkmals hingewiesen.

XXVII. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlage eines Schatzfundes von Treuenbrietzen.

Im vorigen Jahre ist ein sehr merkwürdiger Schatzfund in Treuenbrietzen ausgegraben worden.

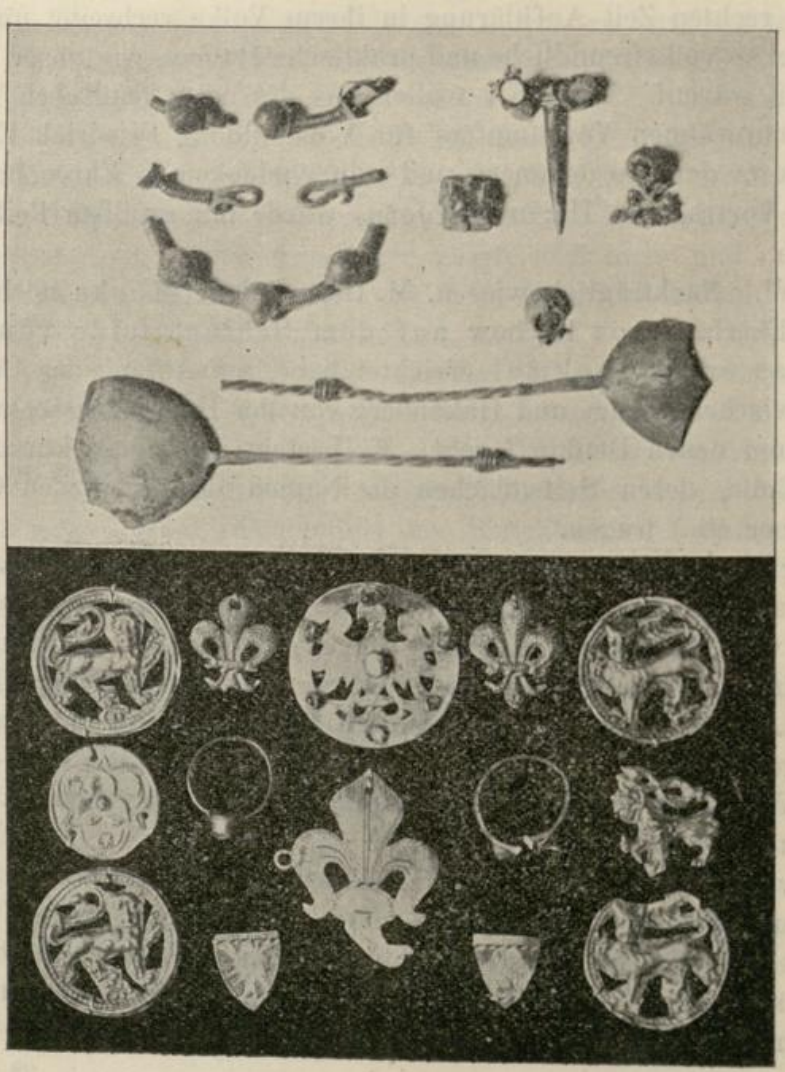
Dort war das Haus des Schlächtermeisters Koch abgebrannt. Nach dem Aufrämen des Brandschutts wurde die vom Brande unberührte Erde zu den Fundamenten für den Neubau ausgeschachtet.

In dieser Erde fand man eine aschige, mit verschiedenen Metall-Teilen durchsetzte Masse, aus der die Kinder einige noch erhaltene goldüberzogene Stücke, auch Münzen herauslasen.

Der ganze Rest dieser Masse wurde später auf Veranlassung unseres dortigen Pflegers, Herrn Postrat Steinhardt, von dem Eigentümer Herrn Koch, dem Märkischen Museum als Geschenk überwiesen.

Im Museum ist dann dieser Rest weiter durchsucht und chemisch behandelt worden, wobei die hier ausgelegten Zierstücke sondiert werden konnten, während der vollständig korrodierte Rest in diesem Glase aufbewahrt wird.

Durch die Untersuchung haben wir festgestellt, daß die von den Kindern für Asche angesehene Masse lediglich aus Chlorsilber besteht, daß auch die meisten der noch in ihren Formen erhaltenen Stücke mehr oder weniger in Chlorsilber übergegangen sind und daß dasselbe Schicksal auch unfehlbar die hier ausgelegten Stücke getroffen hätte, wenn sie nicht durch eine starke Goldplattierung geschützt gewesen wären.



Diese durch Goldüberzug erhaltenen Stücke sind:

a) in der dunkeln Hälfte des Bildes:

1. Eine Zierscheibe von 4 cm Durchm., darin ein in den Conturen ausgeschnittener, sonst gravierter heraldischer Adler; aus der Mitte ragt ein linsenförmiger Türkis, aus dem Rande im Kreise 6 andere Facetten mit Steinchen hervor.
2. 4 Goldblechscheiben von 3,5 cm Durchm., darin flachrelief ein schreitender heraldischer Löwe. Die Goldblech-Flächen innerhalb des Perlenkreises, die für den Halt der Löwenfigur entbehrlich, sind ausgeschnitten. Der Löwe hält den Kopf en face (leopardisiert), der Schweif einfach, aber zum Teil gefiedert.
3. Ein kleinerer flachrelief gegossener Löwe mit doppeltem Schweif.
4. Eine flache Lilie mit gravierter Verzierung, Fragment.
5. Zwei kleine erhabene heraldische Lilien, durchweg punktiert.
6. Zwei Fingerringe, einer mit blauem Stein, der andere ausgebrochen.
7. Eine brakteatenartige Scheibe von 2,7 cm Durchm., im Dreipaß mit Perlenrand ein doppeltes Dreiblatt, eine zentrale und 3 seitliche Rosetten.
8. Zwei kleine flache dreieckige Schilder mit Wappenzeichen: Sparren und Strahlen.

b) in der hellen Hälfte des Bildes:

9. 2 defekte Löffelchen aus sehr dünnem Silberblech mit gewundenem, an einer Stelle verdicktem Stiel.
10. 5 Teile eines goldplattierten silbernen Armrings (links oben).
11. Dorn einer Agraffe mit 2 gefaßten Steinen (einer defekt).
12. Steinfassung aus einem Fingerring (links von der Agraffe).
13. 2 vergoldete Perlen mit Kornverzierung, Fragmente eines größeren Zierstücks.

Aus den Chlorsilbermassen sind noch einige Stücke erkennbar, namentlich Besatzplatten mit Wappenzeichen, auch Zeugreste mit Silberperlen haben sich erhalten.

Die Formen der Schmuckstücke lassen auf verschiedene Zeiten schließen. Einzelne zeigen noch romanische Charaktere, als gotisch dürften die beiden kleinen silbernen Löffel gelten, aus der Renaissancezeit sind namentlich die Münzen.

Der letztere Umstand spricht dafür, daß die Vergrabung des Schatzes in der 30jährigen Kriegszeit stattgefunden hat, die erhaltenen Gegenstände sind aber unzweifelhaft mittelalterlichen Ursprungs.

Nach den darin vorkommenden verschiedenen Wappenzeichen sind die Sachen ursprünglich nichts weniger als zusammengehörig. Vielleicht

hat sie ein Landsknecht nach und nach an verschiedenen Orten, namentlich von fürstlichen oder kirchlichen Gewändern, auf denen sie sich als Besatzstücke befanden, geraubt und dann an der Fundstelle in Sicherheit gebracht.

Der Übergang der Silbermassen in Chlorsilber erklärt sich vielleicht dadurch, daß über der Stelle mit Kochsalz, etwa Pökellauge, gewirtschaftet worden ist. Das in die Erde sickernde Salzwasser ist dann mit dem Silber des Fundes in Berührung gekommen.

Ohne solchen Zufluß eines Chlorsalzes hätte sich das Silber ebenso, wie prähistorische Silbersachen, sicher erhalten.

XXVIII. Nach der Sitzung verweilten die Mitglieder und Gäste im Ratskeller zu regem Meinungsaustausch.

---

21. (13. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 1. März 1905, nachmittags 3½ Uhr.

Besichtigung des Mineralogischen Museums der Universität, Invalidenstraße 43.

Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßte die erschienenen Mitglieder nebst ihren Gästen in der Vorhalle mit einer Ansprache, in welcher er ausführte, daß wir schon einige Abteilungen des Museums besichtigt hätten. Nachdem er noch den Führer, Herrn Dr. Belowski, vorgestellt hatte, begann der Rundgang. Der Saal mit den Mineralien befindet sich auf der westlichen Seite des großen Lichthofes.

Die Mineralien sind in Schränken untergebracht, die in zwei Reihen rechtwinklig zu den Wänden aufgestellt sind. In dem Mittelgang befindet sich außerdem noch eine Anzahl von Schränken. Endlich sind mehrere besonders große Stücke frei aufgestellt. Die Schränke sind von zweierlei Bauart; die einen, welche vor den Fenstern stehen, haben horizontale Glasscheiben und die anderen, welche zwischen den Fenstern stehen, haben senkrechte Glasscheiben. In den horizontalen Schränken befindet sich die eigentliche systematische Sammlung, und in den vertikalen Schränken sind besonders schöne Stücke aufgestellt.

Abgesehen von dem ersten Schrank auf der Fensterseite sind die Mineralien nach ihrer chemischen Konstitution angeordnet. Im vordersten

Schrank sind nämlich einige besonders prachtvolle Stücke aufgestellt, und erst im folgenden beginnt das System.

Unter jenen sind zu nennen einige schöne Stufen von Bergkristall, einige prächtige Drusen von Amethyst, ein großes Rhomboeder von isländischem Doppelspat.

Mit dem nächsten Schrank beginnt die eigentliche Sammlung, und zwar sind die ersten Objekte die Elemente: Kohlenstoff, Schwefel, Gold, Silber, Kupfer und Platin. Der Kohlenstoff ist vertreten durch mehrere Diamanten und durch Graphit. Einer von den Diamanten ist geschliffen. Besonders reichhaltig ist die Sammlung mit Schwefelkristallen versehen. Diese Kristalle kommen hauptsächlich aus Sicilien zu uns. Auch vom Gold sind einige sehr hübsche Kristalle, sog. Oktaeder, vorhanden. Das Silber besitzt baumartig verzweigte Formen, ebenso ist das Kupfer häufig baumförmig verästelt. Auch das Platin kommt am häufigsten in Plättchen und Körnern vor und nicht in Kristallen.

An die Elemente schließen sich nun die Schwefelverbindungen an. Eine solche Verbindung ist z. B. der Bleiglanz. Er besitzt besonders schöne und mannigfaltige Kristallformen. In diese Gruppe gehört noch der Antimonglanz, die Zinkblende, der Kupferglanz, der Magnetkies u. a. Diese Abteilung erstreckt sich noch bis zu dem Tafelschrank vor dem zweiten Fenster.

Vor dem dritten und vierten Fenster ist eine neue Gruppe, die der Oxyde aufgestellt. Es sind hauptsächlich Metalle verbunden mit Sauerstoff. Sehr schöne Kristalle besitzen z. B. Eisenglanz und Magneteisen. Hier finden sich auch einige Edelsteine, wie Rubin und Saphir. Es sind Verbindungen von Aluminium und Sauerstoff. Eine wichtige Rolle spielen aber die Verbindungen eines Nichtmetalles mit Sauerstoff, diese Verbindung, die Kieselsäure, führt sehr verschiedene Bezeichnungen, je nach ihrem Aussehen, man unterscheidet Quarz, Bergkristall, Rauchtopas, Amethyst, Tigerauge, Katzenauge, Chrysopras, Jaspis u. a. Dazu kommen alsdann noch die verschiedenen Arten der wasserhaltigen Kieselsäure, wie Opal, Carneol, Heliotrop, Achat etc.

In dem Tafelschrank vor dem vierten Fenster beginnt nun eine neue Gruppe, die sog. Haloidsalze, d. h. Verbindungen von Metallen mit Chlor, bezw. seinen Verwandten. Wir wollen hier nur das Steinsalz und den Flußspat aufführen, die beide in sehr schönen Würfeln ausgestellt sind.

Vor dem letzten Fenster endlich sind die kohlensauren Salze oder Karbonate aufgestellt. Es ist haupsächlich der Kalk, welcher sich mit der Kohlensäure verbunden hat. Die schönste Kristallform ist der (Tropfsteine) Isländische Doppelspat, sog. weil er das Licht doppelt bricht und in besonders schönen Kristallen aus Island kommt. Unsere Schreibkreide und unser Kalkstein, die Tropfsteine sowie Erbsen- und Rogensteine

haben dieselbe Zusammensetzung. Aber auch Zink und Eisen kommen als kohlensaure Verbindungen vor, und Kupfer bildet als Malachit und Kupferlasur ganz besonders schön gefärbte Stoffe.

Wir sind nun jetzt auf unserem Gange längs der Fensterseite des Saales an seiner Rückwand angekommen und stehen hier vor zwei großen Ölgemälden. Das rechte stellt einen Herrn in glänzender österreichischer Uniform vor, es ist der Erzherzog Stephan, der einen Teil der ausgestellten Mineralien gesammelt hat. Das zweite Bild ist der Großindustrielle Karl Rumpf, welcher die Sammlung des Erzherzogs gekauft und nach seinem Tode dem Staat vermacht hat. Wir gehen nun auf der andern Seite des Saales zurück.

Wir treffen hier in dem ersten Schrank neben mehreren kleinen Gruppen als wichtige neue die Sulfate oder schwefelsauren Salze und in ihr den Gips und seine Verwandten. Der Gips zeichnet sich durch besonders schöne Kristallbildungen aus.

Die nächsten Schränke enthalten die sog. Silikate. Es ist das eine umfangreiche Gesellschaft von Mineralien, bei deren Zusammensetzung die Kieselsäure die Hauptrolle spielt. Auch in dieser Gruppe finden sich einige Edelsteine, z. B. der Topas und der Smaragd. Wichtig ist aber diese große Gruppe deshalb, weil sie die gesteinsbildenden Mineralien enthält, vor allem die Feldspate und den Glimmer. Der Feldspat besitzt eine sehr wechselnde chemische Zusammensetzung, und auch seine Kristallform kann eine wechselnde sein. Wenn die Mineralien der Feldspatgruppe verwittern, so entstehen die verschiedenen Aluminiumsilikate, welche als Porzellanerde, Thon usw. in der Technik eine Rolle spielen.

In der Mitte des Saales ist endlich noch eine Reihe von Schränken vorhanden, die ebenfalls besonders schöne Stücke enthalten; der erste Schrank vor dem Eingang beherbergt z. B. die Meteoritensammlung der Universität. Auf der Fensterseite des Schrankes liegen die erdigen Stücke und auf der anderen die metallischen. Es sind auch in unserer Provinz Meteoriten gefunden worden, wie der von Linum 1854 und der von Seeläsgen 1847, und beide befinden sich unter den Stücken der Sammlung

Nachdem wir noch einen Blick in das gegenüberliegende Kabinet mit der Gesteinssammlung geworfen hatten, verabschiedeten wir uns, und Herr Geheimrat Friedel sprach Herrn Dr. Belowski den Dank aus für die liebenswürdige Führung.

Nach der Besichtigung zwanglose Vereinigung im Restaurant zur Hochschule, Invalidenstr. 40/41.

22. (14. außerordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

13. Stiftungsfest der „Brandenburgia“ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin am 17. März 1905, gefeiert im Hotel Imperial (Schlaraffia) Encke-Platz Nr. 4-4a.

Das Fest wurde mit einem von u. M. Dr. Friedrich Solger gedichteten und schwungvoll vorgetragenen Prolog eröffnet, welcher folgenden Wortlaut hat.

Prolog

Die Nacht sinkt schweigend nieder auf die Mark.
Mit ihrem Mantel deckt sie still die Erde,
Zur Ruh' sie bettend, daß sie frisch und stark

Und tüchtig für den andern Morgen werde.
Und wenn sie nun das Land zur Ruh' gebracht,
Naht sie der Stadt mit segnender Gebärde.

Doch wüstes Lärmen schreckt die stille Nacht.
Das schwirret fort und will kein Auge schließen:
„Vorbei der Tag — die Lichter angefacht!

„Jetzt ist die Zeit zum üppigen Genießen.
„Da sprudelt erst die wahre Lebenskraft.
„Nur in den Riesenstädten kann sie sprießen.

„Und findet uns der Morgen auch erschlafft —
„Der Wintertag ist kurz, in neuen Nächten
„Wird mit Zerstreuungen schon Rat geschafft.

„Daran erkennt man sie ja erst, die echten,
„Die wahren Träger uns'rer neuen Zeit.
„Blickt nach Paris — wenn wir's nur soweit brächten!

„Nur eines quält uns insgeheim, der Neid,
„Ob man sich nicht von Wien beschämen lasse
„In üpp'gem Pomp und leichter Heiterkeit,

„Ob nicht in London wimmelnder die Gasse,
„Und ob man auch im lockren Ton erreicht
„Die Bühne von Paris, ob man nicht prasse

„Verschwendrischer in Petersburg vielleicht“.

— „Hier ist kein Raum für meines Segens Fülle“,
So denkt die Nacht mit Zürnen und entweicht.

„Nein, das ist nicht Berlin. In seiner Hülle
„Spreizt sich ein frech emporgekomm'nes Blut". —
Und fort flieht sie in ferner Straßen Stille.

Abseits von jener irren Fieberglut
Blickt sie hinab in stille Schläferräume.
Wo müd' ein Kopf und Arm vom Kampfe ruht.

Er schläft, daß er sich morgen kräft'ger bäume,
Wenn neu entgegen ihm die Sorge schwillt.
Sie schaut hinab und schaut in seine Träume.

Tief in sein Herz blickt sie und lächelt mild —
Das Schläferaug' umspielt mit seinem Ringen
Veredelter im Traum das Tagesbild:

„Mögt Ihr Euch spreizen doch mit fremden Dingen —
So trotzt sein Herz — Prunkt nur mit dem, was gleißt!
„Ihr sollt mir doch den freien Mut nicht zwingen.

„Treu will ich halten an der Väter Geist;
„Den Heimat-Sinn will ich mir rein bewahren,
„Um den das Lied von je den Märker preist.

„Mit dieser Welle, die seit tausend Jahren
„In gleichem Kampfe sich zum Meere ringt,
„Mit diesem Boden, den wir in Gefahren

„Mit unserm Schweiß, mit unserm Blut gedüngt,
„Mit diesen Feldern, diesen Wäldern allen,
„Soweit der Heimatgruß der Kiefer winkt,

„Mit ihnen will ich stehn, mit ihnen fallen."

Da läßt um seine Schläferstirn die Nacht
Im stillen Segen ihren Schleier wallen:

Das ist die Kraft noch, die Euch groß gemacht.
So leite sie Euch fort zu neuen Zielen!
Kopfschüttelnd hat sie dann zurück gedacht:

„Was soll der Sinnenrausch in allen Stilen?
„Was soll das nervenkitzelnde Bemüh'n,
„Mit fadem Tand den Weltenbürger spielen?

„Mögt Ihr so Tausende zur Großstadt zieh'n
„— Nicht Eure Zahl entscheidet, Euer Schaffen —
„**Ihr** gründet nie das kommende Berlin,

„Die Hauptstadt und die Werkstatt deutscher Waffen,
„Den Kern des Reichs, der seine Keime reift.
„Bei allem Glanz bleibt Ihr des Auslands Affen,

„So lang' der Blick nach fremdem Flitter schweift,
„Und nicht den Schatz kennt, der in Heimat-Erden
„In Eures Volkes Seele aufgehäuft.

„Mögt Ihr Euch noch so ungestüm gebärden,
„Wie lange täuscht Euch denn der wirre Traum?
„Deutsch müßt Ihr, wahrhaft deutsch und märkisch werden:

„Aus seinem Boden quillt die Kraft dem Baum,"

Da ist im Westen leis die Nacht verglommen,
Und was sie sprach — die's angeht, hören's kaum.

Schon klingt ihr Wort nur fernher noch verschwommen,
Im Räderschwirr'n des Großstadtlärms verhallt.
Zu jenem Träumer aber ist's gekommen.

Es packt sein Herz mit freudiger Gewalt,
Und neugekräftigt blickt er in den Morgen,
Trotzt dem Gewölk, das sich am Himmel ballt:

„Kommt an, mit mir zu kämpfen, meine Sorgen!
„Ringt nicht die Sonne auch mit jenem Dunst?
„Mein bester Reichtum ist ja doch geborgen,

„Er ist zu echt für Eure schwarze Kunst —
„Von meiner Heimat Lieb' soll nichts mich trennen,
„Nicht alle Not, nicht alles Glückes Gunst."

So jener Träumer, aber so bekennen
Auch wir es laut, vom Tagslärm unbetört.
Hell wie ein Flammenzeichen soll er brennen,

Der Ruf: Der Heimat treu, der Heimat wert!

Ein Jahr lang haben wir gewirkt aufs neue
Für Sinn und Liebe zu der Heimaterd'.

Und heute stehen wir in alter Treue
Zusammen wieder wie so manches Mal
Zu eines neuen Jahres Fahnenweihe.

Wir blicken stolz auf der Genossen Zahl,
Es schallt das Lied ringsum der muntern Geigen,
Und Festesfreudigkeit durchbraust den Saal.

Und doch, wer webt um unsern muntern Reigen
Der rechten innern Weihe Zauberbann?
Du stille Heimat, der mein Herz zu eigen —

So nimm den Gruß, den wir Dir bieten, an.

Diese Dichtung wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen.

Demnächst eröffnete der I. Vorsitzende Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel die Reihe der Tischreden etwa mit folgenden Worten:

Hochansehnliche Festversammlung!

Am 31. d. M. schließt wieder ein Arbeitsjahr unserer Brandenburgia reich an Arbeit und vielleicht nicht ganz arm an Ergebnissen im weiten Gebiet unserer Aufgaben, welche zunächst die Altertumskunde, die Geschichtskunde, die Landeskunde umfassen. In der Altertumskunde sind wir bis in die Uranfänge des vorgeschichtlichen Menschen hinabgestiegen, unsere geschichtlichen Streifzüge haben sich u. a. auf die Kolonisation des Wendlandes und auf unsern benachbarten Kreis Teltow, auf den Drachenberg bei Potsdam, auf das heimische Kinderlied und den Sagenkreis des Birnbaums sowie auf eine Gedächtnisfeier des großen Menschenfreundes und Volkserziehers Eberhard von Rochow sowie des uns erst kürzlich entrissenen großen Malers und Zeichners der Heimat Adolf von Menzel erstreckt.

Im Gebiet der Landeskunde bezogen sich die Vorträge auf das Riesenbauwerk des Teltowkanals, die Jugendtage unserer Kohlenlager und die künstlichen Baumaterialien Berlins sowie auf eine Besichtigung des Mineralogischen Museums.

Dies geleitet uns weiter zu unseren zahlreichen Wanderfahrten und Wanderversammlungen, welche uns verschiedene wirtschaftliche Anlagen und Veranstaltungen sowie Stadt- und Landschaftsbilder vor Augen führten. Auf wirtschaftlichem Gebiete: die Markt- und Kühlhallen, die Weinlager und das Haus Trarbach, die Sauerstofffabrik, die Arbeiter-Wohlfahrts-Ausstellung des Reichs in Charlottenburg, die Städtische Webeschule und die Glasmosaikfabrik sowie die Versuchsfelder des Reichsgesundheitsamts zu Dahlem. — Unsere weitere märkische Heimat besuchten wir in Pankow, Coepenick, Spandau und am Tegeler See mit seinen Inseln Valentinswerder und Scharfenberg sowie in Cottbus und Branitz, woselbst wir uns mit den heimatlichen Vereinen und Gesellschaften unserer Nieder-Lausitz anfreundeten.

Unsere heut zahlreich erschienenen Gäste und Freunde wollen aus dieser kurzen und unvollständigen Übersicht ersehen, wie weit verzweigt unsere heimatkundliche Tätigkeit gewesen ist. Wir, die Mitglieder der Brandenburgia, heißen Sie auf das herzlichste willkommen; wir würden uns außerordentlich freuen, wenn Sie sich an unseren gemeinnützigen vaterländischen Arbeiten fortan mitbeteiligen wollten.

Zum Schluß muß ich noch einen hervorragenden Zweig unserer Aufgaben, den Heimatschutz, erwähnen. Es vergeht keine Sitzung, in der wir nicht für diese jetzt auf der Tagesordnung aller Kulturvölker stehende wichtige Tätigkeit in Wort und Schrift eintreten. Wir verzeichnen es mit vielleicht nicht ganz unberechtigtem Stolz, daß es uns

hier in Berlin gelungen ist, ein bereits dem Untergange geweihtes altehrwürdiges mittelalterliches Bauwerk vor dem Abbruch zu retten.

Über allen diesen nationalen Heimatschutzbestrebungen waltet unser oberster Schutzherr, in welchem speziell unsere Brandenburgia, ihren eigentlichen Schützer und Schirmer, den Markgrafen von Brandenburg, unsern Allergnädigsten Kaiser und König verehrt. Ihm gilt unser Glas. Er lebe hoch — hoch — immerdar hoch!

Während der Festtafel deklamierte die Rezitatorin Frau Frida Fischer mehrere Gedichte unseres verewigten Ehrenmitgliedes Theodor Fontane („Auf der Treppe von Sans-souci", „Herr von Ribbeck auf Ribbeck" u. a.), Frau Kommerzienrat Frickert und Tochter Fräulein Alice Frickert erfreuten uns durch Gesangvorträge, ebenso in der Kaffeepause Frau Konzertsängerin Kloßeck-Müller. Den Dank der Gäste brachte Herr Verlagsbuchhändler Müller, den Damentoast Herr Justizrat Bürkner und Herr Kustos Buchholz einen Toast auf alle Damen und Herren, welche sich um das Zustandekommen und die Verschönerung des Festes verdient gemacht hatten, darunter insbesondere auch auf unser Ausschußmitglied Herrn Hofjuwelier Telge, welcher die vielen Mühen der Vorbereitung und Ausführung des Stiftungsfestes in aufopfernder Weise übernommen hatte.

Glückwunschschreiben trafen von unserm Ehrenmitgliede Herrn Dr. Julius Rodenberg, von dem Ausschußmitgliede Herrn Franz Körner aus Rapallo und von u. M. Fräulein Elisabeth Lemke aus Mantua ein.

Ein Tanzvergnügen, an dem sich nicht bloß die eigentliche Jugend beteiligte, beschloß das schöne und wohlgelungene Stiftungsfest mit Tagesanbruch.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202–206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch" und „Fischerei" werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von Bd. XIII. S. 419).

Forellen im Kaiserlichen Jagdrevier Rominten. Aus der Rominter Heide, dem bevorzugten Jagdgelände unseres Kaisers, wird berichtet, daß es dort vielen Hirschen gelungen sei, über das Gatter hinweg auf das freie Feld zu gelangen, wo ihnen eifrig nachgestellt wird. Viele wurden verwundet und fielen sodann den aus Rußland herübergekommenen Wölfen zur Beute.

Die dortige Forellenfischerei auf dem großen Preßberger Mühlenteiche ist namentlich im Winter eine sehr ergiebige. Exemplare von sechs Pfund

und darüber gehören, wie der Graudenzer Gesellige mitteilt, nicht zu den Seltenheiten. Die Fische werden zum Preise von 1,50 bis 2 Mark pro Pfund fast ausschließlich nach Königsberg und Berlin versandt. Auch für die kaiserliche Tafel sind im Laufe des Winters zwei Sendungen abgegangen. B. T.-Bl. 19. 2. 1892.

Die Forellen der Nieplitz. Zu den mit Forellen besetzten Wasserläufen der Mark gehört auch die Nieplitz. Der Bach entspringt einige hundert Meter bergauf von der Försterei Frohnsdorf in einem Quellengebiet, das aus zahlreichen Quellen, die unter den Wurzeln alter Erlen, Eichen, Birken und Tannen hervorrieseln, ein an Reinheit und Kühle dem anspruchsvollsten unter den Salmoniden zusagendes Wasser liefert. Wenn beim Eintritt des Frühlings noch eine hohe Schneedecke die Vorhöhe des Fläming und das Sammelgebiet der Tagwasser einhüllt, aus dem die Nieplitzquellen gespeist werden, und warmer Regen die Schneemassen in kürzester Frist wegtaut, dann wälzen sich wohl schwere Wassermassen, das sogenannte Flämingswasser, die Talsenke hinab, überfluten das Quellgebiet und füllen den Bachlauf bis zum Rande und darüber weg. Dann werden an den Stauwerken der Mühlen die Schützen gezogen und dem Wasser der Weg zum schnellen Abfluß frei gemacht. Dabei spült das wirbelnde und gurgelnde Wasser die Erde unter den Wurzeln der alten Uferbäume fort, bildet tiefe Löcher und Höhlen, setzt Erde und Sand im Bachbett ab, sobald die örtlich abgeminderte Geschwindigkeit des Wassers das Ablagern der Sinkstoffe gestattet und kolkt hinter den so gebildeten Bänken und Untiefen neue Löcher und Vertiefungen aus, wo das gepreßte Wasser von neuem Kraft zum Spülen und Schwemmen erlangt hat. So hat das Nieplitzbett im waldigen Frohnsdorfer Tal die den Forellen zusagende Beschaffenheit gewonnen: tiefe Löcher und Kolke mit dichten Büscheln der verschiedensten Wasserpflanzen, also sichere Zufluchtsorte und Hinterhalte, aus denen der gefräßige Räuber nach Beute hervorschießen kann; daneben die flachen Bänke aus feinkörnigem Kies und grobem Sande, die geeignete Laichplätze bieten. Das aus der Erde mit 7–8° Wärme hervortretende Wasser erwärmt sich auch im Unterlauf des Baches nicht über 14°, hat also die der Forelle zusagende Kühle. Die Ufer der Nieplitz sind durchweg mit Bäumen und Büschen besetzt, dicht genug, um Schatten zu geben und nicht ganz so dicht, daß nicht auch hin und wieder der Sonnenstrahl das schnell fließende Wasser beleben könnte; da schwirren die Insekten über der rauschenden Oberfläche hin, fallen Käfer von den Blättern herab, die kräftigen Fische zum Sprung auf die Beute reizend. Gebahnte Wege sind fern und die Fußwege liegen abseits des Baches. Nichts stört die Ruhe des scheuen Fisches und wenn man an geeigneter Stelle sich ganz ruhig verhält und das Wasser durchforscht, sieht man bald die zierlichen flinken Forellen mit ihrem breiten Rücken und der bunten Tupfenzeichnung blitzschnell auf Beute jagen, hoch aus dem Wasser emporschnellend eine Fliege oder Mücke erhaschen oder unbeweglich still und regungslos im Strom auf Ankommendes lauern und beim leisesten Zittern des Bodens unter dem Tritt eines Wanderers oder dem Nahen sonstiger Gefahr schleunigst im nächsten Zufluchtsloch verschwinden.

Obwohl somit die Nieplitz die günstigsten Bedingungen für das Leben, die Fortpflanzung und Vermehrung der Forellen bietet, sind sie doch nicht von jeher einheimisch darin gewesen. Im Jahre 1535 erst sollen lebende Forellen durch einen reitenden Boten von Ziesar geholt und in das Fließ eingesetzt worden sein, bei welcher Gelegenheit ein Pferd tot geritten sein soll. Dieser Transport auf Pferdesrücken durch einen Reiter erscheint zwar unwahrscheinlich, doch nicht ganz unmöglich. Auch kommt es wenig darauf an, ob die Tiere durch Reiter oder Fuhrleute herbeigeschafft wurden. Immerhin kommt die Forelle in der Mark nicht häufig vor und so wurde 1694 die Stadt Treuenbrietzen verpflichtet, die gefangenen Forellen auf Verlangen an die kurfürstliche Küche abzuliefern.

Der Rückgang, den Treuenbrietzen erfahren hat und den wir an anderer Stelle beklagt haben, zeigt sich auch in der rückläufigen Entwicklung der Forellenfischerei aus der Nieplitz. Die Forellen waren bis in die neuere Zeit sehr zahlreich und kamen bis zur Treuenbrietzener Papierfabrik von Sebald und Co. häufig, unterhalb der Fabrik seltener vor. Das hat sich inzwischen wesentlich geändert. Die „Steinmühle“ an der Nieplitz, bisher eine Getreidemühle, wurde um 1870 zu einer Strohstofffabrik eingerichtet, deren Abwässer, wenn auch auf Umwegen, in das Fließ gelangten. Die stark alkalischen Wässer vernichteten binnen kurzem den Forellenbestand unterhalb der Mühle, und wo ältere Leute in der die Stadt Treuenbrietzen umfließenden Nieplitz und den von ihr abgezweigten Gräben, dem Schanzgraben und den die Straßen der Stadt durchfließenden Stadtbächen, die flinken Forellen sich tummeln sahen, kommen heute nur noch ganz vereinzelt solche vor. Der allgegenwärtige Stichling hat ihre Stelle eingenommen. Seit Jahrzehnten ist die Fabrik eingegangen und die Getreidemühle wieder im Betriebe, aber die Forellen sind nicht wiedergekommen, wenn gleich noch hin und wieder ein Exemplar auch in der Nähe der Papierfabrik gefangen wird. Zwischen der Försterei Frohnsdorf und der Steinmühle liegt die „hintere Walke“, früher eine Tuchwalke und Lohmühle. Längst außer Betrieb, da die in Treuenbrietzen früher blühende Tuchindustrie zu Grunde gegangen ist, verfiel das hölzerne Stauwerk des Mühlteichs und brach schließlich vor einigen Jahren zusammen. Das Wasser des Teiches lief ab und der hauptsächlichste Sammel- und Laichplatz, der wesentlichste Zufluchtsort der Forellen, war vernichtet. Eine andere, kleinere Mühle, die vordere Walke, am Abfluß des eine große Anzahl von Quellenabflüssen sammelnden sogenannten Forellenteichs (auch „am Golm“ genannt) war schon früher verfallen und auf Abbruch verkauft worden. Der Mühlteich, ebenfalls mit Forellen gut besetzt und Laichplätze bietend, ist gänzlich verschlammt und verkrautet, so daß die Fische dort kaum noch fortkommen können. Auch schützt sie niemand mehr gegen den nächst den Menschen ärgsten Räuber, die Fischotter. So ist denn der Forellenbestand jämmerlich zusammengeschmolzen und für die Nachzucht fast gar nicht gesorgt. Die Forellenfischerei ist verpachtet; dem geringen Ertrag gemäß für wenig Geld. Ein Treuenbrietzener Ziegeleibesitzer hat aber nahe bei der Stadt mehrere große Gruben, die beim Ausschachten von Kies, der zur Anschüttung eines Bahndammes gebraucht wurde, entstanden waren, zu Forellenteichen eingerichtet und speist diese aus dem

kleinen, bei Kolonie Rietz entspringenden und ebenfalls Forellen enthaltenden Bach. Die Forellen sind jedenfalls aus der Nieplitz, in die der Rietzer Bach mündet, in diesen eingewandert. Jetzt aber ist das Teichgelände bahnseitig expropriiert; die vor wenigen Jahren ausgegrabenen weiten Gruben werden wieder ausgefüllt und somit ist die Forellenzucht, die hier regelrecht in künstlicher Fischzucht betrieben wurde, auch an dieser Stelle vernichtet. Als einziger Zufluchtsort für den gegen Störungen sehr empfindlichen Fisch bleiben nur der Mühlteich der Steinmühle und die Uferlöcher der oberen Nieplitz übrig, sowie ein verkrauteter Teich an der Rietzer Mühle, die von dem erwähnten Rietzer Bach getrieben wird, endlich der kleine Wasserlauf der Serno und des mit ihr in Verbindung stehenden Bardenitzer Fließes.

Der regelrechte Fang der Forellen erfolgt mit dem Handnetz, nachdem das Wasser abgelassen worden. Fischdiebe holen die Forellen mit der Hand aus den Uferlöchern hervor, wobei schon mancher von einer Wasserratte tüchtig gebissen worden ist. Die gefangenen Forellen werden in vorschriftsmäßigen Fischtransportgefäßen lebend an berliner Delikateßgeschäfte geliefert. Der Ertrag ist mäßig und lohnt eigentlich nur dadurch, daß in dem kalten Forellenwasser sich keine anderen Fische züchten lassen. Die Anzucht großer Karpfen liefert bessere Erträge, da der Karpfen bei guter Fütterung, die viel billiger ist als die der Forellen, viel schneller „ins Gewicht wächst."

Liefert hiernach die Forellenzucht in der Nieplitz zur Zeit keine erfreulichen Ergebnisse, so sind doch die Vorbedingungen einer gesunden Entwicklung vorhanden. Es fehlt nur der unternehmende Geist, der mit den gehörigen Mitteln die vorhandenen Keime zur blühenden Entfaltung bringen möchte! Kais. Postrat a. D. Steinhardt-Treuenbrietzen.

Die Haltestelle Saaringen der Kleinbahn Röthehof—Brandenburg a. H. besitzt keine Wartehalle, sondern nur eine Tafel, die den Namen des Ortes anzeigt. Da eine Änderung dieses Zustandes in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, hatte in den letzten Tagen des August vorigen Jahres ein Spaßvogel an der betreffenden Tafel einen aufgespannten Regenschirm befestigt. Dieser Schirm, der die Wartehalle ersetzen sollte, trug nach No. 408 der Voss. Ztg. folgenden Vers:

„Ich sitze hier zu einem guten Zweck,
Drum holt mich nicht leichtsinniger Weise weg;
Denn Saaringen hat, wie ehemals auch Lütte,
Es noch nicht gebracht zu einer Bahnhofshütte.
Bin ich auch klein und kann viel Schutz nicht spenden,
Habt nur Geduld, es muß sich alles doch zum Guten wenden."

Die Bahnverwaltung hat später das schirmende Obdach mit dem Vers leider entfernen lassen.

G. A.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Der Birnbaum in der Volkskunde.

Von Elisabeth Lemke.

(Vortrag vom 23. November 1904).

Geehrte Anwesende, der wilde Birnbaum (es wird zunächst nur von diesem die Rede sein) ist uns ein lieber alter Geselle, den wir in unserm Landschaftsbilde nicht missen möchten. Meist vereinzelt steht er auf dem Felde, am Grenzrain oder in einer Waldlichtung: hoch gewachsen und malerisch geformt, mit seiner reichen Blütenpracht so recht ein Ausdruck lebensfreudiger Frühlingsstimmung.

Kein ursprünglich deutscher Name ist uns erhalten geblieben; doch wir können aus zahlreichen Nachrichten entnehmen, daß die sog. „Wald-Birnbäume“[1]) im germanischen Altertum eine besondere Bedeutung hatten. Viele von ihnen sollen von Verbreitern des Christentums vernichtet worden sein. Aechzend und krachend sind sie niedergestürzt vor dem Ansturm einer neuen Zeit. Wie stattlich und ehrwürdig auch solche Bäume dastanden, wie sehr besonders zur Frühlingszeit ihr Anblick zum Lobe ihres Schöpfers herausforderte, — die eifrigen Sendboten, die sich so gern eins mit Gott wußten, kannten keine Gnade für die Heiligtümer in der Natur.

Auch spätere Bischöfe beteiligten sich an diesem Werk, da der heidnische Aberglaube unentwegt an den Bäumen festhielt. Wohl beobachtete man größte Heimlichkeit bei der Verehrung; doch die aufmerksamen Seelsorger spürten ihr nach und wußten der Vernichtung solchen Nachdruck zu geben, daß noch vor etwa 50 Jahren Montanus[2]) schreiben konnte: „Zur Bezeichnung eines Abergläubischen hört man heute noch sprichwörtlich sagen, jemand glaube oder lasse sich aufbinden, daß unser lieber Herrgott im Birnbaum sitze.“

---

[1]) A. Ritter von Perger, Deutsche Pflanzensagen. (1864). 327.

[2]) Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche usw. (1854). III, 158.

Eine unserer bekanntesten Sagen läßt auch einen niedergeschlagenen (gewissermaßen enthaupteten) Birnbaum immer wieder neues Leben gewinnen. „Bei dem Untersberg (unweit Salzburg), in dem Karl d. Gr. schläft, befindet sich das Walserfeld, auf dem ein Birnbaum steht, der schon dreimal umgehauen wurde; die Wurzel trieb aber immer wieder, so daß stets ein neuer Baum entstand. Er ist nun seit langem dürr; wenn aber Kaiser Karls Bart dreimal um den Tisch gewachsen sein wird, dann wird dieser Birnbaum blühen, und Karl wird mit seinen Kriegern aus dem Berg kommen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann entsteht auch eine furchtbare Schlacht. Zuletzt werden die Bösen von den Guten erschlagen. — Im Jahre 1814 schlug der Baum wirklich aus; doch seine Blätter verdorrten bald wieder.“[1])

„Das Aufhängen des Schildes bedeutet die Besitzergreifung und Geltendmachung des Gerichtsstandes. Es existieren noch Gerichtsschilde aus dem Mittelalter.“[2])

Jene furchtbare Schlacht soll nach Meinung der einen mit der vollständigen Einigkeit Deutschlands, nach Meinung anderer mit dem Weltende und dem letzten Gericht zusammenhängen. (Vgl. Perger.)

Wilhelm Waegner[3]) sagt: „Da man sich den Götterstaat gleich einem menschlichen errichtet dachte, so erwuchs daraus der Begriff von dem Weltenbaume, an welchem die Himmlischen zu Gericht sitzen. — Der Birnbaum im deutschen Märchen der Sommer und Winter trägt, ist aus dem Mythus entstanden.“

Sie wollen mir gestatten, geehrte Anwesende, Chamissos Dichtung in Erinnerung zu bringen.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's Neu', —
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

„Das Walserfeld bei Salzburg“ bezeichnet ist der Ort:
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
Das ist die rechte Sitte: der Birnbaum ist das Mal,
— Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maaß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's merken soll —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

---

[1]) A. Ritter von Perger, 272 f.

[2]) Ernst Koch, Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. (1886). 16.

[3]) Wilhelm Waegner, Unsere Vorzeit. Nordisch-germanische Götter und Helden. 3. Aufl. I, 51.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
Da rinnen rothe Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wenn das Werk vollendet, dann deckt die Nacht es zu;
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
Und wenn der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich Euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort;
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Stamm empor.

Wenn nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze auf's Neu' lebendig rinnt,
Und wenn den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
— Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuert, dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheiß'ne Zeit;
Und schmückt er sich mit Blüthen, so ist das Ende nah';
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,
Und schwellten schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde? Ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? Ob die Erfüllung naht?
— Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

Im Jahre 1871 fiel der sagenumwobene Baum durch ruchlose Hand. Man hat ihm einen Nachfolger gegeben, über den ich unserer Vereinsschrift berichten will.[1])

[1]) Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde; 1900, 91 f. „Der alte Birnbaum auf dem Felde des Dorfes Wals bei Salzburg fiel von ruchloser Hand wenige Wochen nach dem Friedensschlusse, der am 10. Mai 1871 den großen deutsch-französischen Krieg ruhmreich beendete. (Nach Prof. J. Sepp in der Beilage No. 74 der Allgemeinen Zeitung vom 15. März 1882 wäre der Birnbaum in der ersten Mainacht 1871 niedergehauen worden. Die Red.) Ober-Stabsarzt Dr. Heinrich Wallmann pflanzte einige Jahre später mit Hilfe und Unterstützung meines Vaters, des Irrenarztes und Salzburger Historikers Dr. Franz Valentin Zillner, einen — wie man glaubte — kräftigen Nachfolger und hatte zu diesem Zwecke ein kleines Landstück erworben, welches

Grünen, blühen und Früchte tragen soll auch jener verdorrte Birnbaum, an den der im Kyffhäuser weilende Kaiser Friedrich (II.) Barbarossa seinen Schild aufhängen wird, wenn er sich erheben darf, um die Feinde des Reichs zu zerschmettern. (Waegner, 86.)

„Der Chronist Johann von Winterthur berichtete 1348 von der nun schon auf Kaiser Friedrich (II.) bezogenen Prophezeiung und sagt: es werde mit Bestimmtheit versichert, Kaiser Friedrich werde mit einem großen Heere über das Meer ziehen und auf dem Ölberg oder [sonstwo] an einem dürren Baum sein Reich niederlegen. Dieser dürre Baum ist der Baum bei Hebron, den Seth als einen Zweig vom Lebensbaum aus dem Paradiese auf seines Vaters Adam Grab gepflanzt haben soll; Constantin ließ ihn umhauen, weil es ihn ärgerte, daß Heiden, Juden und Christen zu gemeinsamen Gottesdiensten sich dort versammelten; daß noch ein Rest davon stehengeblieben, ist dem Abendlande durch Pilgerberichte vom 7. bis ins 15. Jahrhundert gemeldet worden. Eben als Friedrich Barbarossa seinen Kreuzzug angetreten, berichten die Gesandten aus Frankreich, die sich gerade in Konstantinopel befanden, daß nach uralter Sage in diesem Jahre die Herrschaft des Islams im Morgenlande vernichtet werden sollte; ein Drittel der Araber werde durchs Schwert umkommen, ein zweites Drittel die Taufe annehmen;

---

wenige Meter von der Stelle entfernt ist, auf der der alte Birnbaum gestanden hatte. Der Besitzer dieses Platzes war nämlich zur Abgabe des gewünschten größeren Ausschnittes aus seinem Felde nicht zu bewegen gewesen. Dieser junge Baum fiel aber einem sehr strengen Winter zum Opfer, und sein Nachfolger, für den mein Vater bald wieder Sorge trug, erlag auch nach kurzer Frist einer Beschädigung, die ihm entweder mutwilliger- oder boshafter Weise zugefügt worden war. Hierauf stand der Platz leer, bis endlich ein gut geeigneter, kräftiger Baum aufgefunden wurde, den (ungefähr im Jahre 1882 oder 1883) mein Vater an die Stelle dieser Vorgänger setzte. Da Ober-Stabsarzt Dr. W. in Wien lebte, konnte er nur auf kurzen Sommerbesuchen den Baum sehen, ihm aber nicht persönliche Fürsorge angedeihen lassen. Mein Vater pflegte nun den Baum bis in seine letzten Lebensjahre, bis ihn hohes Alter i. J. 1893 zwang, die Sache aufzugeben. Dr. W. übertrug nun die Fürsorge für seinen Baum der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Als ich ein halbes Jahr nach meines Vaters Tode, im Sommer 1897, dem Baum einen Besuch abstattete, fand ich ihn in einem Felde von Nesseln und Unkräutern; die Weißdornhecke war in die Höhe geschossen und ihre Ranken umfingen die Baumkrone, die sich nur durch die dunkle Farbe ihres Laubes verriet. Ich kam bald wieder mit Säge und Schere; die Hecke erhielt ihre frühere Gestalt, der Baum einen neuen Pfahl, die vier Merksteine wurden zurechtgesetzt und somit ein ganz guter Zustand geschaffen. Ein Bauernsohn aus dem benachbarten Dorfe Loig ist mir hierbei behilflich; sein Vater ist fest überzeugt, „die Unterbergsmandeln" wiederholt gesehen zu haben, und somit sind er und sein Sohn leicht zu gewinnen gewesen, mir zu helfen. Dr. W. hat zwar bei seinem i. J. 1898 erfolgten Tode den Baum der Stadtgemeinde übergeben; ich habe mir aber vom Herrn Bürgermeister ausgebeten, die Pflege des Baumes in meiner Hand behalten zu dürfen, so lange ich dieses imstande bin." Salzburg, 10. Jänner 1900. Anna Zillner, Klavierlehrerin.

die Letzten aber würden unter den „dürren Baum“ flüchten.“ (Ernst Koch, 14.)[1])

Neben andern Bäumen ist es auch in norwegischen und dänischen Sagen ein Birnbaum, unter dem die letzte Schlacht geschlagen werden soll, gleichwie die letzte Schlacht der Götter und Dämonen unter der Yggdrasilesche geschlagen wird. Doch wie die Yggdrasilesche von der ezechielschen Assurceder, ist dieser [scand.] Baum von dem Baum der Antichristlegende beeinflußt.[2])

Durch den Eifer gläubiger Leute schwanden also ungezählte Birnbäume dahin; ihre Naturgeschichte ist nicht mehr zu schreiben. Es ist auch immer noch schwankenden Urteilen anheimgegeben, was die Birnbäume im allgemeinen betrifft.

Vor allem haben wir zu berücksichtigen, daß der Name „Wilde Birne“ eine Bezeichnung ist, die keineswegs nur einen bestimmten Baum angeht.

Pirus[3]) communis bezieht sich sowohl auf die kultivierten, wie auch auf wild wachsende Bäume. Pirus achras[4]) ist die wilde Form mit birnförmigen, Pirus piraster die mit kugligen Früchten, — in der Provinz Brandenburg mehrfach vorkommend.

Bei Ascherson u. Graebner[5]) heißt es: „Pirus communis. — (Pirus Achras, Birnbaum, wend. Kruščyna). Mit Dornästen, welche sich in der Kultur verlieren. Laubwälder, Gebüsche, Ackerraine; sehr zerstreut durch das Gebiet, reicht nach Westen nicht weit über die Gebirgsgrenze hinaus. (Lauenburg.) Überall der Scheinfrucht wegen in vielen Gärten und an Straßen gepflanzt. Wild findet sich nur die Abart glabra; Blätter anfangs dünn-spinnwebig-filzig, später ganz kahl. —

---

[1]) Ganz leise naht sich die Frage: Hat die Klangähnlichkeit zwischen dem „dürren (dürr'n) Baum“ und dem „Birnbaum“ nicht (wenigstens später) ein wenig mitgesprochen?

[2]) E. H. Meyer, Germanische Mythologie. (1891.) 86 f. Viele Litteraturangaben.

[3]) „Neuerdings wird wieder Pyrus geschrieben.“ (Carl Bolle.)

[4]) Johannis Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde. 3. Aufl. (1885.) 188 f. „Wilde Birn, Holzbirn. — Pirus achras Gaertn. 1. P. piraster, 2. P. achras. — Achras, der weidenblätterige Birnbaum (P. salicifolia L.) in Griechenland, dessen Früchte ungenießbar (ἀχρεῖος unbrauchbar). Plutarch erzählt, daß an gewissen Festen der Archiver die Knaben Ballachraden (Birnschnitte von βαλλω werfen, schütteln und ἀχράς wilde Birn) hießen, vielleicht zur Erinnerung, daß die unter Jnachus in den Peloponnes eingewanderten Hellenen dort die ersten wilden Birnen fanden, nach welchen das Land Apia, später Achra (das Land der wilden Birnen) genannt wurde. Linné hat diesen Namen auf den Sapotillbaum übertragen. Unsern wilden Birnbaum nannten die Alten ὄχνη. — Piraster Birnbaum = ähnlich, von pirus und aster.

[5]) P. Ascherson u. P. Graebner, Flora des nordostdeutschen Flachlandes. 2. Aufl. (1898—99).

Eine mit blutroten Blattnerven. (Blutknödel.)[1]) Die Scheinfrüchte dieser Abart (Holz- oder Knödelbirne) sind nur, wenn sie abgefallen und mürbe (der Volksmund sagt: mudig, mudike usw.) geworden sind, genießbar. Die Wenden unterscheiden verschiedene Formen: große, süße Feldbirnen, Drogac (der Drogatz); Frühbirnen, Ranawa; Backbirnen, Krusenka."

Auf meine Bitte schrieb mir Herr Prof. Ascherson: Pirus communis und Pirus Achras sind nicht indentisch. — Die Hauptformen unseres wilden Birnbaums sind P. achras und P. piraster. — Der wilde Birnbaum stamme wohl kaum, wie man stellenweise annimmt, aus China.[2]) — Die Römer (denen wir unsere Bezeichnungen verdanken) erhielten die besseren Sorten gewiß aus Vorder-Asien. — Es gäbe, [wie ich schon vorhin sagte] keinen ursprünglich deutschen, wohl aber mehrere slavische Namen.

Dafür will ich weiterhin den um die Baumforschung der Mark so verdienten Botaniker, unser Ehrenmitglied Herrn Dr. Carl Bolle, anführen, vorerst aber meinen alten Landsmann Karl Gottfried Hagen[3]) sprechen lassen: „Birnkernobst; Pyrus communis. (Pyrus sylvestris. Loes. Bor. n. 583 Guimpel. I. F. 75.) Holzbirne. Wilde Birne. Kruschken. Poln. Gruszka leśna. Gruszka zwyczayna dzika. Litauisch Krauszes."

Offenbar stammt das lit. Krauszes ebenso wie unser ostpreußisches Wort Kruschken vom poln. gruszka ab, wozu sich die wendischen Namen Křuška[4]) und (verdeutscht) Krutsche, sowie die schon erwähnten Kruscyna und Krusenka gesellen.

(W. v. Schulenburg[5]) führt von wendischen Bezeichnungen an: Polowki Feldbirnen, bombale langstielige, bambule bummelnde, hopyšawe Schwanzbirnen, jakobnice Jakobsbirnen, smolawki rauchige, šyrawe graue, zelonki grüne.)

Doch kehren wir zu Hagen zurück. Er sagt: Der wilde Birnbaum wächst „auf offenen Feldern und in Wäldern. Er ist der Stammvater aller in unseren Gärten vorkommenden Birnsorten, deren man schon 1500 zählt. Er unterscheidet sich von diesen durch die fast herzförmigen, von beiden Seiten glatten, an den Zähnen des Randes fein behaarten Blätter (Sie sehen, geehrte Anwesende, der alte Geselle hat wirklich Haare auf den Zähnen) und die kleine, an sich fast ungenießbare Frucht, die herb und zusammenziehend ist. Diese [Früchte] sind zur Schweine-

[1]) Von Pastor Handtmann in seinen Sagen angeführt.

[2]) Carl Hoffmann, Botanischer Bilder-Atlas. (1884). 22. Meyer's Konvers.-Lex. (1889).

[3]) Karl Gottfried Hagen, Preußens Pflanzen. (1818). I. 378.

[4]) Carl Bolle, Freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg. 2. Aufl. (1887). 48.

[5]) W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte (1882). 198.

mast vortrefflich. Außerdem pflegen unsere Landleute sie nach dem Abschütteln einige Tage auf der Erde liegen zu lassen um sie dann zu Backobst zu trocknen. Das Holz von diesem [Baum] wird für schöner und dauerhafter, als das von Gartenbirnstämmen gehalten.[1]) Die Bienen sind hier sehr geschäftig."

Mithin gibt es da vielerlei zu loben. Besonders aber gefällt mir, was Otto Schmeil[2]) schreibt: „So lange der wilde Birnbaum jung ist und einen kleinen Strauch bildet, endigen die holzigen Zweige in scharfe, stehende Dornen, die eine vortreffliche Schutzwehr gegen Weidetiere bilden. Auch wenn sich der Strauch höher über den Boden erhebt, sind die Zweige etwa so weit, wie die größten Weidetiere — die Rinder — reichen können, stark bedornt. Darüber hinaus aber werden die Dornen immer seltener, bis sie endlich ganz verschwinden; ebenso fehlen sie an dem Baume, in den der Strauch allmählich übergeht. Der Stamm ist [nun] durch die harte, rissige Rinde wohl geschützt; und bis zur Krone vermögen [ja] die Weidetiere nicht emporzureichen. — Der angebaute Birnbaum der im Schutze des Menschen steht, ist meist völlig dornenlos. Der Birnbaum verhält sich eben wie der Mensch, der „in der Wildnis die Waffen nicht aus der Hand gibt, im sicheren Schutze der Städte dagegen sie ablegt." — Wenn ein heftiger Wind weht, zeigt sich, daß der lange Blattstiel — der das Blättchen schräg stellt, wodurch es von den Sonnenstrahlen am besten durchleuchtet wird — noch eine zweite wichtige Bedeutung hat. Obgleich der Wind Ziegeln von den Dächern reißt und anderes Unheil anrichtet, spotten die zarten Blätter des Birnbaums zumeist seinem Toben: sobald sie von einem Windstoße getroffen werden, stellen sie sich vermöge der biegsamen Stiele wie eine Wetterfahne in die Richtung des Windes, so daß der Anprall ohne Wirkung bleibt. Ist der Windstoß vorüber, so kehren sie — da der Stiel zugleich elastisch ist — in die ursprüngliche Lage zurück. Ein ebenso wichtiges Schutzmittel sind die elastischen Stiele gegen den Anprall schwerer Regentropfen. Trotzdem bedarf es aber einer gewissen Festigkeit, um von den Regentropfen nicht zerrissen oder durchschlagen zu werden; diese erlangt das Blatt durch das Gerüst der Adern oder Nerven, von

---

[1]) Leunis, „Das Holz von jungen Bäumen ist fast ganz weiß, von älteren rötlichbraun, oft geflammt, fein, dicht und mäßig hart, mit undeutlichen Jahresringen. Wegen seiner gleichförmigen Textur läßt sich dasselbe leicht schneiden und zu Druckformen und Bildhauerarbeiten, weniger zu Holzschnitten benutzen. Weil es schöne Politur annimmt und oft herrliche Masern hat, wird es von Drechslern und Tischlern benutzt." — Meyer's Konvers.-Lex. (1889). „Das Holz des Birnbaums, namentlich des wilden, ist rötlich, hart, sehr politurfähig und bildet ein geschätztes Nutzholz, welches besonders zu Schnitzereien, musikalischen Instrumenten, Druckformen und Modellen benutzt wird. Das Holz von veredelten Bäumen ist in jeder Beziehung schlechter.

[2]) Otto Schmeil, Lehrbuch der Botanik. 6. Aufl. (1904). 85 f.

denen es durchzogen wird.“ Wahrlich, wir könnten auf den Birnbaum (zumal den wilden) neidisch werden.

Obgleich wir in der Mehrzahl schon lange aus der Schule heraus sind, will ich doch noch den naturgeschichtlichen Eigenschaften ein paar Worte mehr widmen. „Der Fruchtknoten wird zum „Kornhause“ (dessen 5 Fächer je 2 braune Samen enthalten) und der Blütenboden zum Fruchtfleische. Am oberen Ende der Frucht finden wir daher selbst noch zur Reifezeit den vertrockneten Kelch. Da an der Bildung der Frucht also noch ein anderer Blütenteil als der Fruchtknoten beteiligt ist, bezeichnet man sie als „Scheinfrucht“. Solange die Samen noch unreif sind, schützen saure, zusammenziehende Säfte die unscheinbar grünen Früchte, vorzeitig verspeist zu werden.“ (Schmeil.) Wie wenig das ein Abwehrmittel gegen die liebe Dorfjugend ist, wissen wir.

Doch zu Herrn Dr. Carl Bolle. Er ist der Meinung, daß wir nicht von Germanen, sondern von Slaven sprechen sollten, wo es sich um die Verehrung des wilden Birnbaums handelt. Die Verehrung werde daher gekommen sein, weil der Birnbaum keineswegs ein eigentlicher Waldbaum sei, sondern immer gern allein auf natürlichen oder von Menschen geschaffenen Lichtungen gestanden habe, sich so den menschlichen Ansiedlungen gewissermaßen nähernd. Und woher er stamme? Der große Botaniker Koch glaubt nicht an hiesige ursprüngliche Heimatsberechtigung, was aber nicht viel sagen wolle: denn Koch habe so ziemlich allen unseren nützlichen Bäumen solch' Recht abgesprochen. Zu den aus dem Süden stammenden Vätern unserer jetzigen Tafelbirnen gehöre auch Pirus amygdaliformis. Wie sehr der Birnbaum dazu neige, ein Kosmopolit zu sein (weit mehr als der Apfelbaum), bezeuge sein Vorkommen im Süden, z. B. in der heißen Küstenzone der Canarischen Inseln.

Von anderer Seite wurde „als Argument gegen das Indigenat der Birne“ auf das Fehlen dieses Obstes in Pfahlbauten hingewiesen; natürlich sei aber „solche Negative niemals ein schlüssiger Beweis.“[1])

[1]) Die leider erst nachträglich von Herrn Eduard Krause, Kustos am Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, eingeholte Auskunft lautete: „Keller, Pfahlbauten VI, S. 310 mit Abb. Fundorte Wangen und Robenhausen.“ — Ferner schrieb mir Herr Dr. Schulze-Veltrup: „Hehn, Kulturpfl. und Haustiere. 6. Aufl. (Berlin 1894; herausgeg. v. Schrader) bringt S. 595 folgendes: Auf das Indigenat des Baumes nicht nur im südlichen Europa weist auch der Umstand hin, daß in den Schweizer Pfahlbauten neben Äpfeln wilde Birnen gefunden werden.“ — Somit ist doch berechtigt, was wir in „Auch Einer“ von Friedrich Theod. Vischer, 2. Aufl. (1879) lesen; nämlich die Pfahlbau-Gemeinde im See Robanus (zu der die Barden Feridun Kallar und Guffrud Kullur als Ehrengäste gekommen sind) hat zum Festmahl auf dem langen Speiszettel nicht nur alles Erdenkliche und Unmögliche, — wie z. B. Leberknödeln, Kibitzeneier, Murmeltier, gesülzte Spansau, gebeizten Wisent-Schwanz, Rinitur-leckerli, Mohnkrapfen, Mausschlegel, Eidechsenschwänze und Methbock — sondern auch zu wiederholten Malen Birnen, als „Voressen“ und als „Nachtisch.“ — Auch Obstwein ist vertreten.

Auch in seinem Buche „Freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg“ (48 f.) hat Herr Dr. Bolle ausgiebig über den „Beerbom“ — wie das Volk den Birnbaum nennt — berichtet. In bezug auf das zu beklagende Schwinden der stattlichen wilden Birnbäume sagt er: „Die Separation mußte sicher die erste Veranlassung geben, weil vorher viele dieser Bäume Gemeingut[1]) gewesen sein mögen. Vollendet wurde das Werk der Zerstörung durch das gänzliche Verlorengehen jener scheuen und stummen Ehrfurcht, die als unbewußter Rest des heidnischen Baumkultus dem Landvolke innegewohnt hat. — Die [wilden Birnbäume] haben früher wohl nirgends ganz gefehlt, selbst nicht in der Sumpfwildnis des Spreewaldes; man hieß sie Buschobst. Sehr bezeichnend für sie ist auch ein Name, den man bei Rheinsberg noch hören kann: die Grenzstöcke. — Der östliche Teil der Mittelmark, die Distrikte Barnim und Lebus, und in diesen wieder die Umgebung von Straußberg, Werneuchen, Müncheberg und Wriezen waren ehemals besonders reich an Birnbäumen. [In Werneuchen steht noch der bekannte 300jährige Baum.] Wir sahen sie vor noch nicht langer Zeit bei Petershagen. Jenseits der Oder mögen sie noch vorkommen; dort bewahrt bis auf den heutigen Tag der Sternberger Kreis den Namen des Knödellandes [auch Knödelländchens]. — Es fehlte auch uns bei den Dörfern nicht an alten Birnbäumen der Urrasse, selbst nicht in der nächsten Nachbarschaft Berlins. Z. B. Heiligensee stand voll von solchen. Da war fast auf jedem Hofe einer, gewöhnlich dicht neben dem Reisig- und Holzhaufen. Er schien da zu sein, damit vielfaches Acker- und Hausgerät an ihm eine Stütze fände. — Man erinnert sich noch eines Baumes, der bis vor etwa 20 Jahren lebte: zwei starke Männer konnten ihn kaum umklaftern. Der Ertrag an Knödeln berechnete sich natürlich auf viele Scheffel von jedem Baum. Man buk sie und kochte solches Backobst. Jetzt steht in genanntem Dorfe kein einziger Knödelbaum mehr; Bauten und anderweitige Veränderungen in der Wirtschaft haben alle weggeschafft; es hat sich kein Hauswirt gefunden, der auch nur einen erhalten hätte. — Nachkommenschaft haben die früheren Bäume auch nicht hinterlassen. Sie auf der dortigen Feldmark gesehen zu haben, wie sie weiter ostwärts an den Scheidfahren der Äcker wuchsen, erinnert sich niemand mehr. — Gleicher Art, vielleicht noch mächtiger

[1]) In Oschekau, Kr. Neidenburg Ostpr., stand (außer vielen anderen wilden Birnbäumen) ein besonders großer und sehr schön gewachsener Baum auf der Grenze der Gärten, die zum Rittergut und zu einem Bauernhof gehörten. Wenn die Erntezeit da war und die Früchte abgeschüttelt wurden, gehörte jedem der Besitzer alles, was auf sein Land fiel. Eine ansehnliche Steinmauer half dafür sorgen, daß nicht Ungerechtigkeiten vorkommen konnten. Dieser Baum war der höchstgewachsene und malerisch ansprechendste wilde Birnbaum, den ich je gesehen habe; und nun erst seine Pracht im Frühling! — Ein böses Wetter machte ihm leider ein unerwartetes Ende.

sind wohl die gewesen, die Fontane zu Dolgenbrod angetroffen hat. Sie konnten diesem ebenso fein, wie mit seltener Gemütstiefe beobachtenden Autor Züge zu einem wahrhaft köstlichen Naturbilde liefern: . . . . „in Front jedes Hauses stand ein uralter Birnbaum, in der einen Hälfte abgestorben, aber in der andern noch frisch und mit Früchten überdeckt. In dem hohlen Hauptast bauten die Bienen, an dem Stamm lehnte die Sense, zwischen den Zweigen hing das Netz; und in dieser Dreiheit lag ersichtlich das Dasein dieser friedlichen Menschen beschlossen. Das Sammeln des Honigs, das Mähen der Wiese, das Fischen im Fluß, — in so engem Kreislauf vollendete sich tagtäglich ihre Welt. Und so war es immer an dieser Stelle.“ — Auch im Pfarrgarten zu Schönhagen standen eichenhohe Birnbäume. Vieles Birngehölz (mit unten wolligen Blättern) steht auf dem Egsdorfer Werder im Teupitzsee; es hebt sich davon im Spätjahr ein besonders großer Baum durch sein rotes Herbstlaub weithin sichtbar ab. [Welche Färbung verschiedene Birnbäume annehmen, das Landschaftsbild erheblich verschönernd.] Ein sehr starker Baum steht auf dem Haidereiter Werder des Paarstein. — Als Strauch wächst die Wildbirne u. a. hin und wieder auf dem Kalk von Rüdersdorf.“

Diesen Mitteillungen kann ich einige Angaben anschließen, die ich Herrn Geheimrat Friedel verdanke. Beerfelde d. h. Birnenfelde (im märkischen Platt sagt man nicht Birne, sondern Beer) heißen zwei Dörfer im Lebuser und Königsberger Kreis der Neumark, nach dem Reichtum an wilden Birnbäumen. „Derselbe Umstand hat dem [unweit von Riesenthal gelegenen] Dorf und Rittergut Beerbaum (plattdeutsch Beer- oder Peerboom) den Namen verschafft. Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 6. d. M. überzeugten die Teilnehmer sich von dem noch jetzt vorhandenen Reichtum alter wilder Birnbäume.“ [Dort sagt man auch: Ei du meine Güte, Backenbeere und Klüte. Und im Havellande heißt es: Hei sicht so drög ut wie ne Backenbeere. — O. Monke.] Die uralten zum Teil riesenhaften „Knödelbäume“ auf der geheimnisvollen Marieninsel im Paarsteiner See (unweit Kloster Chorin) werfen im Herbste eine Menge reifer, schön rotbäckiger Früchte ab, die von den dort eingekoppelten Pferden sehr gern gefressen werden. Auch Kühe, Schafe und insbesondere zahme und wilde Schweine nehmen diese „Holzbirnen“ gern als Nahrung an.

Am Baum bekommen die wilden Birnen zitronengelbe Farbe; nachher ähneln sie in ihrer trüben Färbung den Mispeln. (Bolle.)

Auch Herr Rektor O. Monke sandte mir wertvolle Beiträge; so die Sage vom Birnbaum auf dem Kirchhofe zu Ribbeck, von Theodor Fontane in ein rührend anmutiges Gedicht gefaßt:

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, —
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die gold'ne Herbsteszeit,
Und die Birnen[1]) leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Thurme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: „Junge, wiste 'ne Beer?"
Und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ik hebb 'ne Birn."

So ging es viele Jahre, bis lobesam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. War Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit.
Da sagte von Ribbeck: „Ich scheide nun ab,
Legt mir eine Birne mit in's Grab!"
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbeck sie hinaus,
Alle Bauern und Büdner, mit Feiergesicht
Sangen: „Jesus, meine Zuversicht",
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
„Hei is dod nu. Wer giwwt uns nu 'ne Beer?"

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht,
Der neue freilich, der knausert und spart,
Hält Park und Birnbaum strenge bewahrt.
Aber der alte, vorahnend schon
Und voll Mißtrau'n gegen den eigenen Sohn,
Der wußte genau, was damals er that,
Als um eine Birn' in's Grab er bat,
Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus
Ein Birnenbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' über den Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: „Wiste 'ne Beer?"
Und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick geb' dir 'ne Birn."
So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

[1]) Aber jedenfalls nicht „wilde".

Nach anderer (ebenfalls von Herrn O. M. mitgeteilten) Fassung heißt es: die Leute sagten allgemein, der alte Herr habe noch, als er begraben wurde, eine Birne in der Rocktasche gehabt, und ein Kern davon habe so wunderbar Wurzel getrieben, damit es der Dorfjugend nach seinem Tode nicht an Birnen fehle. (Ribbeck liegt an der Berlin—Hamburger Chaussee, etwa 8—9 km westlich von Nauen. — Schwartz bringt die Bezeichnung „Knödelbaum"; Herrn O. M. von Ribbeck her nicht bekannt, dagegen aus dem Kreise Oberbarnim und Sternberg. Die Birnen werden in Ribbeck nicht gegessen.) — Ferner ward ich auf eine andere märkische Sage aufmerksam gemacht, nämlich auf die vom kleinen Uchtenhagen in Freienwalde a. d. O.: der kleine Knabe soll an einer vergifteten Birne gestorben sein, die sein neidischer Vetter ihm in die Hand gespielt hatte.

In der Lausitz nennt man die Früchte des wilden Birnbaums auch Kodde, in Luckau Kollen, bei Schönermark im Ruppinschen Biddeln. (Bolle.) Im Riesengebirge und in der Grafschaft Glatz spricht man von Feldbirnen, in der Namslauer Gegend vom Nüntkenbaum. (E. Küster, Breslau.) Die dortigen Knaben „klauben" die abgefallenen Nuntken, d. h. sie lesen sie auf; aber ratsam bleibt es, die geklaubten erst „teege" (weich) werden zu lassen, ehe man sie verspeist.

Diesen Rat würde man den Dorfknaben meiner Heimatprovinz Ostpreußen vergeblich anbieten. Sie bemächtigen sich der Kruschken oder Steinkruschken[1]) vor der Zeit, und die Ernte bedeutet für den Baum eine arge Mißhandlung. — Auch wir dort haben immer noch stattliche wilde Birnbäume auf den Feldern, an den Grenzrainen und an der Dorfstraße. Aber leider ist eine Abnahme gleichfalls in Ostpreußen an der Tagesordnung. Auf dem Gute Balden, Kr. Neidenburg, sollen noch bis vor kurzem etwa 50 Stück gewesen sein. Dort müssen die Früchte „ulligauki" werden. (Die richtige polnische Bezeichnung wäre wohl miękki, weich.) Doch sie schmecken, wie mein Berichterstatter sagte, im allgemeinen „sauer bis bitter".

Nun aber möchte es wohl an der Zeit sein, auch der edlen, d. h. kultivierten Birnen zu gedenken. Da müssen wir einen weiten Weg

[1]) Ostpr. Oberland (Kr. Mohrungen usw.): Kruschk, die wilde Birne. Man läßt die Früchte etwa eine Woche ausgebreitet liegen, bevor man sie zum Kochen nimmt. „Wenn die Kruschken molsch (mürbe oder gewissermaßen faul) geworden sind, geben sie ein sehr strammes Essen." — Kr. Heiligenbeil: Kruschken und Steinkruschken. „Die sind ja hart wie Steine; aber nachher kochen sie einige, und manche essen sie auch roh. Kinder backen sie im Ofen." — „Die Steinkruschken-Bäume stehen so auf den Feldern hier und da. Die Birnen müssen lange auf Stroh liegen. Man ißt sie nachher gekocht, auch roh." — Umgegend von Königsberg: „Die Steinkruschken müssen ein paar Wochen in Heu gewühlt liegen bleiben; dann schmecken sie sehr gut." — Kr. Insterburg: „Kruschkenbäume stehen bei uns noch vielfach auf den Grenzen."

zurücklegen, denn „schon bei den Alten war die Birne eine hochgeachtete Frucht. Plinius zählt 35 Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimat führten, woraus erhellt, daß die Römer den größten Teil derselben aus Griechenland, Ägypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia erhalten hatten. Die Bergamotten kamen zuerst zu den Zeiten der Kreuzfahrer aus Persien nach Europa. [Herr Dr. Bolle nannte mir als Stammvater unserer hiesigen Bergamotten den in Unteritalien vorkommenden Pirus cuniefolia.] Seit Ende des 18. Jahrhunderts, als der Obstbau in mehreren Ländern Europas — in Deutschland besonders durch Christ's, Sickler's und Diel's Bemühungen — einen neuen Aufschwung nahm, sind viele neue schöne Sorten aus Kernen gezogen worden." (M. K.-L.)

„Arzneilich wurden früher nur einige der besseren Birnsorten benutzt, wie namentlich die sog. Apothekerbirnen, — [so] bon Chrétien, pira crustumina der alten Römer — die mit Zucker eingemacht als pira muscatellina in Apotheken früher vorrätig gehalten wurden. [Der Name bon Chrétien = guter Christ, auch Christbirn, entstand] angeblich aus dem lateinischen pira crustumina, von der sabinischen Stadt Crustumium, unter welchem Namen diese Birnen zur Zeit Karl VII. aus Italien nach Frankreich kamen." (Leunis.)

„Der Name Malvasier-Birne kommt [nach Aue] zweifellos von dem griechischen Weinort Napoli di Malvasia, an der Ostküste des Peleponnes gelegen. Die Birne mag wohl einen dem im Mittelalter hochgeschätzten Malvasier-Wein ähnlichen Geschmack haben und deshalb nach diesem benannt sein."[1])

Nach Herrn G.-R. Friedel's Meinung besteht zwischen dem für Birne gültigen „Beer" des märkischen Platt und den [nach Bolle, S. 51] durch die französischen Kolonisten zu uns gekommenen Beurré blanc und Beurré gris insofern ein inniger Zusammenhang, als die Märker nun ganz bequem und allgemeinverständlich von Beer Blanc und Beer Gris sprechen konnten.

Das aus Birnen gewonnene Getränk poiré ist (nach Michelet) in Frankreich — wenigstens nach dem 11. Jahrhundert — überall da anzutreffen, wo kein Wein gewonnen wird. Mit den Kolonisten kam poiré in die Uckermark. Aber das Rezept mußte verloren gegangen sein: der Birnenwein schmeckte so wenig verlockend, daß man ihn gern den Dienstboten überließ. (Bolle.)

In Süddeutschland wird aus einigen Sorten von sog. „Mostbirnen" ein vorzüglicher Wein gekeltert. Der „praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau" (1893, 473) empfiehlt solche Bäume als Straßenbäume, da ihre Früchte nicht gerade benascht werden, und sagt: „Schön in der

[1]) Der praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau, 1889, 81.

Höhe, sehr anspruchslos in jeder Beziehung, sehr reichtragend, meist klein und unansehnlich in der Frucht, die [so lange sie am Baum hängt] ungenießbar ist, daher auch die teure Bewachung während der Reifezeit erspart werden kann, — ein Straßenbaum, wie er nicht besser zu wünschen ist." [1])

„Was am Niederrhein für den Haushalt das Apfelkraut, ist am Mittelrhein der Birnenhonig [dies ist kein Schreibfehler]. Die Frauen verfahren [mit den in ein grobes Tuch oder in einen Sack gesteckten Birnen, — es werden zur Honigkocherei immer nur die kleinen genommen —] genau so wie beim Wäscheausringen. (Pr. R. 1894, 341.)" [2])

In vielen Gegenden sind gedörrte Birnen die Hauptsache oder doch ein unerläßlicher Teil des Festgebäcks. Daher heißt ein solches im Oberinntal „Biarazalta", Birn-Zelte. [3])

Die Nicolobirnen, Klötzen- (oder Birn-) Brode in Bayern, sind eine Kultspeise, zu Ehren des h. Nicolaus, dieses Kinder liebenden Bischofs (auch Sannaklos und Nikló genannt), Patron der Schiffe und Erretter aus Wassersgefahr. [4])

Wenn wir jener bei Saalfeld i. Thür. vorhanden gewesen sein sollenden alten, wilden Birnbäume gedenken, von denen i. J. 1665, gleich als sie geblüht hatten, an drei Tagen soviel Honig geflossen sein soll, daß sich ganze Pfützen bildeten und die Leute reichlich zu tun hatten, den Honig zu sammeln, (Perger) so gelangen wir nunmehr in das Gebiet, wo die Naturgeschichte aufhört und der wilde Birnbaum nicht nur wie ein harmloser Grenzwächter dasteht, sondern (wie auch wohl der veredelte Baum) in verschiedener Weise an allerlei Spuk unbegreiflichen Anteil hat.

---

[1]) Pr. R., 1889, 418. Birnenwein mit Hopfenextrakt. In der bairischen Umgegend des Bodensees. Berauschende Wirkung. — 1895, 59. J. Pierret-Bettingen ist zu der Überzeugung gekommen, daß sich aus guten [edlen] Birnen kein Birnenwein herstellen läßt.

[2]) Leunis. „Birnsaft, -sirup, -essig, -wein, -senf. — Aus den beim Essigbrauen übrigbleibenden Birnen wird in Thüringen ein fettes Öl gewonnen.

[3]) Zeitschr. d. Vereins f. Völkerkunde; 1897, 348 f. Christian Hauser, Der Heilige Abend in einem Dorfe Paznauns [Oberinntal]. „Das Hauptingrediens der Paznauner Krapfen sind gestampfte „Magen" (Mohnkörner), zu denen noch weichgesottene und fein zerteilte gedörrte Birnen, Cibeben und Neugewürz kommen. Häufig fehlen die Birnen, seltener die Cibeben. — Mit feuerroten Wangen erzählten mir dann die Kleinen, wie heuer d. h. Nikolaus sie mit Kleidungsstücken, Schuhen und Strümpfen bedacht, dgl. jedem eine Schüssel voll Äpfeln und Birnen, Nüssen und gebratenen Kastanien eingelegt habe." — Das Wichtigste der Paznauner Weihnachtszelte (eine runde, scheibenartige Form mit mäßig erhobener Oberfläche) sind die in den Roggenteig gebrachten zerschnittenen, gedörrten Birnen, „weshalb diese Zelten in Paznaun vorzugsweise „Biarazalta" genannt werden. Das Geschäft des Backens besorgt allgemein der Familienvater selbst."

[4]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1891, 292 f. M. Hoefler, Die Kalender-Heiligen als Krankheits-Patrone beim bayrischen Volk. (S. 304.)

A. Ritter von Perger: „Unter dem Birnbaum bei Schwochow, Pommern, ist ein vom Teufel bewachter Schatz begraben, neben welchem ein feuriger Stiefel steht"; dem, der den Mut hat, diesen anzuziehen, muß der Schatz ausgeliefert werden. (Temme, 236.) Bis jetzt hatte niemand den Mut. — „Bei dem Holzbirnbaum zu Lobfing [wohl im Aargau] wohnte der böse Jäger Hoperli, der sich zuletzt an diesem Baume aufhing, worauf es dort umging: man sah dreibeinige Hasen, die Leute verirrten sich, und man beschloß, den Baum zu fällen. Aber Axt und Säge wurden stumpf; aus den angehackten Stellen floß Blut; und nur mit Hilfe eines Kapuziners war man imstande, den Baum zu zerstören. (Rochholz, Aarg. Sage 69.) — Zu Kahla in Thüringen wuchsen i. J. 1559 Birnen, die wie ein Türkenbund geformt waren; manche von ihnen waren unten von einer Art Wolle umgeben und zeigten beinahe menschliche Angesichter. (Prätor. 138.)" — „Die Hexen vermochten denen, die von ihnen gehaßt oder gefürchtet waren, durch Birnkerne und Birnbaumrinde Krankheiten anzuzaubern und mußten ihren Anfang in der Hexerei dadurch machen, daß sie Birnen in Mäuse verwandelten. — Legt man einen Zwergengürtel um einen Birnbaum, so zerplatzt der Stamm; deswegen soll man jeden Gürtel, bevor man ihn trägt, an einen Birnbaum legen. — Wenn es am St. Ulrichstag (4. Juli) regnet, so werden alle Birnen wurmstichig."

Um einen Dieb zur Rückgabe der gestohlenen Sachen zu nötigen, soll man drei neue Hufnägel, die an einem Freitag gefertigt wurden, vor Sonnenaufgang (unter entsprechenden Beschwörungen) in einen Birnbaum schlagen.[1])

Nicht nur auf Kreta dient der Birnbaum zu Hinweisen auf die Zukunft, — (dort werden mit Zeichen versehene Birnen in einen Krug geworfen[2]) — sondern auch hier bei uns im Wendischen. „In der Sylvesternacht soll man an eine „wilde Holzbirne" gehen und von dort aus auf die fernen Geräusche achten, die je nachdem Sterben, Feuer und Diebstahl verkünden." (W. v. Schulenburg, a. a. O. 132.) „Angeblich geht man darum an die wilden Birnbäume, weil sie Schutz vor Kälte geben." (Ebd.)

Warum mitunter auf alten Gemälden — z. B. auf einem im hiesigen Museum befindlichen von Giovanni Bellini und auf einem ebendaselbst anzutreffenden eines unbekannten Künstlers von 1466[3]) — das Jesuskind statt des ihm so häufig und mit so vieler Symbolik zugewiesenen

---

[1]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1898, 346. K. Weinhold.

[2]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1902, 392 f. Albert Thumb, Zur neugriechischen Volkskunde. S. 393. „Auf Kreta holt [zu Orakelspielen] ein Knabe das ἀμίητο νερό; als σημάδια werden Früchte (Birnen, Äpfel u. s. w.), die mit Zeichen versehen sind, in den Krug geworfen."

[3]) Montanus, 213.

Apfels eine Birne erhielt, ist nirgends erklärt. Vielleicht liegt eine bloße Verwechslung vor. — Auch Goethe erwähnt in seiner „Italienischen Reise“ von Neapel her ein solches Vorkommnis.

Daß ein unschuldiger Birnbaum durch den bösen Blick sterben kann, erfahren wir aus Yorkshire.[1])

Doch ich eile zum Schlusse. Zunächst sei da noch an einige „vielsagende“ Bezeichnungen kultivierter Birnen erinnert. Da haben wir u. a. Damen- und Gevatterbirnen. (Pr. R. 1893, 29: Bei Tauf- und anderen Festen mögen viele Namen entstanden sein.) Nach anderer Richtung weisen solche Namen wie z. B. Grumbkower Birnen. Sodann gibt es Pastoren- und Priester-, Barons- und Hofratsbirnen, Ochsenherz, Kuhfuß, Katzen- und Löwenkopf, Rosenbirnen und Amoretten, Gute Luise, Trockner Martin und Glücksbirne.

Über die letztere schreibt der Pr. R. 1891, 95: es würde ein Glück bedeuten, wenn sie nicht gefunden wäre. Ihren Namen hat diese belgische Bergamotte Fortunée einem in Enghien lebenden Apotheker Fortuné Deremme zu verdanken, der sie in der Umgebung des Orts in einer Hecke entdeckte. Die falsche Übersetzung des Vornamens Fortuné (Fortunatus) rührt von Oberdieck her. Trotz ihrer jährlichen überreichen Fruchtbarkeit wäre die Glücksbirne nicht zu empfehlen.

Herr Curat Frank in Kaufbeuren meldet von einem Zankbirnbaum, einem Sau- und einem Speckbirnbaum. Auch kennt er einen Acker (bei Markt Oberdorf), der den Namen „Birnbaum“ trägt, sowie einen Weiler dort, der — infolge der Rodung von Holzbirnbäumen — „Birng'schwend“ genannt wird.

Den vorhin schon aus der Provinz Brandenburg angeführten Ortsnamen seien noch angereiht: die Kreisstadt Birnbaum in Posen und ein Dorf Birnbaum (Bezirk Radmannsdorf) in Krain (wo vor kurzem die Blatternkrankheit der am Karawankentunnel beschäftigten mazedonischen Arbeiter von sich reden machte).

Als Familiennamen kommt Birnbaum ebenfalls hier und da vor, so in Königsberg O./P. und in Berlin. Der Wohnungsanzeiger für Berlin zeigte 1903: 62 Birnbäume (Birnbaum), denen sich eine große Anzahl Birn, Birnbach, Birnbacher, Birnbräuer, Birner, Birnert, Birnholz, Birn-

[1]) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1901, 304 f. H. F. Feilberg, Der böse Blick in nordischer Überlieferung. S. 324. „Ein ergötzliches Beispiel der Macht des bösen Auges aus der Heimat unserer alten Stammgenossen in Yorkshire muß mir erlaubt sein, mitzunehmen. Im 19. Jahrhundert wurde ein Yorkshire-Farmer als schuldig am Absterben eines Birnbaums angesehen. „Sieh mal, Herr,“ sagte der Erzähler, „sieh mal den Birnbaum dort! Vor wenigen Jahren war er ein grüner, fruchtbarer Baum. Es ist aber die Sitte des Besitzers, daß er jeden Morgen, sobald er seine Tür öffnet, den Baum dort ansieht, damit er keinen vorbeigehenden Fremden anblickt, und jetzt — sehen Sie! — der Baum ist gestorben.“

schein, Birnstein und Birnstiel anschloß. Gegenwärtig macht eine junge Geigerin Amalie Birnbaum in erfreulichem Sinne von sich reden.[1])

Welchen Ehrenplatz der wilde Birnbaum einst einnahm, lesen wir auch bei A. v. Enderes[2]): „Unter dem dornigen, struppigen Geäst des wie ein Wahrzeichen an der Landstraße stehenden Baumes saß spinnend die Rittersfrau, die Penelope der mittelalterlichen Zeit, des vom Kreuzzuge zurückkehrenden Gatten harrend".

Der letzte Baum, den ich erwähnen will, gehört gewissermaßen Goethe. In „Hermann und Dorothea" heißt es im Kapitel „Euterpe":

Zwischen den Ackern schritt sie [die Mutter] hindurch, auf dem Rain, dem Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' 's nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit geseh'n; und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen. —
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte.

Geehrte Anwesende, wenn ich nun den Wunsch äußere, auch Sie möchten zuweilen unter einem mächtigen Birnbaum sitzen und ihren mehr oder minder süßen Träumen nachhängen, so denke ich dabei - ich muß es ehrlich gestehen — nur an ein Erhaltenbleiben dieser in unserer Landschaft so auffallenden und ansprechenden Erscheinung. Und somit lege ich der Brandenburgia die Erhaltung des wilden Birnbaums ans Herz.

Nachtrag.

Herr Rektor O. Monke schreibt: „Ich finde noch in meinen Notizen aus Kuhn (Sagen, Gebräuche usw. aus Westfalen I) folgende Bemerkungen": 1. „Eiserner Birnbaum", aus einem Schwert gewachsen, das ein Richter nach einer Hinrichtung mit den Worten in die Erde stiess: „So gewiß dieser Mensch unschuldig ist, so gewiß wird dieses Schwert grünen"! Alsbald ergrünte das Schwert, und es wurde ein Bierbaum (Beerbaum?) daraus. Der Baum stand zwischen Lienen und Lengerich. — 2. Allgemeines über die letzten Schlachten (Straßburg usw.).

Herr Dr. Schulze-Veltrup schreibt: „Wie verabredet, wollte ich Ihnen Einiges den Birnbaum betreffend mitteilen. — Schücking und Freiligrath, Das romant. u. maler. Westfalen, 3. Aufl. S. 311, erwähnen

[1]) Ferner: Johann Michael Franz Birnbaum, angesehener Jurist, geb. zu Bamberg 1792, gest. zu Gießen 1877; sein Sohn, Karl Joseph Eugen, Lehrer der Landwirtschaft, geb. zu Löwen in Belgien 1829.

[2]) A. v. Enderes, Frühlingsblumen. (1883.) 245.

bei Arnsberg einen alten Vemegerichtsplatz im Baumhofe zur Seite des Schlosses, der neuerdings in einen Garten verwandelt sei. — Was der betreffende Herr aus Arnsberg am Mittwoch Abend von der „Schlacht am Birnbaum" von Werl erzählte, trifft meiner Meinung nach nicht zu. Es ist die „Schlacht am Birkenbaum" zu Werl, der alten Hansastadt in Westfalen gemeint. Diese Sache ist verherrlicht durch ein Gedicht von Freiligrath, „Die Völkerschlacht am Birkenbaum" (1850) und durch das Gedicht „Der Birkenbaum bei Werl" von J. Seiler (1856). — Dann noch Einiges über den Birnbaum: Helena und die Dioskuren, ihre väterlichen Grenzmarken schützend, erscheinen auf einem Birnbaum und halten den Aristomenes ab, die fliehenden Spartiaten weiter zu verfolgen. — Bei den Bewohnern der Inachosebene scheint der Birnbaum heilige Verehrung genossen zu haben, denn zu Plutarchs Zeiten feierten sie noch das Fest des Birnenwerfens zum Andenken an diese erste Nahrung ihrer Vorfahren. Auch die Argiver und die Tirynter sollen als älteste Nahrung Birnen gehabt haben. (Vgl. Boetticher, Baumkultus der Hellenen, S. 35 u. 218.) — In Süd-Russland, besonders bei den Donschen Kosaken ist der Birnbaum das Symbol der Sorge, des Kummers, aber auch zugleich der Freude. (K. Koch, Die deutschen Obstgehölze. Stuttgart 1876, S. 87.) — Birnen als Abgaben werden meines Wissens zuerst beim Kloster Freckenhorst in Westfalen (10. u. 11. Jahrhundert) erwähnt. — Das Birnreis spielt in der Sympathie eine große Rolle, besonders bei Zahnschmerzen und Wunden, bringt aber Unglück der Wöchnerin. (Vgl. Konrad von Megenberg, Ausgabe von Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 340.)

Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1904, 392 f. Anton Herman, Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn. S. 405. „Wer am Portiunkulatag (2. Aug.) Birnen ißt und darauf nicht gleich Wasser trinkt, der bekommt das Fieber. (Versényi, 42.)"

Frau Elise Schroedter-Gilmer (Berlin) schreibt von „Schloß Thalheim [Familiengut] in Württemberg, Oberamt Heilbronn a. N. (von Goethe in seiner „Ital. Reise" kurz erwähnt). Das Schloß, zum Teil mit römischen Fundamenten, liegt auf einem Hügel, der nach einer Seite ziemlich steil abfällt. In alter Zeit führte ein Fahrweg hinauf, auf dessen halber Höhe jetzt noch ein knorriger wilder Birnbaum steht. Dieser Baum ist schon auf einer mindestens 150 Jahre alten Urkunde als „Notbäumle" verzeichnet. Der Vorläufer der schwerfälligen, vierspännigen Karosse der jeweiligen Besitzer hatte an dem „Bäumle" seinen Halt zum „Verschnaufen", wie der Schwabe sagt."

Der Prakt. Ratg. 1891, 162. „Für die Sitzung vom 26. Febr. hatte der Verein zur Beförderung des Gartenbaus in Berlin als Monatsaufgabe gestellt: 5 Sorten Wintertafelbirnen, mindestens je 2 kg. Diese Aufgabe hatten zwei Aussteller, Herr Karl Kotte, Südende bei Berlin, und Herr C. Mathien, Charlottenburg, so glänzend gelöst, daß jedem eine große

silberne Vereinsmedaille zu teil wurde.“ Es wurden auch Kochbirnen ausgestellt von Herrn M., z. B. „Königsgeschenk von Neapel.“ (Zweck dieser Mitteilung: ich hätte gern eine Erklärung für diese sonderbaren Namen.) — 1892. 476. Pf. Kuhlmey. „Bitte, eine öffentliche Warnung gegen die „Römische Schmalzbirne“ zu veröffentlichen; der Baum leidet zu sehr an Brand; alle Jahre wird seine Krone lichter, oben Brand und unten Wassersucht.“ (Auch heute noch — so möchte man annehmen — haben unsere Birnbäume viele Beziehungen zu Italien.)

Von abgeleiteten Namen seien noch erwähnt: K. G. Hagen, Salix malifolia, Birnweide; Pyrola secunda, Birnbäumchenkraut.

Und schließlich sei daran erinnert, daß man die Kartoffel nicht nur Erdapfel nennt, sondern auch: Erdbirne und Grundbirne.

Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen.

Von G. Steinhardt.

Die Kenntnis der Flurnamen und ihrer Bedeutung ist für die Heimatkunde recht wertvoll; die Namen der Örtlichkeiten deuten auf mannigfache Verhältnisse, auf geschichtliche Vorgänge, frühere Oberflächen- und Bodenbeschaffenheit, auf Besiedelungs- Kultur- und Bewirtschaftungsverhältnisse hin, die sich gegen früher zum Teil erheblich geändert haben können. Sind doch allein schon in neuester Zeit und in dem kurzen Zeitraum der letzt vergangenen fünf bis sechs Jahrzehnte fast unter unsern Augen tiefgreifende Veränderungen eingetreten, die weitgehende Folgen gezeitigt haben. — In hiesiger Gegend sind es namentlich die Nachwirkungen der Separation und die systematische Entwässerung weiter Gebiete, (auch solcher, die nach der Meinung der Landwirte eher der Be- als der Entwässerung bedurft hätten), die Aufteilung von Gemeindeländereien, die Abschaffung von Gemeinde-Weideland, von Viehtriften und Gemeindewaldungen und in Verbindung damit die Vernichtung unzähliger Hecken, Rainpflanzungen, Dorn- und Gestrüppdickichten u. dergl., die Beseitigung von Bäumen u. Baumgruppen, Buschwerk und Gestrüpp, die Trockenlegung nasser und sumpfiger Gelände, kurz all die unzählbaren kleinen u. größeren Änderungen im Verein mit der intensiveren Bodenbewirtschaftung, als deren Gesamtergebnis der allmähliche Übergang zur Kultursteppe u. die damit im Zusammenhang stehende Verschlechterung des Klimas u. die Verarmung der Flora u. Fauna sich von Jahr zu Jahr fühlbarer macht. — Das Land wird anders in Aussehen u. Beschaffenheit, aber die Flur-

namen bleiben. Zumeist sind sie ohne weiteres verständlich, oft aber durch gedankenlos-mechanische Niederschrift augenscheinlich entstellt oder durch „Verbesserungen" der Schreiber verballhornt. Hin und wieder ist die Bedeutung der Namen slavischer Herkunft oder altdeutscher Wortbildungen schwer zu ergründen. Die Bevölkerung der Zauche u. des Fläming ist nicht nur gemischt aus Deutschen und Slaven, sondern unter den Deutschen auch aus den verschiedenen Sprachstämmen. Für die Deutung der Namen deutscher Herkunft ist das Verzeichnis plattdeutscher Wörter von W. von Schulenburg (II. Band Archiv der Brandenburgia), für die slavischen Namen das Berghaussche Landbuch der Mark Brandenburg ein brauchbarer Behelf.

Die erste Vorarbeit für eine Ausarbeitung der Flurnamen ist ihre Sammlung in Verzeichnissen, die nach verschiedenen Gesichtspunkten angeordnet werden können. Diese Arbeit haben wohl überall die Grundbuchämter bereits getan, insofern sie als Ergänzung zu den Grundbüchern, worin die Liegenschaften gebucht sind, noch Flurbücher führen, worin die Namen der Äcker- Wiesen- und Forstländereien (Ödland ist kaum noch vorhanden) aufgeführt sind, so daß die Flurnamen aus diesen Büchern sich ohne weiteres ausschreiben lassen.

Für die Gemarkung von Treuenbrietzen und den nächstliegenden Dörfern mögen die Namen, soweit sie bemerkenswert erscheinen, hier folgen.

In der weiten Niederung um Treuenbrietzen (der Name Brietzen wird von slav. Briza-Birke abgeleitet) und auch sonst in der Zauche (slav. czucha = trockenes Land) kommt am häufigsten der Name „Mathen" allein oder in Verbindung mit Beinamen vor. Mathen, von mähen, maht, Matte, bezeichnet Wiese oder früheres Wiesenland. Die Bezeichnung Mathen kommt in folgenden Zusammensetzungen vor: *)

Bohnenmathen. (Tr.) Der humusreiche, schwarze, frühere Wiesen- und Moorboden eignet sich vorzüglich zur Gemüsekultur; deshalb sind am Rande der Wiesen oder am Ort früherer Wiesen Feldgärten angelegt, „Gartenstücken", wo besonders Kohl, aber auch andere Gemüse sowie Bohnen, Erbsen u. a. m. kultiviert wird. Möglicherweise sind Bohnen auf dem Gelände in Rede besonders gut gediehen.

Dobbermathen (Tr.); dobry = gut, also Dobermathen = gute Mathen. Derselbe Stamm kommt in hiesiger Gegend auch in Dobrichow oder Dobrikow vor, Dorfname bei Beelitz. (Nach Berghaus kommt Beelitz von belbog = lichter Gott oder bjelo = weiß, also Weißig.)

Flurmathen (Tr.),

*) Die Gemarkung, in der die bezeichnete Örtlichkeit liegt, ist in Klammern gesetzt u. wo angängig, abgekürzt. Tr. - Treuenbrietzen; Schl. - Schlalach; Jes. - Jeserigk; Lüd. - Lüdendorf.

Gehrmathen (Nichel), Gehre ist der hier gebräuchliche Name für ein schwer auszurottendes Unkraut, einen Doldenblütler mit gegliederten kriechenden queckenartigen Wurzeln. Daß der Name von Ger = Wurfspieß abzuleiten wäre, ist kaum anzunehmen.

Hagemathen (Tr.), von Hag und Mathen. Früher wohl mit Busch bestanden oder mit Hecken (Heggen, Hägen) eingezäunt zum Schutz vor unberufener Annäherung oder gegen Wind u. Wetter.

Heidemathen (Nichel), am Walde gelegen.

Hasenmathen (Tr.),

Klostermathen (Tr.), früher vielleicht Kloster Zinnaer Besitz. Vielfache Beziehungen verbanden das Kloster mit der Stadt Treuenbrietzen; es hat ihre Stadtmauern gebaut u. die Mühlen an der Nieplitz angelegt, die bis in die Neuzeit Rentenabgaben an das Kloster zu zahlen hatten.

Kreuzmathen (Tr.); nach der Lage so genannt.

Langemathen (Tr.); die Langemathen enthalten die längsten „Enden“ (Ackerstücke) der Feldmark. Sie liegen aber so hoch, daß sie, des feuchten Untergrundes entbehrend, niemals eigentliche Wiese gewesen sein können. Freilich haben sie in der Brache eine gute Schafweide abgegeben. Demnach würde die Ableitung vom wend. laka-Lanke, Wiese kaum zutreffen, wonach Langmathe Wiesenmathe — (Pleonasmus) — bedeuten könnte.

Mittelmathen (Nichel), ihrer Lage wegen so genannt.

Nichelmathen (Nichel), zum Dorf Nichel gehörend.

Petermathen (Tr.), Peters Wiesen.

Quermathen (Tr.), wegen ihrer Lage quer vor den Langemathen so genannt.

Riesmathen (Jes.), Ries ist Reisig: Besenries, Birkenreiser; dort „holten sich“ wohl die Bedürftigen ihre Birkenreiser zum Besenbinden.

Rostmathen (Jes.) In den Wassergräben der Wiesen finden sich teils Ansamnlungen rostfarbener rotbrauner Algen, teils ebenso gefärbte Ockerabsätze, von denen der Name herkommen könnte. Vielleicht ist er aber aus Roßmathen entstanden. In der Gegend wurde früher Pferdezucht getrieben, die aber ganz zurückgegangen ist. Die Rostmathen liegen auf der Flur des Dorfes Jeserigk. (Nach Berghaus jezioro = kleiner See. Nahe dem Dorfe befindet sich ein kleiner See, der gegen früher aber bedeutend an Wasser verloren hat.)

Stertmathen (Tr.) Stert ist Schwanz. Katzensteert oder Kattensteert ist der Name des Schachtelhalms, equisetum, eines berüchtigten Unkrauts minder guter Böden mit nassem Untergrund. Vielleicht waren die Stertmathen mit dieser unwillkommenen Beigabe versehen. Jetzt kommt Katzensteert nur selten noch vor. Kräftige Düngung, namentlich mit Schafmist, vertreibt dies Unkraut in kurzer Zeit.

Teichmathen (Tr.), ein Teich ist dort nicht mehr vorhanden.

Wehrmathen (Tr.); es wäre möglich, daß sich früher eine Landwehr, (Grenzwall?) dort befunden hätte, doch ist schon lange keine mehr vorhanden, wie denn überhaupt die wenigen Überreste der alten Landwehren, einfacher und doppelter (Parallel-) Dämme mäßiger Höhe eingeebnet und beseitigt werden. Vielleicht handelt es sich um Wiesen, aus deren Ertrag die Gestellung von Wehrleuten im Lehensdienste bestritten wurde.

Wendelmathen (Jes.), etwa verändert aus Wendenmathen, wendische Mathen?

Die Namen Langemathen, Mittelmathen und Wehrmathen kommen außerdem noch in folgenden Zusammensetzungen vor: Langemathenberg, Mittelmathenberg, beide bei Linthe, beide Flurnamen bezeichnen Ackerstücke auf einer sanften Bodenerhebung, doch könnte früher Wiese oder Hutung dort gewesen sein. Ebenso findet sich eine Langemathen-Heide und Wehrmathen-Heide bei Schlalach; jetzt Kiefernwald. Diese vier Namen kommen in den Flurbüchern nicht vor, sind aber in der Generalstabskarte angegeben.

Andere Flurnamen aus der Gemarkung Treuenbrietzen und Umgegend sind:

1. Alte Heerstraße, Heerwege, (Tr.) Überreste der alten Berlin-Leipziger Heerstraße, breite, tief ausgefahrene und nur stellenweise nach Bedarf ausgebesserte Sandwege zwischen Treuenbrietzen und Nichel. Die Wegefläche ist an den Rändern mit Busch bewachsen, von Gräben und einzelnen alten Eichen eingefaßt und teilweise als Viehtrift und Hutung benutzt.

2. Am Rüdickenwege (Tr.). Die Bedeutung von Rüdicke ist zunächst unklar. Rülickes werden die Frösche genannt. Wenn sie quaken heißt es: „die Rülickes singen". Vielleicht liegt hier eine absonderliche Entstellung von Retekiete vor. Reten = rotten. Hanf rotten nennt man das Einweichen des Hanfs in Wasserlöchern, wobei er mit Steinen beschwert wird und in Fäulnis übergehend gräulich stinkt. Diese Wasserlöcher heißen Retekieten. Kiete = Kute, allgemein für Mistkiete, Mistkute, Mistgrube gebraucht. Aus Retekiete könnte durch undeutliche Aussprache und entsprechende Niederschrift des Vermessungs- oder Gerichtsbeamten wohl Rüdicke geworden sein. Es sind nämlich am Rüdickenwege tatsächlich früher Retekieten (Rottengruben) vorhanden gewesen.

3. Am Wendewasser (Tr.). Der Name Wendewasser könnte Wendenwasser, wendisches Wasser bedeuten. Es entspringt im Zarth, bei Bardenitz und Pechüle, lauter wendische Namen. — Wendewasser könnte aber auch mit Wendung, Windung zusammenhängen. Das Wendewasser fließt in meist gerader Richtung nach Norden, mit wenigen scharfen kurzen Wendungen, die deshalb aber um so mehr auffallen.

4. Am Werderbruch (Niebel); das Gelände ist niedrig gelegen u. flach, leichter Boden, jetzt Ackerland, kann aber früher wohl Bruch ge-

wesen sein. Die weite Ebene um Niebel, Niebelhorst etc. am Fuße des Lindbergs, zeigt die Spuren weitgehender Austrocknung.

5. Am schwarzen Bach (Rietz). Der Bach, nach dem die Grundstücke benannt sind, führt kein schwarzes oder besonders dunkles Wasser, da er nicht im Moor entspringt. Es scheint eher, daß er nach Spukgeschichten so genannt ist, wie angeblich auch der schwarze Berg bei Seehausen. In der Nähe liegt auch der weiterhin aufzuführende „schwarze Grund", der keinen schwarzen Grund, sondern hellen sandigen Boden u. Lehm enthält. Allerdings ist er zum Teil mit Kiefern bestanden, deren tief dunkelgrüne Nadeln schwarz genannt werden könnten. In dieser Gegend sind Irrlichter gesehen worden; (vergl. den Bericht darüber in Heft II, Februar 1904 der Brandenburgia).

6. An der Stelterbrücke (Tr.) heißen Feldstücke in nächster Nähe der Stadt, in ihrem nordöstlichen ausspringenden Winkel. Dort befand sich im Mittelalter die Stelterbrücke oder Stelzenbrücke, Brücke auf Stelzen, eine hölzerne Sprengewerkbrücke. Sie führte von dem später zugemauerten u. gänzlich beseitigten Steintor über einen Sumpf, von dem jetzt keine Spur mehr zu finden ist. Der Name kommt in einer Urkunde von 1302 als „Stelterbrügge" vor.

7. Bärwinkelbusch (Nichel); obwohl die Schreibweise auf Bären hinweist, erscheint es wahrscheinlicher, daß der Name von Beeren abzuleiten ist und Brombeer- oder Himbeerbusch bedeutet.

8. Baierwiese (Tr.). Baier oder Beier ist der Eber. Mit dem Besitz der Wiese soll die Verpflichtung vorhanden gewesen sein, einen Eber für die Schweinezucht zu halten.

9. Böllerich (Tr.). Name eines Sumpf- und Moorgeländes das sich südlich von Treuenbrietzen bis an den Fuß der Fläminghöhen hinzieht und den Botanikern wegen einiger besonderen Vorkommnisse bekannt ist (Pirola media, Ledum palustre u. a. m.). Der Name Böllerich kommt von „boll", hohl, weich und trocken wie die obersten Schichten des Moors, hängt aber auch mit Hügel, „Hülle", engl. hill, ndd. Hübel zusammen (Vergl. Heft 5 August 1904 Seite 164 u. 165). Auch Moll = Maulwurf wäre hierbei zu erwähnen.

10. Bucht beim großen Anger (Tr.). Die Bezeichnung Bucht kommt häufiger vor. In Verbindung mit Eigennamen als Huhn's Bucht, Arends Bucht, Rietzer Bucht (meist bloß „die Bucht" genannt). Bucht ist ein Winkel, abgelegener Ort, vielfach auch eingefriedigt. Oft befindet sich in der Bucht noch ein Wasserloch oder eine sumpfige Stelle, eine Suhle. Je nach der Verwendung hat man eine Saubucht, Schweinebucht, Fohlenbucht, Gänsebucht pp. — Der Anger ist eine trockene Wiese, die zur Zeit, als ein Infanterie-Bataillon hier in Garnison stand, als Übungsplatz benutzt wurde.

11. Buchtwiese (Tr.).

12. Dammgärten (Tr.), Gärten am Kuhdamm (Vergl. nachstehend Nr. 35.) Unter Gärten sind uneingefriedigte Feldgärten zu verstehen, in denen in extensiver Kultur Gemüse und dergl. gezogen wird. Auch Blumen und hin und wieder Beerenobst und einige Obstbäume finden sich darin angepflanzt, treten aber der Bedeutung nach weit hinter die Gemüsezucht zurück. Die Gärten liegen meist auf früherem jetzt trocken gelegten Wiesenboden.

13. Fünfruten (Tr.). Auch die Namen Sechsruten, Siebenruten bis Zehnruten kommen vor als Namen für Ackerstücke. Wahrscheinlich bezieht sich die Bezeichnung auf die Breite der Äcker.

14. Freiheit (Tr.) und zwar die große Freiheit, die kleine Freiheit; beides früher Gemeinde, also freie Weide. Der Name kommt häufig vor und ist weit verbreitet, bis nach Ostpreußen hin.

15. Garten an der Scheitelpforte (Tr.). Es wird vermutet, daß auch hier eine Verballhornung des Flurnamens vorliegt. Eine Pforte ist in dem Gelände nicht vorhanden gewesen, wogegen sich dort eine Wegetrennung, eine „Schedelpote", ein Scheideweg befindet. Danach würde der Namen „Garten am Scheidewege" bedeuten.

16. Hagegärten (Tr.). Dem Namen nach sollten es eingehegte Gärten oder Gärten im Hag sein; die Hagegärten sind aber lediglich offene Gärten, wie die Dammgärten u. a. m. (Vergl. Nr. 12).

17. Hagenstücke (Tr.); Ackerland; doch wird der Ausdruck Acker oder Ackerstück wenig gebraucht. Es heißt hier allgemein „Ende"; „ich gehe nach dem Ende" heißt „ich gehe nach meinem Acker hinaus."

18. Hagenwiese (Tr.). Hag = Gehege auch in Hagebutte, wilde Rose und Hagedorn (Schwarzdorn).

19. Harmungwiese (Nichel). Der Name klingt an Hörning an. Diese Bezeichnung kommt auf Jeserigker Flur als „Im großen Hörning und der Nachtbucht" vor. Die Bedeutung von Harmung und Hörning ist nicht klar. Liegt vielleicht Heinung zu Grunde? Vergl. Nr. 42, Nachtheinung, Unterstand im Freien für das Großvieh während der Nacht, (Nachtheim des Hornviehs, das früher während des Sommers im Freien übernachtete).

20. Hauskavel (Tr.); kaveln = losen, würfeln, einteilen. Die Lanzknechte kavelten auf der Trommel; der Fleischer kavelt das Fleisch ein. Kaveln heißen die bei der Separation auf die Hausgrundstücke verteilten „Lose".

21. Hellberge (Tr.), früher zum Teil von hochgelegenem Moor bedeckt, sollten sie vielleicht Hollberge (Nr. 23) heißen. Holl = boll, beim Aufstampfen dumpf, hohl klingender Boden mit weichem Untergrund. Hollen, Hüllen, vergl. Nr. 9 Böllerich.

22. Hinter den kurzen Rhaden (Tr.), hinter den langen Rhaden. Das h ist wohl nur um der Schönheit willen eingefügt.

Raden = Roden. Radehacke ist die zum Ausroden der Wurzelstubben gebrauchte schwere Haue. Danach wäre Rhaden=Rodungen. Auf dem fraglichen Gelände hat früher Busch, mit alten dicken Eichen durchsetzt, gestanden, deren Ausrodung Schwierigkeiten bereitet haben mag.

23. Hollberge (Tr.). Der Name ist unter Nr. 21 erläutert.

24. Huhns Bucht (Tr.). Die Örtlichkeit ist nach dem Besitzer benannt. Aber der Name ist falsch geschrieben. Der Mann hieß nicht Huhn, sondern Huden; es müßte also richtig Hudens Bucht heißen.

25. Hütungskavel (Tr.). (Siehe Nr. 20, Hauskavel).

26. Im Brändichen (Tr.) heißt ein Ort mit ganz ausgesucht schlechtem Boden. Solch unfruchtbarer trockener Boden, wo nichts gedeiht, wird „brenniger", „brändiger" Boden genannt, Brändichen = Brandfleck.

27. Im Kosakenwinkel (Lüd.); dort sollen nach der Überlieferung im Jahre 1813 Kosaken in den Tagen der Dennewitzer Schlacht biwakiert haben.

28. Im Mordelbusch (Nichel; das o wird nicht kurz wie in Mord, sondern lang gesprochen. Moordelbusch also mooriger Busch.

29. Im Musterplatz (Tr.), nicht etwa der Ort, wo die Musterung der Pferde auf Kriegsbrauchbarkeit abgehalten oder andere Dinge gemustert werden, sondern ein im Vergleich zum übrigen minder guten Land musterhaft schöner, guter Platz: ein Musterplatz.

30. In den Klotschen (Tr.). Klotsche scheint slavischen Ursprungs zu sein. Klotsch oder Klotzsch kommt als Personenname, Klotzsche oder Klotsche als Ortsnamen in Sachsen vor. Möglich wäre es, daß Klotschen gleich Klotzen wäre. Man nennt die Holzpantoffeln, (Pantinen) auch Klotzen, ebenso die Schneeballen, die sich bei Tauwetter unter den Holzsohlen der Pantinen festsetzen. Danach könnte Klotsche ein Gelände bezeichnen, in dem es sich unbequem, unsicher geht.

31. In den Rohrteichen (Tr.), ein trockenes aber tief liegendes Gelände, jetzt Hof, Acker und Garten nahe dem Hospital St. Gertraudt. Nicht weit davon liegt die Teichwiese. Vergl. Nr. 56.

32. Kählinge, die, (Nichel) ein Wiesengrundstück. Ob der Name von Kehle, Mulde oder von kahl, Kahlschlag, frei von Busch oder Wald herkommt, ist nicht zu bestimmen.

33. Kleine Anger (Tr.) in der Nähe des großen Anger, vergl. Nr. 10: Bucht am großen Anger. Der kleine und der große Anger sind trockene Wiesen, die zusammenhängen.

34. Kraterberg (Lüd.), ein Sand- und Kieshügel, kein Vulkan. Vielleicht Katerberg?

35. Kuhdamm (Tr.) auch Gärten am Kuhdamm. Der Kuhdamm war ein alter Knüppeldamm, der vom Anger nach der Freiheit

führte und auf dem das Vieh nach der Weide getrieben wurde. Jetzt ist die Straße gepflastert und auch für schweres Fuhrwerk passierbar.

36. Kümdegärten (Tr.),

37. Kümdestücken (Tr.),

38. Kümdewiesen (Tr.), Kümde ist verballhornt, eine „verbesserte" Pluralbildung von Kumm. Im Volksmunde heißen die Orte Kummgarten, Kummstücke, Kummwiese, Kümmegärten oder Kummgärten u. s. w. Kummkarre = Schiebekarre, Schubkarre; ein Kumm ist aber auch Raum-Maaß für Feldsteine, nach dem die Feldsteine für Wege- und Fundamentbauten gehandelt werden. Kumm (Koben) heißt auch der Trog, aus dem die Schweine gefüttert werden: Schweinekoben, Schweinekumm. Die Kümdegegend ist nasses Gelände, mit Abwässerungsgräben durchzogen, wodurch die Grundstücke die rechteckige Form der Kümme annehmen; oder sollen die Gräben als Kümme erscheinen?

39. Lankwiese (Nichel); wahrscheinlich Langwiese. Eine „Lanke" als Wasserlauf gibts dort nicht.

40. Mordelwiese (Nichel); vergl. Nr. 28 gleich bedeutend mit Moorwiese.

41. Morgenland, (Tr.). Der Name hängt nicht mit der Lage, etwa östlich der Stadt, zusammen; er kommt als Flurbezeichnung für Ackerstücke beim Hospital St. Gertraudt, also südlich der Stadt vor, und im Volksmunde werden Grundstücke, die nach den verschiedensten Richtungen hin gelegen sind, als „Morgenland" bezeichnet. Diese Grundstücke werden auch als „unverhufte" bezeichnet und waren von der Separation ausgeschlossen; sie hießen schon vor der Separation Morgenland. Die Fläche der Morgenland-Grundstücke ist nur gering im Vergleich zur Größe der übrigen Flur.

42. Nachtheinung (Nichel), vielleicht als Nachtheimung gedacht: Ort, wo das Vieh nachts zur Fütterung eingestellt wurde, also ein Stück Wiese. Der Bauer sagt „Nachthenichte."

43. Neue Gärten (Tr.); im 18. Jahrhundert auf dem Gelände früherer Befestigungswälle und -gräben angelegt. Die Gärten grenzen an den vor der Richtungslinie der alten Stadtmauer, von der noch ein Turm als „Pulverturm" erhalten geblieben ist, sich hinziehenden „Schanzgraben", der mit der Stadtmauer und einer vorgelegten „Enveloppe" und „gedecktem Weg" nebst „Glacis" im 18. Jahrhundert die westliche Stadtfront fortifikatorisch deckte.

44. Pleß. (Nichel) Angeblich weit, breit, ausgedehnt bedeutend.

45. Radewiesen (Nichel); durch Rodung gewonnene Wiesen, Rodewiesen; vergl. Nr. 22, „hinter den Rhaden."

46. Rauhe Wisch (Tr.); Wisch = Wiese.

47. Rohrwiese (Tr.); das Rohr gehört auf Wiese und Acker zum lästigsten Unkraut; der Name ist deshalb keine Empfehlung für das betreffende Wiesenstück.

48. Rütchen (Nichel); jedenfalls aus Retekieten (vergl. Nr. 2 zusammengezogen. In der Nähe des Geländes befinden sich heute noch Wasserlöcher zum Rotten des Hanfs oder Flachses, obschon der Hanf- und Flachsbau fast ganz aufgehört hat und nur noch zur Deckung des eigenen Bedarfs an Leinen etc. betrieben wird.

49. Rütgenhaide (Tr.); Rütgen = Rütchen, vergl. Nr. 48.

50. Schulgärten (Tr.); Gärten hinter der Schule, nordöstlich der Stadt. Wegen „Gärten" vergl. Nr. 12, „Dammgärten."

51. Schwarze Grund (Rietz). Vergl. Nr. 5 „Am schwarzen Bach."

52. Sechsruten. (Tr.) Vergl. Nr. 13 „Fünfruten."

53. Siebenruten. (Tr.) Desgl.

54. Siebenden, Siebenenden, im Sieb. (Tr.) Der Name hat weder mit einem Sieb noch mit der sieben etwas zu tun; auch hier liegt eine Schreiber-Verballhornung vor. Siepen, siepern heißt sickern. Siebenden sind quellige, „springige" (ostpr. sprindige) Landstücke.

55. Stadtknechtland (Tr.), Stadtknechtland am Wendewasser ist offenbar einstmals Deputatland der früheren Stadtknechte gewesen. (Büttel, Ratsknechte etc.)

56. Teichwiese (Tr.) Vergl. Nr. 31 „In den Rohrteichen." Die Teichwiese ist jetzt eine gute trockene Wiese.

57. Upstall (Pechüle). Unterkunftsstände fürs Vieh bei Nacht und schlechtem Wetter heißen Upställe; der Upstall dient dem Großvieh, die „Bucht" mehr dem Kleinvieh. Siehe Archiv Band 11, S. 67 und 75. — Übrigens wird mit Upstall auch der Teil des Dorfes bezeichnet, in dem die kleinen Häuschen oder Hütten der Tagelöhner stehen.

58. Voigtland (Rietz). Das Land hat früher zur Gemarkung Treuenbrietzen gehört und war vielleicht Deputatland der Vögte von Brietzen?

59. Wallgärten (Tr.). Der Name hat mit der unten No. 43 gegebenen Erläuterung zu „Neue Gärten" nichts zu tun. Die Gärten haben ihren Namen vom Treuenbrietzener Burgwall, an den sie sich anschließen. Der Burgwall ist die Stätte eines alten Ringwalls, wo auch die frühmittelalterliche Burg der Herren von Brietzen gestanden hat.

60. Weinberge (Tr.), jetzt Äcker und Wiesen. Der Name kommt bei der Stadt und den Dörfern häufig vor. Allein bei der Stadt tragen 18 Hektar diesen Namen, ein Zeichen für den ausgedehnten Weinbau im Mittelalter. Jetzt findet man Reben hier nur noch am Spalier an den Wänden der Häuser oder sonst in geschützter Lage. Bei Jüterbog wird jetzt noch Wein gebaut und auch gekeltert. Das Produkt ist als Trinkwein minderwertig, zu sauer und herb, aber zum Kochen und Mischen gut verwendbar, doch ist der Anbau angesichts des durch die leichteren Transporte ermöglichten Wettbewerbs nicht mehr lohnend. Stellenweise finden sich bei Treuenbrietzen noch die Überreste verfallener Weinkeller.

Außer diesen den Flurbüchern entnommenen Ortsbezeichnungen kommen noch andere vor, die teils auf den Karten verzeichnet sind, teils nur im Volksmunde fortleben. Einige den Generalstabskarten entnommene Ortsbezeichnungen mögen hier folgen:

61. Bärenbusch, bei Felgentreu, Vergl. Nr. 7 Bärwinkelbusch. Wahrscheinlich Beerenbusch. Doch ist es immerhin möglich, daß der Busch von dort gesehenen oder erlegten Bären seinen Namen erhalten hat.

62. Burgstall, bei Schlalach. Einige meinen, es solle eigentlich Burgwall heißen; andere, es handle sich um einen Upstall auf einer alten Burgwallstelle. Nach Cori, Burgenkunde, ist Burgstall=Burgstelle, der Ort, wo eine Burg gestanden hat. Nimmt man Burg im ursprünglichsten Sinne: Bezeichnung einer durch Wall oder Wall mit Graben gesicherten Örtlichkeit, so würde die Bezeichnung für das Gelände bei Schlalach zutreffen, dies als Burgstelle anzusehen sein. — Daß eine Burg, vielleicht Wasserburg einfachster Art aus Fachwerk dort gestanden haben könnte, wäre auch möglich, denn Herren von Schlaulach werden im 13. Jahrhundert erwähnt. — Spuren einer gemauerten Burg sind nicht vorhanden. Auch nördlich des Dorfs Linthe heißt ein Gelände der Burgstall.

63. Burgwall. Der Name kommt an verschiedenen Stellen vor; seine Bedeutung ist allgemein bekannt, ebenso, daß am Ort der Burgwälle Scherben von Urnen pp. und andere prähistorische Gegenstände gefunden werden. Diese Scherben zeigen ungemein verschiedenartige Beschaffenheit, was Material, Bearbeitung, Formgebung, Ornamentierung und Brand betrifft. Wer sich für diese Dinge interessiert, kann den lebhaften Wunsch nicht zurückhalten, diese Scherbenfunde nach Beschaffenheit, Fundort pp. und der sich daraus ergebenden Klassifizierung und Zeitbestimmung bearbeitet zu sehen, zugleich als ein Hilfsmittel zur Bestimmung derartiger Funde, die nach und nach seltener werden, weil unglaubliche Mengen davon dem Unverstand und der Gleichgültigkeit zum Opfer fallen, verschleudert und beseitigt werden. An der Hand einer solchen Anleitung würden diese Funde richtiger beurteilt und bewertet, auch für weitere Bearbeitung nutzbar gemacht werden können. In dieser Richtung mögen die Arbeiten und Publikationen des South Kensington Museum (Science and Art handbooks), speziell des Direktors des Kopenhagener Museums J. J. A. Worsaae (Danish Arts) als vorbildlich angesehen werden, und wäre zu wünschen, daß mindestens die von Ernst Friedel verfaßte Schrift: Die Stein-, Bronze- und Eisen-Zeit in der Mark Brandenburg, die 1878 erschien, neu bearbeitet und wieder aufgelegt werden möchte.

64. Busch. Der Name kommt in den verschiedensten Zusammenstellungen vor. Hier sei nur bemerkt, daß der Busch hiesiger Gegend allgemein Elsbusch, Erlen- oder Elsenwald ist, der nur auf feuchtem oder morastigem Boden gedeiht. Solcher Elsbusch ist mit andern

Laubhölzern gemengt, vornehmlich Eichen, Birken, Weiden, Pappeln, Hasel, Eschen, Faulbaum, Eberesche u. a. m.

65. Buschdörfer heißen die in der flachen Buschlandschaft gelegenen Niederungsdörfer, die zum großen Teil noch die Reste wendischer Bevölkerung bergen.

66. Hellbusch, bei Buchholz. Vergl. Nr. 21, Hellberge.

67. Horst. Der Name kommt häufiger vor. Horst wird ein inselartig in den Wiesen gelegenes (bis zu 12 Morgen haltendes) Stück Ackerland genannt, das von einem kleinen Graben und einem niedrigen, mit Buschwerk und Dornengestrüpp bewachsenen Wall umgeben ist. Zwischen dem Ackerland und dieser Umwehrung bleibt meist ein Wiesenstreifen unbeackert, als Weide für das Ackervieh, das somit nicht erst nach der Bucht getrieben zu werden braucht. Horst wird masc. und fem. gebraucht, vielfach auch „Horscht" gesprochen. „Die Horst" bei Linthe; Niebelhorst heißt ein Vorwerk, jetzt kleines Dörfchen bei Niebel. Ferner kommt vor: Kronenhorst zwischen Wendisch-Borck und Salzbrunn. Zwischen diesen beiden Dörfern liegt auch Berghorst (Schreibweise der Generalstabskarte 1 : 100000) oder Birkhorst (Schreibweise der Meßtischblätter 1 : 25000). Zwischen Schlalach und Linthe liegen der große Horst, Grundhorst, Klobenhorst. Die Generalstabskarte 1 : 100000 enthält diese Namen, ebenso wie den der Morellwiesen (Nr. 70), aber die Meßtischblblätter 1 : 25000 enthalten diese Namen nicht. Es bleibt sehr zu wünschen, daß namentlich die Meßtischblätter etwas reichlichere Angaben der Flurnamen brächten. Der Raum dazu fehlt nicht.

68. Krickelberg, bei Grabow. Sollte Krickel etwa ein Eigennamen sein? Zum Tode verurteilte Verbrecher wurden früher wohl nach ihrem Heimatort geschafft und dort hingerichtet. Das Schaffot stand stets auf einer Anhöhe, um gut gesehen zu werden. Vielleicht hiernach Krickelberg?

69. Lindberg, bei Niebel, ein wie das Vorgebirge einer Steilküste die weite Kemnitzer Niederung überragender hoher Vorsprung der Süßwasser-Dunenzüge nördlich des Dorfs Niebel. Der Name kommt wohl von Linden, die dort standen, hat aber Anlaß zu der Sage gegeben, im Lindberg habe einst ein Lindwurm gehaust, den ein Schäfer mit der Flöte herausgelockt und dann erstochen habe. — Ein alter Mann erzählte mir, der Lindwurm säße wohl jetzt noch im Berge. Sein Onkel habe ihn einstmals gesehen; der Rachen sei ganz feurig gewesen und er habe Flammen gespieen. In dieser Gedankenrichtung weitergehend ließe sich Niebel mit den Niebelungen und Niebelhorst mit der Niebelungen Hort zusammenbringen! —

70. Morellwiesen, bei Schlalach, Mördel-, Moorwiesen; die richtigere Schreibung wäre Morelwiesen. (Vergl. Nr. 28.)

71. Oken, bei Neu-Rietz, in der Nähe des unter dem Namen Bischofstein bekannten erratischen Blocks. Oken ist der Name, den ein eigenartig gestaltetes Gelände trägt, das als „Kames", Grandkuppenlandschaft (Wahnschaffe, Ursachen der Oberflächengestaltung pp., S. 161) gelten kann: Randgebilde des Inlandeises, deren Bildungsweise noch nicht ausreichend aufgeklärt ist, regellos angeordnete Hügel und kurze Rücken von grobem Sand, die der Landschaft ein eigentümlich unruhiges und doch einförmiges Gepräge verleihen, wahrscheinlich Absätze aus den Gletscherbächen des Inlandeises. Über den Ursprung des Namens Oken und seine Bedeutung ist nichts zu ermitteln gewesen.

72. Peckhahn (bei Dietersdorf). Vielleicht auch nur verschrieben statt Pechhahn. Peckhahn ist der Name für einen Teil des ausgedehnten Zeudener Kiefernwaldes, wo jedenfalls früher Kohle gebrannt und wohl auch Rohpech gewonnen wurde.

73. Rehdenbach (bei Linthe), richtiger wohl Retenbach, Bach, der die Retekieten speist. Mit Rehen (Rehenbach = Wildtränke) hat der Name sicher nichts gemein, er würde sonst Rehbach, aber nicht Rehdenbach heißen. Vergl. Nr. 2, Rüdicken.

74. Rietz, größeres Dorf am Fläming, mit den Ausbauten Neu-Rietz, Kolonie Rietz und Rietzer Bucht oder Bucht Rietz. Der Name kommt nach Berghaus von rice, Wasser, Bach. Rietz liegt am Rietzer Bach, einem Zufluß der Nieplitz, der ebenso wie diese Forellen enthält. Die Quellen liegen im Dorf.

75. Rummel, nach den nächstliegenden Dörfern, z. B. Dannaer, Garreyer, Zixdorfer Rummel usw. genannt. Rummel ist der Name für die vom „Flämingswasser" tief eingerissenen Schluchten mit ziemlich steilen Rändern, eine dem Fläming eigentümliche Talbildung, die einigermaßen an die unteritalienischen oder sizilianischen Fiumaren und die afrikanischen Wadis erinnert. Das Flämingswasser, Schmelzwasser des Schnees, richtete früher alljährlich bei der Frühjahrsschneeschmelze nicht unerhebliche Verwüstungen an und überschwemmte weithin die ganze Treuenbrietzener Niederung. Das Wasser erschien fast plötzlich, verlief sich aber auch bald; es war meist nach 24 Stunden wieder verschwunden. Seit dem Jahre 1891 ist das Flämingswasser ausgeblieben. Woher der Name Rummel kommt, ist nicht bekannt. Vielleicht von rummeln, dem Geräusch des abstürzenden, Steine pp. mitführenden Wassers? Rumel, Roumel ist der Name der bekannten Felsschlucht in Constantine (Algier).

76. Sebaldushof, zur Treuenbrietzener Papierfabrik gehöriges Anwesen. Der Name steht in dieser Schreibung auf den Generalstabskarten, hat mit Sebaldus als Heiligen aber nichts zu tun. Es sollte heißen Sebalds Hof, nach dem Gründer der Fabrik Sebald oder der Firma Sebald & Co.

77. Wühlmühle, bei Gömnick. Es ist kaum anzunehmen, daß der Name von Wühlen, Unterwühlen des Mühlenbaches, der Plane, herstammt. Vielleicht von Vilen, Wielen, slavischen Untergottheiten, Nymphen?

78. Zahrt, bei Treuenbrietzen. Zahrt oder Zarth soll ein wendischer Ausdruck für Teufel, teuflisch sein. Das den Namen Zahrt tragende Gelände ist ein ausgedehntes, mit dichtem Busch und Laubwald bestandenes Torfmoor; es ist ein tückisches Gelände, das Festigkeit vortäuscht, wo man leicht versinken kann. In Kriegszeiten war der Zahrt ein sicherer Zufluchtsort, so im Jahre 1813. Jetzt ist er zum Teil trocken gelegt, Wiese und Torfstich, ein von Rehen, Fasanen und Birkhühnern bevorzugter Aufenthalt.

79. Zimmermanns-Wiese, bei Pechüle. Richtiger wohl ohne Bindestrich zu schreiben, da die Wiese mit Zimmerleuten nichts zu schaffen hat. Die Wiese ist nach dem Besitzer benannt.

Im Gebrauch sind ferner einige unregistrierte Örtlichkeitsbezeichnungen, die zum Schluß hier folgen:

80. Älpiele, zwischen Treuenbrietzen und Nichel. So heißt ein Stück Ackerland in der Nähe eines Durchlasses, durch den ein Graben führt, der in das „Verlorene Wasser“ (Siehe Nr. 88) mündet. Der Name Älpiele, Aalpuhl, Aalpfuhl deutet darauf hin, daß Aale (?) oder ähnliches, wie Schlammbeißer oder vielleicht bloß Pferdeblutigel, dort vorgekommen sind; früher war dort eine schlammige Wasserlache.

81. Golm, auch Forellenmühle oder vordere Walke genannt, Quellgebiet eines kleinen Zufluchtsbachs der Nieplitz, am Abhang der bei Lüdendorf sich hinziehenden Flämingterrasse. Golm = Culm bedeutet Berg, Höhe.

82. Klettchen, ein Stück Ackerland an dem sanften Abhang zwischen altem Kirchhof und Treuenbrietzen. Auf dem Gelände, in dessen Nähe früher eine Tuchfabrik (jetzt eingegangen) lag, wurden Karden zum Rauhen der Tuche gebaut. Die Karden wurden Kletten, Klettchen genannt, daher das Land ebenfalls „die Klettchen“.

83. Kupferbach, ein den Zahrt durchfließenden Quellbach des Wendewassers. Der Name kommt wohl von dem kupferfarbigen, ockrigen Niederschlag des eisenhaltigen Wassers.

84. Modderlöcher oder

85. Puhlstücken, in Moorkultur genommene jetzt noch sumpfige Wiesen und Ackerstücke mit tiefen Abzuggräben.

86. Schwarzer Bach, mit dem Kupferbach (Nr. 83) ins Wendewasser fließend. Das Wasser fließt durch Moor und erscheint deshalb wie alles derartige Wasser dunkel gefärbt.

87. Seggebusch, bei Niebel, nach den dort vorkommenden sauren Gräsern „Seggen“, Carexarten, benannt.

88. Verloren Wasser, zwischen Treuenbrietzen und Nichel. Etwa 2 km von der Quelle unterhalb des alten Treuenbrietzener Kirchhofes verliert sich das Wasser im Sande.

Dieselbe Erscheinung tritt bei Wergzahna, östlich von Kropstedt auf, wo ein ziemlich wasserreicher Bach sich im Boden verliert und einen Kilometer weiter talabwärts wieder zum Vorschein kommt. Die Zwischenstrecke ist in trockenen Jahren völlig wasserfrei, in nasseren fließt ein wenig Wasser im Bachbett. Der unterirdische Wasserlauf kann demnach nur eine beschränkte Wassermenge aufnehmen.

Im Anschluß an die Flurnamen und Örtlichkeitsbezeichnungen wäre noch einiger Ortsnamen hiesiger Gegend zu gedenken: Brück von Brügge; Euper von Ypern; Fröden von Vroeden im Münsterschen; Niemegk von Nymwegen; Gente von Gent; Linthe von hohen Linden, die dort stehen; Mügeln von Mecheln; Zeuden von Zuyder(see).

Die Namen erinnern an die Kolonisation des Fläming durch Vlamen und Niederdeutsche.

Nach Dr. W. Hammer (Heft 3 Juni 1894 der Brandburgia) würden

Wendisch Borck und Deutsch Borck an die Verdrängung der Slaven durch Deutsche erinnern und Borck käme von bor, Kiefernwald.

Dietersdorf (nach dem Lutherquell auch Luthersbrunn genannt) würde das Dorf eines Dietrich,

Lüdendorf das eines Lothar bedeuten. M. E. läge es indessen näher, Lüdendorf als Leutedorf anzusehen, Ansiedelung der Tagelöhner, Fröhner, Hörige der in Rietz ansässigen Herren von Buchholtz, deren Besitz bis über Eckmannsdorf hinausreichte. In der Nähe liegt das frühere Stadtgut

Frohnsdorf, das jedenfalls nach den Fröhnern benannt ist.

Grabow käme von gabru, Buche und

Werbig von vruba, Weide.

Böten, Bieten, Besprechen, Bannen und anderer Aberglaube.

Von G. Steinhardt.

Mehrfach ist in den Monatsheften der Brandenburgia über abergläubische Gebräuche, Böten und dergl. berichtet worden, so in No. 10 vom Januar 1898, No. 7 vom Oktober 1899, No. 4 vom Juli 1902 und No. 6 vom September 1903. Als Ergänzung dazu möge einiges aus der Treuenbrietzener Gegend folgen, und zwar zunächst eine Anzahl Sprüche,

die in einer alteingesessenen treuenbrietzener Familie von altersher überliefert sind; (Erläuternde oder sonstige Zusätze sind in Klammern gefaßt.)

Für Seitenherzspan. (Seitenstechen, Blähungen.)

Petrus und Paulus, die gingen beide in das Bruch, Da funden Sie ein Würzlein, das war für Lungen, Leber und alle Seitenherzspan gut.

Für Fell auf den Augen (Staar.)

Es kamen 3 heilige Jungfern vom Himmel herab auf Erden, die erste sprach was ist ein Fell, die zweite sprach das Fell ist reif. Die dritte sprach nimm's.

Mittel für Schweine.

Auf ein jährig Schwein 2 Loth Glaubersalz und 2 Loth Salpeter, ein bischen grau Schwefel, Allaun, Kreide und Lorbeern, dies gleich auf den Trank 4 Morgen hintereinander gegeben.

Für die Bräune ist gut von einem todten Pferde. (?)

Für Magenkrampf.

Hebemutter ich bitte Dich, geh in Dein Lager und lege Dich, meine fünf Finger begreifen Dich und Gottes Engel begleiten Dich. item.

(Hebemutter = Hebeamme.)

Hebemutter um und dumm (um?), höre, wie die Glocken brummen, die Messe wird gesungen, das Evangelium wird gelest, Hebemutter reise in Dein Lager und geh in Dein Nest, darinnen Du bist gewest.

Für Zahnschmerzen.

Zahn-Rose Du sollst nicht schwellen, Du sollst nicht schwören (schwären?) Du kannst die Mutter Jussu (Jesu?) als Jungfer nicht begehren Du sollst vergehen ehe Dir Sonne und Mond bescheint.

Rose Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Brand, Wind, Hitze und Kälte alle Geschwulst und Schmerzen müssen vergehen.

Blatterrose.

Blatterrose, Du sollst nicht einwärts hitzen, Du sollst nicht auswärts schwitzen, Du kannst das Fleisch und Blut Jesu Christi nicht begehren, sondern Du sollst von Stund an verdorren und vergehen. Blatterrose Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Du mußt verdorren und vergehen von Stund an.

Für Wurmbeule beim Rindvieh und Menschen. (Geschwollene Maxillaren, Lymphdrüsen.)

Hier sitzt ein Ast dran, da sitzt ein Wurm drin, er ist weiß grau oder rot in 24 Stunden ist er todt.

Für die Gelbsucht.

O Du heiliger Herr Jesu, ich grüße Dir, die gelbe Sucht die plaget mir. Ich muß Dirs klagen, hilf Du mirs tragen, daß sie vergehen mag bis an den jüngsten Tag. O Du heiliger Herr Du kannst gebieten, daß die Gelbsucht muß vergehen aus Hände und Füße vom Pferdefuß auf die Raspel gerieben ein Theelöffel voll nüchtern mit scharfen Weinessig zum öftern eingenommen.

Gelbe Weide, ich komme zu Dir, die gelbe Sucht die plaget mir nimm sie von mir, nimm sie zu Dir, mir vegeht und Dir beysteht von nun an bis in Ewigkeit.

Für Blutbesprechen.

Es kamen drei heilige Jungfern vom Himmel herab auf Erden, die erste sprach Blut gieße die zweite sprach fließe und die dritte sprach stehe stille.

Schmerzen zu benehmen.

Herr Jesu deine Wunden schwellen nicht, sie schwören nicht, also sollen diejenigen auch thun, dies gebietet Jesus Christus Gottes Lamm alles Geschwulst Bluten und Schmerzen müssen vergehen von Stund an.

Geschwulst für den dicken schwelligen Hals.

Johannes tauft am Jordan, Jordan bleibt stille stehn Krob Frost Fistel und Drusen Holzgeschwullst (Halsgeschwulst) und Schmerzen bleiben nicht länger stillstehn als wie Sonne Mond und Sterne am Himmel stehen.

Für eine Flechte.

Die Flokosch und die Flechte flogen beide über das todte Meer, die Flokosch kam wieder aber die Flechte nimmermehr. Quene (Quiene = Hautabschürfung) und Flechte Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Du mußt verdorren und vergehen von Stund an. Für 6 Pf. Weihrauch 6 Pf. Mirren 4 Pf. Schwefel 4 As Kampfer 2 Loth Rosenwasser.

Für den kalten Brand.

Brand, Brand Du bist wie eine todte Manshand, Du sollst nicht einwärts stehen, Du sollst nicht auswärts brechen, Du bist wie Stein und Glas, Du sollst wieder werden, wie du vorhin warst.

Für die Ackeley (Fingergeschwür, Panaritium).

Ackeley die Schule gingen beide zu Mistpuhle, die Schule sang und die Ackeley verschwand. (Die Ackeley wird am Mistpfuhl „gebietet", und der kranke Finger dabei in die Mistjauche gehalten.)

Für die quelende Würmer für Vieh und Menschen. (Eingeweidewürmer)

Ach Würmerlein im Fleisch ich gebiete Dir (bei?) dem Heiligen Du sollst kein Fleisch mehr essen, Du sollst kein Blut mehr trinken.

Für die Blattern beim Rindvieh.

Es kamen drei heilige Jungfern aus England, die hatten drei Blattern in ihrer Hand, das erste war zerrissen, das zweite war gewichen, das dritte war verschwand.

Für die Darmgicht (Kolik) der Pferde.

Jerusalem Jerusalem Du Judenstadt, darinnen unser Herr Jesus Christus viel gelitten hat, er hat geschwitzt Wasser und Blut, sein Blut ist für die Darmgicht gut. — vor 2 Groschen weißen Baumöl einzugießen.

Die Sprüche sind vom Original genau kopiert, mit der Orthographie und in der Reihenfolge wie sie dort stehen, die Mittel für Vieh und Menschen durcheinander, wobei das Vieh den Vorrang hat wie zumeist

beim Landvolk, das sich oft erst nach dem Befinden des Viehes, dann nach dem der Familie erkundigt, Sprüche und Recepte hintereinander weg. Das item soll wohl bedeuten, daß dem Spruch die Formel „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen" folgen soll, wie überhaupt nach jedem Spruch diese Formel zu folgen hat, wobei dreimal über die leidende Stelle geblasen, „gepustet" wird. Die Sprüche müssen ganz leise aufgesagt werden, ohne Unterbrechung oder sonstige Störung.

Was Flockosch sein soll ist nicht zu ermitteln gewesen. Das Wort ist so deutlich geschrieben, daß ein Irrtum ausgeschlossen erscheint. Andere Sprüche und Gebräuche aus hiesiger Gegend:

Gegen Verschlag oder Verfangen (Erkältung) des Viehes.

Anrede: Schwarzbunte Kuh . . . oder braunes Fohlen pp. oder bloß liebes Tierchen:

Hast Du Dich verfangen im Wind,
So hilft Dir Gottes Kind,
Hast Du Dich verfangen im Water,
So hilft Dir Gottes Vater,
Hast Du Dich verfangen im Futter,
So hilft Dir Gottes Mutter.
Im Namen u. s. w.

Gegen Atrophie und dergl. wird Freitags bei zunehmendem Mond etwas Blut vom erkrankten Vieh unter die Dachtraufe gelegt. Wenns verfault ist, ist auch die Krankheit vorüber.

Ähnlich werden Warzen vertrieben. Man reibt sie mit Speck ein und legt diesen unter die Dachtraufe. Ist er verfault, so sind auch die Warzen fort.

Rheumatismus wird vertrieben, indem man von der klugen Frau einen Spruch auf Papier schreiben läßt und dies ins Wasser wirft. Wenn das Papier sich aufgelöst hat, ist auch das Rheuma vergangen.

Wenn Feuer in Rietz ausbricht, umreitet der Gutsherr das brennende Gehöft dreimal auf seinem Schimmel, wonach es ausgeht. Anderwärts muß der Besprechende es dreimal zu Fuß umkreisen.

Blutbesprechen.

Jesus lag und schlief, seine Wunden waren tief, es schwäre, es blute es schwelle nicht mehr. item.

oder:

Blut stehe still wie das Wasser im Jordan. (Dies wird dreimal gesprochen.) item.

Gegen Wurmbeule.

Es ging ein Mann graben, da begegneten ihm drei Würmer, einer weiß, einer greis (grau), einer roth. Unser Herrgott mag geben, daß morgen sind alle dreie todt. item.

Gegen Warzen. (Bei zunehmendem Mond.)

Was ich ansehe nehme zu, was ich angreife, nehme ab. item.
Dabei wird der Mond angesehen und die Warze angefaßt, aber kein Amen gesprochen.

oder:

Was ich sehe, das bestehe; (dabei wird der Mond angesehen;)
Was ich streiche, das vergehe. (die Warze wird gestrichen.)

Dazu werden drei Kreuze geschlagen im Namen Gottes usw. aber ohne Amen.

Gegen Kolik.

Jerusalem ist eine schöne Stadt, wo unser Herr Christus gelitten hat. Er hat vergossen viel Thränen und Blut. Das ist für Wurm und Darmgicht gut.

Wunden zu besprechen.

Wunde ich verspreche (bespreche?) Dich: Du sollst nicht reißen, noch schmerzen, noch hitzen, noch schwellen, noch schwären, bis die Mutter Gottes ihr zweites Kind wird gebären.

Ein alter stark zerlesener Bogen Papier enthielt in steifer, ungewandter Handschrift folgende Sprüche, die je am Schluß mit † † † und p p p versehen waren, augenscheinlich dasselbe wie das vorige item bedeutend.

Für Verschlach und kalten Brand.

Mensch ich nenne Dich in meiner rechten Hand es sei denn verschlach Fluß Gicht das kalte Feuer es muß vergehen kann nicht bestehen unser Herr Gott mach helfen das du bald machst wieder gesund werden. † † † p p p

Für Verbrennen und Verbrühen.

Brand falle in den Sand und nich ins Blut auch nich in die Adern † † †

Herzspan.

Herzspan ich bespreche Dich mit meine fünf Finger heilig. † † †

Scherzen und Schullst (Schmerzen, Geschwulst).

Stür (?) die Weißen wehen Tage nenne schill
Schwelle nicht Quäle nicht gehe nicht weiter. † † †

Blut besprechen.

Jesu Dein Wille, Blut stehe stille. † † † p p p

Würmer.

Eins zwei drei fressen die Schwarzen die rosa die weißen sollen Dich nicht mehr beißen. † † †

Rückenblut.

Jämser (?) sollen Dich in Deiner Jugend und nimm zu in Deiner Jugend sonst (?) hernachmals frisches Blut. † † †

Blattern.

Ich schlage Dir das rauhe Leder daß Dir fergeht das kalte Feuer und die Blatter. † † † P P P

Nach der Sonne (?).

Akelei.

Die Akelei und die Schullst ziehen um Mistpuhl die Akelei verschund sie geht in Mistpuhl zu Grund. † † †

Trockene Flechten.

Glücklich ist Wunde, Glücklich ist die Stunde, Glücklich ist der Tag es sei Geschwür oder Brand es mach einen Namen haben was es will. † † †

Rothe Flechten.

Du bist so groß wie ein Haus krigkt (?) wie eine Maus vergeht wie ein (im?) Backofen. † † †

Fell auf die Augen.

Es gingen drei Jungfrauen über ein Bach, die erste trat in das Grab die zweite in das grüne Gras die dritte trat das Fell herab. † † †

Dies der Inhalt des Bogens, der dem äußeren nach sehr alt und viel gebraucht sein muß.

Von einer alten Frau mitgeteilt: Mittel gegen Herzspahn. Man geht dreimal um einen Wagen, drückt bei jedem Umgang die Magengrube gegen das Ende der Deichsel und spricht dabei: Im Namen Gottes usw.

Um Rheumatismus oder Gicht loszuwerden, geht man nachts um einen Tannen- oder Kiefernbaum und spricht dabei:

Ich bitte Dich liebe Fichte
Nimm von mir all mein Reißen und Gichte.

(Unvollständig.)

Wenn ein Kind an Verstopfung leidet, wird es von zwei alten Weibern unter einem Stuhl durchgezogen, darüber weg gehoben und dies noch zwei mal wiederholt, wobei jedesmal gesprochen wird: „Im Namen Gottes u. s. w.“. Diese Prozedur soll Stuhlgang geben. — (Gewissermaßen ist es schon einer.)

Um zu verhüten, daß die Sperlinge die Saat vom Felde oder die Körner aus den Ähren fressen, nehme man vor dem Aussäen drei Körner in den Mund, behalte sie während des Aussäens darin und spucke sie nach beendeter Aussaat aus, dabei sprechend: „Im Namen Gottes u. s. w.“ Während des Aussäens darf kein Wort geredet werden. An das gebannte

Feld geht kein Spatz, auch wenn sie die Nachbarfelder noch so stark verwüsten.

Ein anderes Mittel:

Bei der Aussaat von Samen, den die Vögel gerne fressen, wirft man zuvor drei Hände voll Saat auf den Weg, auf Unland, Wiese u. dergl., aber nicht auf das Saatfeld, und spricht dabei: „Da, Vogele, habt Ihr auch was!“ Kein Spatz oder Rabe wird die Saat anrühren.

Mohn-, Hirse- und Erbsensaat läßt man durch den Griff eines abgestorbenen*) Schlüssels laufen, um die Vögel von der Saat abzuhalten.

Der abgestorbene Schlüssel wird auch zum Bibellaufen gebraucht:

Zur Ermittelung eines Diebes oder sonstigen Schädigers wird die Bibel an einem abgestorbenen Schlüssel aufgehängt. Wenn sie schwebend zur Ruhe gekommen ist, werden die Namen der Verdächtigen genannt. So wie der Name des Täters genannt wird, bewegt sich die Bibel.

Mit einem „Diebessegen“ kann man sein Eigentum vor Dieben schützen. Aber man muß den Dieb vor Sonnenaufgang durch Rückwärtssprechen des Segens befreien, wenn er vom Segen gebannt ist, sonst geht er daran zu Grunde. — Hier zeigt sich eine gewisse Nachsicht mit dem Diebe. Man will ihn fangen und strafen, aber nicht zu Grunde richten. Deshalb wird auch selten der Dieb (es handelt sich allermeist um Stehlen der Feldfrüchte, Nudeln, Gemüse, Obst u. dergl.) angezeigt und vor Gericht gebracht. „Was habe ich davon, wenn der Kerl brummt? Gar nichts, nur Schererei und Gelaufe und schließlich geht er womöglich noch frei aus. Lieber haue ich ihm die Jacke voll und lasse ihn bezahlen!“ Gewöhnlich „einigen“ sich der Bestohlene und der Dieb auf ein Vielfaches vom Wert des gestohlenen Guts, wobei mit Anzeige und allen Schrecken des Gerichts gedroht wird. — Nach dem Strafgesetz freilich Erpressung! —

Nun mögen noch einige abergläubische Vorstellungen und Gebräuche registriert werden.

Den Kindern soll man Brodkruste geben; davon werden sie stark.

Das Brod soll nicht auf die Oberseite gelegt werden, stets auf die Unterseite, sonst legen die Hühner weg (gehen zum Nachbar und legen dort).

Beim Anschneiden des Brods macht man mit dem Messer drei Kreuze über die Unterseite, damit es gut bekommt.

Wer das Brod nicht glatt schneidet, also eine Stufe stehen läßt, hat gelogen. Das Glattschneiden empfiehlt auch der Spruch: „Schneid das Brod gleich, wirst du werden reich.“

---

*) Schlüssel, der einem Verstorbenen gehört hat, Erbschlüssel.

Ein angeschnittenes Brod darf nicht mit der Schnittfläche nach außen, also vom Tisch abgewendet liegen, damit das Brod nicht „hinausläuft“ (im Hause fehlt).

Verschüttetes Salz bedeutet dem Ungeschickten Ungemach oder Tränen. Benutzen zwei Personen gleichzeitig dasselbe Handtuch, so werden sie sich zanken.

Wenn man in der Pfanne mit dem Messer statt mit der Gabel oder dem Löffel rührt, kriegt der, der das Gerührte ißt, Bauchkneifen oder das schneidende Wasser.

Wäscht man sich in Wasser, in dem Hühnereier gekocht waren, so kriegt man Warzen.

Geben sich vier Personen die Hände über Kreuz, so stirbt ein Jude.

Hängt in der Sylvesternacht eine Leine (Wäscheleine) auf dem Boden, so giebts im kommenden Jahr einen Todesfall im Hause.

Aus demselben Grunde darf in den ersten sechs Tagen des Januar keine große Wäsche gehalten werden.

Kartoffeln müssen Sonnabend Abend gesetzt werden, damit sie reichen Ertrag geben.

Kälber werden, damit sie gut gedeihen, Sonntags, während zur Kirche geläutet wird, „abgesetzt“, d. h. von der Kuh fort, meist in einen anderen Stall gebracht.

Wird ein Stück Vieh verkauft, so bleibt der Leitstrick dran. Nähme der Verkäufer den Strick zurück, so würde er dem Käufer damit das Glück entführen, das er mit dem Vieh haben soll.

Wenn eine Färse (junge Kuh) beim Melken nicht stillstehn will, bindet man sie mit einem Strick an, woran der Schlächter ein Rind totgeschlagen hat. Solche Stricken werden sehr begehrt.

Hat eine Kuh ein „schlimmes“ Euter, so ist sie von einem Wiesel angepustet worden oder eine Kröte („Hexekräte“) ist über das Euter gelaufen. Deshalb werden Wiesel und Kröten verfolgt und getödtet.

Als Schutzmittel gegen das Behexen (Bepefeln) von Stall und Vieh wird an die Haus- oder Hoftür ein Besen (Birkenreisbesen ohne Stiel) und an die Stalltür eine Axt gelegt, während das Vieh zu Stall gebracht wird; die Axtschneide muß aber nach außen liegen. Auch ein auf die Schwelle genageltes Hufeisen schützt gegen Behexung.

Auch das Vergraben von Kräutern, Lappen, Kröten oder Nachtschnecken unter der Schwelle des Stalles, oder unter dem Futterkoben der Schweine schützt vor der Behexung. Auch zu Pulver gebrannte derartige Dinge können da vergraben werden. Das Genauere aber, wie man sich dabei zu verhalten hat, wird ganz geheim gehalten.

Gibt eine Kuh plötzlich weniger Milch, so ist der Nachbar dran schuld. Er hat die Kuh durchs Handtuch abgemolken. Derjenige wars, dessen Kühe viele Milch geben. „Woher käme sonst wohl die viele Milch?“

Damit die Schweine dem Schlächter willig folgen (beim Einkauf vom Bauern) spuckt er dreimal durch die Schleife, mit der er das Schwein anbindet.

Holt der Schlächter eine „Kreatur“ (der in hiesiger Gegend übliche Ausdruck für Schlachtvieh) aus dem Stall, so darf das Vieh dabei nie vorangehen, sonst läufts unterwegs fort; — der Schlächter geht voraus und läßt es dann erst aus dem Stall.

Kälber folgen williger, wenn man ihnen ins Ohr sagt: „Liebes Kalb, ich sage Dir — laufst Du nicht, so trag ich Dir!“

Mit Behexen geben sich meist alte Weiber ab. Viele haben einen Kabóld, der Nachts um 12 kommt und in einer Tasse Milch und Semmel bekommt. Der spukt dann und macht, was man will. Aber zuletzt würgt er die Hexe ab. Dann sieht man, wie er ihr die Kehle zugedrückt und das Haar zerzaust hat.

In einigen Dörfern wird in der Neujahrsnacht von 12 bis 1 geläutet. Während dieser Stunde binden die Obstbaumbesitzer Strohbänder um die Stämme, damit die Bäume guten Ertrag geben. (Die Strohringe geben nämlich eine Art Insektenfalle ab).

Bei der Trauung:

Sieht die Braut sich in der Kirche um, so schaut sie nach einem andern Mann aus (sie wird bald Witwe oder geschieden und verheiratet sich wieder).

Tritt sie bei der Trauung den Bräutigam auf den Fuß, so wird sie das Regiment im Hause führen.

In der Kirche darf sie den Arm des Bräutigams nicht loslassen, sonst verliert sie den Mann (er läuft ihr davon).

Die Braut muss sich von einem nahen Angehörigen Geld in einen ihrer Schuhe legen lassen, damit sie an Wirtschaftsgeld nicht Mangel leidet.

Kämme, Stecknadeln, Messer, Scheeren und andere stechende oder schneidende Geräte darf man nicht verschenken, denn „Kamm macht Gram“ und spitze, scharfe Werkzeuge zerstoßen und zerschneiden die Freundschaft.

Ein auf der Erde liegender Halm mit Ähre deutet auf Besuch, („Ehre“) je nach der Größe der Ähre auf großen oder kleinen, langen oder kurzen. Fliegt die Ähre zum Fenster hinaus, so bleibt der Besuch nicht lange.

Auch wenn die Katze sich putzt, eine Nadel, Messer oder Gabel hinfällt und stecken bleibt, giebts Besuch.

Wer sich krank fühlt, darf sich nicht am Sonntag zu Bett legen, sonst steht er nicht wieder auf.

Auch darf man den Arzt nicht am Sonntag holen lassen, sonst kann er die Krankheit nicht heilen.

Wöchnerinnen dürfen am Sonntag nicht aufstehen, sonst „gehts schief".

Steht der Brandenburger als Soldat im Felde, so vermeidet er „letzt" zu sagen, z. B. ich sags zum letzten mal . . . das bringt den Tod.

Wer im Gefecht Spielkarten, Würfel oder im Quartier Gestohlenes im Tornister hat, wird getroffen: verwundet oder getötet. Deshalb sind die Wege zum Gefechtsfeld und die Chausseegräben vielfach mit diesen weggeworfenen Dingen verziert.

Auch Kugelsegen, die schuß-, hieb- und stichfest machen, vererben sich für den Bedarfsfall: lange Schriftstücke, die in einer ledernen Tasche auf der bloßen Brust getragen werden. Am wirksamsten von allen bleibt aber der des Simplicius Simplicissimus: „Steh an ein Ort, da man nicht hinschießt, so bistu sicher".

Der Glaube an Spuken ist in hiesiger Gegend wenig verbreitet, und nur sehr selten hört man davon. Der alte Dorfnachtwächter in Nichel erzählt, der letzte Nicheler Herr von Oppen (der Familie von Oppen gehörte früher Belzig, Niemegk, Schlalach und Nichel) sei unter zwei hohen Spitzpappeln auf dem Nicheler Kirchhofe begraben. Alljährlich in der Nacht des Begräbnistages habe er den alten Oppen spuken hören. Vom unteren Ende des Dorfes sei es um Mitternacht wie Sturm und Wirbelwind angerast gekommen, die Dorfstraße hinauf nach dem Kirchhofe und an den Pappeln in die Höhe, deren Wipfel im Wirbel gedreht zusammenschlugen. Dann hörte das Rauschen und Heulen des Windes auf und es wurde wieder still. — Der alte Nachtwächter ist tot und außer ihm hat niemand etwas bemerkt.

Vom Treuenbrietzener Burgwall wird erzählt, daß eine große Braupfanne voll Gold dort tief in der Erde stecke. In der Burg, die vor Zeiten auf dem Burgwallgrundstück stand, lebten zwei Schwestern, eine fromm und mildtätig, die andere geizig. Die fromme hieß Marie und hat die Kirche gebaut, die nach ihr die Marienkirche heißt. Aber sie bekam den Turm nicht fertig, weil das Geld zu früh zu Ende ging. Deshalb ist auch der Turm unvollendet geblieben. Sie bat nun ihre geizige Schwester um Geld zur Vollendung des Turmes. Die aber weigerte sich und verschwor es: „Lieber soll das ganze Geld versinken, ehe ich auch nur einen Heller hergebe!" Und da verschwand mit Krachen und Dröhnen die schwere Braupfanne, worin sie ihr Geld aufbewahrte. Wer tief genug gräbt, findet sie und kann alles Gold behalten.

Man erzählt auch folgende Spukgeschichte vom Schimmel ohne Kopf:

In einem Dorfwirtshause trafen sich zwei gute Freunde aus einem Nachbardorf, sagen wir Müller und Schulze. Müller war in seinem Wagen, Schulze auf seinem Schimmel gekommen. Mit Einbruch der Dämmerung fuhr Müller ab, Schulze blieb zurück, weil er noch weiter zechen wollte. Als er aber Müllers Fuhrwerk fortrasseln hörte, fiel ihm ein, daß er ihm noch etwas zu sagen habe. Er ließ sich schnell seinen Schimmel vorführen und ritt ab, im Galopp hinter Müller her, den er auch bald in Sicht bekam. Aber je toller er galoppierte, desto toller hieb Müller auf die Pferde, so daß er ihn erst einholte, als jener vor seinem Hause hielt. — Auf den Anruf „was plagt Dich, warum lässt Du mich denn nicht herankommen?“ meinte dann Müller, noch immer etwas ängstlich, „ich bin ja ausgekratzt, weil der Schimmel ohne Kopf hinter mir her war!“ Die Dämmerung und der helle Anzug des Reiters hatten die Täuschung veranlaßt, an der auch das genossene Getränk nicht unschuldig sein mochte.

Kleine Mitteilungen.

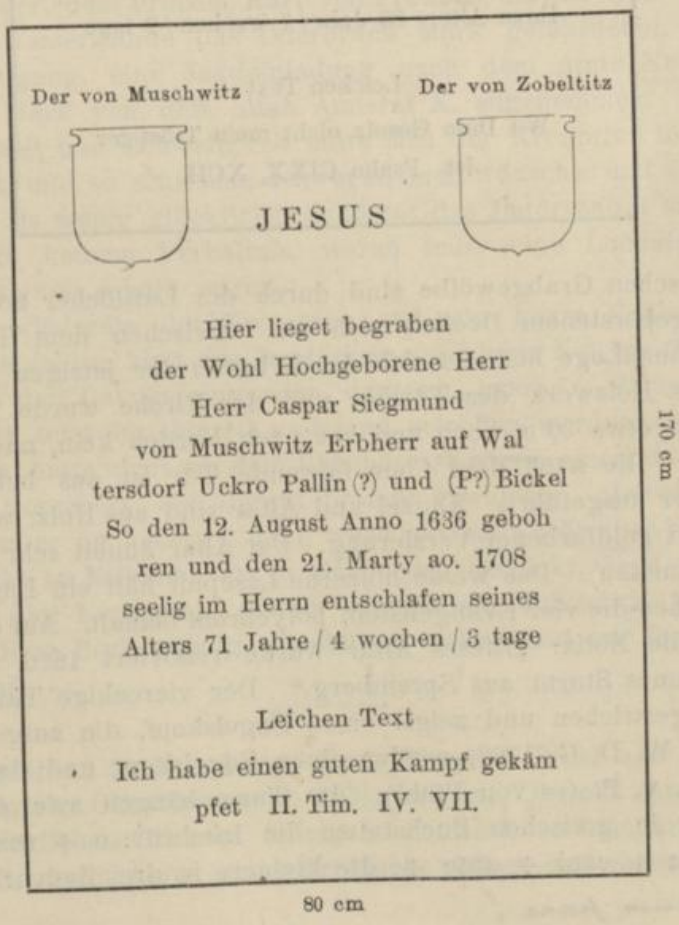
Das Wächterhorn von Wandlitz. In dem Werke „Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte von W. v. Schulenburg“ finde ich unter der Seite 35 folgende Notiz:

„Wenn eine gromada, Gemeindeversammlung, schnell sein soll, so bläst oder tutet der Schulze die Gemeinde mit der trubawa zusammen. Diese, ein hölzernes Rohr, welches vorher innen naß gemacht wird, hält man mit beiden Händen vor den Mund und bläst hinein usf.“

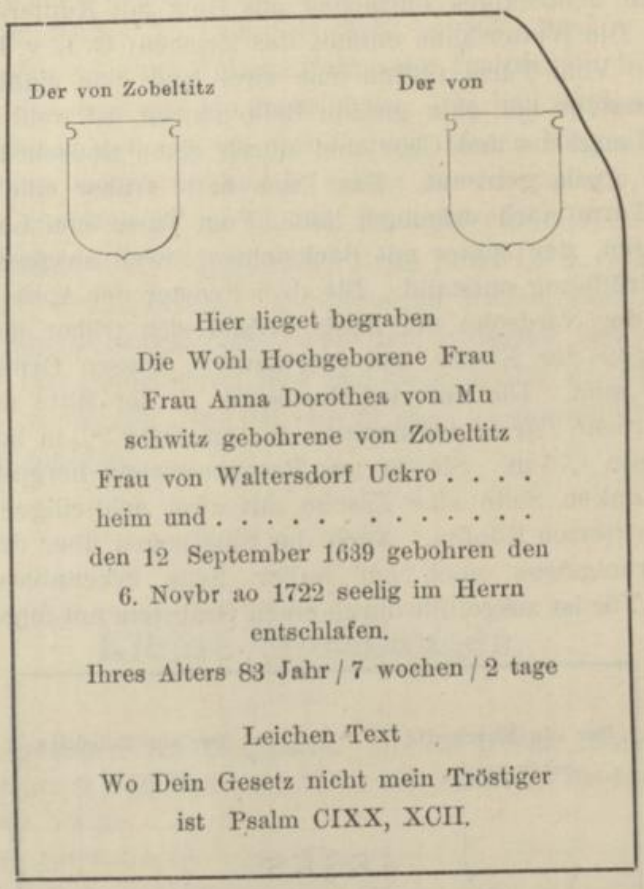
Ferner ist in dem von Reclam veranstalteten Neudruck der Jobsiade, der die ursprünglichen Originalabbildungen wiedergibt, des öfteren Ehren-Hieronymus mit einem Horn abgebildet, welches dem von Herrn Grunow vorgelegten auffallend gleicht. Beide Hörner werden nämlich mit regulären Trompetenmundstücken angeblasen. Das Anfeuchten ist bei allen Holzblasinstrumenten erforderlich, um dieselben besser zum Ansprechen zu bringen. Diese Hörner müssen aus der Umgegend von Berlin früh verschwunden sein, denn ich erinnere mich nicht, ein solches jemals gesehen zu haben, wohl aber kenne ich ein späteres Wächterhorn und zwar dasjenige von Friedrichshagen genau. Dasselbe war Gemeindebesitz und bestand aus einem gewundenen Ochsenhorn, dem als Verlängerung ein eiserner Schalltrichter angesetzt war. Das Horn wurde mit einer Metallpumpe angeblasen, klang schwach und dumpf und gab nur einen Ton von sich. Dem Horn von Wandlitz dagegen kann schon ein Unkundiger fünf verschiedene, recht angenehm klingende Töne entlocken.

Maurer.

Bemerkungen über die Kirche zu Waltersdorf, Kr. Luckau. (Grundriß und einige Skizzen sind im Märk. Prov.-Museum niedergelegt.) Die Kirche ist aus behauenen Feldsteinen aufgeführt. Am Turm sind die Ecken etwa drei Meter hoch aus Raseneisenstein hergestellt. Der Turm hat Satteldach, und ihm ist ein achteckiges Türmchen aus Holz mit Kupferdachung aufgesetzt worden. Die Wetterfahne enthält das Zeichen: G. L. v. P. und darunter die Zahl 1790. Vom Turm führen eine zwei- und eine einflügelige Tür ins Langhaus. Dasselbe hat eine gerade Balkendecke, ist weiß gestrichen und schmucklos. Langhaus und Chor sind durch einen gotischen Bogen ebenso wie Chor und Apsis getrennt. Das Dach hatte früher eine größere Höhe, die sich am Turm noch erkennen läßt. Vom Turm zum Langhause führte früher ein Bogen, der später mit Backsteinen soweit ausgesetzt wurde, daß die heutige Türöffnung entstand. Die drei Fenster der Apsis zeigen gotische Formen. An der Nordseite der Apsis befand sich früher ein Grabgewölbe mit Eingang von der Kirche aus (vermauert), dessen Grundmauern noch heute sichtbar sind. Die auf der Nordseite, in der Mitte des Langhauses, befindlich gewesene Tür ist vermauert. Sie ist zirka $2^1/_2$ m hoch und beträgt die ganze Breite 1,75 m. Sie ist aus Raseneisenstein hergestellt und zeigt noch auf der linken Seite eine Fasche mit zwei achtteiligen Rosetten und zwei sehr verwitterten Köpfen. Auch der Rundbogen über der Tür hat eine Fasche mit wenigstens noch auf linker Seite erkennbarem figurlichen Schmuck. Die Tür ist ausgefüllt durch einen Grabstein mit folgender Inschrift:



Dieser Stein lag früher neben einem andern nach O. vor dem Stammerschen Grabgewölbe und ist vor drei Jahren an seine jetzige Stelle gesetzt worden. Der andere Grabstein enthält die Inschrift:



Im Stammerschen Grabgewölbe sind durch die Luftlöcher noch zwei Särge (einer mit geborstenem Deckel) sichtbar. Zwischen dem Turm und der herrschaftlichen Loge befindet sich das Erbgrab der jetzigen Besitzerfamilie Engels. Das Holzwerk des Turmes und der Kirche wurde 1791 erneuert. Der Turm ist etwa 20 m hoch und hat nach Norden kein, nach Süden zwei Schalllöcher. Die nach dem Chor führende Tür ist aus behauenen Feldsteinen sauber ausgeführt. Kanzel und Altar sind aus Holz, weiß gestrichen mit rosa- und goldfarbener Verzierung. Der Altar ähnelt sehr dem im Dorfe Riedebeck (Luckau). Das weiße hölzerne Lesepult hält ein Engel. Auf dem Altarsims stehen die vier Evangelisten, polychrom bemalt. Auf der Rückwand findet sich die Notiz: „Dieses Altar wurde renoviert 1626. Damals war Pfarrer Johannes Sturm aus Spremberg.“ Der viereckige Taufstein ist aus Stein, weiß gestrichen und zeigt: einen Engelskopf, die aufgemalten Buchstaben C. F. W. D. G. 1766, wieder einen Engelskopf und dann die Buchstaben: G. L. v. P. (= von Pfuhl). Im Turm hängen zwei Glocken. Die größere zeigt in gotischen Buchstaben die Inschrift: o + rex + glorie + cristet + ecm + cani + ante +, die kleinere in drei Zeilen:

Hoge veni cum pace!

1. Den edlen gestrengen und Erdenvesten Gottfriede Von Wolfersdorf Erp Sessen auf Borms
2. Andreas Bartelt 1592 Jar gos Dorf mich Michael Conen Pfarher dazumal Greger Gatzmann
3. Mich Urban Schober das ist war Verbum Domini Manet in Eternum Amen.

An dem Glockenstuhl findet sich eingebrannt die Zahl 1697. Zum Turm hinauf führen drei schlechte Treppen. Auf dem zweiten Absatz befindet sich ein Eingang zum Kirchboden. In der Höhe des Glockenstuhles befinden sich nach Norden und Süden je ein, nach Westen und Osten je zwei gotische Fenster mit Resten einer inneren Fassung. Die Uhr schlägt an die große Glocke, und der Hammer hat die Buchstaben: G E W. E A S. A. W. Diese Buchstaben sind die abgekürzten Namen der Schmiede, welche den Hammer einstmals repariert haben. 1. Gottfried Ernst Wolf. 2. Ernst A. Schilske. 3. Adolf Wolf. Aufbewahrt wird in der Kirche eine Taufschüssel aus Messing (Beckenschlägerarbeit). Am Klingelbeutel ist eine ganz altertümliche Glocke befestigt. Beim Altar befindet sich ganz oben eine Sonne (goldfarben), dann auf dem Sims die Evangelisten, darunter ein Kreuz und endlich ein Altarbild (Abendmahl). Scharnweber.

Der herzensgute König Friedrich Wilhelm IV. hatte als Kronprinz mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, zu der Zeit, da noch die hohen Sommerwasserstände das Oderbruch stark gefährdeten, nach einer solchen Besichtigung, eine Jagdeinladung nach dem Amte Neuendorf bei Oderberg i. d. Mark von dem alten Amtsrat K. angenommen. Durch seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit hatte sich der Kronprinz im Fluge alle Herzen erobert, und so sehr man deswegen auch wünschte und sich bemühte, erwies er sich als wenig glücklicher Schütze; das Jagdresultat stand mit den Erwartungen in keinem Verhältnis, woran teils seine Lebhaftigkeit, teils seine Kurzsichtigkeit schuld waren.

Als nun wiederum der Kronprinz auf sehr kurze Entfernung einen stattlichen Bock fehlte, hielt der Jagdgeber eine kleine Notlüge für am Platze, indem er, auf den Davonspringenden deutend, ausrief: „Sehen Königliche Hoheit nicht, er schweißt (blutet) und muß getroffen worden sein? — Aber der alte Amtsrat hatte nicht mit dem Böhnhasen-Kröger, einem dabeistehenden alten Treiber gerechnet, der darauf prompt erwiderte: „Jawoll, wenn der so bybliwwt, as er nu losleggt, denn werd em balle schweiten!“ — (Jawohl, wenn der (Bock) so beibleibt. als er sich eben anschickt, dann wird er bald schwitzen!) — Der Kronprinz, als ein Freund von Volkswitz, hat sich vor Lachen über diese Berichtigung ausschütten wollen und mit ihm die ganze Jagdgesellschaft. — K. Wilke.

Rosskastanien in Meseberg, Kreis Ruppin. Wind und wieder Wind ist die Signatur des Oktobermonats 1903 gewesen. Obwohl unsere Mark nur selten von wirklichen Orkanen heimgesucht wird, so verspürt sie es doch hinlänglich oft, wenn Äolus seine Schläuche öffnet und Sturm und Wetter

über uns hinbrausen läßt. Solch ein schlimmer Tag war insbesondere der 7. Oktober. An diesem litt vorzugsweis, von anderem Schaden abgesehen, unsere heimische Baumwelt. Entwurzelte Stämme, vom Wirbelwind herausgedrehte Kronen, Verstümmlung durch Verlust starker Äste, dies alles war vielfach zu beklagen und im Walde zeigte sich der Boden noch lange nachher mit Tanger und kleinerem Reisig dicht bedeckt. Aber die Windsbraut kann Schläge vollführen, deren dröhnender Wiederhall weitere Kreise zitternd durchschauert; ein solcher hat am obengenannten Datum den Boden der uns benachbarten Grafschaft Ruppin erschüttert.

Zwei gewaltige Roßkastanien standen auf der dem Huvenowsee zugewandten Terrasse von Schloß Meseberg, diesem wahrhaften Asyl urwüchsiger Dryaden. Sie hoben sich hervor gleich ausgezeichnet durch Höhe, Stammumfang und Enormität weitschattender Kronenbildung. Eine von ihnen hat aufgehört zu sein.

Diese Kastanien hatten schon in den siebziger Jahren durch Windbruch gelitten, denselben aber vermöge sorgsamer Pflege von seiten ihres Besitzers und seines trefflichen Obergärtners, des Herrn Schaaf, so gut wie ganz überwunden.

Man hatte sich gewöhnt, sie als eine Zierde der Gegend zu betrachten und wird daher den Verlust einer von ihnen, bei Paßbäumen doppelt empfindlich, schwer verschmerzen.

Die dergestalt entstandene Lücke erinnert außerdem an den Fall einer Riesen-Rottanne des Meseberger Parks, auch soll durch den gleichen der Kastanie jener schöne, durch Alter und Stärke seiner Insassen merkwürdige Laubengang, der, vom Herrensitz seewärts hinabführend, einen Teppich von Vinca überdacht, in Mitleidenschaft gezogen worden sein.

Mit Recht gilt solcher Baumwuchs als Zeugnis für die oft verkannte Triebkraft unseres märkischen Bodens. Um diese Meseberger Kastanien wehte überdem der Hauch der Geschichte. Sie waren die Überlebenden einer bedeutsamen Vergangenheit. Örtlicher Tradition zufolge, die ich aus dem Munde eines verehrten Freundes, des seligen Barons von Hövel auf Meseberg habe, entstammten sie der Pflanzeslust des Prinzen Heinrich, Bruders des großen Friedrichs, aus dessen freigebiger Hand einst Meseberg, Baumgarten, Rauschendorf und Schönermark in Kaphengstschen Besitz übergegangen waren. Möge, nach Durchmessung einer bewegten Vergangenheit, die allein noch übrig gebliebene Riesenkastanie, vom Lufthaucher verschont, einer sekulären Zukunft entgegengehend, fortfahren den gigantischen Schatten auf die Gewässer des Huvenow zu werfen. Des Schutzes und der Pflege ihres gegenwärtigen Besitzers, des jüngeren Herrn Lessing, darf man sich wohl ohne weiteres für versichert halten.

Carl Bolle.

Eine Vorahnung des heutigen Telegraphenverkehrs findet sich bereits in einem vom Abbé Barthélémy, dem Verfasser der berühmten „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland", an die Marquise Du Deffand im August 1772 gerichteten Briefe. In diesem schreibt Barthélémy: „Während Sie sich über unser Stillschweigen beklagen, sprachen wir oft von Ihnen; es gab ja so vieles, das uns an Sie erinnerte. Ich denke auch oft an ein

Experiment, dessen Gelingen uns glücklich machen würde. Ich verstehe es zwar nicht recht, Sie aber sind auf dem Gebiete der Physik mehr zu Hause als ich und werden mich darüber aufklären. Man sagt nämlich, daß man mit zwei Pendeluhren, deren Zeiger gleichmäßig magnetisch gemacht sind, einen dieser Zeiger genau so wie den andern bewegen könne, so dass auch der Stundenschlag der einen Uhr die andere zum Tönen bringe. Nehmen wir nun an: diese künstlichen Magnete wären so zu vervollkommnen, daß sich ihre Kraft bis nach Paris fortpflanzen würde, und Sie zum Beispiel hätten eine solche Uhr und wir die andere. Anstatt der Stunden könnten wir das Zifferblatt mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnen. Dann werden wir jeden Tag zu einer bestimmten Zeit den Zeiger bewegen, und Herr X. wird die Lettern ablesen: „Guten Morgen, liebe Enkelin, ich liebe dich zärtlicher als je". Jetzt hat die Großmama gedreht; wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ungefähr dasselbe sagen. Die Sache läßt sich übrigens noch vereinfachen: die erste Bewegung des Zeigers läßt einen Hammer auf eine Glocke schlagen zum Zeichen, daß eine Unterredung beginnt. Diese ganze Idee gefällt mir außerordentlich. Man wird sie zwar bald mißbrauchen, namentlich für die Spionage zu Kriegs- und politischen Zwecken, aber trotzdem wird sie dem freundschaftlichen Verkehr einen angenehmen Dienst leisten". B. L. A. 4. 11. 1903.

Aus Spremberg. In den „Statuta, Willkühr und Polizei-Ordnung" der Stadt Spremberg finden sich u. a. folgende kulturgeschichtliche Angaben.

17. „Solche Gemeinden und Dorfschaften wie auch diejenigen unter den Gemarken, welche selbsten kein Bier haben, sollen das Bier zu Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchmessen, Lob- und anderen Täntzen, wie vor Alters bey Ihren Wirthe, da sie die Herberge haben, und das Bier auff die Wand und Korbstöcker*) trinken, oder an Oerter da es ihnen schmecket, iederzeit zu nehmen und zu bezahlen schuldig seyn".

25. „Alle diejenigen Bürger, so Brau-Urbar und zwey-Gebräude und darüber auf ihren Häusern haben, mit einer tüchtigen Musqueten oder sonsten ein gut fertig Hauss- und Feuerrohr, nebst einem Seitengewehr".

42. „Das Streu und Kanicht läst E. E. Rat ernstl. verbiethen, dass sich dessen keiner heraus zu holen unterstehen soll".

43. „Es soll auch kein Bürger oder Wirth so Reiss und Bier offen hat, seine Biergäste des Abends weiter nicht als bis zu 10 . . . sitzen lassen".

[Vgl. Chronik der Stadt und des Kreises Spremberg von Dr. Reinhold. Spremberg 1843]. O. Monke.

Berlin als Wiege der deutschen Marine. Daß die Reichshauptstadt, nicht die Ostküste die Wiege unserer Marine gewesen ist, dürfte unbekannt sein. Und doch ist dem so. Der Uranfang ist nicht auf die vierziger Jahre zurückzuführen. Er liegt jetzt genau acht Jahrzehnte zurück. 1823 wurde bei Berlin das erste Marinedetachement, die sogenannten Gardemariners,

---

*) Ankreiden und in das Kerbholz schneiden lassen.

formiert. Damals erschien auf der Spree das erste preußische Kriegsfahrzeug, das Ruderkanonenboot „Thorn“, dessen Führung und Bewachung dem neuen Marinetruppenteil übertragen wurde. Das Detachement zählte einen Unteroffizier und zwei Mann und genügte nicht zur vollen Besetzung der „Thorn“. Sobald das Fahrzeug im aktiven Dienst Verwendung fand, ergänzte sich die Besatzung aus Gardepionieren. Die „Thorn“ kreuzte zwischen Berlin und Potsdam und beteiligte sich an den Übungen des Gardekorps, dem das Marinedetachement ursprünglich zugeteilt war. Diese dreiköpfige Marinetruppe bestand in gleicher Stärke neun Jahre. Da schenkte der englische König Wilhelm IV. dem König Friedrich Wilhelm III. die nach dem Muster einer britischen Fregatte erbaute Lustjacht „Royal Luise“, die viele Jahre hindurch den Mitgliedern der königlichen Familie zu Fahrten auf den Havelseen diente. 1832 wurde deshalb das Marinedetachement vervierfacht; es bestand aus zwei Unteroffizieren und zehn Matrosen. Diese zwölf Mann besetzten die „Royal Luise“ und die „Thorn“. Die vierziger Jahre brachten durchgreifende Änderungen. 1842 wurde aus den „Gardemariners“ die Marinesektion gebildet, die nicht mehr dem Gardekorps unterstand, sondern mit dem in Stralsund errichteten Marinedepot, zu dem zwei neuerbaute Kanonenjollen gehörten, eine selbständige Formation bildete, die direkt der Militärverwaltung unterstellt wurde. Das waren die Anfänge preußisch-deutscher Seemacht.

Unser Kaiser hat schon aus diesem Grunde mit vollem Recht ein Kriegsschiff in Danzig durch den Oberbürgermeister von Berlin, unser Ehrenmitglied, Herrn Kirschner „Berlin“ taufen lassen. Diese Schiffstaufe erregte in der 5. ordentlichen Generalsynode, Tagung vom 29. Oktober 1903, unnötigerweise hyperorthodoxe Gemüter. Nicht weniger als sechs Kreissynoden erhoben Einspruch gegen Anwendung des Ausdruckes „Taufe“ bei der Feier der Namengebung von Schiffen, Befestigungen usw. Landgerichtsrat Glasewald-Magdeburg erwies sich als ein feiner, überlegener Referent; er gab seinen Ausführungen eine reizvolle Mischung von Ernsthaftigkeit und Ironie. Unter den Zeugen für den Ausdruck „taufen“ nannte der Redner auch Schillers „Glocke“: „Schließt die Reih'n, daß wir die Glocke taufend weih'n.“ Man könne lediglich sprachliche Bedenken dagegen geltend machen; sie sind nicht stichhaltig, da wir im Deutschen mit dem Ausdruck taufen nicht wie die englische Sprache das „Christlichmachen“ verbinden, sondern nur das Eintauchen ins Wasser. Den Standpunkt der Orthodoxie vertritt Synodale Böttcher-Kottbus; ihn bekämpfte mit frischen Worten Geheimer Kommerzienrat Schlutow-Stettin: die Kirche sollte vielmehr den Wunsch haben, solche volkstümlichen Feiern religiös zu bereichern, statt sie durch Nörgeleien zu verflachen. Die Synode kann weder ein Ärgernis der Schiffstaufen feststellen noch einen ausschließlich kirchlichen Gebrauch des Wortes „taufen“; sie geht daher über die sechs Synodalanträge zur Tagesordnung über. —

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprache Europas.

Von

Dr. Gustav von Buchwald.

„Selten! niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, was unser deutsches Wort „Gott“ ursprünglich bedeutet“ sagt Friedrich Delitsch in seinem berühmten Vortrag: Babel und Bibel. (Leipzig 1903, p. 44.)

Das Wort ist eine anerkennenswert mutige Tat, denn nicht nur der Geistliche sondern auch der Richter hätte das wissen müssen; ehe er an sein Amt ging. Viele sind schwer bedrückt in ihrem Gewissen durch die Einsicht in die theologischen und juristischen Consequenzen, die man daraus ziehen kann. Nur ein schlechter Trost wäre es, wenn man sie zu der einfachen Einsicht bringen würde, der mutvolle Bekenner dieser Tatsache wisse bis heut und diesen Tag — es ist der 27. Januar 1905 des deutschen Kaisers Geburstag, den ich zum Schreiben benutze — noch nicht was ursprünglich „deutsch“ und „Wort“ bedeutet. Ganz richtig ist übrigens der Ausspruch des berühmten Orientalisten nicht, aber die Obscurität meines bescheidenen Daseins wird es in allen Augen entschuldigen, daß er mich nicht gefragt hat. Vielleicht hätte ich ihm Antwort gegeben, noch ehe der Fall eintrat, den ich mir als „Erfüllung der Zeit“ gesetzt hatte. Es ist Friedels und des Vereins Brandenburgias Verdienst durch unvergleichliche Heimatsliebe und Wachsamkeit dies Ereignis herbeizuführen, ein Ereignis gewichtig genug um einen scharfen Riß durch die bestehende Sprachwissenschaft zu machen, die weder zu sagen wußte; was Gott, noch was Deutsch, noch was Preußen, noch was Brandenburg ursprünglich bedeutet. Ist aber diese Erkenntnis für Deutschland und Preußen und Brandenburg von einigem Wert, so gebührt Friedel und der Brandenburgia der Dank. Damit sich meine bescheidene Zeit erfülle hatte ich mir einen Altertumsfund gesetzt, bei dem nicht nur die sagenhafte Erinnerung Bestätigung fand,

sondern auch der Ortsname mir Kunde von dem Erdverborgenen gäbe. Die Sagen von Seddin waren längst bekannt und ich sagte mehrere Jahre vor Friedels berühmter Entdeckung: Kommt hier ein intakter Fund zu Tage, so muß Leichenbrand des Grabhügels Inhalt sein. Ward ich gefragt, woher ich das wissen wolle, so lautete meine Antwort Seddin bedeutet ursprünglich: Wohnung oder Haus eines oder mehrerer Toten, der oder die mit Feuer oder noch korrekter mit Schwälfeuer verbrannt ist oder sind.

Wenn ich dann noch hinzu setzte: das ist gutes Deutch, dann bekam ich schnurrige Gesichter zu sehen und Antworten zu hören.

Jetzt haben Sie mir die Bestätigung erbracht, und es gereicht mir zur Freude, Ihnen zeigen zu dürfen, wie Sie diesen „redenden" Fund als Schlüssel zum Verständnis der europäischen Sprache benutzen können. Ich schließe hier alle fremden Sprachen aus und dazu die Sprachmischungen, bei denen Asiaten Teile des Europäischen übernommen haben, also in erster Linie alles das, was wir gemeinhin mit dem sehr falsch angewandten deutschen Wort „slavisch" zu benennen gewohnt sind.

Der Plan dieses Vortrages bedingt noch eine andere Einschränkung, nämlich den Verzicht auf die Erörterung von einigen Sinnlaut = Verbindungen, die wir ebenso wie ganz heterogene mit dem Buchstaben L und auch M bezeichnen. Dazu reicht meine Zeit nicht aus, ich kann da hier nur Andeutungen machen und muß mich an die feste Marschroute halten.

Was ist und woraus besteht und entsteht menschliche Sprache?

Menschliche Sprache ist eine erworbene Eigenschaft des Gehirns, auch bei Taubstummen, deren bewußte oder unbewußte, gewollte oder ungewollte Folgewirkung das Sprechen ist.

Als Ganzes betrachtet ist sie die Subsummation einer großen Reihe von Spannungserscheinungen, die ich Sinnlaute oder Ideophone nenne (bis mir jemand einen besseren Ausdruck gibt).

Die Spannungserscheinungen mit ihren biomechanischen, biophysischen und zweifelsohne auch biochemischen Umlagerungen bezw. Veränderungen der Gehirnmolekel entstehen, sobald mindestens zwei oder mehr Sinnesleitungen (Perceptiven) sich im Gehirn mit einem inneren oder äußeren Geräusch assoziieren. — Die Entladung dieser Spannungen erfolgt einmal durch jene biomechanische Umlagerung, kurz Veränderung, die wir Gedächtnis nennen und sodann durch die motorischen Nerven, die, uns bewußt oder unbewußt, die Sprechwerkzeuge in Bewegung setzen.

Wie unser Körper eine Synbiose von Zellenrepubliken — oft höchst rebellischen Demokratien — ist, so zerfällt auch die herrschende

Aristokratie des Gehirns, bezw. der grauen Rinde, in verschiedene Republiken mit verschiedenen Funktionen. Ich meine hier nicht ganz dasselbe was Paul Flechsig Lokalisationen nennt, denn ich gehe nur soweit, wie ich das ebenso direkt weiß, wie daß ich athme, esse und trinke.

Mehr oder minder beherrscht werden diese Republiken von einem noch höheren Zellenstaat, der mit reifendem Denken immer mehr an Herrschaft gewinnt. Seine vollendete Herrschaft muß als Endziel menschlicher Entwickelung angesehen werden.

Der Anfang kindlichen Denkens besteht in den einfachsten ideophonischen Assoziationen. Da aber alle Republiken des Gehirns mit einander in sehr naher Verbindung stehen, so ist auch die einfachste Assoziation schon ein Gedanke, eine Co-agitatio. Flechsig weist mit Recht auf diesen tiefsinnigen Ausdruck hin. Unmöglich ist es, daß auch die einfachsten Assoziationen erzeugt werden, ohne daß die Republik der Phantasive in Mitleidenschaft gezogen wird, die alle Assoziationen sowohl in sich fälschen wie falsch verbinden kann. Darüber kann nur der aus unmittelbarem Wissen sprechen, dem etwa ein Sturz auf den Kopf die Leitungen in Verwirrung gebracht hat, so daß ihm beispielsweise ein Jahrhunderttausend in Dantes Hölle zugebracht wie ein Sonntagnachmittagsvergnügen dünkt.

Bei der Erforschung der Sprache und ihrer Entstehung ist es aber notwendig, daß man sein Gehirn willkürlich zu rein assoziativem Denken zurück zwingt und die Resultate der Gedächtnisse sodann unter das Licht der Adperceptive bringt, jener höchsten Zellenaristokratie, deren Diener die anderen Republiken sind, die alle Co-agitation zusammen wahrnimmt und die ich deswegen Adperceptive nenne, auch um sie nicht mit Wundts Apperceptive verwechseln zu lassen.

Die Tätigkeit der Adperceptive kann in jenen Zuständen, die sich nach Gehirnerschütterungen und ähnlichem vorkommen, unmittelbar wahrgenommen werden, da sie Ideophonwirkungen verarbeitend auch alle inneren intrazerebralen Geräusche wahrnimmt, wobei ihr die Republik des inneren Gehörs nicht völlig Folge leistet, sondern „coagitierend“ mitarbeitet anstatt ruhig zu sein, während die Phantasive ruht. Diesen Zustand habe ich länger als ein volles Jahr an mir beobachtet (1878—1880) und war auch später im Stande unter bestimmten Bedingungen ihn willkürlich hervorzurufen.

Es ist dies der einzige Zustand, in dem eine Selbsttäuschung über das eigene Denken absolut ausgeschlossen ist. Jede bewußte Unwahrheit oder Ungenauigkeit der Wahrnehmungen verbunden mit redlichem Willen zur Erkenntnis wird unerbittlich zum Bewußtsein gebracht. Gute Beobachtungen über die Adperceptive hat Sokrates gemacht, er nannte sie eine „innere Stimme“, denn sie ist mit dem Gefühle des Hörens ver-

bunden. Dem animistischen Athenienser galt sie als ein „Daimonion". Katholische Philosophie bezeichnet sie als die „Seele" und nennt sie eine „durch und für sich seiende geistige Substanz" eine „forma subsistens". Biologen neuerer Schule halten sie für ein „einfaches Element". Ich überlasse Ihnen die Metaphysik zu eigener Meinungsbildung. Mir diente diese Beobachtung dazu, einen Heilungsprozeß meines Gehirns praktisch durch wissenschaftliche Tätigkeit zu beschleunigen, mich von sogenannten „praktischen" Ärzten zu befreien und einen neuen Weg in die Wissenschaft zu suchen. Exakte Untersuchungen über Ructus und Singultus, über die Wirkung der Geräusche bei der Bearbeitung von Feuersteinen machten den Beginn — und dabei konnte ich so wenig wie bei diplomatischen und historischen Arbeiten damals keine Metaphysik brauchen.

Von wem lernte der Mensch sprechen?

Jedes Kind kommt ohne Sprache auf die Welt, und zwar, wie sehr mit Recht von Flechsig betont wird, mit einem unfertigen Gehirn, wenn man es auch mit Unrecht als „spinales" Wesen bezeichnet hat. Dies legt den Gedanken nahe, die Urväter der Menschheit hätten auch einmal angefangen „Sprache zu lernen", wie man z. B. noch heute Musik „lernt". Der Gedanke tritt uns um so näher, als wir finden, daß bei den sog. Naturvölkern wie z. B. K. v. d. Steinens Bakairi-Indianern, der Intellekt trotz großer Sinnesschärfe so niedrig steht, daß er nicht einmal eine Hypothese geschweige denn eine wirkliche Vergleichung erfassen kann. Diese gutartigen Waldbewohner aber stehen in ihrer Kultur sehr hoch über dem Ureuropäer, dessen primitive Feuersteingeräte der Bakairi mit Staunen über deren Unvollkommenheit betrachtet haben würde.

Da bleibt uns nichts anderes übrig als anzunehmen, daß der Mensch zunächst sein eigener Lehrmeister gewesen sein muß. Spracherreger ist die große Zahl der inneren Körpergeräusche ohne Zweifel gewesen, noch ehe die Hand ein Werkzeug ergriff. Spracherreger waren alle hörbaren Laute und Geräusche, welche die Lebensnotwendigkeit des Atmens, Essens, Trinkens u. s. w. hervorbrachte, denn alle diese mußten sich mit absoluter Notwendigkeit mit mindestens den zwei Perceptiven der des Ohres und der des Gefühles assoziieren. Dazu kommt alles im weitesten Sinne, was mit dem mammalischen Leben zusammenhängt. Wer nun scharfen Ohres die Rudimente dessen verfolgt was unsere Kultur von diesen Naturlauten und Geräuschen übrig gelassen hat, findet den gesamten Lautschatz unserer Sprache überreichlich gedeckt. Da hapert es freilich meistens bei den Herrn Forschern. Seit 1868—1895 habe ich jeden Menschen, mit dem ich mich etwas länger unterhielt auf sein Sprachgehör untersucht — keine zehn Prozent besitzt ausreichendes

Sprachgehör. Das letzte Untersuchungsobjekt, das ich in Berlin gefunden habe, ist Dr. Karl von den Steinen, (beim Amerikanistenkongreß), darum folge ich seinen Schriften mit besonderer Vorliebe. Einen Philologen mit so gutem Gehör habe ich noch nie gefunden, wohl aber wahre monstra vom Gegenteil. Musikalisches Gehör ist viel häufiger. Hervorragendes Musik- und Sprachgehör in einer Person vereinigt fand ich nur bei J. K. H. der Großherzoginwitwe von Mecklenburg-Strelitz geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland. Meine Gehörprobe ist nur dann wirksam, wenn der Examinand nicht ahnt, daß er examiniert wird.

Spracherregend muß ferner für den Menschen die umgebende Natur gewesen sein, insofern sie in seinem Gehirne Ideophone erzeugte, soweit er sie sich assoziierte.

Spracherregend war und ist jede gewollte Tätigkeit, sofern sie nicht absolut geräuschlos ist. Von den ältesten Taten des Menschen in Europa sind uns nur bearbeitete Steine erhalten. Ich habe an ihnen mit mir zuerst im Sommer 1878 zu experimentieren begonnen und damit den ersten Grund zu späterer Erkenntnis gelegt. Zu diesen gesellten sich Feuerexperimente, die durch viele Jahre fortgesetzt sind.

Die Anfänge der Methodik.

Da alle Ideophone nach seiten der Gehirntätigkeit betrachtet als Funktionen unseres Denkapparates erscheinen, so müssen sie ihrem Wesen nach logisch sein. Nenne ich diese Funktion „das Sprachen“ (το λογειν) im Gegensatz zum „Sprechen“ (λεγειν) so erhellt, daß ein Sprachgesetz nur in der Logik bestehen kann und, daß alle wirkliche Erkenntnis anerkannten logischen Sätzen folgen muß.

Da ist für unsere Arbeit der Satz: „sind zwei Größen einer dritten gleich, so müssen sie auch untereinander gleich sein“ der erste Fundamentalsatz, denn der Schluß ist ebenso verbindlich wenn ich für gleich: ähnlich, verwandt, homogen setze.

Ich gebe hier ein kleines Erfahrungsbeispiel aus der Klasse der Schlagworte.

Spalte ich von einem großen Feuerstein eine flach vorstehende Knolle ab, so vernimmt meine Gehörsperceptive den Laut Rád oder Rak, meine Augenperceptive und die meiner fühlenden Finger liefern dem Gehirn die Wahrnehmung einer scharfen runden Feuersteinscheibe, so assoziiert sich in meinem Gehirn mit dem Laute der beschriebene Gegenstand.

Finde ich nun in überlieferten Sprachen die gleichen Sinnlautverbindungen mit ursprünglich gleicher Bedeutung, so schließe ich aus der Sprache, daß diese von einem gleichen Gehirn bei gleicher Tätigkeit gebildet sind — der Spaten liefert den Beweis, denn zur Schlüssigkeit

gebrauche ich den Fund, wie er tausend und aber tausendfach gesammelt ist.

Auf diese Weise kommt man zu völlig sicheren Schlüssen, die hier ein fast allgemeines Menschheitsgut, dort aber ein beschränkteres Gut geben, das nur einer Völkergruppe eigen war oder ist. Eine Vergleichung von Sprachen mit Sprachen ist so wenig Wissenschaft wie eine Vergleichung von Steinbeilen mit Steinbeilen: es fehlt das tertium comparationis: Sinn, Laut und Sache ermöglichen allein eine wirkliche adperceptive Vergleichung.

Bei dieser Tätigkeit, die jede Phantasie ausschließt, ist eine umfassende Kenntnis des überlieferten Wortschatzes ebenso nötig wie die der überlieferten Realformen — und vor allen Dingen eine strenge Schulung in historischer und diplomatischer Schlußfolgerung.

Die Beschränkung in dieser Wissenschaft ergibt sich zunächst aus der eingeengten Fragestellung: es ist zunächst zu erweisen, was mußte gewesen sein.

Ich mache hier halt und gehe zunächst über zur Logotomie des Wortes Seddin.

Seddin.

A. Logotomie von Sêd.

S als ein Feuer-ideophon.

Unsere Frage heißt nicht, welche Möglichkeiten brachten den Ureuropäer in den Besitz des Feuers, sondern welche Lebensnotwendigkeit?

Hier muß ich ein bisheriges Endresultat meiner Paläoethnologie voraufschicken.

Daß es vor der oder den Eiszeiten Menschen in Europa gab, steht durch Funde fest und mit diesen Funden auch, daß sie Sprache besaßen. Ob wir von ihnen abstammen und ob sie Feuer besessen haben, steht nicht fest und zum mindesten: ich weiß es nicht. Eine Unmöglichkeit liegt nicht vor.

Daß wir von dem Feuer besitzenden Menschen, den Wilser homo primigenius nennt, abstammen, glaube ich nicht, denn seine Sprache muß eine andere gewesen sein, wie Baudouin de Courtenay aus seinen Sprechwerkzeugen gefolgert hat. Er ist eine ausgestorbene Menschengattung, die nur in der Sage fortlebt. Fast alle unsere älteren Sagen aber führen auf Wirklichkeiten aus den Intraglacialperioden zurück und erscheinen ohne Kenntnis der Höhlenforschung als unverständlich.

Die Grundlagen aller europäischen Ethik und Gesittung liegen in den Zwischeneiszeiten, mit diesen auch die charakteristischen Eigentümlichkeiten unserer Sprache. Darum bin ich gewohnt von der europäischen

Cognation zu reden — mag sie verschmolzen sein aus wieviel körperlich, im Knochenbau differierenden Stämmen: gemeinsam ist ihnen der gleichartig sprachebildende Gehirnbau.

Da liegt das Essentielle der Rassenfrage.

„Das Gehirn eines Slawen denkt anders als das eines Germanen", sagte Rudolf Virchow als er seine Schädelmesserei aufgab. Wollen Sie den Beweis? Denken Sie an König Friedrich Wilhelm IV. und vergleichen Sie seine Selbstüberwindung vom März 1848 mit dem Blutsonntag von Petersburg!

Der Ligus, der Kelte und der Germane — wenn man die falschen Namen noch brauchen will — leben noch heute wie einst. Die Völkerdifferenz hängt nur von den Prozenten der Mischung ab.

Der Charakter aber dependiert von den Lebensbedingungen, unter denen sie die erste große Kälteperiode in Europa durchmachten. Hier konnten die Menschen ihre Existenz nur durch künstliche Wärme fristen. Wie gesagt, auf das was möglicherweise gewesen ist, kommt es für unsere exakte Forschung mindestens noch nicht an, sondern auf das, was sein mußte. Nach den Ausgrabungen haben wir kein Recht das Feuer in frühere Zeit als Menschenbesitz anzusetzen. Kam er aus einem warmen Klima, was wahrscheinlich ist, (möglicherweise wie Schoetensack vermutet aus Australien) so konnte er auch ohne Feuer leben. Wollen wir nun der Vorsicht halber annehmen unsere Vorfahren, unser homo europaeus war von nur gering entwickeltem Gehirnvermögen, so können wir ihn doch jedenfalls nicht für unvernünftiger halten, als heutzutage die Hunde, die Hühner, die Enten, die Schweine und was sich sonst an regenkalten Herbsttagen auf einem Bauernhof herumtreibt. Das ist doch wohl ein bescheidener Ansatz, aber mehr gebrauchen wir fürs erste noch garnicht.

Alle diese Viehgesellschaft, zu der sich bisweilen die reinliche Katze gesellt, treffen wir friedlich vereint auf dem Dunghaufen.

Sie kennen die Dungwärme. Und die sollte der Homo europaeus nicht auch gekannt haben? Aber er lebte doch nicht auf einem Bauernhof! Seinen Dunghaufen hatte er aber darum doch. Die eisfreie Zone Europas war vorwiegend Bergland und jeder vorspringende Felsblock bot dem Menschen doch mindestens ein Dach gegen den senkrecht fallenden Regen oder Schnee. Von den Seiten her jagte der eisige Wind über ihn hinweg. Was blieb ihm als Schutz? Reisig und Laubstreu oder Nadelstreu und zusammengerafftes Gras und dürres Kraut. An solche Aufenthalte — der Franzose nennt sie Abri — war der Mensch mit seinen Kindern gebannt. Das war die Stube der Wöchnerin. Hier mußte er bleiben, wenn die Tale im Schnee verweht lagen. Alle seine Abfälle, die eigenen wie die von bewältigten Tieren mußten hier Dunghaufen bilden, die ihn wärmten und schützten.

Dies ist keine Fantasie, sondern Lebensnotwendigkeit. Aus dieser folgt zunächst die lebensnotwendige Bekanntschaft mit dem Feuer.

Sie wissen, daß sich ein Haufen frisch gemähtes Gras in einiger Zeit derartig erhitzt, daß man die Hand nicht hineinhalten kann. Das Gras wird schwarz verkohlt. Völlig trocken geworden ist angekohltes Heu einer der leichtest entzündbaren Körper.

Hier ist einer der Anfänge.

Haben Sie nun einen Haufen der mit Fäcalien durchsetzt ist, jedoch nicht platt gewälzt wie die Dunghaufen von Tierlagern, sondern locker für den Zutritt der Luft, so kommt zunächst das Stadium der Erhitzung, und schließlich das der Verbrennung. Je nach der Zusammensetzung, je nachdem der Dung wie der Landwirt sagt „kalt“ (Rindvieh) oder „heiß“ ist (Schwein, Pferd, Mensch) kommt die Selbstentzündung früher oder später.

Unsere Sprache hat dafür genau Ausdruck: Der Haufen „glummt“ erst, dann glimmt er, dann „glüst“ er. Die beiden ersten Worte heißen in unserer Sprachmanier „er geht wie Heim“, der dritte „er geht wie Licht“. Das ist geradeso wie eines unserer Worte für Bernstein „Gläs“ d. h. gehe wie Erz oder äs. Ich füge das Beispiel hinzu, um an Olshausens vorzüglichen Untersuchungen zu zeigen wie Sachenforschung und Sprachforschung zusammen ein geschlossenes Resultat geben — aber von diesem L muß ich für diesmal abstehen.

Also zurück zu unsern übelriechenden Sprachlehrern! Liegt ein Dunghaufen an einem Abhang mit Schnee bedeckt und von einer Seite dem Winde exponiert, so haben wir eine Situation wie sie an den Abri = Wohnungen und ähnlichen Plätzen im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden jedenfalls öfter vorkam, als ich sie im Laufe von etlichen Jahrzehnten beobachtete.

Zu luwärts ist der Schnee ganz oder bis auf ein Minimum abgeweht, zu leewärts schlägt bisweilen eine helle leuchtende Flammenzunge empor. Diese Flamme ist das was der Däne richtig L + ys „Licht“ nennt. — Unser Wort „Licht“ heißt „Leichenbrand“ — das ist viel jünger.

Hier haben Sie in abgekürzter Form die Beschreibung des Sachbestandes.

Sobald die Erhitzung zu einem Temperaturgrade gediehen ist, daß die Flüßigkeit im Haufen verbunden mit Regen, Hagel oder Schnee nicht langsam verdampft, sondern verkocht, wird der glüsende Haufen ge-S-prächig. Er beginnt zuerst ganz leise Zischlaute auszustoßen, die sich zu einem intensiven S in iterativer Form steigern. Um die schwächeren Laute zu vernehmen, muß man ein gut geschultes, ein geübtes Ohr haben und seinen Kopf nahe an diese „Professoren der Sprachwissenschaft“ heran bringen. Auch ein sehr leiser Laut kann intensiv sein. Ein Hörexperiment während des Stadiums einer heilenden Mittel-

ohrentzündung, wo man zu einem schmerzhaften Mikrophon werden kann, verursachte mir (Herbst 1895) empfindliche Schmerzen. Die Flammenzunge, das „Lys", aber kann singen und kann auch zur Tyndalschen Vokalflamme werden.

Jetzt vergegenwärtigen wir uns die Lage wieder, in der unsere Vorfahren den Unbillen der beginnenden ersten Eiszeit preisgegeben waren. Sie liegen umgeben von ihrem warmen Dunghaufen und haben eine wohltuende Wärmeempfindung, wie man sich die Situation aus den Abbildungen im Globus oder aus Hoernes Urgeschichte des Menschen (Wien 1892) oder Cartailhac: la France préhistorique (Paris 1896) usw. ganz nach der Wirklichkeit vorstellen kann.

Nun beginnt die steigende Erhitzung des Dunghaufens mit übelriechendem Dampf und wirklicher Rauchentwicklung. Mochte man sich an den atembeklemmenden Rauch gewöhnt haben, an die blasenziehende Hitze konnte man sich nicht gewöhnen. Man mußte in die Kälte flüchten und konnte sich erst dann wieder an dem brennenden Haufen erwärmen — aber immer nur auf einer Seite.

Das mußte stets als ein Übelstand empfunden werden, vor dem man sich in Acht nehmen mußte, denn man muß sich schlafend nur allzuoft die Haut verbrannt haben — besonders der Säugling und das ganz kleine Kind.

Immer wach bleiben und mit dem Finger die Wärme messen konnte weder Vater noch Mutter. Ansehen konnte man dem Haufen die Hitze auch nicht, denn es war dunkel in der Nacht — da blieb nichts übrig als der warnende Zischlaut, das S-prechen des heißen Haufens. An diese Warnung mußte man sich gewöhnen, sie mußte selbst tiefen Schlaf brechen.

Ich habe mit mir da folgendes Experiment gemacht, als mir der Morgenschlaf der liebste und festeste war, denn ich saß bis nach ein Uhr bei der Arbeit. Es lag mir daran, mein Schlafmaß von fünf Stunden auf drei zu reduzieren. Ich ließ mich also wecken — natürlich um mich zuerst um eine 1,83 m haltende Längsaxe zu drehen und weiter zu schlafen. Meine Beobachtungen in freier Natur aber waren damals an die Morgenstunden gebunden. Um mich zu zwingen, ließ ich mir einen Teekessel mit warmem Wasser auf einer Spiritusflamme bringen, die knapp genug bemessen war um das Wasser eben ins Kochen zu bringen. Sprang ich da nicht schnell aus dem Bett, um meinen Tee zu bereiten, verabfolgte ich mir gar kein Frühstück. Diese Kur half, denn schlief ich auch wieder ein, so weckte mich bald das „S-ummen" oder S-ingen des Teekessels. Das Geräusch war mir dadurch auf Jahre verleidet und weckte mich stets. Jener Kessel aber stand dicht an der Außentür eines großen Wohnzimmers, mein Bett ziemlich entfernt an der offenen Türe des Schlafzimmers. Das Geräusch war geringer als das, welches

der Homo europaeus von seinem glüsenden Dunghaufen hören mußte, mein Ungemach ohne Frühstück tätig sein zu müssen war ebenfalls viel geringer als das jener Altvordern. Der Zwang der Perceptiven auf ein S-ideophon in der Urzeit war ein unbedingt sehr großer. Die Spannung in den Gehirnzellen mußte mit Notwendigkeit eine Entladung durch die motorischen Nerven herbeiführen und ließ den Menschen unfreiwillig und freiwillig bewußt und unbewußt — alle Skalen der Möglichkeit müssen realiter vorgekommen sein — einen Zischlaut ausstoßen. Die Form desselben ist gleichgültig denn alle Möglichkeiten der Sprechmanier sind gleichwertig. Es heißt hier nicht Onomatopoiei oder Reflexlaut sondern das alles zusammen und noch sehr viel mehr.

Da nun der Mensch zu dieser Frist Atmungslaute und Geräusche wie vokalische Empfindungsäußerungen besaß, so mußte das Feuer — S zu diesen im Zusammenhange treten — je nach Bedarf. Deswegen ist es nötig, unseren Sprachschatz nachzusehen und die vorhandenen Worte zu logotomieren.

Zunächst ist aus der Sachlage klar, daß wir unser Augenmerk auf Worte richten, die etwas Unangenehmes bedeuten.

Hierbei führt uns der helle Vokal am sichersten, denn alle „hellen“ Vokale sind der leckenden Flamme „L + ys“ eigen, sie haben sogar ihren Namen noch heute von ihr. Die helle Flammenzunge aber zieht schmerzende Blasen auf der Haut gerade so wie das helle Eis im kalten Sonnenlicht. Es ist ethnographisch festgestellt, daß Südvölker, die das Eis zum ersten Male anfassen, es nach dem Gefühle mit ihrem Worte für Feuer bezeichnen. Ganz dasselbe ist auch bei uns der Fall gewesen: dänisch ist „L + ys“ helles Licht, plattdeutsch ist, is=Eis. Der „Hel =ên in Griechenland bezeichnete damit nur die Windesgewalt (Homer: is anemoio) — und auch die zieht im Winter Blasen auf der Haut. In der Sprache des L + at + in des Liebgeschlechtsmannes heißt „vis“ Gewalt.

Brechen wir hier ab und fassen die nächste Wirkung dieses Feuers zu dem der Mensch wesentlich sein eigenes Feuerzeug war (dies Thema kann ich hier unserer heutigen Auffassung von guter Sitte folgend nicht weiter ausführen) ins Auge.

War das Feuer des Menschen Feind, so war sein Erfolg die Asche des Menschen Freund. Sie war so „heiß“ so „weiß“ sie schützte als schlechtester Wärmeleiter die Haut an der sie haftete und herbe Fruchtreste und Wurzeln wurden so „süß“ wenn sie „eßbar“ d. h. Asche tragend geworden waren.

Wenn Mortillet von einer Periode „de la pierre éclatée“ redet, so könnte man mit viel mehr Fug von einer Aschenzeit sprechen. Aus einer Lebensnotwendigkeit entstanden war sie eine Lebensnotwendigkeit geworden, sie war einer der mächtigsten Spracherreger, welcher den

Kindern der Intraglacialzeit die deutlichste Kennmarke des homo europaeus aufdrückte, obgleich sie leichter war als der kalte „Asche — nicht" der S + ne. Die Trilogie lat; esse = sein deutsch: essen (edere) und wesen (sein und esse) folgt dem homo europaeus bis über Deutschland hinaus bis in das Barbarenland des Blutsonntags. Die allerdeutschesten Namen wie Wêsenberg oder Nowawês haben es sich leider gefallen lassen, auch einmal als „slawisch" verleumdet zu werden. Gehen sie westwärts, von wo wir stammen, so haben Sie im Gallischen, vasso und dem Welschen „gwas" ein Elementarwort das Wohnung und Mann zugleich bedeutet, dazu Gwynwas die heutige Gascogne und Gwyn gwas wesi das mythische Seelenland (vgl. John Rhys: Lectures on the origin and growths of religion — London 1898). Das griechische und lateinische iskos escos und askos ist genau dasselbe wie unser deutsches und scandinavisches isk und isch. Sprechen Sie in fließender Rede einmal statt heimisch: heimasch oder heimesch oder heimüsch oder heimösch — wie wenige Augenlider werden bei dem ungewohnten Laut auch nur ganz leise vibrieren! Schade, daß Müllenhofs Pseudowissenschaft einen so großen Einfluß auf d'Arbois de Jubainvilles Buch „les premiers habitants de l'Europe (Paris 1889—1894) gewann: Le suffix ligure asco esco usco osco ist genau dasselbe wie die deutsche und scandinavische Endung „esche" esk und ask.

Der homo ligus ist eine Type, die sogut wie in den Seealpen in Frankreich und Irland auch in Mecklenburg und der Mark Brandenburg vorkommt mit seiner Sprache — nur in anderer Kultur, nur differenziert nicht different — denn die reinen Nationen Europas haben gleichartige Gehirnzellen und bilden eine einheitliche Cognation im Gegensatz zu Türken, Finnen, Ugrofinnen und Mongolen, die dieser unser Cognation ihr bestes Expansionsgebiet geraubt haben.

Wer nicht nach der Methodik jener Unwissenschaft, auf die d'Arbois hereingefallen ist, beweisen kann, daß die Mecklenburger und Brandenburger Ligurer sind oder Kelten — der mag sich sein Schulgeld wieder geben lassen! — Herr von den Steinen hat in dem Vorwort seiner Bakairigrammatik p IX (Leipzig 1892) nicht ganz Recht von „den Sünden der Etymologie von Stammesnamen" zu reden, denn die ganze bisherige Etymologie ist eine einzige Sünde, weil es mindestens im Europäischen keine Lautgesetze im Sinne der Philologie gibt — wohl aber Sinnlautgesetze. Alles andere sind Sprechmanieren, sind Moden, die wie etwa Hutmode oder Handschuhmode, auch Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen sein können.

Nehmen wir nur den Zischlaut des Feuers — ich schreibe ihn „S", weil es für die Temperatur ebenso gleichgültig ist, ob das Feuer etwa „Sch" zischt, wie für das Sprachverständnis, ob ein Mensch S oder Sch spricht. Der tiefest denkende Sprachforscher, der früh über meine

Geistesrichtung große Gewalt gewann, Carl Schiller, konnte am Ende des Wortes überhaupt kein S aussprechen; er sagte nicht Gajus sondern Gagusch. Von meinem vierzehnten bis ins zwanzigste Lebensjahr habe ich für sein mittelniederdeutsches Wörterbuch nicht „voces" sondern „vodschesch" ausgezogen.

Der einfach gezischte S-laut ist ein Ideophon, das durch rein konsonantische Verbindungen gestärkt werden kann.

Wenn eine einfache Berlinerin ihre schnellere Freundin nicht einholen kann, so sagt sie: „Ik werde mal ne Piste ufschlagen." Sie ruft aber nicht „pist" sondern zischt „pst" — und wird verstanden, obwohl die Hörerin nicht ahnt, daß das eigentlich der Notruf: „Hoch, Feuer, zu Ende" ist. Das einfache S heißt Feuer und ist der Warnruf, den der schwälende Dunghaufen lehrte. Ich will dies Thema hier nicht voll ausführen, sondern begnüge mich mit dem Hinweis auf folgende Assoziation: Da Feuer und Asche mit dem menschlichen Urleben verbunden sind, so wird ihr S-Ideophon stets mit menschlichen Dingen assoziiert und endet in weiterer Entwickelung als Konkretum für die Ideen der Teilbarkeit, des Genetivs und des Plurals. Es kann auch eine Personenbezeichnung sein und unterliegt da keinem Lautgesetz, sondern der Mode und schließlich der Gewohnheit (consuetudines im deutschrechtlichen Sinn). Besserdichsch ist die Frau des Besserdich, seine Tochter (ut de Franzosen tid) heißt Besserdichs.

Hier haben wir, das was die Philologie differenzierte Personalsuffixe nennt. Im Sanskrit ist S z. B. ein Personalsuffix. Will man nun beweisen, daß die Sprache der Arja-Völker mit der von Europa gleichen Stammes ist, so muß dargetan werden, daß dieses S auf dieselbe Weise entstanden ist wie bei uns, d. h. man muß die Arja bis in die Intraglazialzeit zurückverfolgen oder sie für Abkömmlinge von uns aus der Postglazialzeit durch Funde und Sprache nachweisen. Diesen Versuch hat Much gemacht — ich kenne die zweite Auflage seines Buches noch nicht, in der ersten ist kein schlüssiger Beweis erbracht. Über die sogenannte „Indogermanistik" hinaus ist der Versuch ein Fortschritt.

Man muß aber immer im Auge behalten, daß es nicht nur ethnographische und ethnologische Parallelen gibt, sondern auch biologische.

Für unseren Zweck halten wir nun fest, daß ein S namentlich am Anfang Feuer bedeuten kann, aber nicht notwendig muß wie in „Stek" dem Feuerbohrer oder „Stab" dem Brennholz. Die Bedeutung folgt aus der Logik in der Synthese.

Nach meiner vorherigen Angabe und der Bestätigung durch den Fund mußte demnach das Ideophon Êd einen toten Menschen bedeuten und das wird vollkommen klar sobald man das E sehr lang gedehnt ausspricht.

Jede körperliche Empfindung, also auch jedes Ideophon, kann durch Ausdehnung in ihr totales Gegenteil verkehrt werden. Jede Lustempfindung wird durch übermäßige Ausdehnung in Schmerz verkehrt. Das kurz empfundene Elementarwort verkehrt sich durch übermässige Anhaltung der Spannung im Gehirn bis in sein Gegenteil. Dazwischen liegt eine weite Skala von Begriffsnuancen.

Hier haben Sie den Inhalt eines physiologischen und logischen Sinnlautgesetzes, das sich in allen mir bekannten und auch in mir nicht genau bekannten Sprachen geltend macht.

Die Sprechmanier muß wohl oder übel der Leitung im Gehirn folgen: sie hat kein anderes Mittel als die Dehnung des Vokals.

Hierauf beruht alles das, was man über Sinn und Gegensinn (namentlich im Ägyptischen) geschrieben hat.

Ob nun aber das Antideophon wirklich der Gegensinn des Ideophons ist, darüber entscheidet die Logik, da es sich eben nur um Gehirnfunktionen handelt — nicht allein die Länge des Vokals. Nehme ich das Elementarwort Er = Mensch speziell Mann, so kann das gedehnte êr einen großen Mann bedeuten, eventuell einen toten Mann, ebenso gut aber auch ein Weib wie z. B. im deutschen „Hausehre."

Ich lege Ihnen hier also von vorneherein die Vermutung nahe, daß „éd" eine Bedeutung haben muß die mit dem Begriffe „Leben" zusammenhängt. Dabei will ich gleich vorausschicken, daß dieses letztere Wort erst durch einen Bedeutungswandel zu seinem Begriffsinhalt gekommen ist, auf den ich hier nicht eingehen will.

Ein Abstraktum wie Leben kann nichts ursprüngliches sein, denn die Begriffsbildung beginnt mit Konkretem. Dem Elementarwort éd muß also eine konkrete durch die Sinne perceptible Äußerung sein, die dem Wortbildner die Überzeugung beibringt: der Äußernde lebe.

Ich wiederhole hier noch einmal, daß die Klangfärbe des Vokals wie die Sprechmanier des Konsonanten d, dh, t, th, völlig gleichgültig ist, denn hier kommt bei der begriffbildenden Lebensäußerung der Mensch in allen Altersstadien als Lautbildner in Betracht, ja nach einer für mich sehr ernsten Erfahrung schon ein halbgeborenes Menschenwesen, dessen Köpfchen in meiner helfenden Hand ruhte. In einem Momente, wo sich die Gefahr, meine Energie und Sinnesschärfe zum äußersten anspannte, hörte ich den ersten Laut mit unvergeßlicher Deutlichkeit.

Kein Kind schreit kein kleines „ä" oder „uä" zuerst, wie uns unterhaltsame Kinderpsychologien weis machen wollen, sondern es atmet zuerst.

Die ersten Atemzüge, die dem Hörer sagen: das Kind ist nicht tot geboren, sondern es lebt, die bilden deutlich ein schwaches at, et, it.

Das ist nicht nur die erste, sondern auch die primitivste Lebensäußerung des Menschen. All meine Erfahrung aber lehrt mich, daß die

begriffliche Expansionsfähigkeit, um so größer und intensiver ist, je primitiver das Ideophon in seiner Bildung ist.

Das ist eines der mächtigsten Grundgesetze in der Völkerpsychologie der europäischen Cognation.

Nicht das Lebensgefühl und Lebensbewußtsein durch tiefe Inhalation in dem Elementarwort „Ich" äußert, das einer späteren Altersklasse angehört, ist der Schöpfer des Lebensbegriffes geworden. Im Gegenteil, der Seelenadel unserer Cognation hat sich hier drastisch genug manifestiert. War ichôr bei Homer noch das Blut der Götter, was ward es in der Sprache der späteren Mediziner? Haben wir nicht das Wort „Ichsucht" gebildet?

Die stärksten Motive menschlichen Wollens und Fühlens traten in Bewegung um diesen ersten Kinderlaut „at" wahrzunehmen und behalten zu können. „Es lebt" sagte dieser Laut der Mutter in der schweren Stunde — nur gespannte Sinnesschärfe konnte ihn vernehmen.

Ich überlasse Ihnen die Ausführung dieses Themas und benutze meine „anthropologische" Erfahrung, um Ihnen einige Werdegänge dieses Atmungslautes in kürze vorzulegen.

Mit dem weichen W-Laut verbunden läßt „v-it-a" im Lateinischen das Leben. Im Griechischen werden die Geschlechtszugehörigkeit mit „id" gebildet. Et-os heißt Alter Zeit und Geschlecht. Ed-da heißt die Geschlechtsmutter in Island, ätti der Großvater in der Schweiz. Und was ist der Unterschied zwischen den lateinischen P + at + er und dem deutschen V + at + er: im ersten Falle erscheint der Leben gebende Mann (er) als hoch, im zweiten als „lieb".

Noch heute sprechen wir von einem „Aus-bau" als entfernt liegenden Dorfhofe, noch heute hat der Norweger seine „Ute-thrönder". Wollen wir nun einen draußen im Meere entfernt liegendes Heim — eines lebenden Geschlechtes der heutigen Monarchie Preußen ganz genau bezeichnen, so setzen wir die Elementarworte der Sinnfolge nach zusammen und bilden das Wort: Us + ed + om.

Wollen wir uns ein verstorbenes Geschlecht speziell unseres deutschen Blutes in einer Sagenstadt als tot existierend bezeichnen, so bilden wir Vin = Freund + êt = totes Geschlecht und haben unser Vineta.

Da haben wir dasselbe êd das mit dem Feuer-S logisch verbunden den Begriff Sêd = verbranntes Geschlecht gibt.

Ohne Atmung ist menschliches Leben nicht möglich und überhaupt kein „ad-nim-al = Atem-nehmen heil (heil = ganz)" existenzfähig. Die primitive Co-agitatio, die keine adperceptive Vergleichung vornehmen kann, bleibt bei der Angleichung stehen und bildet ein Konkretum, das nach unserer adperceptiven Redegewohnheit „Lebensprinzip" genannt werden müßte. Die Hauptformen in der Überlieferung sind ád und ód = Gegenwort âd und ôd. Sie muß dies Konkretum als ein ens reale

nehmen und vorstellen. Als solches haben die Formen Atem und Odem bis in das XVI. Jahrhundert fortexistiert und zugleich In- und Exhalation bezeichnet wie auch das was wir jetzt „Geist" oder auch „Seele" nennen. Die Vorstellung ist in ihrem groben Sensualismus noch heute wirkend, doch hat die Adperceptive sie schon zu Abstraktionen, also zu Sammelbegriffen von abgelösten Eigenschaften verarbeitet. Bei starken Emotionen und Empfindungen ist die Inhalation wie die Exhalation stärker als gewöhnlich und bildet große Reihen von emphatischen Ideophonen, von denen die weichen Hauchlaute der W-Klasse und die tieferen mehr männlichen G und Gh die mächtigsten sind, weil sie leichter hörbarer werden als das H. Die Sprechmanier kann beide Laute natürlich je nach Willkür und Erregung bis F und P + h oder bis „ich" und „uch" varieren — das ist irrelevant, denn, wie von einer Nuß nicht die Schale, sondern der Kern das brauchbare ist, so kommt es hier stets auf den Sinn, nicht auf die Form an. Das ist sehr erklärlich an dem Worte Vater, das durch die schärfere Knaben- und Männeraussprache zum Fater geworden ist; der weiche W-laut, der von der Mutterliebe Sinn und Form bekam, trat zurück. Wir haben ihn voll in Würde und Weihe (vi und wi) erhalten.

Ihnen allen ist bekannt, daß niedere Kultur nnd Kinderverstand jene von uns „Tod" genannte chemische Zersetzung unseres Körpers nicht begreifen kann. Mit dem Tätigkeitsideophon, das ich alsbald erklären will, verbunden haben wir den „tôt-en" als vorgestelltes ens reale. Mit W verbunden haben wir in W + ôd + an den geweihten Toten-Man, wie wir ihn aus unseren Mythen kennen. Mythe und Wort decken sich inhaltlich vollkommen. Bei allen primitiven Gestaltungen dieser Art „kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen".

Genau mit derselben primitiven Logik ist aus der emphatischen Synthese mit gh und g und dem Elementarwort ad und od das Wort Gott mnd d. auch ghod, god, ghad und gad entstanden. Nach unserem jetzigen Sprachgebrauche können wir einfach „Leben" dafür setzen um den Begriff konventionell festzulegen, denn das Wort gibt für uns den Sammelbegriff aller Vitalität.

Biologisch ist „Gott" ein „einfaches Element," theologisch eine „forma subsistens" — ein Streit in der Wissenschaft ist vernünftigerweise ganz unmöglich — aber gibt es denn, ja kann es denn wissenschaftliche Theologie oder Gotteskunde geben, wenn die Herren nicht einmal wissen, was ein so einfaches klares Wort „ursprünglich bedeutet."?

B. Logotomie von Dîn.

Das Wort Dîn begegnet uns im Gesamteuropäischen in allen möglichen Sprachmanieren und Synthesen. Selbständig hat es sich in dem englischen „den" erhalten, das Schlucht, Höhle, Gruft und ähnliches

bezeichnet und zwar sowohl Naturgebilde wie Menschengebilde. Ein Entstandenes ist primitiver Denkweise unfaßbar, sie kennt nur etwas Gemachtes. Überwiegend bedeutet dîn, tîn, tûn, dûn, dôn, tên (letztere Formen unverstandenerweise kurz gesprochen), besonders im sog. Keltgermanisch eine Befestigung als etwas das von Menschen, als Eigen, als Haus oder Wohnplatz gemacht oder geschaffen ist. Wie sollen wir demnach die Laute oder die Buchstaben teilen, um die Partikeln als Sinnlaute zu erkennen?

Unmittelbar durch Kinderbeobachtung gegeben ist uns von den drei Wortteilen nur N und durch sie auch warum es in allen ursprünglichen Worten mit Elementarnotwendigkeit stets eine Verneinung enthält. N ist vielleicht das einzige echte Säuglingswort, dessen Möglichkeit von Wilhelm Wundt mit Unrecht bestritten ist. N ist ein vollkommenes Wort, das eine energische Willensäußerung bewußt zum Ausdruck bringt — ein echtes Ideophon, das heute wie vordem stets neu erzeugt wird.

Bietet die Mutterliebe dem Säugling ihre gute – Gabe, gr. â—gap—e, so saugt er bis er satt ist. Die Mutterliebe bezweifelt das und wiederholt unter Anwendung zarter Gewalt ihren Liebesbeweis — der im Griechischen infolgedessen sowohl „Liebe“ in ihrer heiligsten Form wie „Mahlzeit“ bedeutet.

Ist der Säugling gesättigt, so wehrt er sich bewußt mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er zieht sein ärgerlichstes Gesicht und macht „ne Flabbe“ „ne Schüpp'“ mit breit gezogenem Mund und vorgestreckter Unterlippe. Seinen Mund aber schließt er inwendig, indem er die Zunge mit aller Kraft gegen den Vordergaumen drückt. Dabei bringt er nach Maßgabe seiner Lungenkraft, weil ihm weiter nichts übrig bleibt, durch die Nase einen Laut hervor, nämlich ein N.

Sobald der Säugling freigegeben ist, nimmt sein Gesicht den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Ist nach etlichen Wiederholungen der Säugling inne geworden, daß dieses Mittel hilft, so fängt er schon im ersten halben Jahre an, dasselbe zu wiederholen bei allem, was ihm unangenehm ist, wenn dieses nicht Weinen auslöst.

Das N heißt zunächst: ich will nicht mehr Milch und steigert sich, vom Säugling und der Mutter gleichmäßig verstanden, zu einem: ich will nicht. Daher sein Charakter als Negative in der Sprache.

Etwas später wird das Gegenteil von diesem N nämlich das M hörbar.

Reizt der Appetit das Kind nicht zum Weinen, so deutet es ihn dadurch an, daß es seine Lippen in die Saugestellung bringt. Das ist besonders zu beobachten, wenn die Ernährungstätigkeit nach Stillung des stärksten Bedürfnisses unterbrochen wird. Je nach der Körperkraft früher oder später wird vom Kinde dem ein Laut hinzugefügt. Die Saugestellung bedingt mit Notwendigkeit einen M-laut mit schwachem

variierenden Vokal verbunden wie üm, im, em, öm, am, om und daneben auch mit anlautendem m, in dritter Folge mit anlautendem und auslautendem m. Dies kann schon ein recht hörbarer Ruf nach Nahrung sein. Aus ihm schaffen gemeinschaftlich Mutter und Kind die Benennungen für Mutter und Milch oder Nahrung. Bildet ein Kind einen Laut wie am oder müm, so braucht man den Ton nur fragend nachzubilden, um ihn fordernd wieder zu vernehmen. Das ist eine völlige Konversation in einfachster Form.

Beides mußte voraufgeschickt werden um das în-Wort zu verstehen, das sich durch die überwiegende Länge des Tones als Gegenwort zu einem Elementarwort zu erkennen gibt und mit einer Negation endigt. Nehmen wir nun das kurze Elementarwort selber, so haben wir es als, an, en, in, on, un in dem ersten Zahlwort der europäischen Cognation — dessen Bedeutung „Mann“ auf der flachen Hand liegt.

Das gibt uns aber wieder zwei Fragen, warum tritt das Mutter und Nahrung andeutende M vor den An und warum schließt dieser mit einer Negation? Für den Begriff des männlichen Menschen gibt es im griechischen eine Synthese mit dem einfachen „an“ dem das hier ins Große gesteigert ér mit êr tautologisch angehängt ist um einen großen Mann einen Erwachsenen zu kennzeichnen.

Im lateinischen aber haben wir eine M-synthese die zugleich Vater und Mutter bezeichnet in „homo“ die französische heutige Form gibt ein viel primitiveres Wort und ist offenbar viel älter als die lateinische Schriftsprache. Das französische „'om'm“ ist nur wenig in der Sprechmanier verschieden von dem plattdeutschen „am'm“ die Amme.

Haben wir hier wirklich logische Ideophone vor uns, so folgt mit absoluter Sicherheit aus ihnen, daß auch l'homme einmal Amme gewesen sein muß. Es folgt ferner, daß er dies jedenfalls in der Intraglazialzeit gewesen sein muß und vielleicht auch noch später gewesen sein kann.

Sie sehen die Logotomie arbeitet mit derselben Sicherheit wie die Anatomie, welche die Rudimente von Milchdrüsen beim Manne längst nachgewiesen hat.

Nun gibt es im Griechischen ein kleines Wort „an“ mit einer nöckernden Nebenform aus der Kinderstube „ean“. Die Unsicherheit dieser Lautgebung verbunden mit der innewohnenden Bedeutung des Zweifels „wenn“ und „ob“ gibt uns einen Fingerzeig und zugleich den Grundsinn des deutschen Wortes „wenn“.

Es ist Tatsache, daß jetzt die männliche Milchdrüse ihren Dienst völlig versagt. Diese Tatsache kann nicht in der ganzen Cognation Europas plötzlich und auf einmal eingetreten sein. Die Rückbildung gebrauchte Zeit und die Erblichkeit dieser erworbenen Eigenschaft wohl noch viel mehr.

Es muß also eine Zeit gegeben, wo die Mannesmilch im Schwinden begriffen war und der Mann noch mit abnehmenden Kräften die Säuglingsernährung betrieb.

Vorher war dem Kinde die eine Beziehung „om“ oder „am“ für beide Eltern genügend, in dieser Epoche aber gebrauchte das Kind zwei. Das eine „an“ oder „in“ ist einfache Negation mit der Bedeutung: Milch nicht und Mutter nicht. Das Wortchen „ean“ zeigt den zweifelnden Kinderlaut, das deutsche „wenn“ gibt mit ihm mit dem W einen freundlichen Nebensinn. Ganz deutlich aber ist der Sinn von Manfreundlichen Nebensinn. Ganz deutlich aber ist der Sinn von Nahrung nicht. In einer späteren Epoche, als eigensehen ward, daß der homo masculinus doch der Ernährer war bildet sich das Gegenwort der Mânn*) wie noch heute oft gesprochen wird.

Wenn wir nun zu der negativen Bezeichnung des menschlichen Masculinums das Gegenwort bilden, so würden wir zunächst auf den Begriff Weib kommen wie z. B. in dem Frauennamen Ina. Von einer anderen Gesichtslinie ausgehend, auf die uns der bekannte Wortsinn weist, so kommen wir auf den Begriff: „eigen, alles was der Mann hat, wozu auch das Weib gehört; ich emphatisch ausgesprochen.

Das Ideophon „d“ bezeichnet an den Anfang eines Wortes gestellt eine menschliche Tätigkeit, wie ich sofort bei der Erklärung von „deutsch“ zeigen werde. Mit dem Eigen eines Mannes verbunden ist es Ortsbezeichnung und bedeutet Haus und Burg. Das keltische Dunum entspricht genau dem deutschen tûnhêm oder Zaunheim. Seddin ist also, wie der Fund bewies, das Haus oder die Burg eines verbrannten Menschengeschlechtes.

Was heißt Deutsch?

Eine ziemlich mißtönige sogenannte „Sylbe“ ist aus dem alten tiotisk oder diotisk geworden.

Es wird uns gesagt diot oder tiot oder diet bedeute Volk im Sinne von populus, peuple oder peeple. Unser Plan läßt letztere Ausdrücke bei Seite, denn Volk bedarf eines Zusatzes wie jene drei Worte des romanus, français und english bedürfeu.

Deutsches Volk wäre volkiges Volk — das ist Unsinn. Wir halten vorläufig fest, daß ot, et, ut, = Geschlecht und daß isk = Asche die Bedeutung zum Menschen gehörig sowie „viele“ hat.

Die Ideophone utsch oder otisk heißen also zu einem Geschlecht gehörig.

Das Bestimmende ist also das Elementarwort Di, welches logischer Weise den Anfang bildet, es ist ein oft vorkommendes Elementarwort in

*) Das verdoppelte N ist mittelalterliche Schreibmanier nach Analogie der lateinischen Längenbildung durch zwei Konsonannten, es bezeichnet fast immer einen langen Vokal.

verschiedener Sprachmanier wie z. B. in tuatha dé danann wörtlich aus dem alt irischen deutsche Götter Dänen. Die Eigenschaft Deutsche zu heißen kommt uns also nicht allein zu, der Irländer, der Gallier oder der Svithiodisk in Schweden hat ganz das gleiche Recht darauf. Unsere Logotomie zerlegt also unser Di in ein D. und einen hellen Vokal (dazu gehört auch das U in tuatha, das dem schwedischen und französischen U = dänisch y deutsch ü entspricht — völlig dunkel ist nur ein langes O auf welches die Vokalflamme*) nicht reagiert). Es ist eine Tatsache, daß der Mensch schon in dem Tertiär Steine roh behauen hat, die sogenannten Eolithen. Seit der beginnenden Intraglacialzeit aber hat er seine Steine nicht nur langsam zielend behauen — was für das Verständnis der „Schlagworte" von großem Werte ist – und sie in fernerer Entwickelung kunstvoll nicht geschlagen sondern geschlägelt — was für die Weiterentwicklung unserer Sprache ebenfalls von Wert war. — Nein, er hat sie auch durch quetschenden Druck geformt und gezahnt.

Diese quetschende Drucktätigkeit ist es, worauf es hier ankommt. Ob diese wirklich das Wichtigste für den Intraglacialmenschen war, ob ihm nicht andere Drucktätigkeiten viel wertvoller erschienen sind, ja, ob diese für die Sprachung im Gehirn viel anregender waren, kann vom Standpunkte des mir bekannten Wissens weder bejaht noch verneint werden. Es ermangelt das alles der Beweisfähigkeit und ist experimenteller Probe verschlossen.

Die Steinquetschungen aber kennen wir und können durch Nachahmung ihre Wirkung auf uns ausprobieren. Die für das innere Gehör vernehmbare und von der Adperceptive kontrollierbare D — Bildung im Gehirn habe ich im Sommer 1878 in Kloster Preetz kennen gelernt und mir mit meinem berühmten Freunde Worsaae im folgenden Winter, den ich in Kopenhagen zubrachte, besprochen und durchprobiert. Ich rede also aus unmittelbarem Wissen.

Stemmt man die Hand besonders den Daumen direkt oder mit einem Instrument fest gegen einen Gegenstand, so stellt sich der Rythmik des Körpers und der Erfahrung folgend die Zunge fast ebenso wie die des Säuglings der die Annahme der Muttermilch verweigert. Die Erfahrung lehrt schon das Kind, daß die Zunge oft zwischen die beißenden Zähne gerät, wenn das Objekt plötzlich dem Druck mit einem Ruck weicht. In der geschützten Position sperrt die Zunge den tief zur Arbeit eingeholten Atem. Erzwingt dieser dann nach Aufhören des Druckes seinen Weg ins Freie, so geschieht das mit einem sehr deutlich D—, ob das ein T oder ein Th ist, das ist ganz zufällig und gleichgültig. Ist viel Speichel im Munde kann auch ein Z daraus werden. Mit gleicher Intensität und unter

*) Das Spiel mit der Vokalflamme gehört in meine Kinderzeit, ist also primitive Erfahrung.

gleicher Empfindung wird dies D eben nur bei solcher und ähnlicher Arbeit gebildet. Solche und ähnliche Arbeit aber war für unsere Altvordern im zwischeneislichen Europa eine Lebensnotwendigkeit.

Infolge dessen erlangte dies Ideophon in allen Varianten des Gesamteuropäischen seine gleichsinnige Bedeutung. Das ist ein sauererworbenes Gut der Intraglacialzeit — soweit wir nach rückwärts bis jetzt wissen können.

Sehen wir einmal eine einfache Sinnlautverbindung des Volkes, welches es im Steinquetschen, kurz überhaupt in der Feuersteinbearbeitung am weitesten gebracht hat, so finden wir sie in seinem Heros eponymos: Dan igitur et Angul, a quibus Danorum coepit origo (Saxo Gramm. fol. 3. v. Paris 1514). D + an ist zunächst „Druckmann" oder erweitert dem deutschen Namen „Thumann" entsprechend. Dasselbe Wort im angelsächsischen Thane aber bedeutet „Herr", also jemand der einen Druck ausübt. Der gälische Than ist aber kein „Däne" wie in England, sondern er kann sogar ein Picte sein. Die irishen „deutsche Götter Dänen" (tuatha de Danann) gehören in einen Sagenkreis, der nur durch die Verhältnisse der Intraglacialzeit verständlich wird.

Ist uns das D sicher, so steht zur Frage, welche konkreten Lebensakte mußten notwendigerweise dieses D mit dem hellen Laute der singenden Flamme, die man in freier Natur oft findet, in logischen Kontakt bringen.

Wenn Sie nun einmal fühlen wollen, wie hülflos der philologische Etymologe, der Worte durch Worte und „Lautgesetze" erklären will, also ohne tertium comparationis vergleichen will, dann nehmen Sie Ihr Wissen über Feuerbohrer aus dem Märkischen Provinzial-Museum und dem Kgl. Museum her und bringen — es ist das beste Werk seiner Art, das ich hier auswähle — Leo Meyers Handbuch der griechischen Etymologie (Leipzig 1901) Seite 152—153 haptesthai und haptein in Kontakt mit Seite 223—228 aus K. v. d. Steinens „Unter den Naturvölkern Brasiliens" (Berlin 1894). Haben Sie hier die Entwicklung des Feuerbohrers bis zur Haftschnur einer einfachen Drillmaschine, so stehen wir mit Di und Dé auf einer früheren Stufe, wo der meist hochgewachsene homo europaeus gebückt über dem Unterholz stand und unter Anwendung starken Druckes mit dem S-tecken Feuer erbohrte: Fiur Für gr. pyr ist ja schon ein Bohrwort!

Die Arbeit war lebensnotwendig, aber nur dann unschwer, wenn man knochentrockenes Holz hatte, was nur bei Aufbewahrung in einer Höhle möglich war. Bei anhaltendem Regenwetter ist die Sache bei uns absolut unmöglich, alle unsere gewöhnlichen Anzündemittel versagen dabei. Das muß am Rande der Eiszeiten noch unangenehmer gewesen sein, als etwa in den Regennächten im Lager vor Metz, die meinen Freund Ernst Neudecker († bei Orléans) und mich zwangen durch einen

wagehalsigen Diebsgang eine trockene Tonne mit trockenem Stroh zu erwerben.

„Was heißt denn das Wort Dieb". Es ist thi-of = Di-eb = Feuer-ab (Di und thi kann auch die Feuerbewahrerin, das Weib bedeuten).

Nehmen Sie diese einfachen Realitäten und lesen in dem „berühmten" Reallexikon (Straßburg 1901 s. v. Dieb) O. Schraders indogermanischen Vorstellungen von Urzeit, „es ergibt sich also, daß schon in der Urzeit der Begriff des Diebstahls d. i. des heimlichen Nehmens sprachlich abgegrenzt war". Schade, daß diese Weisheit nicht einmal „sprachlich" richtig ist, denn der kühne Kapitän aus Hans Rekemanns Chronik sagt: „dat sünd Deeve", als er die Raubschiffe Martin Pechlins erblickt. Bei Pechlin kann man doch nicht von „heimlichen Nehmen", sondern nur von dem offensten Seeraub reden.

Das aristokratische Selbstbewußtsein der europäischen Cognation stammt aus der Intraglacialzeit, wo es in trockenen Höhlen Barone = Hochland-man gab, die „auf der Höhe" waren und Feuer besaßen, das der „Niedrige" der „Untere" der „Unter-Than" im feuchten Tale nicht halten und haben konnte, wenn er es nicht stahl oder raubte und vielleicht die „Sie" oder „Die" des „Erhabenen" dazu. Dies ist ein höchst einfaches Vorkommnis nicht schwieriger oder gefahrvoller als mein Erlebnis vor Metz — nur war es für die Lebenserhaltung von Säuglingen oder Jährlingen von größerer Bedeutung. Für den Hoch-mann den „H + er" und die Seinen (Her - usk) war die Sache natürlich fatal und wenn der Prometheus das beste Eigen des „Her-en" die „Her-în" mitgehen ließ, so war es kein Wunder, wenn er den gefangenen Räuber den Raubvögeln gefesselt vorwarf.

Dies ist der einfache Realinhalt der Prometheussage, die wie so viele andere aus der Intraglacialzeit leicht verständlich ist — und die Litteratur darüber, ich sage mit K. v. d. Steinen: „Oh ihr unsterblichen Götter"! Die Ideophone D + i + ot + isk = deutsch ergeben ins Moderne den Begriff: zum Schaff-Licht-geschlecht-gehörig.

Es ist dies die stolze Bezeichnung des echten Europäers, auf welche die ganze Cognation gleichen Anspruch hat. Das J - yd in Jütland ist ein Licht-geschlecht wie das jüngste postglaciale Volk das „Feuerweihlichtgeschlecht" Svithiod in Schweden dem Swearike dem Feuerweihland.

Das eben ist der Weg unserer Kultur, daß sie elementare physische Notwendigkeiten in ethische und intellektuelle umwandelt.

Hat unsere hellere Art wirklich mit der weizengelben Schritt gehalten? Kein Monarch Europas von der römischen Kaiserzeit an darf sich neben den großen Mongolenkaiser Akbar stellen. Sein Dini-Illahi ist nicht mehr Religion = Rückbindung, sondern, wie wirklich verstandenes Christentum, Eligion d. h. Erlösung.

Die ersten Anfänge den gleichen Weg der Lichteligion zu betreten, zeigt der berühmte Brief an Admiral Hollmann.

Anfänge sind es, aber auch denen konnten die hochgelehrten Herren nicht folgen, die weder das Wort „deutsch“ noch „Gott“ verstanden.

Was heißt Preußen.

Ich habe Ihnen hier eben einige Worte gesagt, die etwas ernster sind als Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Ich will Ihnen jetzt noch ein bischen näher kommen und Ihnen zeigen, welche ethischen und politischen Verpflichtungen Sie sich auferlegen, wenn Sie singen „Ich bin ein Preuße“ usw. Was Sie damit sagen, vermögen Sie erst zu ermessen, wenn Sie das Wort verstanden haben, richtig verstanden ein stolzes Ehrenwort. Im deutschen Reich gilt es nicht dafür — im Gegenteil, es ist ein Schimpfwort. Mit „Malefiz“ oder „Sau“ verbunden, habe ich es vielfach in Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden gehört. In Sachsen und Thüringen verbindet man es mit Laus. In Mecklenburg-Schwerin ist ein Preuße gleichbedeutend mit Herumtreiber, Vagabund oder Strolch. Und wie steht es denn in der Monarchie Preußen selber? Im Rheinland und Westfalen ist das Wort verhaßt und nirgends beliebt, in Hannover desgleichen. Die Provinz Sachsen spricht ebenso wie das Königreich und die thüringischen Lande von „Lausepreußen“, nur ist der Begriff auf unbeliebte Leute aus den östlichen Provinzen beschränkt. Sachlich ist er motiviert, denn die Bewohner dieser Gegenden sind vielfach mit diesem Ungeziefer behaftet — besonders die Polen, die zur Erhöhung dieses Mißkredites beitragen. Pommern denkt ähnlich, namentlich Vorpommern. Und wie denken denn die Brandenburger? Das zu eruieren, will ich Ihnen überlassen, soweit ihre Grenze läuft, was die echten Brandenburger im mecklenburgischen Anteil der Mark sagen und denken, das habe ich mit Ekel und Überdruß bei der Durchsicht der Strafakten des Rostocker Oberlandesgerichtes und der Amtsgerichte von Mirow, Neubrandenburg, Friedland, Altstrelitz und Fürstenberg gesehen — und zur Einstampfung kondemniert. Der unehrbarste Ausdruck mit dem sich schimpfende Weiber belegen können mit „Preußen“ komponiert, führt unweigerlich zu Körperverletzungen, denn so schwer will sich kein Weib beschimpfen lassen. Die einfache Bezeichnung „Preuße“ ist von den Gerichten als strafbare Beleidigung abgeurteilt. Mögen diese Zeiten der Vergessenheit anheimfallen. Seit den achtziger Jahren hört diese häßliche Erscheinung auf.

Nur eines will ich noch hinzufügen, weil niemand außer mir das Beweismaterial kennt bezw. kennen gelernt hat.

Die Monarchie, d. h. ihre Könige und Minister tragen hier keine Schuld. Selbst Friedrich der Große, zu dessen Zeiten sich die Armeen,

wie ja noch viel später die königliche Flotte von England, sich durch Menschenraub rekrutieren mußten, ist dem kleinen Staate Mecklenburg-Strelitz ein besserer Freund gewesen als Mecklenburg-Schwerin. Der Volkshaß, der sich unter den echten Brandenburgern noch heute, namentlich an den fischreichen Gewässern zeigt, ist lediglich das Werk eines hessischen Kondottiere aus dem XVI. Jahrhundert und seines Sohnes.

Über die Provinz Schlesien muß ich schweigen, da ich nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann. Wo liegt der Grund dieser Erscheinung? In der Politik, der Verwaltung und Verfassung liegt der Grund nicht, denn unter meinen Beobachtungsobjekten sind viele Menschen, die sich sehr wohl in der Monarchie fühlen und die ich als gute königstreue Menschen kenne.

Die Anthropogeographie in dieser ethnologischen Studie ergibt die Antwort auf die Frage: je mehr sich in der Richtung nach Westen und Südwesten zu der Reichseinwohner als „Deutscher" fühlt, um so unangenehmer ist ihm der Preuße, den er für einen Nichtdeutschen oder Halbdeutschen hält: die Ausdehnung aller deutschen Rechte, der politischen wie der Freizügigkeit auf die Polen, nährt die Abneigung noch heute und zwar mehr in Preußen selber als in irgend einem anderen Bundesstaat.

Dem echten Deutschen ist der halbasiatische Pole und der vollasiatische Russe widerwärtig, und zwar um so widerwärtiger, je mehr er sich den äußeren Anstrich des Europaers giebt.

Der Preuße galt nicht nur 1866 für einen Halbasiaten, sondern er gilt noch heute dafür, ja, was das schlimmste ist: er hält sich, besonders in den Provinzen Pommern und Brandenburg, selber dafür.

Bekanntlich heißt die Monarchie nach einem Herzogtum, das sich Preußen nannte. Dies soll der Name eines Volkes gewesen sein, das nicht deutschen Ursprungs in jenen Gegenden seßhaft gewesen ist und in den Geschichtsquellen Pruzzi genannt wird.

Aus Pruzzi soll Preußen entstanden sein. Preußen soll eine Kontraktio aus dem slawischen Po und Russ sein und „Nebenrussen" bedeuten.

Ja, daß diese Monarchie tatsächlich und nicht nur in den Tagen von Olmütz zu einem ohnmächtigen Nebenrußland herabgedemütigt war — das werden Sie mit bitterem Ingrimm empfinden.

Heute steht die Monarchie anders da, sie hat mindestens die Macht und folglich die Pflicht es zu tun.

Die schöne slawische Etymologie hat leider den doppelten Fehler, daß „Rus" ein skandinavisches Wort ist und „hochgewachsen" (vgl. unser Reis und englisch to rise, scand. at reisa) folglich stolz und berühmt heißt. Po aber ist skandinavisch und hat nicht die Bedeutung bei, welches „ved" heißt, sondern „auf" (paa und på).

Die „Auf-russen“ wären also nicht Nebenrussen, sondern „Herren der Russen“. Schade, daß das in der Tat nicht wahr ist!

Kehren wir zu dem vermutlich skythischen Volk der Prussi oder Pruzzi zurück und fragen, ob der offizielle Titel Ihres allergnädigsten Herrn „Borussiae rex“ als eine Latinisierung anzusehen ist, wie die — ich sage schon hier falsche — Schreibweise andeutet. Wo lag der Zwang aus Prussia Borussia zu machen, als ob die Lautverbindung Pr nicht so bequem für den alten Latin wie für den heutigen Italiener gelegen hätte. Nirgends ist ein Zwang, eine Nötigung erweisbar und damit zerfällt die Sache in lauter Unsinn.

Der Königstitel kann nur nach einem anderen Worte, aus dem durch nachlässige Sprechmanier Preußen geworden ist, gewählt sein und man hat dies alte Wort in begreiflichem Irrtum für lateinisch gehalten. Vielleicht lebt es in irgend einem Dialekt noch in erkennbarer Form.

Das Wort hätte ich wohl schon lange gekannt, aber das Recht der Anwendung hatte ich nicht, dazu mußte erst eine Entdeckung kommen.

Diese hat wiederum Friedel und der Verein Brandenburgia gemacht—ihnen trägt die Monarchie die Schuld des Dankes.

Die Logotomie des Wortes ergibt zunächst ein Elementarwort Bor, das aus den Synthesen von B und dem Ruktuslaut Or besteht.

Das Wort, der älteren Baukunst angehörig, hat sich bis in das XVI. und XVII. Jahrhundert erhalten und da die Bedeutung von Giebel angenommen. In Zusammensetzungen wie die Enbore oder Empore und in „empor“ existiert es noch heute. Sein Sinn ist klar: in die Höhe, etwas hohes, das mit menschlichem Bauwerk zusammenhängt. Enthalten ist es in Borg und Burg. Logotomische Vergleichung erweist nun aufs deutlichste, daß Bor das Stadium einer menschlichen Wohnung in der Höhe bezeichnet, ehe der Kulturfortschritt den festen Abschluß erfand, welcher durch den Verschlußlaut charakterisiert (cf. Dor und Dôr zu Dor—f und Dor—ch oder Dord und Dort in Dordrecht und Dortmund).

Das ist alles ganz klar und kommt bei der Erklärung von Brandenburg zu weiterer Ausführung. Die Frage war nur die: reichte die menschliche Besiedelung überhaupt soweit zurück, daß man an eine Siedlungsgewohnheit denken kann, welche im Europäischen das Wort „Bór“ als logische Notwendigkeit verlangt.

Das Entscheidende waren Friedels und der Brandenburgia „palaiolithische“ Funde auf den Rüdersdorfer Kalkbergen — die gelehrten Herren Staatsignoranten, die über den verdienstvollen Mann vor meinen Ohren am meisten gespottet haben, kommen jetzt mit ihren Eolithen hinterdrein.

Eine Parallelentdeckung von ähnlichem Wert hat der berühmte Maler Eugen Bracht im Lande Stargard gemacht. Es sind Höhlen-

wohnungen, die von der Seite her in einen ziemlich steilen Abhang eingetrieben sind. Die Funde, die dazu gehören und in der Gegend zerstreut liegen, sind „palaiolithisch", meinetwegen auch „eolithisch", wie diese fürchterlich unsinnigen und verwirrenden keiner klaren Definition fähigen Ausdrücke der Herren Staatsdilettanten lauten. Beide Wohnarten sind Wiederholungen von Wohn-gewohnheiten, die sich aus der Notwendigkeit der Intraglacialzeit, namentlich auf dem Boden Frankreichs, erklären. Dort hat auch das Volk das alte Wort aufbewahrt. Cartailhac sagt, daß es niemand versteht, er schreibt es „Awen", das ist das plattdeutsche Wort für „Ofen". Ich behalte mir vor, hierauf später genauer einzugehen und will Ihnen hier nur zeigen, woher die Ortsendungen kommen, die wirklich ôw gesprochen werden müssen und nicht au wie z. B. in Scowenborg = Schauenburg oder dänisch Antvorskow oder Skow = Wald + ron = Bach + nek = Nixe, Nichus. Auch diese Ortsendigungen haben es sich gefallen lassen müssen, als „slawisch" oder „wendisch" bezeichnet zu werden, ohne daß Ihre Richter den Inkulpaten eine Lektion wegen groben Unfugs erteilt hätten!

Das zweite Elementarwort ist ûs ein Ruktuswort, dessen Sinn noch völlig klar liegt. Zum Mindesten bei uns, wo es nicht von Schulmeistern wie in Rom als Geschlechtsbezeichnung mißverstanden wurde. Der Ligus hat sich dagegen gewehrt, vergl. Femina ligus. Der Brandenburger mit seiner zähen Ausdauer ist eine der letzten Entwicklungserscheinung dieser Menschentype, deren bösere Eigenschaften durch Überkreuzung und Flachlandkultur paralysiert sind.

Wir haben also nicht den Borussiae rex, sondern den Bór-ûs-jĕ rêx.

Welchen Sinn hat nun Bor-us = Haus-aus, oder „außen" wie in Ûs-ed-om?

Nehmen wir einmal eine ethnologische Parallele (aus K. von den Steinen). Der Wald bewohnende Karaibe gelangt an das weite Meer. Er formt ein Wort parâ tába = páru-âta-ba: Wasser-kein-Haus.

„Haus-aus" in analogem Sinne sagte der Pionier frühester Postglacialzeit, der seinen Fuß auf den festen Boden der Kalkberge setzte. „Haus-außen" sagte er sobald er sich dort niedergelassen hatte — denn vor ihm war sumpfiges wüstes Unland und Wasser. Mit logischer Notwendigkeit wiederholt sich dieselbe Wortstellung und dieselbe wortbildende Gehirntätigkeit auf dem langsamen Siegeszuge des Homo europaeus bis weit über die zu kurzen Grenzen der heutigen Monarchie in das natürliche Kolonialgebiet der europäischen Cognation. Das Wort mußte sich halten gerade da, wo die asiatische Gegenströmung in viel späterer Zeit dem Deutschen Halt gebot.

Wenn sie also sagen: Ich bin ein Preuße so heißt das ich bin ein Pionier des Europäertums, staatlich wie sittlich, kör-

perlich wie geistig. — Dies ist auch tatsächlich der edlere Inhalt ihres königstreuen Patriotismus!

Daß nun in anderen Stämmen mindestens ebensoviele oder mehr Bór-us-Naturen vorkommen ist bekannt, daß diese in der höchsten Verwaltung und in der Heeresleitung bei ihnen oft die führenden Rollen spielen, ist auch bekannt.

Daß in neuerer Zeit direktive Köpfe bei Ihnen etwas selten geworden sind, liegt an Ihrem verbildeten Unterrichtswesen und Ihrem Examenaberglauben.

Daß Kraft genug im echten Preußen steckt sich von diesem weißen Chinesentum zu emanzipieren, beweist der Verein Brandenburgia.

Der frühere Kreisrichter Friedel und sein Gehilfe, der frühere Apotheker Buchholz, haben durch das Märkische Provinzialmuseum eben das Material geschaffen, an dem man lernen konnte, was heißt Preußen!

Was heißt Brandenburg und Frankreich?

Wir teilen zunächst die Worte in „Brand“ und „Frank“ oder in französischer Sprechmanier - „France“. Das Zwischenschiebsel „en“ wie in Frankenreich ist „Männer“, der Vokal ist gleichgültig, denn im Irischen ist ein „an“ vorhanden wie z. B. in St. Brandan.

Leicht verständlich und besonders durch das Beispiel aus Edward B. Tylors Anfängen der Kultur bekannt ist das B mit der „Lautgebärde“ (im Sinne W. Wundts) als Deiktikon, als Richtungssinnlaut.

Der assoziative Inhalt des Lautes, der in allen seinen Formen P. Bh. Ph. F. B mit dem vorgeschobenen richtungweisenden Lippen verbunden ist, folgt aus der Geographie. Bei den waldbewohnenden Indianern, die Tylor anführt, ist B = in den Wald, in dem Walde, ja, unter Umständen selbst Wald.

Unser Europäer aber war in dem erhaltenen und dem im Meere des Westens versunkenen Lande ein Höhenbewohner, der hoch und niedrig, im Highland und im Lowland (vgl. Low-sitz, Lausitz) in Bergeshöhe und im Tale lebte. Darauf weisen alle Funde von den Pyrenäen bis Irland und England und östlich bis Österreich und Böhmen. Wie die Ritterburg und die Bürgerburg dem Mittelalter sein Prägmal aufdrückt, so auch die Höhensiedlung als Lebensnotwendigkeit der Intraglacialzeit, ohne welche unsere Sprache, unser Denken und unsere Lebensgewohnheiten unverständlich bleiben müssen. Der hervorragendste Richtungsinhalt dieses „B“ ist „in die Höhe“ „auf der Höhe“ und „hoch“ überhaupt. Die physische Notwendigleit hat sich später in eine ethische umgesetzt. Damit haben wir den Laut als B-F Ideophon. In Südfrankreich ist eine Bergesspitze ein „hoch-spitz“ — ein Pic, in Welschland ist P-+en=

hoch + Mann = Haupt, Bendragon ist Haupt-drache. Wir haben unser Wort Berg, das dänische sein scharf hervorgestoßenes, höchst altertümliches „på".

Nehmen wir nun die Verschlußlaute d und k, so haben wir wieder in dem ersterwähnten D ein Tun, Schaffen, Machen wie in Deutsch oder gallisch Teut—at—es. Aber die logische Position ist das Ende des Wortes, folglich auch des Begriffes, da wir überhaupt nur in Ideophonen denken können, selbst in der Adperceptive. Also ist der Sinn des End-d ein anderer. Ich bitte hier sich erinnern zu wollen, daß ich von Zellenrepubliken des Gehirnes gesprochen habe. Alle diese Zellen müssen in engem Kontakt stehen und konzellularen Reizen unterliegen (vgl. den „konsensuellen" Reiz des Augenpaares). Daraus erklärt sich die vorhandene Lautschwankung, welche innerhalb der Zellenrepublik bei sehr ähnlichen Reizen sehr ähnliche, aber dennoch verschiedene Laute auslöst. Alle die Laute, die wir als P, K, T mit ihren zahllosen Varianten bezeichnen, werden nicht nur als Sinnlaute eben besprochenen Ursprungs, sondern auch vom Ruktus gebildet und sind dabei der Empfindung nach gleichwertig und nur dem Schalle nach verschieden. Die Wahl zwischen P. K. T steht unserem Willen aber nicht immer frei, um so mehr werden sie bei Ruktusworten gleichwertig. Es ist dies die einfache Erklärung dessen, was die Unwissenschaft der Philologie „springenden Lautwandel" nennt. Die ganze Klasse der Ruktusworte — (man denke hier an Kleinpauls Stromgebiet der Sprache: sprechen und brechen) ist aber älter als die nachweisbarer „Schlagworte" und schon der Tertiärperiode unseres Planeten angehörig. Es ist also natürlich, daß wir schon bei dem, was hier folgt, immer mit geschehenen und möglichen Verwechslungen beider rechnen müssen, dazu mit allen Nachlässigkeiten und Faulheiten sowie der weiten Skala der Aphasien — für einen Mediziner, der „deutsch" verstände, wäre die Pathologie der Sprache ein wichtiges und lohnendes Gebiet.

Bei der „Schlagwort"-Klasse kann jeder Mensch mit ausreichendem Sprachgehör die Experimente an sich selber vornehmen.

Ein t-laut am End' bezeichnet ein End'.

Da mir aus der Intraglacialzeit nur Knochen- und Steinarbeiten überliefert sind, muß ich mich an diese Art der Arbeit binden.

Arbeiten Sie in diesem Material, was Sie wollen, nur mit der Absicht irgend etwas zu irgend einem Zweck fertig zu machen, so geraten Sie früher oder später je nach der Mühe in einen gewissen Schaffenseifer. Dieser, mit der Anstrengung des Tuns verbunden, läßt Sie unregelmäßig atmen, nicht allein durch die Nase, sondern auch durch den Mund. Tuen Sie letzteres, so wird Ihnen der Gaumen unleidlich trocken. Dann sind Sie gezwungen Speichel auf ihre Zunge zu nehmen, um den Gaumen durch Andrückung der Zunge anzufeuchten.

Da Sie nun die Erfahrung haben, daß es unangenehm ist, sich auf die Zunge zu beißen, so stemmen Sie dieselbe fest gegen das obere Zahnfleisch, den Vordergaumen — gerade wie das Kind wenn es N sagt. Der Laut, der Ihnen dann bei der Ausatmung entfährt, ist der Schallwirkung nach wieder ganz dasselbe T D oder Th oder D + h und T + h, wie wir es bei dem Anfangs-d bemerkt haben, aber der Sinn ist der entgegengesetzte. Die Perceptiven der Augen und der Finger übermitteln dem Gehirn etwas, das getan ist, das zum Teil oder ganz fertig ist — kurz die idea perfecti. Aus dem ac ist ein act, dem Tac ein Tact, dem fac ein Fact, aus dem ap ein apt geworden. Ja, das einfache T ohne Vokal als Ideophon ist noch heute ein lebendes Wort unserer Sprache geblieben. Zuerst fiel es mir 1869 in Eisenach auf, aber ich habe es 1876, 1878/79 und 1883 auch in Kopenhagen gehört — ebenso in allen Teilen Deutschlands, die ich kenne. In dem absonderlichen Französisch das man an der oberen Mosel spricht, habe ich es ebenfalls vernommen. Vorwiegend gehört es der Sprache der Frauen, besonders älterer Frauen an.

Je nachdem sie sich über den Verlust eines Knopfes, Bandes, Hundes, Sohnes oder Tochter erregen, stoßen sie eine Reihe von T T T hervor, die sich zuletzt in ein schmatzendes d z verlieren kann — die Gemüsefrauen aus Eisenach und Umgegend übertreffen die sonst so zungenfertigen Berlinerinnen. Der Sinn ist unweigerlich derselbe: zu Ende, zu Ende, zu Ende und tot, tot, tot.

Ich bitte nun freundlichst der Versuchung zu widerstehen dies als T perfecti bezeichnen zu wollen, sondern es vorläufig nur als Anspeichelungslaut im Gedächtnis zu registrieren.

Wir haben hier dasselbe t wie in ant = Mann, zu Ende = tot und auch = Geist oder Seele (Antwari) oder in L + an + d = Lieb + Mann + zu Ende = Gebiet einer Sippschaft, denn nur die Gesippten sind lieb. Somit wäre die Sache scheinbar zu Ende: Wir hätten „hoch“ und „Rand.“ Ja das wäre gut, aber die Frage geht weiter: wie ist denn Ran zu erklären, wenn B und D feststehen?

Von dem Worte Ran, das uns als Name einer Göttin des Meeres, als Name der Bewohner von Rügen und als Räuber, aus dem Altnordischen und dem Deutschen bekannt ist, wissen wir bis jetzt also nur, daß das Schlußideophon eine Negation enthält.

Was ist nun der Begriff Ra, welcher negiert wird.

Anlautendes R wird entweder durch eine hörbare äußere Reibung oder durch Ruktus erzeugt.

Ursachen der äußeren Reibung sind als für uns nachweisbar nur solche, die an Stein oder Knochen geschahen.

Nehmen Sie einen starken Behaustein mit rundem Ende und einen Feuerstein mit knolligem Ansatz und führen jetzt in stumpfem Winkel zur Längsachse des festgestellten Steines einen starken Schlag, so platzt

die flache Knolle in Scheibengestalt ab. Die Reibung oberhalb der Knolle, die nicht zu vermeiden ist, ergibt einen knirschenden R-laut, der Schlag ap, ac und at. Das Elementarwort Rad oder Rat ist die Bezeichnung für den sogenannten Scheibenschaber. Sie hat sich, abgelöst von dem Urbegriff, in der Sprache für alles was rund ist und auch für „Rad", erhalten.

Soweit Sie auch auf diesem Wege in der Wiederauffindung von Elementarworten kommen mögen — Sie werden keines finden, das mit einer Negation verbunden einen Sinn und zwar den feststehenden Sinn gibt. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir es mit dem Ruktus versuchen.

Wer nun aber nicht an die Askese in einfachen Associationen zu denken durch rigorose Selbstbeherrschung gewohnt ist, wird hier bei großen Schatz an Vokalen und Geräuschen und der Fülle von Perspektiven, die sich ihm hier auftut, sehr leicht auf ganz falsche Wege geraten. Schon die Selbstbeobachtung hat große Schwierigkeiten. Ich glaube nicht, daß jemand, der nicht sogenanntes „Vorhören" bei genügender Schulung gehabt hat, hier leicht vorwärts kommt, wenn man ihn nicht auf einige gangbar gemachte Pfade führt. Ich wähle hier einen derselben auf den wir bei „borg" und „reich" zurückmüssen: auf den Ruktus als behaglichen Sättigungslaut, dem stets das Gefühl von Ruhe innewohnt.

Also: „Über allen Wipfeln ist Ruh".

Das war auch schon vor Goethe der Fall, wenn der sattgegessene Homo europaeus aus einer Höhle herabschaute.

Skandinavisch heißt das Wort Ro, mittelniederdeutsch ebenso, z. B. in dem Imperativ Roland! (wie Vredeland). So heißt auch das dem Menschen ungefährliche Nahrungstier Ro im englischen. Im dänischen heißt es Rå mit dem echten Ruktuslaut (Stoßlaut), im deutschen heißt es Reh, das Weibchen heißt Rike (falsch gesprochen mit kurzem i). Wir haben aber noch ein Wort im Deutschen Rê die Leiche vgl. Rebrett Totenbrett. Rê-rôw = Leichenraub (man denke an das „nescio ad quos perversos usus" der holsteinischen Visio Godescalci!) ist in der Rechtsprache zu Raubmord geworden. Im Altnordischen haben wir einen Hrä-svelgr der in Leichen schwelgt. Wenn wir nun noch Ortsnamen wie Rastatt und ähnliches hinzunehmen, so haben wir die Skala der Vokale vollständig.

Nun kann ein Mensch bei dem Ruktus nicht mit voller Sicherheit wissen, wenn er sein Entstehen fühlt, ob wirklich ein R oder ein L geformt wird. Unterdrückt der Wille den aus dem Munde hervorbrechen wollenden Schall, so vernimmt das innere Gehör bald L bald R, bald beides hintereinander $\widehat{LR}$ und $\widehat{RL}$. Die inneren Leitungen berühren offenbar mehrere Zellen einer Provinz.

Aus diesem Grunde ist es für Ruktus-Ideophone gleichgültig, ob sie mit R oder L beginnen. Jedenfalls kommen wir bei dem Ruktus zuerst unmittelbar auf die Empfindung des Unruhigen. Da die Benennung in logischer Folge „Ruhe-nicht“ sagt, so liegt der Schluß nahe, daß jenes fragliche Etwas etlichen Sinnesleitungen den Eindruck der Ruhe gemacht habe, während es doch in Wirklichkeit nicht in Ruhe gewesen ist. Damit kommen wir direkt auf den Gegenstand der Frage.

Der angebliche Egil Skalagrimson möchte in der Klage um seinen ertrunkenen Sohn die Töchter der Ran mit Schwerthieben traktieren: es sind die Wellen des Meeres. Auf die Flut paßt dies „Ruhe nicht“ sehr gut, denn es zeigt das Trügerische der stillscheinenden See, die auch bei voller Ruhe an den Felsen Islands brandet. Die deutschen Ran-en wären demnach einfach die See-männer (wie die Rugier die Rojer oder Ruderer sind) und Räuber erst in zweiter Linie.

Setzen wir mit R und L die Formen zusammen, so haben wir in Rahn, Rhên, Rhein, Rîn, Rühn, Rûn, Rön, Rhon*) wie in Lahn, Lun, Lin, Leine, Lohn — lauter allbekannte Flußbezeichnungen. Hierbei habe ich ligurisch und etruskisch auch schon einbezogen — denn alles ist ja nur eine einzige Sprache in verschiedenen Kulturentwicklungen.

Der Wortinhalt ist eines der großen Welträtsel, das zu bewältigen das frühe Menschendenken mit unendlicher Mühe in Europa versuchte: es ist einfach Wasser. Damit löste sich das bisher unverstandene Wunder, daß ein Fluß mit den verschiedenen Anwohnern, wie der lange Rheinstrom von der Quelle bis zur Mündung einen einzigen Namen hatte, wo doch niemand den Lauf Namenverleihend verfolgt haben konnte. Damit das Wunder, daß Bäche und Flüsse in Frankreich, England, Irland, Schottland ebenso heißen konnten, wie in Mecklenburg und Brandenburg. Dunkles Wasser war dem Ligurer und Kelten ein „Doub“, dem Westfalen eine Dubbe, dem Brandenburger und Mecklenburger eine Dobbe: Dublin, Dufferin, Dobberan. Lun und Lon findet sich in dem englischen Lon—don = Lundinium und dem etruskischen Hafenplatz Luna.

Ja, wir können hier, was sonst in Italien wie Hellas recht schwer ist, einen Blick in die alte von Asiens Kultur und von Afrika noch unbeeinflußte Vorstellungswelt werfen. Dem Po-italiker, der später zum Lát-in ward, war der Mond: Luna nur „Wasser“ (den Leuten am Xingù ist die Sonne ein Bündel gelber Federn) wie dem Héllēn sein Himmel ûr + ăn-ŏs einfach „Wassermann“.

Brând ist also „hoch-Wasser-zu Ende d. h. ein hohes Ufer am Wasser. Daher hat auch der hohe „Brând“ bei Misdroy seinen

*) Rhône ist nicht Kontraktion aus gr. Rodanos, sondern der alte ligurische Namen.

Namen — das Land vom Strande bis zum Haff ist schwerlich mehr als 1000 Jahre alt. Daher wohnen auch an anderer Stelle die „auf dem Brand".

Unsere Brandenburg ist also durch das Wort genau beschrieben, denn dazu wurden eben die Namen gegeben, daß man verstehen sollte, was mit den Sinnlauten gemeint sei.

Kehren wir nun wieder zurück zu den Ideophonen B und D — das zwischenliegende „ran" bleibt bestehen. Stoßen wir den Hauchlaut B nur ein wenig schärfer aus und schieben die Lippen weit vor, so erzielen wir mit der Sinnlautgebärde ganz denselben Richtungseffekt wenn wir „F" machen.

Haben wir uns bei der Steinarbeit, die das Anspeichelungs-„d" hervorbrachte, stark angestrengt, sind also im Kraftaufwande über die D-Klasse hinausgekommen, so treten Keuch-laute ein.

Die Keuchlaute erschließen sich aus der primitiven Tätigkeit, und hier haben wir sogar noch mehr in der Hand, als die Arbeit an Knochen und Stein. Wir wissen aus den Höhlenfunden, daß der homo europaeus beträchtliche Lasten an Nahrungsmitteln die oft sehr steile Höhe hinangeschleppt und aus weiterer Entfernung hergetragen hat.

Zum Lastentragen eignen sich nach dem Körperbau die Schultern mit den Schulterblättern. Die Haltung wird gebeugt und die Lunge gedrückt. Dabei stellt sich die ganze Skala der Keuchlaute ein: Qh, Kh, Ch, Gh, q, k, g, h. Von diesen ist beim Ligus und beim Keltgermanen der K-laut der kräftigste und häufigste.

Steht er vorne am logisch führenden Platz: so heißt er (wie B. in die Höhe usw.), „in die Tiefe" und „tief", weil der Mensch gebeugt ist und die Augenperceptive auf die Erde geht: er kann sogar den Begriff ‚Tief + Arbeit einschließen, vgl. K-an-âl Tief-Arbeit-Man-Wasser.

Bei der Steinbearbeitung stellt er sich ebenso auch ein, desgleichen bei bestimmten Lagen des Feuerbohrens. So nehmen wir ein Nebenwort zu Deutsch: K + i + et + s = tiefarbeit-licht-Geschlecht-zugehörig unser altehrwürdiges Kietz — das aber zweisilbig gesprochen werden muß, um verständlich zu sein.

So tritt das End-K in gleicher Wirkung auf wie das End-D. Daher kommt es, daß an der Oder wie am Main ein Frankfurt liegen konnte. Das K ist hier sehr logisch am Platze, weil eine Furt dazu da ist, daß man auf seinen Schultern Lasten durch sie ans andere Ufer trägt.

Jetzt haben wir die Stammesbezeichnung für deutsche wie keltische Rheinanwohner — vermutlich steckt auch hier ein starker Prozentsatz der Ligus-Type dazwischen. Völlig verstanden ward der Ausdruck noch in karolingischer Zeit und mit Ripuarius übersetzt.

Theodor Mommsen hat nicht Recht, wenn er „die Franken" mit „die Freien" überträgt. Das Recht sich Franke oder „un français"

zu nennen hat der Anwohner der Havel und Spree, sogut wie der Pommer auf Wollin oder der Anwohner der Seine, der Garonne, Loire oder des Rhône.

Die Bedeutung der Freie kann nur als Bedeutungswandel mit einem Beigeschmack vom Zügellosen für eine Dynastie Frankreichs und ihr Gefolge gelten, die sich über eine ältere keltische erhoben, welche am Römertum verfault war. Am Neurömertum im klerikalen Sinne verfaulte diese wieder bis zu der Kokotten- und Pfaffenwirtschaft unter Louis XIV und Louis XV, bis die Reaktion des Ligus und Kelten erfolgte, um bald unter die Tyrannei eines Überlebsels aus der Römerzeit zu fallen, das römisches Feldherrngenie mit afrikanischer Wildheit und asiatischem Hochmut verband. Nicht zum wenigsten durch die Hülfe der Brandenburger als eines Teiles der Schaffe-Licht-cognation ward Frankreich und Deutschland die Freiheit erobert. In verkleinertem Maaße schien dieselbe Type noch einmal. Hat Kaiser Wilhelm der Große für uns ein einheitliches aber viel zu kleines Reich geschaffen — für „le tuat français“ hat er mehr gethan. Den Schandfleck auf der Ehre des Frankenreiches, der von Pfaffen und Kokotten dirigierte Länderraub Elsaß-Lothringen hat er von diesem Volk genommen. Den Tyrannen hat er besiegt gefangen und dem ehrliebenden Volk seine Freiheit wiedergegeben.

Welch eine Fügung durch Gottes Willen — denn Gott ist das Leben, und das Leben ist mächtiger als aller menschliche Hader.

Erst jetzt nach 1870 mag die Bedeutung die Freien gelten für Frankreich, wenn es den römischen Feind besiegt und seine friedliche Ehrenstellung in der europäischen Cognation.

Es ist das eine andere Geschichtsauffassung als die d'Arbois de Jubainvilles. Sie folgt direkt aus dem was uns das Verständnis der Sprache lehrt.

Hat Frankreich einen Kampf mit dem fremden Feind im Innern zu bestehen, so haben auch wir hier in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg einen Wahn zu bekämpfen, der nationale Maaßregeln der Regierung in Preußen hemmt.

Das ist der Aberglaube, daß wir von Ostholstein an bis gen Braunschweig und davon ostwärts eine „slavische“ Bevölkerung gehabt hatten. Das europäische Wort Slavi kann zwar Ugrofinnen bezeichnen, aber es ist keine Rassenbezeichnung. Dem Sinne nach bedeutet ist Bewohner der Niederung of english low und vom Standpunkt des Hochländer aus betrachtet „zurückgebliebene, niedrige Menschen“ „slow“. Die Altertumskunde lehrt, daß die Siedlungsweise in Rundlingsdörfern die konsequente Weiterentwicklung der alten Höhen und Höhlensiedlung (Bor und Awen=ow) ist, die sich seit der La Tène zeit nachweisen läßt, wie ich das in einem Globusaufsatze über den „Ursprung des Rundlings“ getan habe. Siedlungsreste, wie sie am Galgen-

berg bei Ratzeburg zu Tage kamen, weisen diesen Wohnungsort in die frühere Steinzeit zurück. Tatsache ist allerdings, daß die Bór—ûs—Natur des Europäers ihn über die russische Tiefebene hinaus führte und Professor Bälz in Tokio hat vielleicht sehr Recht, wenn er auf die Ähnlichkeit eines Aino mit Graf Leo Tolstoi hinweist.

Die Frage nach dem Arja dürfte hier einzusetzen haben und es wäre möglich, daß sich dann manches bestätigte, was bessere Köpfe der Indogermanisten geahnt haben. Hätte sich Man Müller zu einer Auffassung von Sprache aufschwingen können, wie sie in Prof. Gustav Opperts Vortrag in der Berliner anthropolog. Ger. 1883 Nov. 24 vorliegt — wie viel Arbeit wäre getan, die nun noch zu tun ist.

Ich gebe Ihnen hier die kurze Analyse von ein paar Stammesnamen, die gut deutsch sind.

Nördlich von Ihnen wohnt ein Stamm Pomar—i, wenig anders aus—gesprochen Fomori: Beides ist dasselbe, nur verliert sich letztere Bezeichnung wie das Tuatha Dé Danan in der Mythologie von Erin, ersteres ist unser heutiges Pommern. Beides ist P = hoch — om = heim, ar = or = er ist kurz = Hoch-Mann.

Südlich und südwestlich wohnen die Welatabi, Wel = gut + at = Geschlecht + ab = aus, ab. Nun kommen in der Mark kleine Stämmchen, wie die Ucri: was ein Uekername ist wissen wir noch heute. Und nun die „Liuticii.“ Leider haben die meisten Historiker, auch wenn sie alte Schrift lesen können, zu wenig Erfahrung darin wie unendlich mühsam und schwankend die Urkundenschreiber zwischen lateinischer Schrift, Schullehre und lebender Sprache hin und her tasten. Hier ist ein durchstrichenes o = ö, dort ô, hier ist ein oi = oî als Diphtong, dort = ô. Und bei den Konsonanten ist es noch viel schlimmer, zumal der Buchstabe K fast immer durch C ersetzt und von den Sprach- und Schriftunkundigen auch = z gelesen wird. Umlaute kennt die alte Schrift wenig, nicht jede Schule lehrt sie, also wird nicht immer für ü ein durchstrichenes oder akzentuiertes u gesetzt, sondern es wird iu oder auch ui geschrieben. Lesen Sie für die „Lu—i—tizen“ richtig Lütiken, so haben sie in den verschiedenen deutschen Lützelburgen oder Lützen die Erklärung.

Ich habe hier die gute Hoffnung, daß die neue Archivdirektion die Archivare Preußens dahin führen wird, daß die Archive als ein mächtiger Faktor in die lebendige Geschichte eingreifen können.

Nun wäre ich bei meiner Heimat angelangt und hätte die Abodriti zu erklären, in deren Hauptstadt Schwerin ich zufälligerweise geboren bin. $\overline{A}$ = gut + b = hoch + od = geschlecht + riti = Reiter. Das A am Anfang ist lang ausgesprochen stets gut wie z. B. im Namen des Asiatenbesiegers von Châlons sur Marne A = gut + et = Geschlecht jûs = aus.

Der Name jener Stadt in älterer Schreibweise Suérin also Su = gut + ér = Mann + în = Manneseigen. Erin ist der Name von Irland und Su findet sich im Namen der Sugambern wie in Su + et + on + jus dem „gut-Geschlecht-mann-aus", der leider kein guter Historiker war. Mit einem Sammelnamen nennt unsere Geschichtswissenschaft die Völker „Wenden." Hat denn der Oxforder Professor John Rhys für Deutschland gar nicht existiert? Celtic Britain p. 311 (London 1884 II ed.) „The word is most likely of the same origin as the Anglosaxon wine a friend and meant allies: the Irish fine a tribe or sept is most likely related an so may be the Welsh Gwyn-edd."

Die Logotomie V + en + et + i können Sie sich jetzt selber machen, um die Sache von einer noch anderen Seite zu beleuchten will ich Ihnen nur sagen, daß die alten Osker die ihnen benachbarten Wenden der Adria als Vel = eth = oi bezeichnet. Wann hätte der Erzaristokrat von Europa ein stammfremdes, fremdrassiges Volk als die „Wohlgeborenen" sich ebenbürtig erachtet?

Und hätte es denn wirklich gar kein Volk der Slaven bei uns gegeben? Ja und nein!

So wie die sogenannte Geschichtsschreibung es darstellt: Nein!

Ja — wie es ganz natürlich ist. Bei jeder Kulturentfaltung gibt es Kulturabfall; nicht bloß Küchen—abfall, sondern auch Menschenabfall, selbst hier in Berlin, N. noch heutzutage!

Drang aus unseren Mutterlanden, die nun zum Teil am Grunde des Atlantic in der Boyd-Dawkinschen Linie ruhen, zum Teil aber Frankreich, Irland und England genannt werden, der homo europaeus als echter Bór—us vor um sich hier am Rande der Ostsee ein Vaterland zu schaffen, in dem das großgezogen ward, was wir im vulgären Sinn als Deutschtum bezeichnen, was unseren Stolz ausmacht, unsere Ehre und unsere Menschheitspflicht — so vollendeten damals nicht alle den Weg; sowenig manche ihm heute weiter folgen können.

Diesen Menschheitsabfall kann man archaiologisch an den mangelhaften Feuersteingeräten erkennen. Gruppenweise finden sich einfache aber kräftige, praktische Instrumente, fast immer auf Anhöhen, die dem Begriff Brând entsprechen, und ebenfalls gruppenweise kleine erbärmliche Ware fast immer auf sumpfumgebenen Sandbänken. Solche Gegenden heißen noch heute im pommerschen Dialekt Tur, hier im Lande Stargard soll es einen Distrikt Tur oder Turne oder Turen gegeben haben — der Begriff setzt sich aus dem T der Tätigkeit und ûr = Sumpf und Wasser zusammen: also „bewohnter Sumpf."

An solchen Stellen fand ich und finde ich Menschen die noch in der La Tènezeit sich mit jämmerlicher Steinware begnügten, die knapp über das Maß der Eolithen hinausragen, wenn man die schlechteren davon betrachtet.

Neben wenigem Eisengeräte hält sich diese zurückgebliebene Stein-Kultur bis über die Zeit der Merovinger und Karolinger, ja bis in die der Hohenstaufen. Die Tonwaren sind oft dieselben, wie sie ihre vorgeschritteneren Zeitgenossen auch benutzen.

Hier liegt eine konsequente Entwicklungsreihe vor.

Die Logotomie ist: S = Feuer und zum Menschen gehörig + L + aw = L + ow: Zunge und offener Mund: Sputum feucht tief (Lusat im Ggs. zu Susat).

Die Typen, die in jenen Gegenden heimisch sind, tragen Züge, die nach der Richtung Tolstoi-Aino hinweisen. Dieser Abfall von unserer Entwicklung heißt von Anfang an Slawe.

Vergleichen Sie diese Menschen mit den mächtigen Russenfiguren oder dem eleganten Polen, so ist es ein unverdienter Schimpf, den wir ihnen antun, wenn wir sie Slawen nennen, eine Selbstbeschimpfung aber ist es, wenn wir den zu uns verirrten Schwarm des asiatischen Srb rechnen, den wir im Spreewald hegen, wie andererwärts das Elchwild, und mit dem Namen Wenden bezeichnen.

Einen kleinen Schmerz muß ich Ihnen leider hier noch antun. Sie haben hier eine so hübsche Sage von einem Fürsten Jaczko; es soll ein „Slawe oder Wende“ gewesen sein, wie schon der Name besagt. Schade, wenn der Name seine Rassenangehörigkeit beweist, dann war er ein — bitte, erschrecken Sie nicht — ein Jude! Jeschke, Jatzke, Jeschko, Jetzko sind mittelalterliche Abkürzungen von Jakob.

Sollte sich unter den Millionen von Ugrofinnen nicht einmal ein selbstdenkender Mann finden, der dieselbe Arbeit für seine, wie ich sie für meine Cognation machte?

War es doch ein Pole Oltuschefsky mit Namen, der auf ähnlichen Forschungen, wie die von Paul Flechsig, fussend, mit das Beste leistete, was ich über Sprache gelesen habe.

In Rußland dürfte er freilich nicht leben, denn die verhängnisvollen Irrtümer, die sich von Grimm an bis in die Gegenwart fortpflanzen, haben die Phantasmagorie von den Russen als Vertretern der „weißen Rasse“ geschaffen. Frankreich bezahlt augenblicklich den Irrtum mit etwa fünf Milliarden Francs russischer Werte; unsere Börse muß auch Strafe bezahlen.

Solange der Traum — leider namentlich im deutschen Adel — fortbesteht, die vornehmere Bevölkerung der Mark und Pommern sei nicht deutschen Stammes, so lange kämpft unser Volk vom Reichskanzler an abwärts in den Ostmarken vergebens.

Nicht der harmlose Sport, etwas „Besonderes“ sein zu wollen, würdigt sie, sondern ein ethnologischer Irrtum.

Von einer vielleicht etwas hochbemessenen, aber nicht ungerechtfertigten Selbsteinschätzung ausgehend, sagt sich dieser Teil der Be-

völkerung: Wir sind doch in Verwaltung, in Justiz, in Heer und Flotte wie im besten Sinne des bürgerlichen Lebens ganz vorzügliche Preußen — unsere Altvorderen aber waren doch „Slawen“ oder „Wenden“. Es ist also möglich, durch Kultur und freien Willen ein deutscher Preuße zu werden!

Da liegt die Täuschung — der Asiate bleibt ein Asiate und wenn er auch deutsch gelernt hat.

Hier liegt die Norm für ihre ganze Politik, hier die Geschichte und zugleich die Entschuldigung Ihrer Fehler.

Was heißt Or, was Rêx und König?

Verlassen Sie in Gedanken den Raum in dem Sie leben und folgen mir in die Urzeit oder besser die Orzeit. Wir wollen einmal versuchen, die Entstehung eines Elementarwortes zu erleben. Ich lade Sie hier nicht zu einer Nashornjagd oder zum Kampfe mit einigen Höhlenbewohnern ein oder zu irgend etwas Außergewöhnlichen. Nein wir wollen nur ein einfaches Vorkommnis miterleben, das aus lauter Lebensnotwendigkeiten besteht, die einmal und hundertmal urgewöhnliche Wirklichkeit waren.

Hier zu Fuß des Berges rinnt irgend ein Rân ins Tal. Drüben ist Urwald.

Aus der Felswand „gähnt“ ein „schwarzer Mund“, also ein „Awen“, ein „aw“, ein „ow“ unseren Augen entgegen. Er „stößt“ leichten Rauch aus, der in die Luft „wallt“*), gerade wie der Atem des feuchtwarmen Mundes.

Wir heben uns empor und sehen, daß da eine „Sie“ sitzt und „siedet“ etwas in einen Sack über dem singenden zischenden Feuer. Die Kinder erhalten ihre Nahrung und legen sich zur Ruhe.

Sorgsam entfernt Sie die schmutzigen Abfälle, die der Lateiner S + or + d — es nennt, sie schiebt über B + or + d und sie fallen herunter an einen beliebigen Or + t.

Die Sonne sinkt. Die Frau steckt ihr Haupt aus dem „Munde“ der Höhle hervor über den Rand.

Noch immer ist Er nicht zu erblicken. Er ging doch schon vor Sonnenaufgang den steilen Pfad hinab in das Tal, um Nahrung zu erjagen.

Die wilden Tiere sind so groß und so stark. Das Rahn so trügerisch und oft so reißend.

„Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen“.

Sollte sich ein Di + eb heranschleichen und sie und die Kleinen rauben?

*) Saivala = ist sichtbarer wallender Atem, Seele.

Sie legt sich einige Steine zum Wurf zurecht. Sie legt Holz aufs Feuer, vor dem die großen Katzen mit den scharfen langen Zähnen scheuen, die von da unten heraufklettern könnten.

Sie weiß sich zu wehren. Das Kleinste fängt an zu weinen, es hat Weh-Weh. Sie beschwichtigt es mit dem warmen Hauche des Mundes und den weichen Lippen — nicht ahnend, daß die natürlichste Handlung der Mutterliebe wirkt das „W + or-t“ zu schaffen.

Endlich ist die Zeit der Sorge vorüber. Er, ihr Er klimmt empor. Seine Schultern schleppen die Bürde den Berg empor. Sie hört, wie er keucht und nun ist er geborgen. Sein Blick erkennt, daß kein Unfall geschehen ist. Sein Pack ist abgeworfen, das pec-us ist pagge (mndd. für Pferd).

Das Mahl beginnt — er hat Heißhunger und was „eßbar“ geworden ist, wandert zu Magen, wenn auch ein bischen Asche daran haftet. Auch der Durst ist gestillt. Nun streckt er sich nieder und während der Senkung auf den Rücken entringt sich ihm der mächtigste Sättigungslaut Or-Or-Or — dann verfällt er in Schlaf. — — —

„Über allen Wipfeln ist Ruh.“

Unsere Arbeit beginnt. Sie hat die physischen und durch die Sprachdenkmale psychischen Associationen nachzuweisen, die sich in dieser Situation bei dem Manne und auch der Frau vollziehen mußten.

Es sind die natürlichsten primitivsten Gehirn- und Körperfunktionen, die sich hier vollziehen, die allernüchternsten Dinge — aber darum gerade die allermächtigsten.

Das ganze Wohlbehagen der Sättigung und der Kräftigung macht sich hier geltend, wie es der Kranke, der mehr als fünfzig Pfund verloren hat und hülflos wie ein Kind ward, noch heute empfindet, wenn er fühlt, daß ihm eine modifizierte Mastkur gut bekommt — ich spreche hier aus Erfahrung.

Die „Sie“, die das Feuer unterhält und das Mahl bereiten mußte, weil der Mann zu müde war, hat die Freude, daß ihr das zur Zufriedenheit ihres „Er“ gelungen ist. Sie freut sich, daß sie seine Kraft erhält, die ihr Lebensschutz und Freude ist.

Ich könnte die Schilderung weiter ausführen, aber dies mag genügen.

Wir haben hier zunächst den Er, den großen êr, den V + ir, den F + ir, der das „Or“ hervorbringt, den tiefsten Sättigungslaut des Ruktus, der sich sonst mit a, ä, e, i, ü, u, ö, verbindet. Dies tiefe O R ist gebunden an den Mund-Aw oder Ow des Felsens, die Wohnhöhle, denn nur hier ist Schutz und Sicherheit vor dem vielgestaltigen Feind — nur hier die Freude an Weib und Kind.

Daraus erhalten wir die Ört-lichkeitsassociative O R.

Wie in dem „gähnenden“ Ow oder Aw (vgl. engl. to yaw) so bildet auch hier das schallende rollende O R ein Bild des Mundes, das der Höhle

ähnlich — für den unentwickelten Intellekt aber gleich ist: Folglich ist Or die Bezeichnung des Or-tes, mit dem Hauch verbunden ist Or ein W + or-t.

Die Höhlen aber sind fast immer nur in Felsen, in B + er-g-en vorhanden, darum wird auch der Berg im Griechischen zu Or-os — nur wo es so unwirtlich und kalt ist, daß man da kein Or machen kann, der ist N = nicht + ord. Der Nahrungssinnlaut M + ord ergibt das getötete Wild.

Verfolgen wir nun das Gegenwort ôr, so haben wir das Gegenteil von der bewohnbaren trocknen Felshöhle, also etwas feuchtes, schmutziges, wässeriges, blutiges z. B. gr. ichôr, wir haben weichen Stein oder weiche Erde in lat. aur — um (Gold) und in dem ligurischen oder keltischen das französische ôr. Das ist keine Rückbildung „aus" dem lateinischen, sondern ein echtes altes Elementarwort das im Volke überlebte. Nach Kollmann müßte man das eine Persistenz nennen. Da nun bei echten Ruktuslauten r und l gleichwertig sind und einen Zufall (d. h. für uns nicht nachweisbare Kausalitäten) entscheidet, so erkennen wir hier den Grund unserer Ortsnamenendigungen auf âl und ôl, die immer Sumpf und Wasser bedeuten (Förstemann). Wer dies Tema zu seiner Belehrung weiter verfolgen will, sehe sich vor, daß er den greifbaren Boden nicht verliert und nicht von den Produkten der unkontrollierbaren Sprechmanier, die auch bei dem letzten Schauspieler nicht konstant ist, ins Reich der Phantasie entführt wird. Ohne die Realien der Altertumskunde ist heutzutage Sprachwissenschaft unmöglich. — Eine genügende Kenntnis von europäischen Sach- und Sprach-f+or+men führt in schier endlose Perspektiven: Association reicht sich an Association bis die Adperception auf feste N+or+men kommt.

Und das alles ist das Produkt des Sinnlautbildners Ruktus?

Ja, meine verehrten Damen der Brandenburgia, der allerschwächste und geringfügige Ruktuslaut hat es noch viel weiter gebracht zum höchsten Begriff menschlicher Adperceptive, in dem selbst „Gott" enthalten ist.

Ihre Liebe hängt an ihrem Kleinsten, das noch zu klein ist um einer heiligen Sitte, die nur aus dem Leben am Rande der Eiszeit erklärlich ist, der Taufe unterworfen zu werden. Es hat seine Nahrung eingesogen und Sie wollen ohne Nötigung, wie sie oben besprochen ist, wissen, ob es satt ist. Was tun sie dann? Kleinchen giebt einen zarten Ruktuslaut von sich — und das ist unweigerlich ál. An diesem Kind erkannte Ihre Ahnfrau ebenso wie Sie heute: das Kind ist satt. Ist es ordentlich satt, so ist es gesund: heil, gr. holos, d. h. wól oder sogar sehr wôl, weil es zur genüge „voll" ist.

Dies kleine „All" hat uns einen Satz bewahrt, der das älteste Überlebsel aus der Or-zeit ist, daß ich kenne. Zwei Buchstaben drei-

mal wiederholt ergeben den Begriff: „die ganze Mahlzeit oder der ganze Vorrat ist schon aufgegessen oder ausgetrunken“ oder „die ganze Herrlichkeit ist schon zu Ende.

Alt, all, all, sagten wir in unserer Kinderzeit — meines Vaters Schwester (geb. 1800) sprach all äll a͡ll — man konnte also im XVIII. Jahrhundert in Holstein und Mecklenburg noch den bewußten Gebrauch des Gegenwortes.

Gehen sie nur weiter in der associativen Richtung des Gesunden, so kommen sie auf H al=hoch + Gesund=Steinsalz und S+al=Feuer + gesund weil es mit S=Feuer aus der „aale“ oder „oole“ heraus gesotten war.

Steigern die associative Richtung der Menge, so erhalten Sie unseren höchsten Begriff: das All.

Danken wir dies Wort der Frauen, so sind wir Ihnen auch den „König“ schuldig, denn der kun—ing ist nur des Weibes Sohn — einer der verlegendensten Beweise für uraltes Mutterrecht und zugleich eine Widerlegung der übertriebenen Amazonenideen, die man früher damit verband.

Ja, des Weibes Sohn, der sich sattgegessen als Herr fühlte war der erste rêx oder rîks; soweit sein Arm reichte, soweit war sein rîk sein reich.

Bór-us-je Rêx — der mächtigste Weibers Sohn im Reiche des Licht schaffenden Geschlechts — überdenken Sie diese Entwicklung und Sie werden sehen, wie höchster Stolz und tiefste Bescheidenheit in eines zerfließt im Lichte verstander Sprache. Wir stehen am Ende dieser Untersuchung.

Die Hoch-Wohnhöhle „Bor“ erhält einen Abschluß und wird umbordet mit einem Walle, dessen Arbeit das schließende Tätigkeits-Ideophon verständlich macht. Bei der schweren Arbeit haben die schweren Keuchlaute k, gh, g, auch gk in Sprechmanier mit Fug und Recht behauptet.

Alle unsere Burgen und die ihnen nächgebildeten Städteanlagen sind Rundlinge, wie sich das aus den runden oder länglich runden Kuppen unserer Hügelformation von selber ergibt.

Auch die Bauart der runden Backsteintürme ist eine Entwicklungsform dieser Anlage und ein Charakteristikum der Mark Brandenburg — bis auf den stolzen Bergfried von Stargard i. M. und den Landfried von Friedland i. M.

Wie die seitwärts in den Hügel getriebene Ow-siedlung zugleich den Anfang des viereckigen Wohnhauses macht, so bildet sie den Übergang zur Tiefensiedlung zum Dorf.

„Tätigkeit-wohnhöhle-umgrenzt“ mit dem Nebenbegriff der Tiefe, der Niederung ergibt den des umzäunten Dorfes. Ohne den Abschluß — Sinnlaut F — der ja auch wie in Dortmund ein T oder in

Dordrecht ein D oder Dorking ein k sein kann — haben wir ein offenen Dór mit dem Gegenwert Dôr, die Tür.

Frei von Zaun und Wall lebt nur der Fischer, der mit seinem Carpdak dem Kerb-spitz, welcher aus Knochen geformt in den Museen zu finden ist, den Fisch harpuniert.

Er mangelt des Schutzes wegen seines Gewerbes, des ältesten, das wir als solches im engeren Sinne nachweisen können, aber er ist ein freier stolzer Mann der auch wie die hinter dem Dorfzaun oder der Burgwehr zum Lichtgeschlecht gehörig ist. Das ist der Kí-ĕt-z-er und daraus folgt die Grundlage seiner rechtlichen Stellung noch heute — Richter, die kein „deutsch“ verstanden, sind freilich anderer Meinung gewesen.

Wenn ich Ihnen hier bis jetzt lauter sichere Einzelverständnisse vorgeführt habe, so möchte ich Ihnen doch auch zeigen, daß in andern Fällen immerhin auch zwei Auflösungen möglich sind, wenn wir nämlich mit dem Spaten einer Sache nicht genau auf den Grund kommen können.

So lange wie nicht direkt durch Ausgrabung bewiesen werden kann, daß eine Fähre über die Spree nicht der Uranfang von Berlin gewesen sei, so lange bleibt die Möglichkeit der Übersetzung „Tragefluß“ immer bestehen.

Mehr aber auch nicht.

Nach der Hügelformation und der Lage von Groten-Berlin und Lütten-Berlin (von denen eines nicht mehr besteht) zu urteilen, haben wir hier ein Bérlin, eine kleine Hügelwohnung vor uns. Die ähnlichen Bezeichnungen wie Bellin und Ballin (el = Feuer, al = gesund, bal = Hügel vgl. Büll und Bâl wie in Bülow) bezeichnen fast immer Deminutiva, denn wir haben wenig hohe Hügel. Das Wort-Alter und stellenweise auch die Funde weisen auf ein so hohes Zeit-Alter hin, daß es mir denn doch sehr zweifelhaft erscheint, ob die Kultur an der Spree und Havel nicht viel älter ist als die am Euphrat und Tigris!

Wie überall haben wir kleine bescheidene Dinge vor uns, sie sind unentwickelt, also „einfältig“ im alten Sinne des Wortes. Einfalt und Rohheit sind aber sehr verschiedene Dinge, so verschieden wie die Weltanschauung, die sich Ihnen hier vorträgt von Lehre von der blonden Bestie und der Umwertung aller Werte ist.

Sie haben hier die Entwicklung des Menschen, der sich durch Feuer und Licht im Kampfe ums Dasein behauptet bis zum Deutschen Reich.

Sie haben die Entwicklung des vorwärts wandernden Menschen mit dem rohen Steingerät bis zur Macht des Königreichs Preußen.

Sie haben hier die Entwicklung von den kleinen Wohnstätten an Havel und Spree bis zur mächtigen Markgrafenschaft, zur millionenbeherbergenden Weltstadt und zu dem Vereine Brandenburgia, der alle

geistigen Fäden sammelt, vor der Urzeit bis in die Zukunft. Was aber ist das Bleibende, das Eine in diesem bunten Wechsel der Erscheinungen? Das Reale Wirkliche, das allem diesem zu schaffen zu Grunde liegt: das ist Gott, das ewige Leben.

Das Ewige das Eine,
Das Alles wird und ist,
In Deiner Seele alleine
Sich selber voll ermißt.

Da wird es Kind Dich nennen,
Wie Du es Vater heißt;
Dein Beten wird Erkennen
In Wahrheit und im Geist.

An der Diskussion nach diesem Vortrage beteiligten sich besonders Herr Professor Dr. Oppert und Herr Dr. Rawitz. Von dem letzteren ist folgendes Referat über seine Bemerkungen eingegangen.

Die Differenz zwischen den beiden Herren Vorrednern dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Herr Vortragende uns die wahrscheinliche Entstehung der Sprache im allgemeinen geschildert hat, während der Herr Interpellant auf die Struktur der bereits fertigen Sprachen eingegangen ist. Beides muß aber scharf auseinander gehalten werden. Ich glaube, der Herr Vortragende hat das Richtige getroffen, wenn er als Moment für die Sprachentstehung die äusseren Sinnesreize in Anspruch nimmt. Die Sprache bestand zunächst aus Lauten, die als Empfindungsäusserungen zu bezeichnen wären, weil sie immer nur auf eine bestimmte Empfindung, also auf einen Sinnesreiz erfolgten. Erst nach Objektivierung der Laute, nach ihrem Loslösen von dem entsprechenden Reiz, wurden die Laute aus Empfindungsäusserungen: Empfindungszeichen (Bleck, Schleicher).

Wenn vorhin davon gesprochen wurde, daß andere Nationen, andere Rassen darum anders sprechen, weil sie anders denken, wenn also das Primäre, Bedingende im Gedanken, das Sekundäre, Bedingte in der Sprache gefunden wird, so muß ich bekennen, daß ich gerade der entgegengesetzten Meinung bin. Meiner Auffassung nach ist erst das Empfindungszeichen (Wort, Empfindungsäußerung), dann erst das Denken, d. h. der Begriff vorhanden. Indessen würde es mich zu weit führen, dies näher auseinanderzusetzen.

Wenn vorhin ferner davon gesprochen wurde, daß die Sexualität der Sprachen — Unterscheidung der Dinge durch das Geschlecht — ein Zeichen höherer Entwicklung sei, so will ich daran erinnern, daß nach Bleck die Sprache der Hottentotten trotz ihrer geringen Entwick-

lung Sexualität besitzt. Daß wir leblosen Dingen ein Geschlecht beilegen — der Tisch, die Flasche, das Glas, — ist ein Zeichen der Phantasie. Wenn kulturell so hochstehende Völker, wie die Chinesen etc., in ihrer Sprache keine derartige Unterschiede machen, so weist dies auf einen hochgradigen Phantasiemangel hin. Für letzteres spricht auch der Mangel jeglicher Mythologie bei diesen Völkern.

Endlich will ich noch kurz auf eine einleitende Bemerkung des Herrn Vortragenden eingehen. Er sprach vom Urmenschen als einem Produkte der Tropen. Demgegenüber will ich darauf hinweisen, daß nach Moriz Wagner nur die Palaearktik die Heimat des Urmenschen gewesen sein kann, und daß der Ausspruch dieses Forschers: ohne Eiszeit kein Mensch, immer mehr Anhänger gewinnt.

Hermann Grothe

Kleine Mitteilungen.

Der Bericht über die Quempas-Feier in Luckau (Brdbg. XIII. S. 28,) veranlaßt mich jenem Aufsatz einige ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen.

Als Vorbereitung für die Feier in der Kirche erschallen vom Hausmannsturm (in der Mitte der Stadt auf dem Markt gelegen) von früh 4—5 Uhr die verschiedensten Weihnachtsweisen von der Stadtkapelle geblasen. Während dieser Zeit werden alle Laternen auf den Strassen angezündet (aus Sparsamkeit löscht man sie allnächtlich bis auf die sog. Nachtlaternen aus), und bald eilen aus den Häusern der Stadt und von den Dörfern der Umgebung Männer, Frauen und Kinder, Jung u. Alt, Vornehm u. Gering dem im hellsten Kerzenglanz erstrahlenden Gotteshause zu, dessen Geläut seit 4 Uhr, nur durch kurze Pausen unterbrochen, die Gläubigen zu sich ruft.

Die Feier in der Kirche hat drei Teile: Die Meßmusik, die Predigt und den Gesang des Quempastores. Über die erstere hat mir Herr Lehrer und Organist W. Krüger-Luckau, ein genauer Kenner niederlausitzer Kirchengebräuche und eifriger Forscher über die Quempasfeier, liebenswürdigst folgende Mitteilung gemacht:

Die handschriftliche Partitur zur Christmettenmusik oder zur Meßmusik trägt den Titel:

In Festo Nat. Christi
Das Wort ward Fleisch u. s. w.
a
Due Soprani, Alto, Tenore e Basso
con
Due Clarini e Timpani
Due Violini e Fondamento.

Der Name des Komponisten fehlt. Die Komposition wird einem Luckauer Kantor, namens Krieg, zugeschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich leider nicht feststellen. Die vorliegende Handschrift, so ehrwürdig sie aussieht, und so vergilbt das Papier bereits ist, läßt sich mit Sicherheit nicht als Original-Manuskript bezeichnen. Der ganzen Anlage nach fällt die Komposition in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Sie wird eingeleitet durch eine „Sinfonia", ein Vorspiel, wie wir es in Vokalwerken jener Zeit (Oratorien, Kantaten) häufiger finden. Eine große Rolle spielen dabei die oben angegebenen 2 Klarini (2 hohe Trompeten), wie sie auch Bach wiederholt in seinen Kantaten verwendet.

Nach der Instrumental-Einleitung folgt ein Terzetto für Alto, Tenor und Baß, über Joh. 1,14:, auf die Mitwirkung des Organisten oder Klaviercembalisten berechnet, während die Klarini und die Violini schweigen. Bei der Stelle: „Und wohnete unter uns", wird die Figuration der Stimme eine sehr reiche und lebhafte.

Eine fanfarenartige musikalische Phrase, von 2 Trompeten unter kräftiger Mitwirkung der 2 Pauken vorgetragen, leitet den 2. Teil mit der Überschrift „Coro" ein. Zwei Soprane treten hinzu, und nun entwickelt sich ein Wechselgesang zwischen Engeln (Soprane) und Menschen (die übrigen Stimmen). Erstere singen jubelnd: „Gott wird Mensch!", letztere: „Redet, ihr Engel! wir Menschen verstummen", und daran anschließend: „Das hohe Geheimnis spricht keiner nicht aus". Nachdem dieser Satz durch die Wiederholung der oben erwähnten Fanfare geschlossen ist, intoniert der Tenor einen rezitativartigen Gesang in A-moll, nur begleitet vom Instrumental-Baß (diesem müßte sich zur Füllung der Harmonie die Orgel zugesellen, was wahrscheinlich auch den Intentionen des Komponisten entsprechen würde, in der Praxis aber leider nicht ausgeführt wird.) Der Text lautet:

»Gott, das allerhöchste Gut,
Liebt das arme Fleisch und Blut,
Liebt doch Gott, wer lieben kann,
Gott der wahre Gott ist kommen,
Was wir haben, nimmt er an,
Nur die Sünde ausgenommen,
Reißt uns aus der Sünde Bann.«

Der Chor wiederholt und schließt mit der vorher erwähnten Fanfare.

Der dritte Teil, wiederum ein Terzett über die Worte: „Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, vom Vater voller Gnade und Wahrheit", sowie die Aria für Tenor mit Begleitung der 2 Violini und des Fondamento werden gegenwärtig nicht mehr aufgeführt. Der Schlußsatz der Komposition mit der Überschrift „Choräle" für vierstimmigen Chor mit oben angegebener Instrumental-Begleitung wird jedoch stets gesungen. Es ist die Choralmelodie: „Vom Himmel hoch", in rhythmischer Bearbeitung. Nach jeder Choralzeile führen die Instrumente Zwischenspiele in Achtelbewegung aus. Der Text lautet:

»So sei willkommen, edler Gast!
Den Sünder nicht verschmähet hast.
Du kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken Dir.«

Es ist dies der in XIII 28 erwähnte gemeinsame Gesang.

Nach der Predigt stellen sich die Knaben in vier Chören auf zum Gesang des Quempastores. Die Ausführung des Gesanges geschieht in der Weise, daß jeder Chor eine Zeile singt, den Schlußvers Chöre und Gemeinde zusammen z. B. 1. Chor: Den die Hirten lobten sehre, 2. Chor: und die Engel noch viel mehre; 3. Chor: fürcht euch fürbaß nimmermehre; 4. Chor: euch ist geboren ein König der Ehre. Chöre und Gemeinde: Gottes Sohn ist Mensch geboren etc.

Die Melodie und die Strophen werden schon Wochen lang vorher in der Schule geübt. In neuerer Zeit kauft man Text und Melodie gedruckt in den Buchhandlungen, die meisten Familien sind aber im Besitz seit vielen Jahrzehnten vererbter Bücher, in welche mit allerlei Verzierungen und Bilderwerk geschmückt die Texte eingeschrieben worden sind und welche auffällige Ähnlichkeit mit den Handschriften der Mönchbücher haben. Viele der Knaben haben aus Holz gefertigte Scheren, (Schlangen genannt) mit Wachslichten besetzt, welche während des Chorgesanges angezündet und auf- und zugeklappt werden, dem Rhythmus der Musik folgend. Die an der Orgel angebrachten Spielwerke: Sonne, Mond und Sterne waren ebenso wie die am Chor befindlichen hölzernen Figuren des David, Assoph und Salomo bis vor etwa 25 Jahren beweglich und wurden mittelst eines Hebelwerks neben der Klaviatur durch den Organisten in Bewegung gesetzt.

Während heute wenigstens während der Predigt jeder auf seinem Platze bleibt, und auch vor und nach derselben eine leidliche Ordnung herrscht, ging es noch vor 20 Jahren in dem Gotteshause wie auf einem Jahrmarkt zu, und dem Besucher, der unbekannt mit dem Gebrauch zum erstenmal diese Christnachtfeier in Luckau miterlebte, kam die ganze Handlung zunächst etwas unverständlich vor. Wer sich jedoch dieser Feier sinnend hingibt und wiederholt derselben beiwohnt, dem wird sie schließlich unentbehrlich für das Christfest. Für den echten Luckauer gibt es kein Weihnachtsfest ohne Christnachtfeier.

Scharnweber.

Zwei Teufelssagen aus der Priegnitz. A. Der Teufelsberg bei Wolfshagen. In Wolfshagen in der Westpriegnitz lebte vor Jahren ein Bauer Namens Schwarz, ein freundlicher, gefälliger Mann. Als er eines Abends mit seiner Frau in der Stube saß, hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte. Schwarz rief: „Wer ist da?“ erhielt aber keine Antwort; er ging hinaus und sah einen Fremden vor sich stehen, der ihn alsbald bat, ihn doch bis zum nächsten Dorf zu fahren, da er sehr müde sei. Schwarz war sofort bereit und spannte sogleich an. Die Fahrt ging dem Fremden jedoch zu langsam; auf seinen Wunsch war Schwarz jedoch erbötig, schneller zu fahren und griff zur Peitsche, um die Pferde anzutreiben. Der fremde Herr meinte indessen, das sei nicht nötig, sie würden schon von selbst schneller laufen. Als der Bauer nun trotzdem mit der Peitsche ausholte, schlang sich die Schnur um den Zweig eines am Wege stehenden Baumes und blieb hängen.

Beim nächsten Dorf angekommen, verabschiedete sich der fremde Herr dankend von seinem Fuhrmann und überreichte ihm zur Belohnung eine Tabel, sagte aber dabei, er solle den Deckel erst öffnen, wenn er daheim sei.

Auf der Rückfahrt sah sich nun der Bauer nach seiner Peitsche um. Wie erstaunte er aber, als er sie im höchsten Gipfel einer mächtigen Eiche erblickte, die kaum jemand ersteigen konnte. Da konnte sie nach seiner Meinung nicht mit rechten Dingen hinaufgekommen sein. Ein Argwohn gegen seinen Fahrgast stieg in ihm auf und voller Neugier öffnete er nun die Tabel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt sie — Pferdedung. Ärgerlich schüttete Schwarz den unsauberen Inhalt auf die Erde und fuhr dann heim. Als er aber jetzt seinen Kober reinigen wollte, rollten mehrere Goldstücke heraus. Schnell kehrte der Bauer nun zu der Stelle zurück, wo er den Dung ausgeschüttet hatte; doch fand er weder Dung noch Gold. Aber er wußte nun, wen er gefahren hatte: es war der Teufel gewesen. Mit ihm war er, ohne es zu merken, durch die Luft gefahren; daher war auch die Peitsche oben im höchsten Gipfel der Eiche hängen geblieben. Noch heute nennt man deswegen den Berg, auf welchem die Eiche am Wolfshagener Wege steht, den „Teufelsberg".

B. Der Teufelsberg bei Helle. Der Weg von Lockstedt nach Helle bei Gr. Pankow in der Ostpriegnitz führt an einer kleinen Anhöhe vorüber, in deren Nähe es zu Zeiten nicht recht geheuer ist Oft haben dort Leute, welche in später Nachtstunde die Stelle passieren wollten, den Weg verfehlt und sind dann die halbe Nacht kreuz und quer gegangen; immer sahen sie die Spitze des Hügels vor sich, und doch kamen sie nie hinauf; denn der Teufel führte sie irre. Aber er konnte ihnen nicht ans Leben kommen; soweit reichte seine Macht nicht. Stößt man nach langen Irrfahrten endlich einen kräftigen Fluch aus, so löste sich der Zauberbann, und man erkannte, wo man sich befand: man stand dann gewöhnlich auf einer Wiese an einer gefährlichen Stelle hart am abschüssigen Ufer der Stepenitz. Doch in demselben Augenblick erscholl der warnende Ruf: „Hierher, hierher, hierher!" der dem Verirrten den rechten Weg wies. Sah der Wanderer zur Seite, so bemerkte er, daß eine Gestalt neben ihm einherging, ein Mann in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Er hielt Schritt, antwortete aber auf keine Frage und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Zuletzt wurde er um Weihnachten 1870 gesehen.

Selbst die Pferde, welche bei Lockstedt weideten, wurden zuweilen ohne erkennbare Ursache auffallend unruhig; sie liefen davon und konnten erst nach 3 Tagen wieder eingefangen werden. Den Knechten, welche sie heimführten, erschien dann ebenfalls der seltsame Mann; er begleitete sie eine Strecke und verschwand darauf plötzlich. Zuerst soll sich der Mann um das Jahr 1800 gezeigt haben. Man meint, es sei der Teufel gewesen.

(Nach Aufzeichnungen der Schülerin der 70. Gemeindeschule Hedwig Schulz.)

O. Monke.

Nachtrag zur Kirche von Riedebeck, Kreis Luckau. In meinem ersten Bericht findet sich die Bemerkung: Daß die große Glocke (Sckweineglocke) am Burgwall gefunden worden sei. Vom Burgwall geht folgende Sage:

Als die Riedebecker Kirche vollendet, stand der Teufel auf dem sog. grünen Berg (hinter Gehren) und wollte den Bau vernichten. In einer Schürze hatte er große Klumpen Erde und große Steine. Die Schürze hatte aber ein Loch und ein Stein fiel heraus und dem Teufel auf den Fuß. Er liegt noch heute an der Stelle und heißt in der ganzen Umgegend der Teufelsstein. Der Teufel schrie laut auf und der in der Kirche befindliche Geistliche lief auf den Turm der Kirche in Riedebeck (er muß also das Geschrei gehört haben), um zu sehen, was denn los sei. In dem Augenblick, als er oben heraus sah, warf der Teufel den ganzen Inhalt der Schürze nach dem Turm. Rasch streckte der Priester ein Kreuz den heransausenden Steinen und Erdmassen entgegen und diese fielen nun machtlos in den Sumpf, wo sie heute noch liegen (der sog. Borchelt).

Thusnelda und Thumelikus. Von Professor Dr. Jos. Wormstall. Münster i W. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1902. (16 S.). E. Mangold-Münden schreibt darüber in der illustrierten Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ vom 15. April 1903 S. 226 das Nachfolgende, welches bei dem großen Interesse jedes Deutschen an der Familie des Arminius oder Armenius*) erlaubt sein möge, unserem Leserkreise ebenfalls mitzuteilen.

Seinen von mir vor einiger Zeit angezeigten „Ethnographischen Forschungen“ hat der münsterische Gelehrte nun diese kleine Broschüre, eine Untersuchung über die Namen des Sohnes und der Gattin des Helden der Varusschlacht folgen lassen. — In Thusnelda bereitet die Silbe Thusn große Schwierigkeit, zu deren Klärung man gewöhnlich den Ausfall eines r vor dem s annimmt und für Thusnelda Thursinhelda (Thurs = Riese) liest. Thumelikus erklärt man meistens als eine Latinisierung des altnordischen Wortes Thumlungr = Däumling. Eine andere Deutung hat jedoch Göttling gegeben, der Thumelikus mit dem griechischen θυμελικός in Verbindung brachte, einem Worte, mit dem nach ihm die Römer auch die leibeigenen Gladiatoren zu belegen pflegten. In dieser Erklärung findet jedoch Wormstall eine zeitliche Unwahrscheinlichkeit, die er eingehend zu begründen sucht; auch mit den anderen beiden ist er nicht einverstanden. Vielmehr gibt er eine Deutung, die auf der Annahme fußt, „daß ein späterer Abschreiber statt des in der Urschrift bezw. einer älteren Abschrift gestandener ΘΕΥΜΕΛΔΑ oder ΘΟΥΜΕΛΔΑ, wo der erste Aufstrich zu dem M bezw. μ

*) Brandenburgia VII. 229 u. XI. 158.

etwas bogig gekrümmt erschien" Θοσιελδα, d. h., statt des M bezw. μ ein Sigma mit folgendem N gelesen hat. Indem der Verfasser also statt Thusnelda Thumelda (Domhild) annimmt und Thumelikus mit Thumeldikus, der Latinisierung von Thumeling (Domhilds Sohn) gleichsetzt, stellt er eine enge lautliche und sachliche Beziehung in den Namen von Mutter und Sohn her.

Ich würde, beiläufig, für „sachliche" lieber „persönliche" Beziehung setzen. Diese Deutung hat etwas sehr Bestechendes, es bleibt aber abzuwarten, wie die Antikritik, sei es sprachlich, sei es auf Grund genauester Prüfung der ältesten Handschriften, worin zuerst die Namen Thusnelda und Thumelikus vorkommen, urteilen wird. E. Fr.

Die sogenannte Padden-Pupperei in Oderberg i. Mark. Den seltsamen Namen erhielt dieser schilfreiche Ort zu einer Zeit, als er noch Teil des Oderstromes war und Fischereizwecken diente. Er ist entstanden aus „Bardin-Poverei", die Stelle, wo der Fischerort Bardin, das ist Alt-Oderberg's sehr alter Name, Fischfang mittels „Povarden", das sind Poarte oder doppelte Stellnetze, betrieb.

Unterhalb des ehemaligen Askanierschlosses Oderberg, dass sich unbestreitbar auf der Marktseite in den ohnehin geengten Oderfluß hineinschob, hatte sich, abgeschnitten von der Strömung, im Laufe der Jahrhunderte eine Untiefe gebildet, die allmälich mit Schilf und Rohr bewachsen, einen bevölkerten Schlupfwinkel der Fische abgab und nur vermöge des sogenannten Poartnetzes befischt werden konnte. Der uralte Name des Oderberger Kietzes, der dicht dabei lag, war Bardin und ist wie bei vielen andern Gelegenheiten hier entstellt und umgewandelt worden durch langen Sprachgebrauch in „Padden"; aus der Befischungsweise der Poverei ist darin das noch fehlende entstanden.

Als am Georgstage des Jahres 1308 die Markgrafen Otto und Waldemar von Brandenburg dem Kloster Chorin zwei Oderberg benachbarte Wendendörfer, damit sind aber nur Fischerdörfer gemeint, mit Namen Ober- und Nieder-Liepe inkorporierten, da mußte deren seit dem frühesten Altertum mit den Oderberger Kietzfischern gemeinsame Fischereigerechtsame separiert werden, weil die Oderberger Kietzer bei dem Schlosse Oderberg, also landesherrliche Untertanen verblieben, während die Lieper insgesamt nunmehr mediat, d. h. Klosteruntertanen wurden. Bei diesem Transakt (Diplom. Chorin. 1 448.) geschah auch einiger Fischereigeräte Erwähnung, so der „Elefnette", der „Vlote", der „Rüsen" und der „Povarde". Diese Povarde heißen heutigen Tages etwas entstellt „Poartnette" oder Poartnetze und sind das doppelte Stellnetz verschiedener Maschenweite, die nur im Röhricht und Schilf gebraucht, vermöge von Borkenschwimmern und Bleiklumpen wie Wände in mehrfacher Aufeinanderfolge mit immer enger werdenden Maschen im Wasser winkelig

aufgestellt und an den Enden festgeankert werden. So vorbereitet, scheucht nun der Fischer von den entgegengesetzten Seiten mit einer Ruderstange die Fische aus dem Schilf und Röhricht gegen die Netze. Wo dieselben auflaufen, bleiben sie je nach der Größe in den Maschen hängen und bilden alsdann mit dem Netz förmliche Klumpen oder Beutel, die alsdann gehoben und entleert werden.

Jetzt ist die uralte Poartstelle am Kietz längst versandet, teilweise trocken geworden, der gute, altdeutsche Name ist ihm im Volksmunde, wenn auch entstellt, verblieben. Heute giebt er Anlaß zu unziemlichen Scherzen, er ist aber ein guter Beweis gegen die landläufige Anschauung. daß nach urkundlicher Bezeichnug hier nur Wenden und Slawen ansässig gewesen seien, was besonders auf die märkischen Fischer bezogen wird. Jedenfalls haben dieselben ein gutes Plattdeutsch gesprochen und im Altertum für ihre altgewohnten Geräte, vom Hüfatt bis auf das Esefatt herab, nur germanische Benennungen benutzt.

Karl Wilke 8. Dez. 1903.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Schiffstypen in der Mark.

Von Karl Poetters.

„Der Berliner soll keine Wasserratte sein, Herr Seemann!“ Na, da kennen Sie den Berliner eben schlecht! Zwar kennt er als Heimatsgewässer nur die Spree mit ihren Seen und die Havel mit ihrem Seenkranz, aber wenn Sie, Herr Seemann, Gelegenheit nehmen möchten, sich das Treiben der Berliner auf dem Wasser anzusehen, dann werden Sie überzeugt sein, daß der Berliner eine echte Wasserratte und zwar nicht nur auf dem Wasser, sondern auch zu Lande ist! Gleichviel, wo immer die Spree die Straßenläufe Berlins kreuzt, oder noch vielmehr, wo sie mit ihnen parallel läuft, werden Sie finden, wie der Berliner auf den Brücken, welche den Fluß überspannen, sowohl wie auch an den Geländern der Spree stehen bleibt und mit zwar kritischen, aber liebevollen Blicken das Leben und Treiben auf „seiner Spree“ beobachtet. Manche, wenn auch falsche und unberechtigte Kritik muß sich da das Schiffervolk gefallen lassen und mancher harmlose aber echt Berliner Witz wird da geleistet, insbesondere, wenn versucht wird, die plattdeutsche Sprache oder das Schifferplatt nachzuahmen. Also, Herr Seemann, „Jump auf!“ — „Hurra, es lebe die Berliner Wasserratte!“ —

Wie gesagt, der Berliner kennt und nennt die seine Gewässer belebenden Schiffsgefäße nur unter dem Sammelnamen „Kähne“ und dieses mag ihm verziehen werden, berücksichtigt man die im allgemeinen in Berlin bestehende Interesselosigkeit für den Wert und die handelspolitische Bedeutung der Schiffahrt für Berlin als Groß- und Handelsstadt. Zur Begründung dessen mag es mir ausnahmsweise gestattet sein, z. B. auf die schöne — aber nur im architektonischen Sinne — Oberbaumbrücke hinzuweisen. Der Schiffer hat für diese Brücke durchaus keinen Kosenamen und nur, wer durchaus Recht behalten will, kann der richtigeren Ansicht des Schiffers über den Wert der Brücke in Bezug auf den Schiffsverkehr nicht beitreten. Ebenso verhält es sich mit der großen

im toten Winkel liegenden Dammmühlenschleuse und den verschiedenen im schiefen Winkel zum Fluß stehenden Brücken. Hoffentlich ändert sich dieses alles einmal, wenn die „Transatlantiker" erst bis in den Tegeler See, als Seehafen Berlins, kommen. Doch nicht hiervon wollte ich sprechen und bitte, wegen dieser kurzen Abschweifung vom Thema, allseitig um Entschuldigung. —

Anders, wie beim Berliner, lauten die Bezeichnungen der einzelnen Schiffsgefäße in der Schiffersprache. Will der Schiffer sich allgemein ausdrücken, so spricht er vom „Schepp". Damit meint er ein großes Fahrzeug, welches zum Transport von Kaufmannswaren, Stückgütern und wertvolleren Transportgütern dient. Im Gegensatz hierzu spricht er vom „Kohne" bei solchen Schiffsgefäßen, welche zum Transport von Steinen, Kohlen, Sand und ähnlichen Waren dienen.

Außerdem unterscheidet der Schiffer die Schiffsgefäße in der Form und nach ihrer Bauart. Da kennt er: die „Zille" auch „Böhme" genannt, den „Butzer", den „Spitzkahn", den „Deckkahn".

Für die Größe der unsere Flüsse befahrenden Schiffsgefäße sind maßgebend die Größenverhältnisse der die Flüsse sperrenden Schleusen oder des Schleuseninneren, auch von den Schiffern der „Schleusenkessel" genannt. Man spricht daher, nach der kleinsten und bezw. größten Schleuse benannt, von einem Finow- und einem Elbe- oder Odermaß.

Schiffe, die häufig oder ausschließlich den Finowkanal bei Hohensaaten passieren, sind schmal und klein gebaut, weil das Becken dieser Schleuse die kleinsten Größenverhältnisse aufweist. Sämtliche übrigen Schleusen, insbesondere die in Berlin, Charlottenburg, Spandau, Brandenburg, Plaue, Rathenow usw. sind so gebaut, daß größere Schiffe, wie diejenigen mit Finowmaß und auch mit größerem Tiefgang wie diese, sie passieren können. Der Unterschied in den Größenverhältnissen ist etwa der, daß die Finow-Kähne 127' lang und 14' 6" breit sind, während dagegen alle übrigen Frachtfahrzeuge auf den Flüssen unserer Mark, soweit sie hierher gehören, 150' lang und 18' breit sind.

Die Länge des Fahrzeuges wird hierbei gemessen „von Kaffe zu Kaffe", d. h. von der äußersten Spitze des Kahns bis zum Steuerrücken. Das Messen geschieht in folgender Weise:

Es wird ein „Anschlagspunkt" gewählt, der am äußersten Ende der Kahnspitze belegen ist und die Mitte derselben bildet. Von hier aus wird eine Schnur (Bindfaden) bis zum äußersten Rücken des Steuers, dort wo sich dasselbe zum Wasser hinab biegt, gezogen. Nun wird diese festgespannte Schnur gemessen und die so festgestellte Länge wird als diejenige des Schiffes angenommen.

Die Breite des Fahrzeuges wird in der Weise ermittelt, daß mittelschiffs, etwa dort, wo der Mastbaum seinen Platz hat, von Außenbord zu Außenbord eine Schnur gezogen und diese gemessen wird.

Früher wurde zum Bau der Fahrzeuge Tannen- oder Kienenholz verwendet; seit mehreren Jahren aber verwendet man, namentlich zum Bau der zum Transport von Stückgut dienenden Schiffe, auch das Eisen.

Beim Bau eines Schiffes wird zunächst der Schiffsboden gelegt. Diele neben Diele, die an ihrer Schmalseite durch Holzzapfen verbunden werden, wird gelegt, bis Breite und Länge des Schiffsbodens erreicht sind. Hierbei muß auf gleiche Stärke der Dielen gesehen werden, die je nach der Art des Schiffes und seiner zukünftigen Verwendung 2—4″ beträgt. Die letzten dieser Dielen, die den Abschluß des Schiffsbodens bilden sollen, werden über Feuer „gekrümmt", d. h. so gebogen, daß ihre Enden schräg nach oben gehen, und dienen später gleichzeitig als Boden der „Kaffstücke" genannten Teile des Schiffes, der Spitze und des Steuerstandes.

Auf die Diele folgt die erste Planke, die „Brenne" genannt wird, hierauf setzt sich die „Windlatte" fest und als letzte Planke folgt oben auf die „Riesbord".

Dem Ganzen festen Halt zu geben, dazu dienen die „Kniestücke"; es sind dieses starke, im rechten Winkel gewachsene Baumzweige, deren einer Schenkel an der Innenseite der Schiffswand emporgeht und an dem die Planken befestigt sind, während der andere am Schiffsboden seinen Halt findet und hier gleichzeitig zur Befestigung des ganzen Schiffes beiträgt. Diese sogen. Kniestücke werden so gesetzt, daß sie sich gegenüberstehen und ihre Schenkel am Schiffsboden dicht neben einander zu liegen kommen, so dass sie wiederum unter einander verbunden werden können. Diesen, am Schiffsboden befestigten Teil des Knies, nennt man auch „Wrange" oder „Blatt".

Bei Fahrzeugen besserer Bauart gebraucht man zu den Kniestücken Eichenholz, während zum Bau von Zillen gewöhnlich Tannen- oder Kiefernholz verwendet wird.

Vor allem kommt es darauf an, daß das verwendete Holzmaterial durchaus trocken und gut abgelagert ist. Denn von der Trockenheit des Holzes hängt nicht nur die Haltbarkeit des ganzen Fahrzeuges, sondern auch seine Schwimmfähigkeit ab.

Der Raum zwischen zwei Wrangen, die gewöhnlich 1′ oder mehr von einander entfernt gesetzt werden, heißt „Veste" oder „Gäte", bis auf denjenigen Raum, der zur Entfernung des in den Schiffskörper eindringenden Wassers benutzt wird und deshalb „Schöpfloch" genannt wird.

Die Entfernung des eindringenden Wassers erfolgt, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, entweder mittels einer eisernen oder hölzernen Pumpe oder mit der „Handschippe" oder Schaufel.

Die die Spitze und den Steuerstand bildenden Planken werden über Feuer derartig gebogen, daß sie schräg nach oben gehen. Während nun bei der Zille die Kaffstücke durch die Planken abgeschlossen werden,

erhält der Butzkahn gewöhnlich einen Vordersteven und der Spitzkahn eine Spitze aufgesetzt. Letztere, die einige Zentner schwer, bis über 2 Fuß lang und etwa 1 Fuß breit ist, wird durch ein Charnier mit den Kaffbrettern bezw. den Planken verbunden.

Ist der Rumpf des Schiffes hergestellt, dann beginnt der innere Ausbau desselben.

Da werden die „Dehnbäume“ oder „Sprieße“ gesetzt, die dem ganzen Schiffe erst den erforderlichen Halt geben. Es sind dies viereckig geschnittene Balken, von etwa $^1/_2$ Fuß Stärke, die in ganz bestimmten Entfernungen von einander quer durch das Schiff von Bord zu Bord gehen. Neben ihnen befinden sich zur größeren Festigkeit des Schiffes die Patentschrauben, eiserne Stangen, die durch die Planken gehen, außen Bords mit eisernen Schraub-Köpfen oder Platten versehen und in der Mitte durch eine Doppelschraube fest zusammen gehalten werden. Gewöhnlich befinden sich in einem Schiff 4—6 Stück solcher Schrauben.

Sodann folgen der „Schofft“ mit der „Butze“ und der „Stand“ mit der „Kajütte“. Ersterer ist der obere Teil des Schiffes in der Spitze, eine Art Deck, auf dem die Schiffer sich bewegen und das etwas über einen Fuß tiefer liegt wie die Riesbord. An den Schofft schließt sich die „Butze“, d. i. der Aufenthaltsraum oder Kajütte für die Bootsleute an.

Die „Kajütte“ am hinteren Teile des Schiffes und vor den Steuer belegen, ebenfalls 1′ tiefer wie die Riesbord, dient zum Aufenthalt für den Kapitän und seine Familie, das Deck der Kajütte auch als Steuermannsstand.

Der Raum, der in der Spitze eines Schiffes durch dessen Boden, Seitenplanken und Deck gebildet wird, heißt bis zur Butze „die Kaffe“; derjenige Raum zwischen der Kapitänskajütte und dem Schlußstück des Schiffes „der Stand oder Steuermannsstand“, der Innenraum die Hinterkaffe.

Im ersten Drittel des Schiffes, von der Spitze abgerechnet, befindet sich der Sitzschemel für den Mastbaum, der aber sitzt nicht auf dem Schemel, sondern steht in demselben.

Gebildet wird der Sitzschemel von einer besonders starken, kräftigen und breiten Planke, die in Höhe der Windlatte quer von Bord zu Bord angebracht ist, die in der Mitte und an ihre Rückseite halbkreisförmig ausgeschnitten ist. Besondere Kniestücke und eiserne Schrauben, sowie eiserne Verankerungen dienen dazu, dem Sitzschemel besondere Festigkeit zu geben.

Vom Vorderdeck bis zur Kapitänskajütte werden an den beiden Bordwänden entlang Planken gelegt, die der Schiffer den „Laufgang“ oder Gangbord nennt, da diese Planken eine Verbindung oder Laufgelegenheit im Schiffe zwischen der Schiffsspitze und dem Steuer her-

stellen. Der Teil der Laufplanken von der Kaffe bis zum Sitzschemel ist an den Bordwänden und der Kaffe besonders stark befestigt, dient er doch gleichzeitig dazu, dem Mast einen stärkeren Halt zu geben, wenn der vom Segel aufgefangene Wind beginnt das Schiff zu drücken oder fortzutreiben.

Die Laufplanken dagegen vom Sitzschemel bis zur Kajütte liegen nur lose auf den Dehnbäumen, können jederzeit beliebig und insbesondere beim Beladen des Schiffes entfernt und, wie geschildert, zu anderen Zwecken verwendet werden.

Man nennt den ersten Teil dieser lose gelegten Planken direkt hinter dem Sitzschemel, das „Vorderbrett", dann das Mittelbrett und endlich das Hinterbrett.

Glaube ich so ein Bild von der Erbauung unserer märkischen Schiffe im großen und ganzen gegeben zu haben, so bliebe mir hierbei noch zu bemerken, daß Variationen auch hier nicht ausgeschlossen sind.

Werden, wie oben geschildert, die Zille und der Deck- oder Spitzkahn gebaut, so weicht hiervon der Butzkahn insofern ab, als er vorn und hinten an Stelle des breiten, schräg nach oben gehenden Bodens der Kaffe, je einen geraden Steven erhält, an dem die Planken befestigt werden.

Diese Bauart wird namentlich in jüngerer Zeit als eine zeitgemäße Notwendigkeit bevorzugt. Während nämlich in früheren Jahren ein Schleppdampfer auf den Gewässern der Mark eine seltene Erscheinung bildete, ist heute der Schleppdampfer das ständig belebende Element unserer Gewässer und „das Wasser kommt garnicht mehr zur Ruhe." Dampfer folgt auf Dampfer, stromauf wie stromab, der Zerstörer der ganzen Flußfischerei. Doch dieses nicht allein, der Dampfer hat auch der Segelei ein Ende gemacht. Sieht man heute auf unseren Flüssen einen Segler, so gleicht er einem flügellahmen Vogel, der nicht weiß, ob er fliegen oder laufen soll. Anders dagegen sah es vor 20—30 Jahren noch aus. Stolz blähten sich da die großen gewaltigen Leinwandflächen im Winde auf und weiß glänzten sie im Sonnenschein. Gleich dem stolzen Schwan durchfurchte so ein Segler die Flut und mancher Schiffer mußte, vom Großsegel über Bord geschlagen, sein Leben durch Ertrinken verlieren.

Heute dagegen beherrscht der Dampf die Schiffahrt und der Schiffer, dem nervösen, hastenden Treiben unserer heutigen Zeit folgend, läßt das Segel im Segelkasten liegen, er reicht seinem Schlepper die „Trosse" und läßt sich schleppen. Da nun durch breite Flächen der Widerstand erhöht wird, so kommt man immer mehr dazu, diese zu vermeiden und den Steven im Schiffsbau auf unseren Flüssen zu bevorzugen. Nicht nur durchschneidet solcher Steven das Wasser leichter und erleichtert dadurch der Dampfmaschine die Arbeit, sondern der Steven bietet auch noch den Vorteil, daß

bei einer Havarie der Schiffsboden geschützt bleibt, da das Schiff nicht so leicht leck wird und zum Sinken gebracht werden kann.

„Es läuft nicht so leicht auf", so lautet der technische Ausdruck.

Wir sehen daher auch beim Schleppen der Kähne auf der Spree, daß der erste der geschleppten Kähne fast stets ein Stevenkahn ist, er fängt nicht, wie z. B. eine Zille, mit breiter Brust das von der Schraube oder den Rädern des Dampfers nach rückwärts geworfene Wasser auf, sondern läßt es zu beiden Seiten des Schiffes weiter gleiten.

Nun die Ausstattung eines „Kahnes."

Auch hier macht sich gegen frühere Jahre ein bedeutender Fortschritt bemerkbar, insbesondere in der Ausnützung der räumlichen Verhältnisse. Heute kann es einem nicht mehr so leicht „in die Bude regnen!" Während heute der Eingang zur Kapitänskajütte meistens durch Schiebedach überdeckt ist, befand sich früher zwischen Kajütte und Steuermannsstand ein etwa 2 Fuß breiter Raum „der Gang." An den Innenbordseiten dieses Ganges führten zwei schmale Treppen in den Gang hinab, und von diesem gelangte man durch eine Doppeltür oder Flügeltür in die Kajütte. Stand diese Tür bei Regenwetter auf, so regnete es direkt in die Kajütte hinein, da ein schützendes Dach über dem Eingang fehlte.

Der Eingang in die „Butze" erfolgt noch immer durch eine in der Decke desselben befindliche nach oben zu öffnende Klappe, von welcher dann mehrere Stufen hinab in das Innere führen. Außerdem befindet sich ein sogen. Notausgang noch an der Breitseite der Butze, durch den man in das Innere des Schiffes, den sogen. „Brummstall" kommt. Auch von der Kapitänskajütte führt häufig eine solche Verbindungstür in den Schiffsraum. Raum ist hier in der kleinsten „Kajütte" vorhanden, um den Schiffer mit seiner Familie aufzunehmen und namentlich wenn „sie", nämlich die Olle, oder Kapitänsfrau, selbst an Bord ist, herrscht in diesem kleinen Raum, in dem oft auch die Gardinen, die Blumen und der Papagei nicht fehlen, eine Sauberkeit und Gemütlichkeit, wie sie sich der Landbewohner in seiner Behausung auch nicht besser zu schaffen vermag.

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Schiffer seinen Beruf in Wind und Wetter ausüben muß, zwingt ihn allerdings, sich auch eiserne Gardinen zuzulegen, diese aber bilden vor den Kajüttenfenstern, außerhalb angebracht, nur einen Schutz der Glasfenster.

Kleiner und beschränkter noch, wie die Kajütte, ist der Aufenthalt der Bootsleute, die Butze. Auch diesen Raum teilt oft noch die Frau des verheirateten Bootsmannes und sein Kind. Häufig aber auch dient dieser Raum noch zur Aufbewahrung verschiedener Gerätschaften, wie Taue, Kloben etc. Die Bettgelage sind in beiden Räumen etagenweise angebracht, die Winkel bilden häufig Spinden, die Mitte des Raumes

nimmt ein Tisch ein und Kommode nebst Spiegel und Bilderschmuck fehlen auch nicht. Die Öfen sind sogen. eiserne Öfen oder Kochmaschinen, die, transportabel, in der kühleren Jahreszeit in der Kajütte aufgestellt sind und gleichzeitig in dieser den Ofen ersetzen. In der heißen Jahreszeit dagegen bringt man sie außerhalb der Kajütte irgendwo unter, denn dann ist es in den Kajüttenräumen oft so heiß von der Sonne, die doch das Deck von ihrem Aufgang bis zu ihrem Untergang bescheint, daß es die gesamte Besatzung vorzieht, auf einem im Schiffsraum improvisierten Lager zu schlafen. Liegt die Besatzung auch dann wohl direkt in den Betten, so bildet das gesamte Deckbett aber das weite Himmelzelt und die aufgehende Sonne küßt die Schläfer munter zu neuer und schwerer Arbeit.

Sind Frauen und Kinder an Bord, dann baut man wohl auch ein Schlafzelt, indem mittels eines Segels eine Art Schlafzelt hergerichtet wird.

Endlich kennt man auch an Bord den häufig lieben Hausgenossen, den Hund; auch er hat hier sein Häuschen und gehört zur Familie. Vergißt er aber einmal seine Familienzugehörigkeit und geht an Land schwänzen, dann schmeckt ihm die erste Kost an Bord gewöhnlich garnicht und die Portion „Tauende“, die ihm verabfolgt wird, ruft Heulen und Zähneklappern hervor. Auch Tauben, Hühner und Kaninchen werden oft gehalten, deren Los es ist Abwechselung in die oft sehr eintönige Tischkarte zu bringen. Daß, soweit es der Raum an Bord gestattet und namentlich wenn „sie“ sich an Bord befindet, auch der Garten, sogar in zweierlei Gestalt, in Blumen- und Gemüsegarten, nicht fehlen darf, ist selbstverständlich.

Der wichtigste Teil des ganzen Schiffes ist nun das Steuer. Steuerlos ist das Fahrzeug unrettbar verloren, ein Spielball von Wind und Wellen.

Das Steuer wird aus zwei Teilen gebildet, den „Krummel“, auch Steuerhelm oder Helmholz genannt, dessen Spitzname „Faulholz“ lautet, und die „Steuerdiele“. Ersterer ist derjenige Steuerteil, der sich über dem Schiffsbord befindet, ein länglich runder Baum, der sich von vorn nach hinten zu bis zu einem vierkantigen Balken verstärkt; der zweite Teil dieses Balkens reicht über Bord zum Wasser hinab und an ihm ist die im Wasser liegende „Steuerdiele“ befestigt, die, je nachdem das Schiff leer oder beladen ist, und je nachdem es dem Steuerdrucke mehr oder weniger folgt, mit Eisen oder Steinen etc. belastet wird. Gehalten und bewegungsfähig wird das Steuer durch den „Steuernagel“, der durch den oberen vierkantigen Teil des Steuers und durch die darunter befindliche Steuerbank oder Steuerlager geht und es ermöglicht, daß das Steuer sich um seine eigene Achse drehen kann. Dieser Steuernagel ist ein langer, runder, eiserner Bolzen.

Bei den langsameren Bewegungen der Segelschifferei kann das Rad-

steuer, wie es bei Dampfern und Seeschiffen zu finden ist, nicht angewandt werden, weil diese Steuer eine schnellere Bewegung oder Wende des Schiffes herbeiführen. Aber schon haben diejenigen Kähne, die ausschließlich „gedampft“ werden müssen, d. h. fast ausschließlich mittels Dampfer befördert werden, neben dem Segelsteuer schon das Radsteuer und nicht mehr lange, und das Segelsteuer gehört auch zu dem einst „Gewesenen“. Außerdem sprechen hier noch Wasserdruck auf das Steuer und anderes mit.

Sodann folgt der Mastbaum mit der Segelstange, letztere auch „Schmack“ genannt. Der Mastbaum ist eine kernige, gesunde, schlank gewachsene und gut verästete Tanne oder Kiene, sich nach oben hin verjüngend, von 70 - 80 ′ Länge. Ein Gegensatz zu den Masten der Seeschiffe, die sich, sozusagen aus mehreren Etagen zusammensetzen. Der Mastbaum steht unten auf dem Boden des Schiffes im sogenannten Stand oder Einsatz — einem viereckigen, durch Leisten, die auf dem Schiffsboden befestigt sind, gebildeten Loch. Gehalten wird „der Mast“ durch den oben beschriebenen Sitzschemel, in dessen Ausschnitt er steht. Um dem Mast einen festen Halt zu geben, wird der Ausschnitt durch einen Holzblock mit eisernen Krammen verschlossen, und um eine lotrechte Haltung zum ganzen Schiffe einzunehmen, erfolgt seine „Verkeilung“, d. h. es werden zwischen Mast und Ausschnitt starke Keile eingetrieben, die ein Versacken des Mastes aus dem Lot unmöglich machen, auch wenn er nicht durch Leinen gehalten wird.

Bedeutend kleiner wie der Mast ist die Segelstange oder Schmack. Sie ist ebenfalls von Kienen- oder Tannenholz, ein langer gleichmässiger Baum in Bolzenform von 60—65 ′ Länge, sich nach dem oberen Ende gleichfalls verjüngend. Hierher gehört noch der Segelkasten, ein großer verschließbarer mit Deckel versehener Kasten, in welchem Segelzeug und Leinen aufbewahrt werden.

Oft sehen wir, wie Schiffer, um ein Tau zu befestigen, einen etwa einen halben bis ganzen Arm langen und starken Knüppel durch eins der vielen in den Bordwänden der Kaffe bezw. Schofft und dem Stand befindlichen Löcher stecken. Dieser Knüppel führt den Namen „Tennnagel“, ein Wort, das ich nicht zu deuten vermag, und das Loch in der Bordwand, durch welches er gesteckt wird, heißt „Wandloch“. Außerdem befinden sich an den Bordwänden noch klotzartige Aufsätze, die man gewöhnlich ebenso wie jenen Klotz, der sich an der Kajütte befindet, „Rep-Pahl“ nennt. Um erstere werden Repe-Leinen und Ketten geschlungen, an denen sich Gegenstände über Bord, wie z. B. Anker befinden, letzterer wird beim Segeln zur Befestigung der Segelleine benutzt. Beim Segeln verwendet man noch die „Schwertbretter“ oder „Schwerte“. Es sind dies zwei in etwas ovaler Blattform gehaltene, fest aneinander gefügte Bretter von etwa 4—6 ′ Länge und oben 2 und unten 3—4 ′ Breite, sowie

2—3″ stark. Der Zweck der Schwerte ist das Verhindern eines Kenterns beim Segeln.

Etwas seitwärts von der Spitze und auf deren rechten Seite befindet sich ein kleiner vorgestreckter Krahn, durch welchen die Ankerkette läuft, der durch eine eiserne Winde, die auf dem Schofft vor der Butze steht, den Anker hebt und senkt. Gewöhnlich werden in Rücksicht auf die Bodenverhältnisse unserer Gewässer, die meistens sumpfig sind, vierflüglige Anker verwendet.

Ist so die innere Ausstattung vollendet, so erhält das ganze Schiff einen Anstrich, d. h. es wird gründlich vom Scheitel bis zur Sohle geteert. Der Teer hat außerdem den Zweck das Holz fester und dichter zu machen ebenso wie das Werch, aus alten Tauen, die zu diesem Zwecke gewöhnlich in Strafanstalten verarbeitet werden, hergestellter sehr brauchbarer Hanf. Dieses Werch wird in sämtliche Fugen des Schiffes, gehörig mit Teer getränkt, mittels Schlägel und Stemmeisen getrieben und verhindert dadurch bis zu einem gewissen Grade das Eindringen des Wassers in den Kahn, das durch das noch so gewissenhaft ausgeführte Zusammenfügen von Planken und Bohlen allein doch nicht zurückgehalten werden könnte.

Gewöhnlich entbehren unsere Schiffe eines jeden Schmuckes; keine Gallion oder sonstige Figur oder Bild schmückt Spitze oder Spiegel (Hinterseite des Schiffes). Nur werden Kajütte und Butze farbig angestrichen, gewöhnlich dunkelgrün mit weißem Rahmen.

Ist alles gehörig trocken, dann geht das Schiff geschmückt mit einem über die Spitze gehängten großen Kranz, den es auch während seiner ersten Reisen trägt, vom Stapel zu Wasser. Jetzt kommt der Segelmacher mit Segel und Leinenzeug. Früher, zur Segelzeit, konnte man Segel auf den Schiffen unserer Flüsse sehen, die 23 Ellen hoch und 14 Blatt breit waren, das Blatt zu $^5/_4$ Ellen gerechnet. Heute sind die größten Segel gewöhnlich nur 21 Ellen hoch und 11 Blatt breit, oder 18 Ellen hoch und 9 Blatt breit.

Fock, Klüver, Besamsegel, Dreikant etc. kannten unsere Schiffer nicht, höchstens noch die Fock.

Um die Segel am Mast befestigen zu können, wird zuerst das „Scherzeug“ angeschlagen. Unter Scherzeug versteht der Schiffer sämtliche Leinen und Taue, die am Mast befestigt und erforderlich sind, ein Schiff unter Segel fortbewegen zu können. Zwischen Mast und Segelstange wird dann noch das an der Stange befindliche Leinenzeug „das Stangenzeug“ genannt.

Steht der Mast und soll das Segel emporgezogen, oder „geheißt“ werden, so wird das Ende einer Leine, die durch einen sogenannten Kloben läuft, der durch ein Tau an der Mastspitze „angeschlagen“ oder

festgebunden ist, durch eine Schleife mit dem Segel verbunden, und daran das Segel in die Höhe gezogen.

Um außerdem das Segel am Mastbaum festzuhalten, sind am Segel selbst Ringe angebracht, d. i. kurze sich in gewissen Abständen folgende Leinen, von welchen das eine Ende am Segel bereits befestigt ist, während das andere beim Aufziehen des Segels um den Mast geschlungen und mit einem am zweiten Ende dieser Leine befindlichen Knebel in eine Öse gesteckt wird. Diese Öse befindet sich wiederum an der Hinterliek, mit der man beim Segel den aus einem gedrehten Tau hergestellten und an das Segel angenähten Rand oder Saum bezeichnet. Der äußere Segelsaum wird die Außenliek genannt, auch Vorderliek.

Zum leichteren Aufziehen des Segels trägt der erste Ring kinderfaustgroße Holzkugeln, die sich beim Ziehen drehen. Ist das Segel geheißt, dann wird durch eine zweite Leine, die gleichfalls durch einen zweiten an der Mastspitze befindlichen Holzkloben und von hier zur Spitze der Maststange läuft „abgefiert“ und damit die Stange, welche in gewisser Höhe am unteren Teil des Mastbaumes in einer Schleife oder einem Ringe hängt, bis zur äußersten oberen Spitze des Segels geführt. Es folgt sodann noch die Streckung des Segels insofern, als durch eine weitere nach der Spitze der Stange führende Leine der äußere Rand des Segels so weit wie möglich, hoch geholt wird. So kann die Segelfahrt beginnen. Die Enden der Hauptleine sowie der Stangenleine werden dann, wenn das Segel „steht“ an die Maulaffen, d. s. sogenannte Knebel aus Holz, geschlagen. Diese Knebel befinden sich für die Leine des Hauptsegels an der Segelbank, für die Leine der Stange am unteren Teil der letzteren.

Damit dem Mast beim Segeln ein größerer Halt gegeben wird und er dem Druck des Windes, der sich im Segel festsetzt, größeren Widerstand bieten kann, wird noch eine gleichfalls an der Mastspitze befindliche resp. befestigte Leine zur Spitze des Schiffes geführt und hier fest angezogen. Diese Leine heißt „Schnurrleine“ im Gegensatz zu den Leinen, die vom Mast bezw. Segel nach hinten laufen, sich halbwegs durch einen Doppelkloben vereinigen und von hieraus durch die Scherleine, die durch denselben Kloben läuft, von der Bedienungsmannschaft angezogen, oder nachgelassen werden können.

Ist dann endlich noch die „Standarte“ an die Mastspitze befestigt und der Wind günstig, dann tritt der Schiffer „in Gottes Namen“ seine Reise an, von der er glücklich zurückkehrt, wie der lange, weitauswehende Heimatswimpel, den er unter der Standarte gesetzt hat, anzeigt.

Als Standgeräte dienen dem Schiffer neben dem bekannten langen Ruder, noch der Staken, ebenfalls eine Art Ruder; ferner der „Schrick“, ein mehrere Fuß langer und mehrere Zoll dicker Holzpfahl, der oben mit einem kräftigen Querholz versehen, am unteren Ende zwei nach

außen weisende eiserne Spitzen trägt, die durch einen um das Holz gelegten eisernen Ring gehalten werden. Dieser Schrick wird angewandt, um den Lauf des Schiffes plötzlich zu hemmen oder ihm eine andere Richtung zu geben, wozu das einfache Handruder nicht ausreichen würde.

Dann kommen noch verschiedene Haken und Staken, sowie der der Sauberkeit dienende Besen des Schiffes „der Schwabbel", ein Holzstiel, an dessen einem Ende ein „Flansch" von Tuchlappen, (auch aufgedrehtes Tauwerg) befestigt ist.

Ein sehr wichtiges Instrument an Bord ist „der Kneppner" — nicht zu verwechseln mit dem auf dem platten Lande so bezeichneten Vogel, den Storch. — Der Kneppner ist ein aus zwei schmalen Latten gebildetes Instrument. Zwei Enden dieser Latten stehen genau im rechten Winkel zu einander und die Schenkel der Latten werden durch ein Querholz oder Latte gehalten bezw. verbunden.

Dieses Instrument diente in früheren Zeiten, als man die Ladelinie noch nicht kannte, wie sie jetzt Außenbords vorn, in der Mitte und hinten angebracht sein muß, dazu, den Tiefgang des Schiffes festzustellen.

Da das Beladen eines Schiffes sich stets nach den Tiefstand des in den einzelnen Wasserstraßen befindlichen Wassers richtet, so wurde beim Beladen mittels des Kneppners das Sichsenken des Schiffes ermittelt, um später ein Festfahren nach Möglichkeit zu vermeiden. Der längere der beiden Schenkel trug das nach Fuß geeichte Maß. Heute sieht man das Maß außenbords durch schwarze Querstriche auf weißem Grunde angegeben.

Der innere Raum des Schiffes dient zur Aufnahme der Ladung, aber der Schiffer unterscheidet auch hier noch den eigentlichen Laderaum, d. i. den Raum vom Mast bis zur Kajütte und den „Brummstall", d. i. der Raum vom Mast bis zur Butze. Beim Deckkahn werden zur Errichtung des Decks sogen. Knien oder Stützen in hierzu in der Riesbord angebrachte eiserne Krammen gesteckt, die nach der Mitte des Laderaums und schräg nach oben zugehen, um hier ihren Stützpunkt wieder an dem Querbalken, der von Kajütte bis Butze bezw. Mast läuft, zu finden. Dieser Querbalken liegt genau in der bei der Vermessung ermittelten Mitte des Fahrzeuges und ungefähr die Bordwand um $^1/_3$ ihrer eigenen Höhe überragend.

Gleich den Ziegeln auf dem Dache eines Hauses werden dann die Deckslatten oder Bretter, parallel mit dem Schiff, übereinander aufgelegt und mittels Haken oder Riegel unter Deck festgehalten. Zum Schutze der Lattenenden (die Latten haben etwa eine Länge von 3—4′ und eine Breite von 3—4″) werden sogenannte Schutzbalken gelegt, die durch entsprechende Einschnitte den etageförmig liegenden Latten und ihrer Stärke im Durchmesser sich genau anpassen. Auch dienen diese

Balken gleichzeitig dazu, etwa übernommenes, oder Regenwasser nicht durchzulassen, wodurch die Ladung z. B. Getreide leicht verdorben werden könnte. Je nach der Grösse eines Deckkahnes ist die Zahl der Stützen und Balken verschieden, gewöhnlich sind es 4—6.

Um eine Verwechselung unter den einzelnen Lagen der Latten zu vermeiden, trägt jede Latte und auch jeder Deckbalken eine Bezeichnung. Mit schwarzer Farbe liest man auf der Latte die lfde. Nummer, ob die Latte nach vorn, oder hinten, oder in die Mitte des Schiffes gehört und ob Back- oder Steuerbordseite.

Das Laufen auf dem schräg abfallenden Deck ist durchaus nicht so leicht und gefahrlos, insbesondere wenn dieses vom Regen naß ist oder Schnee und Glatteis das Deck fast ungangbar gemacht haben. Da hat man denn zur Sicherung des Personals sogen. Laufbretter, etwa einen Fuß vom Decksrand entfernt, angebracht und schützt durch diese nicht nur die Mannschaft bei der Verrichtung ihrer Tätigkeit auf Deck, sondern dieses selbst gleichzeitig mit.

Das jedes größere Fahrzeug seinen „Anhang“ oder Rettungskahn mit sich führt, ist wohl allgemein bekannt.

Wenn ich zum Schluß noch den juristischen Begriff eines Schiffes erwähnen darf, so muß ich bemerken, daß das Gesetz keine Zille, Butzer oder Deckkahn kennt, sondern nur ein „Schiffsgefäß“. Rechtlich sind Schiffsgefäße den unbeweglichen Sachen, z. B. dem Grund und Boden, dem Hause etc., insofern gleichgestellt, als sie, wie diese, hypothekarisch beliehen werden können.

Früher wurden die Schiffsgefäße nach ihrer Fertigstellung von den hierfür zuständigen Vermessungsbehörden, und das waren die Steuer-Ämter in verschiedenen Städten, in der Weise vermessen, wie ich dieses im Anfang meines Aufsatzes geschildert habe.

Über eine solche stattgefundene Vermessung erhielt sodann der Schiffseigner eine Urkunde ausgefertigt, die der „Meßbrief“ hieß, und an der Kajütte des betreffenden Kahnes, auf der linken Seite ihrer Hinterfront, wurde ein Blechschild angebracht, das die Vermessungs-Nummer trug.

Zum Beispiel: I No. 309. Das heißt für die zuständigen Behörden, daß das Schiffsgefäß von der I. Vermessungsstelle vermessen und in der Liste über die vermessenen Schiffsgefäße unter der laufenden No. 309 gebucht worden ist. Die erste Vermessungsstelle ist Berlin, folglich ist das Schiffsgefäß in Berlin beheimatet und Berlin Heimatsort des Schiffseigners. Vermessungsstellen sind z. B. noch Brandenburg a. H. als II., Potsdam als XII.

Wollte nun der Schiffseigner sein Schiffsgefäß einem Gläubiger verpfänden, so mußte er auf's Gericht, oder zu einem Notar gehen und hier eine Schuldurkunde aufnehmen lassen, in welcher er unter genauer Bezeichnung des Fahrzeuges sowie Nennung der Vermessungs-Nummer

sein Fahrzeug für die Schuld verpfändete. Sodann übertrug der Notar oder das Gericht den wesentlichen Inhalt der Schuldurkunde in den Meßbrief mit Siegel und Unterschrift.

Die Löschung eines solchen Vermerkes erfolgte durch Durchstreichung des Eintragungsvermerkes mit roter Dinte. Die Kassation oder das Durchschneiden des Meßbriefes, wie es bei den Hypothekenbriefen stattfindet, unterbleibt.

Zahlte der Schuldner nun weder Zinsen, noch das fällige oder gekündigte Kapital nicht pünktlich, so hatte der Gläubiger das Recht, die Zwangsversteigerung des verpfändeten Schiffsgefäßes zu beantragen. Das Zwangsversteigerungs- oder Zwangsverwaltungsverfahren eines Schiffsgefäßes ist demjenigen eines Grundstücks genau entsprechend.

Die neuere Gesetzgebung hat den Meßbrief beseitigt. An Stelle der Steuerbehörde ist das Gericht des Wohnortes des Schiffseigners getreten und ihm wird nunmehr zum Ausweise seiner Eigentumsrechte an dem Schiffsgefäß ein „Schiffsbrief“ ausgestellt.

Die früheren Meßschilder sind entfernt, an ihre Stelle sind außenbords angebrachte Bezeichnungen getreten und zwar so, daß sie auch während der Fahrt des Schiffes von jedermann leicht erkannt und gelesen werden können.

Da ist zuerst das Namensschild mit dem Vor- und Zunamen und dem Heimatsort des Schiffers. Der gewaltsame Zwang, der hier oft waltet, um Abkürzungen der Namen herbeizuführen, ohne daß die bestehenden Vorschriften verletzt werden, ist nicht selten ohne Humor. Wm. soll Wilhelm, F. a. K. soll Friedrich August Karl heißen etc. Gewöhnlich ist das Namensschild an der Längsseite der Kajüttenwand angebracht, oder am Steuerholm auf beiden Seiten desselben.

Vorn an den Kaffeplanken befinden sich auf beiden Seiten des Schiffes die Angaben über die Größenverhältnisse, den Tonneninhalt und die grundbuchliche Bezeichnung. An den Längsseiten des Schiffes befinden sich die Angaben über den Tiefgang bezw. die Ladelinie in Strichen und Zentimetern.

Auch die Schiffsbriefe tragen äußerliche Erkennungszeichen. Ich habe bereits erwähnt, daß zweierlei Arten von Schiffsgrößen bestehen, die nach Finow- und die nach Elbe- bezw. Odermaß gemessenen. Die Schiffsbriefe der nach Finowmaß gemessenen Schiffe befinden sich in einem Pappumschlage von weißer, und die nach Odermaß gemessenen in einem solchen von roter Farbe.

Mitverpfändet ist alles an Bord befindliche und zur Pertinenz eines Fahrzeuges gehörige Gerät, wie Anker, Ketten, Taue, Leinen, Ruder, Kloben, auch wenn diese Gegenstände nicht im unmittelbaren Gebrauch sich befinden sollten. Ausgeschlossen von der Pfändung ist alles dem

dem Schiffer persönlich Gehörige, wie z. B. Wäsche, Kleidung und Betten, die sich an Bord befinden.

Der Beruf des Schiffers ist kein leichter. Befindet er sich auch stets in frischer Luft auf dem Wasser, so ist sein Leben doch ein ruheloses, von Wind und Wetter abhängiges. Rücksichtslos muß er sich allen Gebilden des Wetters preisgeben, gleichgiltig muß es ihm sein, ob ein Gewitterregen ihn bis auf die Haut durchnäßt und ihn die Sonne später wieder trocknet. Er kennt nur die Losung: „Vorwärts!“ Vorwärts, wenn das Schiff seine Ladung hat, damit es schnell entleert wird, und vorwärts, ist die Ladung gelöscht, damit neue Ladung aufgenommen werden kann. Denn die Zeit des Geldverdienens ist nur der Sommer und Hindernisse, wie zu geringe Wassertiefe der Flüsse, die es nicht gestatten volle Ladung zu führen, sowie Mangel an genügend bequemen und reichlich vorhandenen Ausladeplätzen, Schleusenaufenthalt etc. schränken den Verdienst gewaltig ein. Letzterer wird stets in 3 Teile geteilt, einen Teil erhält der Schiffer, einen die Mannschaft und einen das Schiff.

Wenn aber auch der Beruf so schwer ist und es Ruhe eigentlich nur im Winter gibt, wenn Eis die Fläche der Gewässer bedeckt, so stellt doch gerade das Schiffervolk neben der Landbevölkerung — ich meine hier das platte Land, den Bauer, zum Unterschiede von dem Städter — zum Militär das gesundeste Menschenmaterial.

Trotzdem während der Fahrt jede Gelegenheit wahrgenommen wird, um dem Ziele der Fahrt möglichst schnell nahe zu kommen und deshalb der Schlaf ein seltener Gast ist, so fehlt es an Frohsinn und Heiterkeit im Schiffervolk nie.

Ist der Wind gleichmäßig, oder ist er still geworden, und es gibt keine Veranlassung zur Weiterfahrt, so daß das Schiff liegen bleiben muß — wer hätte da wohl nicht schon seinen Spaziergang an den Ufern des Flusses oder des See's gehemmt, wer ist da nicht schon stehen geblieben, um den Tönen zu lauschen, die der auf dem Bordrand sitzende Schiffer seinem „Schiffspianino“, der Harmonika kunstverständig entlockt? Und was spielt er? gewöhnlich sind es anheimelnde Volksweisen, die in der Abendstille von dem da draußen auf dem Wasser liegenden Schiff herübertönen, oder auch ein lustiger Tanz. Immer aber kommt es zum Ausdruck, daß der Schiffer mehr oder weniger ein Gemütsmensch ist. Letzteres ersieht man auch aus der Bemahlung der Innenseite der Klappe, welche zur Butze führt. Neben Anker, Kreuz und Herz, auch wenn sie noch so plump gemalt sind, findet man Aufschriften wie:

„Anna's Ruh!“
„In Sturm und Wetter,
„Ist Gott mein Retter!“
„Villa Armanda!“
„Hotel zum lustigen Schiffer!“

„Gott mit uns!“
„Gott verläßt mich nicht,
„Wenn der Mast auch bricht!“
„Gretchen ist mein Liebchen,
„Und ich bin ihr Schatz,
„Rauch ich nicht mein Piepchen,
„Geb ich ihr 'nen Schmatz!“
usw. — — —

Wie lange noch, und das Erbauen von Schiffen in der von mir geschilderten Weise gehört der Vergangenheit an, kein Schiffsbaumeister wird sie mehr kennen und nur lächelnden Mundes von etwas Veraltetem sprechen. Denn immermehr schwinden in der Mark die Wälder, aus denen man das Bauholz zum Bau der Schiffe bezog und immermehr verdrängt das Eisen das Holz, gleichwie der Dampf das Segel verdrängt hat.

Die Bilder, welche man in den Wohnnungen der Schiffer, sowie in den Kajütten an Bord findet und welche ein in voller Fahrt befindliches Segelschiff (gewöhnlich einen Deckkahn) darstellen, wo auf dem Steuermannsstand mindestens 3 Mann sich gegen das Faulholz legen und so einen Gegendruck gegen den Druck, welchen das Wasser auf die Steuerdiele bewirkt, ausüben, wo ferner noch mindestens 3 Mann in der Kaffe stehen und Segel und Schiff beobachten, diese Bilder werden der zukünftigen Generation etwas Unmögliches darstellen. Und dabei zeigen diese Bilder nicht nur einfache, nakte Wirklichkeit, sondern einen typischen Charakter von dem einstigen Leben und Treiben auf den Gewässern unserer Mark.

Ein Pfarrerleben nach dem großen Kriege.

Nach alten Pfarrakten erzählt von

Kopp.

Pfarrer zu Kuhsdorf in der Prignitz.

Die Wittstocker Schlacht im Jahre 1636 war geschlagen. Die Kaiserlichen mußten flüchten, doch plündernd und sengend zogen ihre Haufen durch unsere Prignitz, und die Schwedischen habens nicht besser getrieben; am schlimmsten aber von allen die marodierenden Kriegsknechte, die einzeln oder truppweise gleich wilden Raubtieren nach Beute spähend ihrem unheimlichen Räuberhandwerk nachgingen. Und was Menschen verschonten, das schlug der Würgengel der Pest. Über den Ort Kuhsdorf, ehemals Kurdsdorf geheißen, der eben noch 29 Bauern

gezählt hatte, breitete sich die Stille des Todes. Der Pastor Gabriel Molzfeldt starb an der Pest im Jahre 1638, und zwölf Jahre lang lag der Ort verlassen da, kein menschliches Wesen hauste auf den Trümmerstätten der Bauernhöfe und des Rittersitzes, als — der Überlieferung nach — ein alter Knecht, der in einer Ecke des schwer zugänglichen Kirchenbodens sein Lager aufgeschlagen hatte. Denn, wenn auch zerschossen und arg beschädigt, so ragten doch noch fest und trotzig die gewaltigen Mauern des alten wehrhaften Gotteshauses, das einst vor mehr denn 400 Jahren die ersten deutschen Ansiedler der heiligen Anna*) zu Ehren und sich selbst zum Schutz erbaut hatten, über dem verödeten Ort, ein Wahrzeichen alter Zeit, wie ein Wächter der Toten und ein Mahner, das Zerfallene wieder aufzurichten.

Die Friedensglocken klangen durch die Lande; Paul Gerhardt sang:

Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf! So nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im vollen höheren Chor!

Aber in Kuhsdorf war keiner übriggeblieben, der ein Friedensfest hätte feiern können. Die Bewohner tot, vom Feinde oder von der Pest erwürgt, oder geflüchtet, in alle Winde zerstreut.

Da wagte sich Viktor von Quitzow, Erbherr von Kuhsdorf und Bullendorf, im Jahre 1650 wieder aus dem Havellande, seinem Zufluchtsort, in die alte Heimat. Doch unsanft begrüßte ihn auf der verwilderten Feldmark ein Rudel wilder Hunde, vor dem er sich auf eine Weide am Wege rettete. Doch der von Quitzow kam wieder und brachte Leute mit; er baute sich ein Haus, bescheidener als das alte und nicht an der alten Stelle, in Bullendorf, sondern unweit der Kirche an der Dorfstraße von Kuhsdorf.

So kamen auch etliche Hofwirte wieder in den wüsten Ort. Nach drei Jahren wurde in dem alten Gotteshaus zuerst wieder Gottesdienst gehalten, von dem Prediger Andreas Bremer von Garz, der alle 14 Tage kam und auch etwa nötige Amtshandlungen verrichtete.

Der Candidatus Theologiae Joachim Stargardt war dazumal 30 Jahre alt. Er war wohl ein Havelländer, hatte in Frankfurt an der Oder oder in Wittenberg in den letzten Kriegsjahren studiert und mußte sich nun in der Schule der Geduld üben, bis sich auch für ihn eine Pfarrstelle fände. Als er ludimoderator und Kantor in Friesack war,

*) Der Kirchenacker hieß noch lange das Lehen St. Annä.

vernahm er, daß die Kuhsdorfer Pfarre wieder aufs neue sollte eingerichtet werden, und wandte sich bittlich an Herrn Viktor von Quitzow, der ihn „auf guter Leute Rekommendation“ auch vocierte.

Es war im Jahre 1653, als Stargardt sein Amt antrat. Auf dem Pfarrhofe stand nur ein „klein enges Spiekerlein“ (Speicherlein), in dem er sich mit seiner jungen Ehefrau und den Kindern, mit denen die Ehe gesegnet ward, etliche Jahre „beschwerlich behelfen mußte.“ So große Mühe sich beide, Pastor und Patron, auch um die Hebung des Ortes geben mochten, es ging doch nur recht langsam voran.

Hatte ehedem der Pfarrer von Dienstgeldern, Pacht, Zehnten und Akzidenzien sorgenfrei leben können, so war auf all dies jetzt wenig oder garnicht zu rechnen, da das Dorf zum größten Teil wüst lag und noch im Jahre 1662 nur sieben Bauern vorhanden waren, die auch kaum die Hälfte ihres Ackers bestellen konnten, da allerorten Holz und Busch gewachsen war und es an Arbeitskräften fehlte, den Acker wieder urbar zu machen. Der Pfarrer mußte selbst, so gut es ging, wirtschaften, tauschte zu dem Zweck einen der Pfarre dienstpflichtigen wüsten Hof gegen einen dem Rittergut gehörigen, ihm bequemer gelegenen aus und nährte sich schlecht und recht von der Hände Arbeit, verwaltete treulich daneben sein geistliches Amt, das ihm freilich wenig genug eintrug.

Ein Pfarrhaus war notwendig, das war allen klar, aber woher das Geld dazu nehmen? Der Patron hatte nichts, die Gemeinde ebensowenig, die Kirche besaß freilich 14 Thaler 10 Groschen, aber der Kirchenacker lag ungenutzt. Da erlangte der Patron von der Kurfürstlichen Regierung die Genehmigung, etwas zu „kolligieren.“

So begab sich denn der Prediger Joachim Stargardt und sein Knecht Michael Stavenow auf die Reise. Zum Okulimarkt 1661 fand sich Gelegenheit nach Perleberg. Von da wandten sie sich durchs Mecklenburgische nach Lübeck. Ein günstiger Zufall hat uns einen Brief erhalten, den er von hier an seine daheim gebliebene Ehehälfte sandte:

„Meinen hertzlichen Grus zuvor sampt leibes undt der Seelen Wolergehen, Hertzgeliebtes Kindt, gebe ich euch freundlich zu vernehmen, dass ich mich jetzo annoch mit guter leibes gesundtheit Gott Lob aufhalte und noch wol bis Palm-Sonntage verharren möchte, weil es allhier etwas langsam zugehet; denn man muss oft die Leute überlaufen, es sindt viele Prediger aus Pommern hier, die auch etwas sammeln, also gehet es etwas sparsam zu. Jedoch muss man das beste von dem lieben Gotte hoffen, der noch gute christliche Herzen erwecken wird. Grämet euch, hertzliebes Kindt, um mich nicht, mir gehet es, dem allerhöchsten Gotte sei lob undt Ehre, noch wol, zu dem betet ohn unterlaß mit unsern lieben Kindern fleissig, wie ich auch thun will, so wird Er seine gnädiger Augen mit väterlicher Hülfe stets zu uns wenden. Ich will mich, geliebts Gott, von hier auf Hamburgh machen; der Höchste gehe vor mir her undt befördere

zu allem guten meine Verrichtung. Saget Paul Stavenowen, dass auch sein Sohn Michel noch gesundt sey, undt dass ich Ihn bitten lasse, fleissig die Verfertigunge des Hauses zu befordern, denn ich nicht eigentlich wissen kann meine wiederkunft. Ich habe hier eine freye Herberge, da ich nichts vertzehren darf und wird der liebe Gott noch ferner Rath schaffen. Saget Merten, dass er ja fleissig den Ackerbaw fortsetze, wotzu der Höchste Vater seinen gnädigen Segen verleihen wolle. Ihr könnet auch, liebes Kindt, den Juncker und die Fraw von mir freundtlich grüssen und Ihnen meinen Zustandt erinnern. Von Hamburgh ab will ich selber an Ihn schreiben. So in Amptsgeschäften etwas zu verrichten wäre, könnet Ihr Herrn Paulum zu Kubier darum ersuchen lassen durch einen von den Gotteshausleuten. Ich wollte Ihn selber in dem Perlebergschen Marchte darum ersuchet haben, könnte Ihn aber nicht antreffen, reisete deshalb fort. Hans Böncken gab ich meine Stieffeln und eilf groschen, hoffe, er wird Sie zu euch gebracht haben. Ich übersende euch auch eingeschlossen einen Ducaten, wenn Ihr ja was auszugeben hettet. Nun im übrigen Befehle Ich Sie in Gottes gnädigen Schirm sampt alle dem Unsrigen.

Lübeck, am 29ten Martii Anno 1661.

Joach. Stargardt
m ppria

In Hamburg hat der brave Stargardt nur sechs Taler erhalten. So vertraute er sich denn mit seinem Knecht einem Segelschiff an, das sie nach Amsterdam brachte. Aber die reichen Niederländer scheinen auch nicht allzuviel für Kuhsdorf übrig gehabt zu haben, und das wenige schmolz durch die Reisekosten zusammen Durch die Niederlande gings auf dem Landwege nach Westfalen, ins Münsterische, nach Friesland, nach der Grafschaft Oldenburg, wo ihm der Graf vier Kreuztaler gab, dann über Bremen, das Lüneburger Land, durch die Altmark nach Hause.

Schade, daß wir über diese interessante Reise, die wohl etwa ein Jahr gedauert hat, keine genaueren Berichte haben.

Zu Hause angekommen, begab sich der Prediger mit seinem getreuen Begleiter alsogleich auf den Hof des Herrn von Quitzow; dort wurde unter Hinzuziehung der beiden Gotteshausleute (Kirchenvorsteher) das Geld gezählt. Michel bekam als Lohn 4 Dukaten. Es verblieben 45 Taler.

Im Besitz dieses Schatzes ward nun nicht länger gezögert, das Pfarrhaus zu bauen, worauf „folgende Kosten und nötige Mittel angewandt“ (laut Kirchenrechnung von 1664):

1) Das Pfarrhaus, was das Zimmern, Decken und das Bodenwindellohn in der Stube und in der Kammer, wie auch das Bier, so dabei ausgetrunken, ohne

das Holz, welches der Herr Patron dazu gegeben und ohne das Speisen, so die geringen Einwohner oder Bauerleute über sich genommen, samt den Fuhren, Handreichung und Wändekleiben . . . . 20 Tlr. 15 Gr.

2) Acht Schock Schöffe (Schilfrohr?) zum Pfarrhaus, in Kubier gekauft, das Schock zu 12 Gr. . . . . 4 „

3) Dem Tischler für die Türen Riegel, Fensterrahmen, wie auch dem Schmiede für Türklinken und Hespen, insgesamt zu machen gegeben . . . . . 5 „

4) Dem Glaser für die Fenster zu machen geben müssen 4 „ 13 „

5) Dem Töpfer für die Kachelu und die dazu gehörigen Mauer- und Ziegelsteine und für den Ofen zu setzen gegeben . . . . . 7 „ 9 „

6) Dem Maurer für die Stube und Kammer auszuweißen für Kalk und Schwarz-Butten (?) gegeben 1 „ 12 „

In Summa, was auf das Pfarrhaus gegangen . . . 43 Tlr. 1 Gr.

O quae mutatio rerum! möchte mancher seufzen, wenn er damit heutige Baurechnungen vergleicht. Daß man dem Glaser soviel hat geben müssen, scheint den guten Pfarrer nicht wenig gewurmt zu haben. Aus der Rechnung können wir uns ein Bild von dem Pfarrhaus machen, das freilich recht kümmerlich ausfällt; ein niedriges strohgedecktes Häuschen von Fachwerk, 2 Fenster in der Front, vorn neben dem kleinen Hausflur eine Stube, hinten eine Kammer und die Küche mit einem Herd unter dem offenen Rauchfang; der Fußboden der einzigen Wohnstube von gestampftem Lehm. (Erst nach einer Reihe von Jahren wurden statt dessen Flursteine gelegt.)

In diesem bescheidenen Häuschen hat Stargardt mit den Seinen noch 42 Jahre gelebt. Raum ist in der kleinsten Hütte für ein genügsam Menschenkind.

Nach und nach bis 1680 entstanden auf dem Pfarrgehöft ein Backofen „von eitel Mauersteinen“, eine Scheune, ein Viehstall; was noch die Summe von 41 Tlr., 21 Gr., 6 Pfg. verschlang.

Von der Schwedennot der 70er Jahre, die doch gewiß unsere Prignitz nicht unberührt gelassen hat, erfahren wir leider nichts. Zu bedauern ist, daß aus Stargardts Zeit kein Kirchenbuch mehr vorhanden ist, er hat es gewiß treu und gewissenhaft geführt, und bei seiner mitteilsamen Art wäre gewiß manch Interessantes darin zu lesen. Stargardts Handschrift zu lesen, ist übrigens eine Freude, was man von der seiner Zeitgenossen nicht gerade behaupten kann. Es ist keine flüssige, ausgeschriebene Hand, sondern er malt eigentlich mehr Buchstaben neben Buchstaben, aber gerade dadurch wird eine erfreuliche Lesbarkeit erzielt.

Ein Menschenalter fast war unser Stargardt hier, als sein Patron, Herr Viktor von Quitzow starb. Er hat viel für unsern Ort getan, freilich hat ers nicht mehr erlebt, daß die Kirche in einen einigermaßen würdigen Zustand versetzt wurde. Es war soviel zu tun; und es fehlte an Geld. In seiner Familie wurde ein kleiner silberner Becher in Ehren gehalten, den er, wenn es ihm an Geld gebrach, nach der Stadt schickte und für einen Taler versetzte, aber sobald er wieder Geld hatte, einlöste.

Achatz Albrecht von Quitzow hieß der neue Herr. Die Zeiten wurden mählich besser, die Einwohnerzahl hob sich. Auf einem losen Blatt finden sich die im Jahre 1690 in Kuhsdorf Geborenen, es sind neun, was schon auf eine der heutigen etwa entsprechende Seelenzahl (200) schließen läßt. Herr Achatz Albrecht griff alsbald die hochnötige Wiederherstellung des Gotteshauses an, vielleicht daß ihm seine Eheliebste Ursula Hedwig geb. von Linstau etwas Geld in die Ehe brachte.

Um diese Zeit starb Stargards treue Gattin, die 30 Jahre lang Freud und Leid mit ihm geteilt hatte. Er hat nachmals sich wieder verheiratet. Näheres wissen wir bei dem Mangel an Kirchenbüchern aus jener Zeit nicht; nur soviel, daß ihm in zweiter Ehe ein Sohn geboren ward, der nach dem Herrn von Quitzow, seinem Taufpaten, den Namen Achatz erhielt. Doch ist dieser Achatz Stargardt nicht hoch hinausgekommen in der Welt. Er hat das ehrsame Schneiderhandwerk erlernt und ist in jungen Jahren, noch unbeweibt, gestorben, im Jahre 1716, wie das Kirchenbuch besagt, seines Alters 28 Jahr und 12 Wochen. Seine Mutter aber hat noch den dritten Nachfolger ihres sel. Mannes erlebt und ist erst 1741 im Alter von 87 Jahren hier gestorben.

Doch zurück zu Joachim Stargardt! Im Anfang der 80er Jahre ward ihm die Verwaltung der Mesendorfer Kirchengemeinde, einer mater vagans übertragen, die bis dahin von Pankow aus vikariert worden war. Die Einkünfte aus Mesendorf waren nicht bedeutend, aber es war doch eine Verbesserung. Schon vor dem großen Kriege hatte Mesendorf eine Zeitlang zu Kuhsdorf gehört.

Es war am Sonntag Invocavit des Jahres 1685. Da mochte Stargardt wohl meiuen, daß seines Bleibens nicht allzulange mehr sein werde, er griff zur Feder und setzte ein Memoriale necessarium auf. Nach einer etwas weitschweifigen Einleitung, in der er die Rückkehr der Juden aus dem siebenzigjährigen Elend und Gefängnis Babilonis, den Wiederaufbau des verwüsteten Zion und den Tempelbau mit der Rückkehr der Bewohner Kuhsdorfs, dem Wiederaufbau ihrer Häuser und der Wiederherstellung der Kirche in Beziehung setzt, wobei er in aller Bescheidenheit seinem Patron die Rolle Serubabels, sich, dem Pastor, aber die des Propheten Haggai zuzuweisen geneigt ist, rühmt er die aufopfernde Tätigkeit des Herrn von Quitzow, hebt auch dankbar hervor, daß er ihm selbst und den Seinen „viel Liebes und Gutes erzeiget, son-

derlich in seinem betrübten Wittibenstande ihn gespeiset und getränket"; und wünscht, daß „Gott der Herr nach seiner getanen Verheißung mit herrlichem, kräftigem und hilfreichem Trost in Kreuz, Anfechtung, Schwachheit und Traurigkeit, so bei frommen Kindern Gottes nicht nachbleibet, mit Vermehrung ihres hochadligen Geschlechts, mit reichlicher Benedeiung dero Einkommen, Mitteln, Vieh, Äckern, Hab und Gütern in gewünschtem guten Frieden und langem christlichen Leben an Leib und Seele gnädiglich remunieren und ersetzen wolle, also daß er ihn wie den Beförderer des anderen Tempelbaues, den Serubabel, als einen Petschaftsring lieb und auserwählt halten möge."

Dann führt das Memoriale die in letzter Zeit an Kirche und Turm ausgeführten Arbeiten auf (die Kirchenkassenrechnung gibt noch genaueren Aufschluß darüber). Es muß bis dahin in der Kirche greulich ausgesehen haben. Für 239 Taler 18 Groschen hatte man dann alles einigermaßen instand gesetzt, das Dach gedeckt, Decken und Treppen, Bänke und Fenster wiederhergestellt, auch die schadhaften Mauern ausgebessert.

Sodann enthält das Schriftstück eine Aufstellung der „priesterlichen Intraden", zuerst der Stolgebühren, wobei aber bemerkt wird, daß Blutarme und ganz unvermögende Leute um Gotteswillen, der es dem Prediger in anderer Weise restituieren wird, mitleidig hierin übersehen werden müssen; dann der Zehnten von Roggen, Gerste, Buchweizen, Erbsen, Wicken, Flachs und Lämmern. Den Roggenzehnten muß sich der Pfarrer selber einholen, nachdem er jede ihm zufallende 30. Mandel mit einem Strauch bezeichnet hat; allein den Sommerzehnten muß ihm jeder in seine Scheune bringen und bekommt dafür einen Trunk Bier, „so gut es der Prediger hat." Wenn nun die ganze Ernte geschehen, gibt der Prediger nach jetzigem Zustande, weil er wegen des noch zum teil bewachsenen und unbrauchbaren Ackers den Zehent nicht völlig erlangen kann, wie es der Herr Patronus weise geordnet, eine Tonne Bier; vor diesem ist es ein Faß von $1\frac{1}{2}$ Tonnen gewesen."

In den Kuhsdorfer Kirchenrechnungen hat bis in die neuste Zeit hinein das „Bier, so dabei ausgetrunken", eine große Rolle gespielt.

Das Jahrhundert, das über unser Vaterland so Schweres gebracht hat, ging zu Ende, ein neues stieg empor, mit ihm das junge Königreich Preußen; aber immer noch waltete Herr Joachim Stargardt seines Pfarramts in Kuhsdorf. Seine Handschrift läßt nun zwar die alte Klarheit vermissen, aber sorgfältig hat er noch die Kirchenkassenrechnungen bis 1705 geführt. Freilich ward ihm die sonntägliche Predigt im Filial recht beschwerlich, wenigstens beschwerten sich die Herren von Platen in Mesendorf darüber, daß er sein Amt nicht mehr recht versehe, und wollten den Pastor in dem etwas entfernter gelegenen Reckenthin mit der Versorgung von Mesendorf betraut wissen. Der Grund für diese scheinbare Besorgnis um das geistliche Wohl der Mesendorfer Gemeinde

war aber vielmehr der, daß sie sich rechtzeitig allen Verpflichtungen Kuhsdorf gegenüber entziehen wollten; denn es stellte sich die Notwendigkeit heraus, dem alternden Pfarrer eine jüngere Kraft cum spe succedendi zur Seite zu stellen und zugleich an Stelle des dürftigen Pfarrhauses ein neues zu bauen; denn das im Jahre 1663 errichtete war doch eben nur ein Notbau gewesen. Schließlich wurde auch den Platens gestattet, sich einen andern Pastor zu wählen, aber sie müßten dem alten Stargardt, so lange er noch lebte, den vierten Teil der Mesendorfer Pfarreeinkünfte geben, auch zum Pfarrhausbau in Kuhsdorf den vierten Teil beitragen. Gegen diese letztere Bestimmung suchten sie sich, freilich vergebens, mit allen Mitteln zu wehren, immer neue Gründe hervorsuchend, ja schließlich mit der verleumderischen Behauptung, daß die seiner Zeit von Stargardt gesammelten Gelder, 100 Tlr., von Viktor von Quitzow für sich verbraucht seien.

Inzwischen aber, im Jahre 1706, ehe diese unerquicklichen Streitigkeiten beigelegt wurden, war Joachim Stargardt, der an ihnen keinen tätigen Anteil mehr genommen hatte, heimgegangen, im 84. Jahr seines Lebens, nachdem er 53 Jahre in Kuhsdorf seines Amts gewaltet hatte. Kein Grabstein, keine Inschrift bezeichnet sein Grab, das er nach altem Brauch neben seiner Kanzel gefunden hat.

Familiengeschichtliche Aufzeichnungen in einer alten Hauspostille.

Von

G. Steinhardt.

In der Familie des Seifenfabrikanten Müller in Treuenbrietzen hat sich eine alte Hauspostille vererbt, deren Inhalt in zwei Abteilungen getrennt ist. Das Titelblatt zur ersten Abteilung fehlt; der Titel des zweiten Teils lautet:

Postilla
oder
Auslegung der Evangelien / auf die fürnembste Fest und Feyer Tage, so des gantzen Jahrs in der Gemein Gottes abgelesen und erklert worden /
Gepredigt
durch Weilandt den Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn Martirum Chemnitium / der Heiligen Schrifft Doktorn / und der Heiligen Kirchen zu Braunschweig Superintendenten.
(Bild des Martin Chemnitz)*)

*) Martin Chemnitz wurde im Jahre 1522 in Treuenbrietzen geboren. Abriß seiner Lebensgeschichte in Pischou, Urkundliche Geschichte der Stadt Treuenbrietzen.

Cum gratia et Privilegio &c
zu Magdeburg K / bei Johann Francken.
M. D. X. CIIII.

Dem Text ist eine Anzahl Blätter Schreibpapier vorgeheftet, die zu den nachfolgenden Eintragungen benutzt sind. Auf der Innenseite des Einbanddeckels steht der Vermerk:

Ex libris M. Rhodolphi Hildebrandi, quos . . . . . .
Sibi suaeq gratae postulat comparant Brunswig . . . .
Anno dm 1598. $3^1/_2$ thaler.

Die Schrift ist undeutlich, das Punktierte abgerieben und verwischt. Auf dem Deckel finden sich noch Notizen:

Reibe von Werwick 1 thl. 20 gr.*)
Vor div. Kuchen 10 gr. 8 gr. Semmel.
Der Herr Cantor v. Pechüle 1 thl. 16 gr.

Die handschriftlichen Eintragungen sind in klaren festen Zügen niedergeschrieben, die Unterschiede beim Wechsel der Handschrift je nach der eintragenden Person nicht erheblich. Zusätze oder erläuternde Bemerkungen sind in Klammern gesetzt oder als Anmerkung zugefügt.

Zu Bemerken:

Der Wiemann Linie oder fester Ursprung. Zu Treuen Brietzen so soll selbige aus Nürnberg, oder der Gegend herstammen und wie in denen Rathhauss Documentis zu Treuen Brietzen zu Lesen so ist der Erste 1508 Bürgermeister gewesen, ob nun aber derjenige, welcher zu Wittenberg Organist gewesen, Nahmens Johan Weinmann und allda 1542 gestorben, ob er des obbenannten (?) Martin Weinman sein Bruder gewesen oder Vetter ist eigentlich nicht Bekandt 1542 Des Martin Weinmann sein Sohn Nahmens Valtin ist ebenfalls Laut des alten Tuchmacher Stamm Buches 1530 Bürgermeister gewesen, auch die Tuchmacher Profession getrieben und wie einige alte Nachrichten melden sollen sich dessen Agnaten weiter in der Mark Brandenburg durch Heyrathen extendirt haben, nemlich in Saltzwedel, Seehausen etc.

1553 ist George Weymer oder Wiemann Bürgermeister gewesen. 1599 Valentin Weinman Bürgermeister wie sein Nahme in der S. Nicoli Kirche am Schüler Thor zu sehen

1569 Martin Weinmann (mit anderer Tinte) 1569 Martien Wiemann
(desgl.) 1618 Joachim Wiemann

1618 Joachim Wiemann, dessen Nachkommen im 30jährigen Kriege ihre Nahmen Wieman geschrieben, wobei es Bißher geblieben, dieser letztere soll auch eine Tochter verheyrathet haben an einen Nahmens

*) Werwick ist das heutige Dorf (Nieder- oder Hohen-) Werbigk.

Köppe, welcher zu Tr. Brietzen ein Testament deren Nach Kommen hinterlaßen und ist derselbe ohne Erben gestorben, deßen Witwe aber sich nach Beelitz an Herrn Bürger —. Nahmens Schmidt verheyrathet.

(Andere Handschrift). N.B. Obged. George Weymer 1553 ist derjenige gewesen, dessen einige Tochter an Herrn Köppe geheyrathet, und da derselbe verstorben, dessen Witwe sich nach Beelitz an den Bürgermeister Schmidt verheyratet und Wobey ein Testament gestifftet.

(Nun folgen einige leere und einige mit Schreibübungen von Kinderhand verschmierte Blätter).

Anno 1773 den 15. Juni ist mein Sohn Johann Friedrich Leberecht gebohren.

Anno 1775 den 19. May ist meine Tochter Maria Catrina gebohren. Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solches ist das Reich Gottes.

Anno 1775 den 20. 8. hat der Herr über Leben und Todt, meine liebe Mutter von dieser Welt abgefordert und ihr Leben hat sie gebracht auf 51 Jahr. Seelig sind die Todten die im Herrn sterben von nun an, Ja der Geist spricht, sie ruhen von ihrer Arbeit Denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Anno 1776 den 8. Sep.: nachmittags um 2 Uhr, hat der Herr über Leben und Tod meine Tochter Maria Catrina von dieser Welt abgefordert, ihr Leben 1 Jahr 3 Monath und 20 Tage. Sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.

Anno 1778 den 1. Januari früh um $^1/_2$6 Uhr ist meine Tochter Christiana Friederica gebohren.

Anno 1778 den 7. Jan.: Abends um $^1/_2$12 hat der Herr über Leben und Todt meine liebe Ehe Frau von dieser Welt abgefordert, mit welcher ich in Ehestand gelebt 5 Jahr 5 Monath und 8 Tage.

Sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben. Dann wirds heißen: Komm, will kommen; — Dann wirds an ein Küßen gehen — Was ich Dir gesagt Du Fromme, — siehe, ist es nicht geschehn? Bist Du nun nicht Engel rein — Könt der Himmel schöner sein? — Bin ich Gott nicht lauter Liebe — Ist auch was das Dich betrübe.

Doch ich muß und will erwarten — des Fals die Entbindungs-Stundt. Bis ins Paradieses Garten, mich ruft meines Jesus Mund, so lang will gedulden mich hier auf Erden bis das ich nach des Vaters Willen scheide — Jesu mich dazu bereite.

Dieß Lied ist zu finden im Porst'schen Gesangbuch Nr. 708.

Anno 1744 den 16. Aprill

Ist meine liebe Ehe Frau Dorothea Elisabeth gebohren.

Anno 1778 den 7. Januari: Abends um halb 12 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine im Leben sehr lieb gewesene Ehe Gattin von dieser Welt abgefordert.

33 Jahr 10 Monath 21 Tage.

Anno 1778 den 2. May Morgens um 3 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine Christiana Friederica von dieser Welt abgefordert, welche ihr kurzes Leben nur gebracht hat auf 17 Wochen und 2 Tage.

(Andere Handschrift, steif und ungewandt).

Anno 1778 nachmittags um ½4 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine lieben Ehe Man von dieser Welt abgefordert mit welchem ich in Ehestand gelebt ½ Jahr. Sey getreu bis in den Tod so will ich Dir die Krone des Lebens geben. Johann Friedamst Kane.

(Andere Handschrift).

Anno 1783 den 8. Novbr. ist meine Schwester Christiana Sophia Gartzin mit Johann Wilhelm Falckenthal in Luckenwalde durch den Herrn Inspektor Strauß getraut worden.

Anno 1780 den 6. May habe ich mit meiner Frau Maria Catharina gebohrene Berchlin verwittwete Kahnin also von ihrer Seite zum zweyten Male Hochzeit gehalten.

Carl Friedrich Gartz.

Ich bin gebohren Anno 1760 den 7 Aprill in Luckenwalde, mein Vater hieß Johann Michael Gartz er ist gestorben in Luckenwalde, Anno 1774 den 20. Junii. Meine Mutter hieß Charlotte Sybilla gebohrne Franckin. Sie ist nach meines Vaters Tode Wittwe geblieben und hat mit ihm gezeugt in allen 7 Kinder nemlich 4 Töchter und 3 Söhne wovon eine Tochter von 20 eine von 15 und eine von 2 Jahren den Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Es sind also noch meine Mutter und 4 Geschwister, nehmlich 3 Söhne wovon ich der 2. bin und 1 Tochter welche die jüngste ist, am Leben. Dieß ist kürzlich meine Stamm Rolle, meinen Nachkommen zur Nachricht aufgezeichnet den 11. Februar 1781. Welches Jahr das allerunglücklichste meines bisher 20jährigen geführten Lebens gewesen ist. Welches Unglück ich mir aber zu meinen größten Leidwesen selbst zugezogen habe. (!) Zu meinen steten Andenken und hertzlicher Reue von mir selbst allhier aufgezeichnet Carl Friedrich Gartz Treuenbrietzen den 11. Februar 1781.

Anno 1781 den 11. Junii Morgens um 2 Uhr ist meine Tochter Maria Catharina Charlotte gebohren. Die Pathen sind gewesen 1) Frau Charlotte Sybilla Gartzen 2) Frau Maria Catharina Elisabeth Gericken 3) Frau Maria Elisabeth Lehmannin 4) Mstr Simund Berchte 5) Mstr Johann Christian Lehmann.

Anno 1781 den 10. August Mittags um 10 Uhr ist meine Tochter Maria Catharina Charlotte in dem Herrn selig entschlafen da sie Ihr Leben gebracht auf 2 Monath und 4 Tage.

Anno 1782 den 8. September früh Morgens ½9 Uhr ist mir ein Sohn gebohren und ist getauft den 11. September die Pathen waren 1) Herr Balthasar Wilhelm Francke 2) Mstr Jacob Lehmann Sen. 3) Mstr Christoph Lehmann 4) Frau Lertoldten 5) Frau Haffnern und ist ihm der Nahme beygelegt worden Carl Friedrich.

Anno 1785 den 11. Maerz früh morgens um 4 Uhr ist mein Herr Gevatter in dem Herrn selig entschlafen. Leichen Text Psalm 71.

Anno 1785 den 13. Novbr. Mittags um ½12 Uhr ist mir ein Sohn gebohren und ist getauft den 17. Novbr. Die Pathen waren 1) Mstr Christian Lobbes 2) Mstr Gottfried Schmidt 3) Mstr Gottlob Gericke 4) Maria Catharina Baatzin gebohrne Berchtin 5) Jungfer Hanna Berchtin und ist ihm der Name gegeben Friedrich Wilhelm.

Anno 1787 den 9. Januar früh morgens um 2 Uhr ist mein jüngster Sohn Fr. Wilh. an die Pocken in dem Herrn selig entschlafen und den 11. Nachm. um 3 Uhr in der Stille beerdigt worden, da er sein kurtzes Leben gebracht hat auf 1 Jahr 2 Monat.

Anno 1788 den 16. Juni Mittags um 1 Uhr starb meine Schwiger Mutter Maria Catharina Berchtin geborene Lehmann nach einem ¾jährigen Krankenlager an der Auszehrung bey völligen Bewußsein ihrer Sinne und wurde den 18. mit einer Abdankung öffentlich zur Erde bestätigt, wobei der Herr Archidiakonus Goecke eine Rede hielt aus Ep. Joh. 2 Cap. 17 u. s. w.

Anno 1788 den 25 Septbr. früh Morgens um ½6 Uhr starb meiner Frauen Großmutter an einer Entkräftung nach einem halbjährigen Krankenlager im Alter von 78 Jahren und 6 Tagen und wurde Sonntags den 28. ejusd. öffentlich zur Erde bestätigt, wobei der Herr Diaconus Wendel eine Leichenrede hielt.

Anno 1789 den 23. Maerz früh Morgens um ½2 Uhr wurde mir eine Tochter geboren und den 26. getauft. Sie erhielt die Namen Mari Catharina. Die Pathen waren 1) Frau Simund Berchten 2) Frau Schneidern geborne Fleischhauern 3) Frau Lerdoltin 4) Monsieur Leb. Berchte.

Anno 1789 den 9. Decbr früh Morgens um 7 Uhr ist Mstr Christia Jacob Lehmann gestorben und den 11. h. in der Stille begraben.

Anno 1791 den 27. Decbr Abends 8 Uhr starb m. Schwager Christian Lobbes an der Schwindsucht und wurde den 30. mit einer Abdankung begraben. pp.

Anno 1791 im Monat Novbr starb mein theurer Vetter Francke in Luckenwalde an der Gelbsucht im Alter von ungefähr 60 Jahren sein Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

Anno 1789.

Es hat sich allhier in Treuenbrietzen folgende schreckliche Be-

gebenheit zugetragen Dienstags nach dem Oster Marckt den 11. April Abends zwischen 6 und 7 Uhr.

Es verheirathete sich allhier ein Tischler Nahmens Gottfried Heinrich Fähndrich aus Luckenwalde gebürtig an eine Seilerstochter Namens Rottstocken in den Haaken Buden wohnhaft, dieselbe bekam von ihrer Mutter ein kleines Haus zur Mitgabe in der Grünstraße, da sie sich aber zusammen nicht vertragen konnten, so lief sie von ihm und zu ihrer Mutter, er war deswegen genötigt sich nach einem andern Gehülfen umzuthun, den fand er an einem Grenadier von des Herrn Major von Borck Compagnie Namens Meyer aus Buchholz bei Münster gebürtig, seiner Profession ein Tischler, als derselbe den Fähndrich zuvor auf unterschiedene Art betrogen, und der Fähndrich dazu immer stille geschwiegen so wurde er immer dreister und hatte sich schon 6 Wochen vorher im Sinne genommen den Fähndrich zu ermorden. Da sich nun F. den Montag vorher mit seiner Frau bei dem hiesigen Stadt Direktor Lüdicke vertragen hatte, so glaubte der Meyer, daß es nun die höchste Zeit sei sein Vorhaben auszuführen so trat er zu eben bemeldeter Zeit da der F. an der Werckbank steht und hobelt, hinter ihm, nimmt die Arm Keule und schlägt ihm damit in den rechten Schlaf daß er so gleich zur Erden fällt nachher zieht er ihm an die Füße zur Stube raus in einen Stall und als er sich da noch etwas gerührt, holt der Mörder einen kleinen Schnitzer aus der Stube, schneidet ihm damit den Hals ab und sticht ihm damit in die linke Seite bis durch die Lunge nachher nimmt er ihm an 6 ℳ Geld aus der Tasche, schließt das Haus zu und geht in sein Quartier. Den andern Tag geht er in das Haus setzt ein Schrank und eine Laade vor die Thüre und fängt an anzustreichen, nimmt die besten Mobilien vorschein und verkauft dieselben und sagt F. sei verreist und habe ihm die Sachen zu verkaufen gegeben er besäuft sich aber denselben Tag macht Streit und wird in die Wache gebracht, von da schickt den Calefaktor in sein Quartier, der soll ihm sein Geld aus dem Tornister holen, die Wirthin geht mit oben und erkennt sogleich F. seinen Geldbeutel, die Sache wird dem Feldwebel Schöningan gemeldet und das Haus wird visitirt, worauf sie denn den F. ermordet mit Bret bedeckt in den Stall finden. Der Mörder wird zur Rede gestellt und gesteht auch sogleich seine That, er wurde alsdann erst geschlossen und nach vorher gehaltenem Kriegs Recht allhier Freitag den 28. April früh morgens um 8 Uhr von unten auf durch den Potsdamer Scharfrichter Reuter seinen Sohn gerädert und begraben, der Scharfrichter reiste von hier nach Zinna und Köpfte den 29. daselbst ein Frauenzimmer, welche ihr erhurtes Kind umgebracht hatte.

Diese Geschichte hat der Nach Welt zum Exempel aufgezeichnet Carl Friedrich Gartz.

NB. Dieser Fähndrich ist durch meine Vermittelung mit einer Ab-

dankung sehr honnet auf dem Marien Kirchhof den 17. April begraben und der Prediger Wendel hat ihm die Abdankung gemacht. Leichen Text war 2. Buch Samuelis 3 Cap. 33, 34.

Anno 1787 den 16. November Freytags Abends zwischen 6 und 7 Uhr schnitt sich ein Füsilier von des Herrn Major v. Borcke Compagnie Namens Hesly in sein Quartier in meinem Hause den Hals mit 2 Schnitt mit seinem Barbier Messer ab indem ich just dazu kam weil er umfiel und noch schnarchte er wurde ins Lazareth gebracht aber er war schon todt.

(Andere Schrift.) Anno 1804 den 28. Juni Donnerstag Morgens zwischen 3 und 4 Uhr starb mein theuerster Vater an der Gicht in einem Alter von 44 Jahr 3 Monat 2 Tage und ist den 1. Juli nachmittags um 3 Uhr mit einer Abdankung zur Erde bestätigt. Sein Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

(Andere Schrift.) Ich werde ihn nie vergessen Selbmann.

Anno 1803 den 29. Dezember starb meine Großmutter in Luckenwalde in einem Alter von 72 Jahren und wurde den 1. Januar 1804 Nachmittags um 1 Uhr mit einer Leichenpredigt, welche der Herr Inspektor Strauß gehalten hat beerdigt.

Ihr Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

Anno 1806 den 15. Nachm. 1 Uhr starb meine theuerste Mutter im Alter von 57 Jahren an der Auszehrung und wurde den 19. um 1 Uhr mit einer Leichenpredigt, welche der Herr Diakonus Jaenichen gehalten hat zur Erde bestattet. Ihr Andenken bleibt mir unvergeßlich.

Carl Friedrich Gartz.*)

Anno 1804 den 28. Juni früh Morgens um 4 Uhr starb mein theuerster Vater an der Gicht. Sein Andenken wird mir unvergeßlich sein.

(Dieselbe andere Schrift) mir auch Selbmann.

Anno 1808 den 8. May Nachmittag 2 Uhr starb mein theuerster Großvater Leberecht Bercht.

(Dieselbe andere Schrift.)

Vater Gartz — mein gewesener Schullehrer — wenn Sie jetzt aus jener in dieser Welt sollten blicken, wie würden Sie erstaunen über Ihren lieben Sohn, den Sie als eine Ruthe hinterlassen, aber jetzt eine Figur ausmacht, daß der Erdboden zittert, wenn er auftritt. Es muß Sie freuen, wenn Sie sich überzeugen könnten, daß er sich recht wohl befindet sich Gott sey Dank recht wohl und seine 15 erzeugte Kinder machen ihm gar keine Sorgen. Selbmann.

Die Aufzeichnungen schließen hiermit ab. Der Unterschied, der darin zwischen Beerdigung mit einer Abdankung und Beerdigung mit

*) Nämlich Carl Friedrich Gartz Sohn, der 1782 geboren wurde.

einer Leichenpredigt gemacht wird, besteht auch heute noch fort. „Abdankung“ wird die in der Kirche von der Kanzel herab gesprochene Leichenrede genannt, während unter „Leichenpredigt“ die am Grabe gesprochene Leichenrede verstanden wird.

Die Bauernsitte verlangt auch nach heutigem Gebrauch, daß die Leiche im Grabe, nachdem sie eingesenkt, nur eingesegnet wird, worauf die Leidtragenden mit dem ganzen Gefolge, der Geistliche an der Spitze des Zuges, sich in die Kirche begeben, wo dann die Leichenrede von der Kanzel herab mit sehr ausführlichem Eingehen auf den Lebenslauf des Gestorbenen gehalten wird.

Die bis zum Jahre 1816 reichenden Aufzeichnungen in der Postille werden durch solche in einem „Stammbuch“ ergänzt, das sich in derselben Familie erhalten hat; es ist in braun Leder mit Goldschnitt gebunden, trägt eingepreßte vergoldete Verzierungen auf Rücken und Deckel und die Aufschrift: „Denkmal der Freundschaft.“

Unter den eingetragenen Gedichten im bekannten Stammbuchstil mit Datum und Unterschrift, meist mit bunten gemalten Blumen- und Blattguirlanden umrahmt, hin und wieder mit einer Zeichnung: Sträußchen, Monogramm, Blumenkörbchen, Phantasiearchitektur, auch etwas Stickerei verziert, findet sich nichts der Mitteilung aus allgemeinerem Interesse wertes; doch ist die Widmung in ihrer Eigenart bemerkenswert. Sie lautet:

Traue Gott, halt an mit Beben, laß Dich nicht in Sünden ein, liebe Demuth, suche Frieden, trachte nicht zu groß zu sein. Rede wenig, höre viel, mache kein Geheimniß rege, laß die Kleinen ungekränkt, gehe Größern aus dem Wege; leide, daß Dir andere gleichen; warte, was das Deine ist, säume nicht ans Werk zu gehen, wenn Du Arbeit schuldig bist. Sey ein milder Armen Freund, lerne sparen und erwerben, Schicke Dich zu dulden an, denke fleißig an Dein Sterben.

Treuenbrietzen den 25. Maerz 1814. Folge die Lehren Deiner Mutter
Maria Catrina Gartzen.

Als Unterschriften finden sich:

Treuenbrietzen 25. Maerz 1814 unter einem Gedicht: Carl Gartz
Luckenwalde 26. „ 1814 „ „ „ Johann Wilhelm Gartz als Oheim
„ 10. Mai 1814 unter einem Gedicht: Friedrich Wilhelm Gartz als Cousin

Treuenbrietzen 1814: Carl Ludwig Gartz, Friedrich Leberecht Bercht (Cousin).

Ferner Sophia Gartz, 1. Mai 1814, noch müde von der Reise nach dem Blocksberg. Und

Treuenbrietzen den 24. April 1815 als am Tage meiner Abreise zur Armée
F. Lehmann.

Die Eintragungen reichen bis 1818; als spätere nur eine einzige: Carl Otto Müller, Gebohren Dienstag d. 16. Juli Abends 1/4 7 Uhr 1850, gestorben den 2. Januar 1851 früh 8 Uhr.

Eine Heirat aus der Familie Gartz in die Müllersche brachte Postille und Stammbuch in den Besitz der letzteren.

Aus dem mitgeteilten Beispiel ist der kulturhistorische und familiengeschichtliche Wert derartiger Aufzeichnungen zu ersehen. Wo solche zu erlangen wären, sollten sie als Material für event. weitere Bearbeitung gesammelt und veröffentlicht werden. Leider wird in den Familien zumeist wenig Wert auf diese Dinge gelegt, die nur allzuhäufig als altes Papier beseitigt oder den Kindern zum Zeitvertreib, gleichbedeutend mit Zerstörung, überlassen werden.

Vom Handwerksbrauch der Leinenweber.

(Ein Bruchstück.)

Wenn der „fromme“*) Lehrbursche, gemeinhin auch Lehrjunge oder Lehrknecht genannt, seine Lehrzeit ausgestanden hatte und unter den alt-überlieferten Gebräuchen zum Gesellen gemacht worden war, dann ging er auf die Wanderschaft. Das Ränzel geschnürt, den dicken Knotenstock, den frommen Ziegenhainer in der Faust, so wanderte er sorglos dahin auf der Heerstraße, die den Gesellen aus der „geschenkten“ Brüderschaft nach den Orten führte, wo er sicher war, das Geschenk oder Arbeit zu finden. Das Geschenk war kein Almosen; es wurde aus der Büchse der Zunft, meist aus der Gesellenbüchse entnommen und bestand nicht aus dem ansehnlichen Geldgeschenk allein; Nachtlager und freie Zeche gehörte dazu. Alles nach altem Handwerksbrauch unter Rede und Gegenrede in vorgeschriebener Stellung und mit bestimmten Geberden vor Meister oder Altgesellen in der Bruderschafts-Morgensprache auf der Herberge gewährt. Verließ der Geselle den Ort, um weiterzuziehen, weil er keine Arbeit fand, so bekam er wohl auch noch ein Zehrgeld mit, denn er sollte auch unterwegs keine Not leiden, wenn er an ungeschenktem Orte übernachten mußte. So konnte er sorglos wandern, gern in Gesellschaft, denn die Wege waren unsicher und der

*) „Fromm“ war Vieles in der löblichen Gilde der Leinenweber, ihre Zunft und Bruderschaft nannte sich mit Vorliebe die fromme, sie kamen am Montage (dem blauen) zur frommen Morgensprache, die freilich meist bis 9 oder 10 Uhr abends, zeitweilig auch viel länger währte, zusammen, wobei des frommen Bieres nicht geschont wurde und fromme Meister und Gesellen fromme Lieder sangen, die nicht gerade durchweg frommen Inhalts waren.

Degen an der Seite des Wandergesellen oder das lange Messer im Gürtel kein bloßer Zierrat. Auch in Feld und Dorf gabs häufig Handgemenge, wenn der Bauer dem frommen Wandergesellen den Griff nach Obst und Feldfrucht mit schwerer Faust und wuchtigen Hieben wehrte.

Kam der Geselle am Stadttor an, so hatte er sich beim Torschreiber ganz submissest zu melden. Der fragte ihn nach Name, Herkunft, Handwerk, Kundschaft*), nach Neuigkeiten und Erlebnissen, gab an, wo die Herberge zu finden sei und als Erkennungszeichen, als Zeichen auch dafür, daß er alles in Ordnung gefunden, übergab er ihm einen vom Altgesellen anvertrauten Gegenstand: Schlüssel, Stecken, Handwerkszeug oder dergl., den der Wandergesell dann in der Herberge vorzeigen und dem Herbergsvater, meist einem Meister der Zunft, vorzuzeigen und zu übergeben hatte. Auch das hatte unter bestimmten Gebräuchen zu geschehen, nach Ansprache in vorher gelernter hergebrachter Weise, woran nicht geändert wurde. So streng wurde an den hergebrachten, altüberlieferten Wandergebräuchen festgehalten, daß dem Gesellen, der einen Fehler machte, wohl aufgegeben wurde, zurückzuwandern, um Versäumtes nachzuholen, sich einen Spruch richtig einzuprägen, den er ungenau aufgesagt hatte, Arbeitszeit nachzuholen, wenn er zu kurze Zeit im letzten Aufenthalt in Arbeit gestanden, ein Stadtwahrzeichen sich genauer anzusehen, wenn er es nicht ganz richtig beschrieben hatte und dergl. mehr.

War alles zur Zufriedenheit verlaufen, hatte der Herbergswirt: der Herr Vater, seine Ehehälfte: die Frau Mutter, ihren schuldigen Gruß und die Ansprache erhalten, hatte der Altgeselle bei der Umfrage Arbeit für den Zugewanderten gefunden, war er dann aus der Herberge in seines Meisters Haus gezogen, so nahm er mit den übrigen Gesellen an der nächsten Morgensprache, der Versammlung der Gesellen-Brüderschaft, teil.

Da wurde ihm dann das Geschenk**) vorgetragen, wieder nach altem, unabänderlichem Brauch, bei reich bemessenem Umtrunk.

Die Leinenweberzunft zu Treuenbrietzen gehört zu den älteren Gilden der Mark. Ihre Ware war weit und breit bekannt und geschätzt; die alten Bräuche haben sich in ihr bis in die Jetztzeit erhalten, trotz kaiserlicher Edikte, königlicher Verordnungen, Domänenkammer-Reskripten und vieler Strafandrohungen gegen die Übung der Hand-

*) Kundschaft heißt Auskunft, Zeugnis; wir würden in modernem Deutsch sagen: Legitimation.

**) Das Wort „Geschenk“ hat nach Handwerksbrauch, wie aus dem Vorangegangenen zu entnehmen, verschiedenen Sinn; es bedeutet ebensowohl das Geldgeschenk an den Wandergesellen wie auch seine Ehrung als Gastbruder und die ihm und der Bruderschaft vorgetragene Dichtung.

werksbräuche, die darin als albern und läppisch bezeichnet und als zu unterdrückende Mißbräuche verboten wurden. Das Geschenk der Weber-Brüderschaft zu Treuenbrietzen aber lautet mit der ihm vorangehenden Einführung bei der Morgensprache:

Ich sage mit Gunst.

Pfeifen und Karten sollen gestreckt werden, ein jeder entblöße sein Haupt und setze sich zu Tische!

Wir wollen jetzt öffnen unsere Büchse und Lade.

Ein jeder hüte sich vor Strafe und Schade. Vor Strafe und Schade will ich einen jeden gewarnt haben.

Ich sage mit Gunst.

Dieweil es denn hier in dieser weit berühmten Chur-, Königlich Preußischen Kauf-, Laut-, Handels- und Wandels-Stadt Treuenbrietzen ein so feiner uralter Gebrauch ist, daß wir pflegen alle acht Wochen unseren gewöhnlichen Eingang oder Zechtag zu halten, — nicht blos Eingang oder Zechtag, sondern vielmehr einen Ruh- oder Friedenstag, weil dieser aber zu halten nicht in unserer eigenen Macht und Willen steht, so bin ich am vergangenen Freitag im Namen der ganzen Brüderschaft beim Herrn Obermeister, Herrn Beisitzer und Herrn Vater gewesen, habe nur dieselben angehalten, so ist es mir von ihnen vergönnt und zugegeben worden, solches in Ruh und Einigkeit abzuhalten.

Zum ersten werdet Ihr auch wissen, was an diesen Friedenstagen verboten ist, als Saufen, Schlagen, Schandbare Wörter und Schmachgesänge, welches Gott und der weltlichen Obrigkeit zuwider ist; wer solches thät, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden nach Lautung unserer Artikel, nach Erkenntniß unseres Herrn Beisitzers, nach Erkenntniß der Gesellen groß und klein, so wie wir hier versammelt sein.

Zum zweiten werdet Ihr auch wissen, daß keiner kein mörderliches Gewehr mit auf unsere Herberge bringen soll; wer solches um und bei sich führt, derselbe gebe es dem Herrn Vater bis nach geendetem Zechtag, hernach soll ihm alles vergönnt und zugelassen werden. Wer solches nicht thut, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden.

Zum dritten werdet Ihr auch wissen, daß keiner dem Herrn Vater an seinem Handwerkszeug kein Schaden zufüge; wer solches thut, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden.

Zum vierten werdet Ihr auch wissen, daß wir pflegen alle acht Wochen unsere gewöhnliche Auflage richtig zu machen, nämlich in 4 Wochen 2 Sgr. und in 8 Wochen 4 Sgr. Ein jeder wird sich mit seiner Auflage einfinden wie er mit seinem Namen verlesen wird.

Ich sage mit Gunst zur Auflage.

Ich wollte gern hören und fragen, ob etwan fremde Gesellen mit auf unserer Herberge sein, oder einer, der von dieser Stadt Jahr und Tag verwandert und wiederkommen wär, oder eines Meisters Sohn, der von seinem Vater wie von einem ganzen ehrbaren Handwerk quitt, frei, ledig und los-

gesprochen worden ist, oder ein junger Lehrknecht; wenn solche Personen vorhanden sind, dieselben mögen hervortreten, ihre Wörter fein und bescheiden hervorbringen, hernach soll ihnen alles vergönnt und zugelassen werden. Auch von heut ab alle brüderliche Liebe angethan und erzeigt werden; solches habe ich auch angemeldet zum ersten und letzten Male. Ich sage: mit Gunst!

— —

Ich wollte gern hören und fragen, was ein fremder Webergeselle, der noch bei keiner Brüderschaft aufgelegt hat, sondern erst mit auflegen will, schuldig zu erlegen hat.

— —

Dieweil Du mir angesprochen hast zu Deinen Knapparten*) kann ich Dir dasselbe nicht abschlagen sondern vielmehr zusagen, ich will Dir unterrichten und unterweisen wie mir meine drei Knapparten unterrichtet und unterwiesen haben: treu und ehrlich sollst Du Dir aufführen wies ein braven Webergesellen zukommt, auch will ich Dir meinen ehrlichen treu Tauf und Zu Namen sagen (Louis Brumme) werd ich genannt, Churmark Brandenburg ist mein Vaterland. Treuenbrietzen bin ich geboren und zum Weber erkoren. Ich wünsch Dir viel Glück in Deinem Gesellenstand daß Du magst werden ein lustiger Geselle und mit der Zeit ein wohlhabender Meister. Gehe hin in Frieden.

Ich wollte gern hören und fragen, ob einer in dem Verlauf der acht Wochen etwas neues gesehen, gehört oder erfahren habe, was weder zu leiden noch zu verschweigen wäre. Wann solche Personen sind, die mögen hervortreten, ihre Worte fein und bescheiden hervorbringen, weil unsere Lade noch offen ist und unser Herr Beisitzer noch bei uns ist, so wollen wir sehen, ob wir die Sache richten schlichten und vertragen können; sollte es uns aber zu schwer fallen, so wollen wir es an Ort und Stelle gelangen lassen, wo es gewiß gericht geschlicht und vertragen werden kann. Seid Ihr aber friedlich und schiedlich, so ist mir lieb und führt Euch gut, und unser Herr Vater und Beisetzmeister haben einen Wohlgefallen daran und unserer Büchse und Lade geschieht dadurch nur ein kleiner Schade,**) solches habe ich Euch angemeldet zum ersten und letzten Male.

Ich sage: mit Gunst!

Wir wollen jetzt schließen unsere Büchse und Lade, ein jeder hüte sich vor Strafe und Schade, vor Strafe und Schade will ich ein jeden gewarnt haben. Ich sage:

Mit Gunst!

Alles Schlagen und Stoßen ist auf unserer Herberge verboten, aber der Schlag, den ich mit meiner linken Hand thu, der sei frei.

Ein jeder mache sich fein lustig!

---

*) Knappart = Pathe bei der Gesellentaufe.

**) Nämlich Ausfall an Strafgeld.

Stillt Euch ein wenig, Ihr Brüder, das Geschenk soll vorgetragen werden und es wird sich ein jeder ruhig verhalten.

Ich sage: Mit Gunst.

Dieweil es dann allhier in dieser weitberühmten Königlich Preußischen Kauf Lauf Handels und Wandelsstadt Treuenbrietzen so ein feiner und uralter Gebrauch ist, daß wir pflegen alle fremden Gesellen diesen hochehrliebenden Willkommen auf und vorzutragen, oder einer, der von dieser Stadt Jahr und Tag verwandert und wiederkommen wär, oder ein Meisterssohn, der von seinem Vater sowie von einem ganzen ehrbaren Handwerk quitt frei ledig und losgesprochen worden ist, oder ein junger Lehrknecht, allen diese abwährenden Personen pflegen wir diesen hochehrliebenden Willkommen auf und vorzutragen, wie es denn heutiges Tages in unseres Herrn Vaters Behausung geschieht und wiederfährt und anders uns künftig wiederfahren soll, so laßt nun eine ganz ehrbare Brüderschaft durch mich an euch melden, wenn Sie diesen hochehrliebenden Willkommen mit einem besseren Trank als mit diesem Bier hätten schmücken und zieren können, desto lieber und williger Sie es gethan haben, wiewohl Gott Lob und Dank dieser Trank als eine edle Gabe Gottes nicht zu verachten ist, sondern ich hoffe, es wird Euch und Euren Mitconsorten ein angenehmer und wohlschmeckender Trunk sein.

So wollt Ihr nun diesen hochehrliebenden Willkommen*) von mir zu Euch nehmen und das wohlschmeckende Bier nebst Euren Mitconsorten daraus trinken Eurer und unserer am meisten dabei gedenken. Das ist mein ganz dienstfreundliches Bitten an Euch.

Ich sage: mit Gunst.

Das Geschenk.

Treuenbrietzen, o Du Friedenhüter,
Man hört in der ganzen Welt
Ja von Deinen Friedenstagen
Nichts als Ruhm und Ehre sagen.
Alle Brüder, die nun schier
Haben aufgelegt allhier
Nehmet bitte wohl in Acht
Weil ja nichts als Friede lacht,
Ordnung und Gerechtigkeit
Herrscht allhier zu jeder Zeit.
Man bemüht sich ohne zagen
Das Geschenke vorzutragen
Weil sich Fremde hier bequemen
Bei uns Arbeit anzunehmen
Wär er auch ein Meistersohn
Hat ers auch zu seinem Lohn
Wenn er nun allhier bereit
Hat verwandert seine Zeit
Oder wärs ein Lehrknecht auch
Der nunmehr nach Handwerksbrauch
Seine drei Jahr ausgestanden
Ist ihm auch die Ehr vorhanden
Er sieht sich nunmehr bewegen
Und sein Knappenrecht erlegen
Die ihn nunmehr instruiren
Wie er sich hat aufzuführen
Wenn an einen andern Ort
Er will weiter wandern fort
O so läßt man mit Entzücken
Diesen Willkommen herrlich schmücken
Mit dem angenehmen Bier
Welches Gott bescheert allhier
Ja wir sind in diesen Stunden
Unserm Gott so sehr verbunden
Daß wir ihm für diesen Trank
Sagen tausendfachen Dank.

*) Pokal mit Innungswappen, Namen, Jahreszahl u. s. w.

Er hat an uns Brüdern allen
Einen gnädigen Wohlgefallen,
Weil ja selbst von seinen Händen
Sind die Führer und Regenten
Die uns doch zu allen Zeiten
Auf den Weg des Friedens leiten
Wie das schöne Friedensschild
Ist am Willkomm abgebildt,
Welches uns vortrefflich lehrt
Daß der Fried allein ernährt
Aber auch dagegen zeigt
Was der Unfried nur erreicht.
Der nun dieses hat gestift
Kann man nach der heilgen Schrift
Ja zu schuldigen Dank und Lohn
Nennen wir den Simeon.

Nun will ich zu diesen Zeiten
Zu dem Lob der Weber schreiten
Und will machen offenbar
Wie ihr Anfang erstlich war.
Unser Eltern erster Fall
Wißt Ihr Menschenkinder all
Wie sie nach der Missethat
Wußten weder Hülf noch Rath,
Auch kein Mittel zu erwecken
Ihre Blöße zu bedecken.
Freilich sahen sie sich beide
In Fellen statt in Rock und Kleide;
Und weil dies nicht von Bestand,
Stärkte Gott des Webers Hand
Unsrer Mutter Eva Sinn
Neigte sich zum Spinnen hin,
Abel auch, der fromme Mann
Griff das Weben ernstlich an
Obgleich Kain bald sein Blut
Hin goß, ihn erschlug in Wuth,
That man doch die Webersachen
Mehr und mehr ausfindig machen
Darauf kam mit Kunst und Stärk
Ruben an das große Werk
Sein Sohn Jubel*) auch dazu;
Beide hatten nicht ehr Ruh
Bis sie nun die Leinewand
Brachten in vollkommen Stand.
Als der Sündfluth strenge Macht
Jene Welt in Unglück bracht
Wurden immer noch erhalten
Acht Frauen von jenen alten;
Unter dieser frommen Schaar
Gleich wohl auch ein Weber war
Wie im Bibelbuch zu lesen
Ist es Japhet gewesen
Der auf seine Lebensfluth
In der Arche Noah sucht.
Da nun kam der Sündfluth Ende
Griff Japhet frisch und behende
Wiederum mit Fleißesbrunst
Nach der edlen Weberskunst.
Man ließ Waaren nun bereiten
Gottes Tempel zu bekleiden
Wie der Herr mit seinem Mund
Es dem Mose machte kund.
Und die Stiftshütte zu bauen
Ihm selbst im Modell zu schauen,
Auch zugleich zu diesen Zeiten
Zehn Teppiche zu bereiten
Diese müßten schön und fein
Von gezwirnter Seide sein.
Wenn im Tempel Gott zu dienen
Aron dorten war erschienen
Trug auch er von weißer Seid
Ein sehr schön gewirktes Kleid.
Als der Heiland Jesu Christ
Diese Sündenwelt begrüßt,
Sollte er statt in der Wiegen
In der harten Krippe liegen
Die Maria nahm das Kind,
Wickelte es bald geschwind
In die rechte Kleidung ein,
Welches zarte Windel sein.
Wie er an das Leiden ging
Sein Werk mit Gebet anfing,
Als ein Wurm der Erden sang
Welcher seinen Blutschweiß trank.
So trat bald Veronica
Ihrem lieben Heiland nah
Und zog ihren Schleier aus,
Wischte ihm die Zähren aus
Er that dann für unser Leben
Seinen Geist am Kreuz aufgeben.
Jesus war ein frommer Mann,

*) Jubel = Jubal.

Dies zeigt des Tempels Vorhang an,
Weil er nunmehr ganz gewiß
Von oben an bis unten riß.
Als den Tag Vollendung ziert
So gieng Joseph ganz gerührt,
Lud Pilatus selbst mit Fleiß
Um des Leichnam Jesu Preis.
Um die Bitte zu erfüllen
Durfte er vom Kreuzesstamm
Abnehmen das Gotteslamm.
Joseph nahm geschwind zur Hand
Eine reine Leinewand
Wo er konnte rein und fein
Jesu Leichnam wickeln ein.
Nikodemus bracht zur Stund
Spezerei bei hundert Pfund
Um mit reinen Glaubenszieren
Jesu Leib zu balsamiren.
Er ward drauf nach jüdscher Art
In ein Felsengrab verwahrt
Und man wälzt vor dessen Thür
Einen großen Stein dafür,
Daß er sanft in seiner Ruh
Bis am Sabbath bringe zu.
Darauf kam frisch ohne Scheu
Drei Frauen dann mit Spezerei
Nach der Morgenländer Brauch
Jesu Leib zu salben auch.
Als sie kamen zu dem Grab
War der Stein gewälzet ab,
Darauf Joseph fein und mild
Jesu Leichnam eingehüllt,
Doch durch eines Engels Mund
Ward ihnen die Botschaft kund
Daß Christus gewiß und klar
Von den Todten erstanden war.
Der Engel trug auch wie bekannt
Ein weißes Kleid von Leinewand.
Man betrachtet zum Exempel
Jetzo unsern Gottestempel,
Was auch der Weber Pracht
Uns für Ruhm und Ehre macht.
Kanzel, Taufstein und Altar
Zeigen es ja hell und klar,
Daß in unserm Weberthun
Muß Verstand und Weisheit ruhn.
Unsre jetzgen Seelenhirten
Tragen auch nach Stand und Würden
Wie uns an Aron ist bekannt
Priesterrock und Meßgewand,
Wenn sie uns durch ihren Mund
Gottes Thaten machen kund,
Wenn sie uns aus ihren Händen
Christi Leib und Blut ausspenden,
Setzt man ja mit allem Fleiße
Auch die theure Seelenspeise
Auf ein Tuch, wenn mans betracht
Welches auch der Weber macht.
Wär auch gleich ein Bösewicht
Der schlecht von uns Webern spricht,
Der ist Sodoms Apfel gleich
Und wär werth in jenem Reich
Wo die Görger Söhne waren
Ihnen lasse mit hinfahren.
Könige, Fürsten sind von Adel,
Finden an uns keinen Tadel,
Weil sie sich zu allen Zeiten
In des Webers Arbeit kleiden.
Haben auch dazu von nöthen
Tafeltücher und Tapeten
Worauf sie sich zum Ergötzen
Gottes Gaben lassen setzen
Sieht man, wie in jenem Lande
Es geht im Soldatenstande
Sobald einer zu dem Orden
Ist von Gott bestimmet worden
Bringt man ihn mit viel Vermahnen
Ihn zum Schwur bei seinen Fahnen
Daß er für das hohe Gut
Lassen soll sein Leib und Blut.
Geht der Marsch nun in das Feld
Ist ihm schon bereit ein Zelt,
Wo er sich für Sturm und Regen
Sicher kann darunter legen.
Dieses ist nun wie bekannt
Auch gewirkt durch Webers Hand.
Weil nun jetzt auf dieser Welt
Unser Thun auch Gott gefällt
Trägt der Mensch von jedem Stand
Auch ein Hemd von Leinewand.
Ist der Mensch ein Kind und klein,
Muß er haben Windelein
Wenn nun Gott das letzte End
Jung und alte schickt behend

So bringet man zu seiner Ruh
Ihm ein Sterbekleid dazu.
Es sei Purpur, Leinewand,
Alles macht des Webers Hand.
Wenn die Leinwand nun verbraucht
Und zum Tragen nicht mehr taugt,
Machet man daraus Papier,
Darauf Gottes Lehr und Zier.
Für uns deutlich wird geschrieben,
Wie wir Ihn recht sollen lieben,
Und was auch ein jeder Christ
Sonst zu thun noch schuldig ist,
Wenn er will nach seinem Sterben
Christi Leib und Blut ererben.
Und in Gottes Ehren reich
Prangen dem Auserwählten gleich,
Hiob saget jedoch eben
Und vergleicht das Menschenleben
Auch mit einer Weberspul,
Die wir führen hinterm Stuhl
Paulus selbst auf seinen Reisen
Muß man auch viel Ehr erweisen
Man pries ihn ja immerdar
Weil er auch ein Weber war.
Was ich jetzo angeführt,
Wird durch Weberkunst geziert.
Christen, thut es wohl betrachten,
Lehrt die Weberkunst hoch achten,
Weil auf Erden doch kein Mann
Uns Niemand entbehren kann.

Treuenbrietzen hier an diesem Ort
Will ich ein ruhmvolles Wort
Nun durch meinen schwachen Mund
Es dem Ruhme machen kund.
Du läßt ja an schönen Waaren
Dir kein Fleiß und Müh ersparen,
Seidene Waaren, Cardinat,
Findt man bei Dir in Vorrath.
Man macht auch noch über das
Schöne Sitz und Landefas
Es vergehet ja fürwahr
Manchmal kaum ein einzig Jahr,
Daß man nicht von neuen Waaren
Sollt in Treuenbrietzen was erfahren.
Erst wollte man schwere Sachen
Aus dem Moseline machen
Da hieß es: in Engeland
Herrscht alleine der Verstand
Aber Gott wollt diesen Segen
Auch nach Treuenbrietzen legen.
Es sind auch verschiedene Sorten
Auch von uns verfertigt worden,
Was für Muster, was für Züge[1])
Was für Boden,[2]) was für Rüge[3])
Hat nicht jetzt durch Gottes Macht
Mancher Weber vorgebracht
Es ist wahr, von unsern Alten
Da haben wir viel Guts behalten
Doch läßt sich aus unsern Werken
Wohl Verstand und Weisheit merken.
Gott schütze diese alte Quelle
Vor Gefahr und Unglücksfälle
Es sind nun viel hundert Jahr
Als Treuenbrietzen das Glück gebar
Daß sich diese hochedle Zunft
Mit Verstand und mit Vernunft
Hier so glücklich angebaut
Und auf ihren Gott vertraut.
Seid Ihr Alten hochgepriesen
Da Ihr so viel Fleiß erwiesen.
Obgleich Ihr vor vielen Jahren
Seid von hinnen abgefahren
Sei auch noch an Eurer Gruft
Tausend Dank Euch zugerufft.
Gott wolle diese Fabriken
Stets mit Heil und Segen schmücken,
Das Floriren unsrer Waaren
Die zu Land und Wasser fahren;
Laß auch über das Chur Preußen
Stets mit Heil und Friede wachsen!
Gott sei Schützer und Berather,
Segner unsres Landesvater,
Der vom Abend bis zum Morgen
Nicht abläßt für uns zu sorgen;
Dort in jenen theuren Jahren
Haben wir das Glück erfahren
Daß er mitten in den Trauern[4])
Uns besucht in unsern Mauern
Was für Ehr ist uns geschehen;

[1]) Züge = Einschlag. [2]) Boden = Trittbrett, woran die senkrechten Fäden am Webstuhl befestigt sind. [3]) Rüge oder Riede, Teil des Webstuhlbezuges. [4]) Trauer über die Teuerung.

Er kam gnädig zu besehen
Die Werkstätte und die Waaren,
Wovon er will Ruhm erfahren.
Er ließ an verschiednen Werken
Seine Gnad und Huld bemerken
Preist auch Gott für den Verstand
Welchen er aus milder Hand
Hat geschenkt durch seine Kraft
Unsrer lieben Meisterschaft.
Er verehrte zum Andenken
Unsrer Brüder, die zur Zeit
Dagestanden in Arbeit.
Landesvater, für die Ehr
Danken wir ja mehr und mehr
Gott grüße das Churpreußsche Haus
Statts mit Heil und Segen aus,
Schütze es vor Leid und Weh,
Sende Kraft auf seine Höh.
Und erwecke treue Freunde,
Mach zu Schanden alle Feinde;
Herr laß Deinen reichen Segen
Sich an das Haus Preußen legen,
Segne Gott mit Fried und Freud
Unsre liebe Obrigkeit.
Gieb, daß wir in allen Ehren
Halten, die dazu gehören;
Segne Gott durch Deine Geister,
Unsere Herrn Obermeister,
Laß sie selbst in ihrem Thun
Friede Glück und Segen ruhn.
Nun Herr Vater, ich will hier
Meinen Wunsch abstatten. Dank sei Dir
Für die Stühle, Tisch und Zimmer
Welches Sie uns unversäumt
Haben vergönnt und eingeräumt.
Gott wolle Sie durch seinen Segen
Noch viele Jahre lassen zurücklegen.
Auch Frau Mutter, Ihnen desgleichen
Will ich mich nun dankbar erweisen.
Gott wolle Ihre Lebenslage
Machen ohne Noth und Plage.
Nun Herr Bruder ich will Dir
Meinen Wunsch abstatten hier,
Daß Du magst bald sein verwandt
Mit dem heilgen Ehestand.
Jungfer Schwester, Ihr wünsch ich
Ohne Falsch recht brüderlich,
Daß Sie ja in kurzer Zeit
Werd mit einem Schatz erfreut,
Der so fein und säuberlich
Ist gebildet so wie —.
Schütze Gott für Streit und Gelösche
Das hochwerthste Tischgesäße
Herrn Beisitzer und Altgesellen
Segne Gott an ihren Stellen.
Höchster Gott, Deine Kraft
Wünsch ich unsrer Brüderschaft,
Daß doch unsere Brüderlade
Sicher sei vor Leid und Schade.
Ich will nun mit diesem Bier
Die Gesundheit trinken hier
Und will meinen Mund erheben:
Vivat Brüder, Ihr sollt leben,
Jung und alt, groß und klein
So wie wir hier versammelt sein.
Gott wolle mir und Euch begegnen
Und uns mit Glück und Frieden segnen
Und damit keiner nicht von uns verdirbt,
So ruf ich laut der letzte stirbt!

Derweil mir der hochehrliebende Willkomm auf und vorgetragen worden ist, so kann ich es nicht unterlassen, daraus zu trinken; ich trinke das Wohl unseres Herrn Vaters, Frau Mutter und Jungfer Schwester sowie auch das Wohl unseres Herrn Beisitzers und einer ganz hochehrbaren Brüderschaft. Vivat hoch!

Dies Geschenk ist nach einer Niederschrift des Obermeisters der Weberinnung zu Treuenbrietzen wiedergegeben, mit den kleinen Fehlern und Unvollkommenheiten, die sich im Laufe der Zeit durch das wiederholte Abschreiben eingeschlichen haben.

(Nach den Akten der Treuenbrietzener Innung.) G. Steinhardt.

Aus Treuenbrietzen.

Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert.

Von G. Steinhardt.

Auf der Suche nach alten Innungsschriften erhielt ich von dem Obermeister der Treubrietzener Leinenweberinnung ein Musterbuch vorgelegt, das sich in der Familie des Obermeisters Brumme fortgeerbt hat. Um das Jahr 1750 angelegt und bis 1772 fortgesetzt, enthält es die selbstgezeichneten Muster für die Handweberei nach Art des bekannten Johann Sibmacherschen „Stick- und Spitzen-Musterbuchs von 1604*), daneben aber auch handschriftliche Aufzeichnungen aus der Zeit um 1750. Zwischen den Notizen über die Zahl der zur Herstellung der Muster auf dem Webstuhl einzuziehenden Fäden stehen Sprüche, Betrachtungen und Verse, deren Auswahl einen Einblick in die Seele des Handwerksmeisters gewährt und den Gang der Gedanken erweist, denen er bei seiner beschaulichen Arbeit gern nachhängen mochte, wie denn das Leinenweberhandwerk überhaupt als ein besonders „frommes“ angesehen wurde. (Vergl. Dr. W. Stahl, das deutsche Handwerk.) Bemerkenswert unter jenen Aufzeichnungen ist das folgende, in seiner Kraft und einfachen Schönheit wirkungsvolle Kirchenlied, das wenig bekannt ist und wegen dessen Ursprung und Verbreitung ich mich auf Anraten des Herrn Pastor Trinius in Belzig an Herrn Superintendent Nelle in Hamm, Westph., den bekannten Erforscher des Kirchenliedes nach Text und Musik wandte. Hier folgt zunächst das Lied:

V. 1.

Sagt, waß hilft alle Welt mit allem Gut und Geld.
Alles verschwindt, geschwind, gleich wie der Rauch im Wind.

V. 2.

Was hilft der hohe Thron, waß Scepter und die Kron
Scepter und Regiment hat Alleß bald ein End.

V. 3.

Waß hilft sein hübsch und fein, schön wie die Engel sein,
Schönheit vergeht im Grab, die Rosen fallen ab.

V. 4.

Was hilft Goldgelbes Haar, Augen crystallenklar,
Lefzen korallenroth, Alleß vergeht im Tod.

V. 5.

Waß ist das Güldenstück von Goldzierd und Geschmück
Gold ist nur rothe Erd.**) Die Erd ist nicht viel werth.

*) Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth, Werderstraße 6, 1881.

**) „Rothe Erd“ wahrscheinlich ist Zinnober, Schwefelquecksilber gemeint, das von den Alchimisten bei ihren Versuchen gern verwendet wurde.

V. 6.

Waß ist das roth Gewand, daß Purpur wird genannt,
Von Schnecken aus dem Meer kömmt aller Purpur her.

V. 7.

Waß ist die Seyden Pracht, Wer hat die Pracht gemacht,
Es haben Würme gemacht die gantze seiden Pracht.

V. 8.

Waß seyn denn solche Ding, die wir schätzen nicht gering,
Erdwürm, Koth, Schnecken, Blut ist das uns zieren thut.

V. 9.

Fahr hin, o Welt, fahr hin, bey dir find ich kein Gewinn
Daß Ewig achtst Du nit, Hie hast Dein Erndt und Schnitt.

V. 10.

Fahr hin, leb wie Du wi.t, hast genug mit mir gespilt
Die Ewigkeit ist nah, frommeß Leben ich anfah.

Herr Superint. Nelle schreibt nun:

Sag, was hilft alle Welt.

Für dieses Lied kommen folgende hymnologische Werke in Betracht: 1. Fischer, Kirchenliederlexikon, II. 1879, S. 232. 2. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied, II. 1883, S. 317. 3. Zahn, Die Melodie der deutschen evang. Kirchenlieder, I. 1889. 4. Monatschrift f. Gottesd. u. kirchl. Kunst, VI. 1901, S. 95.

Die älteste bis jetzt bekannte Quelle für das Lied ist das katholische Gesangbuch vom Jahre 1623: „Außerlesene, Catholische, Geistliche Kirchengesäng ... Gedruckt zu Cölln, Bey Peter von Brachel", ein Jesuitengesangbuch, wie Bäumker vermutet. Hier steht das Lied so, daß die beiden ersten Zeilen jeder Strophe von einer einzelnen Stimme als Frage gesungen werden, auf die dann der Chor mit den beiden letzten Zeilen die Antwort gibt. Wir sehen da also den Einfluß der neuen italienischen Musikweise auf das deutsche Volkslied: Wechsel von Einzel- und Chorgesang.

Durch seine volkstümliche, kernige, derbe, anschauliche Sprache gewann das Lied die Liebe des evangelischen Volkes so gut, wie des katholischen. Es ging diesem Liede, wie einem anderen von gleich packender, bilderreicher Sprache aus demselben katholischen Gesangbuche von 1623. Es ist das Lied „O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang bist du, o Ewigkeit" mit seinen 18 Strophen. Auch dieses wurde gern und oft in evangelische Gesangbücher aufgenommen.

Die Melodie des Liedes „Sag, was hilft alle Welt", ist nicht mit in den evangelischen Kirchengesang hinübergenommen, sondern nur der Text. Aber in der evangelischen Kirche sind vier neue Melodien zu

dem Liede geschaffen worden. Die älteste steht mit dem Liede in Kaspar Cramers Buche „Animae sanciatae medela", Erfurt 1641. Sie findet sich dann im Gothaer Cantionale, 1648, und in zahlreichen Gesangbüchern der folgenden Zeit, im 19. Jahrhundert noch bei Luise Reichardt, Lagriz und Schöberlein. Eine zweite steht im Gothaer Cantionale, III. 1648, und hat eine noch weitere Verbreitung gefunden, als die erste, auch im 19. Jahrhundert noch. Die beiden anderen Melodien haben sich wenig verbreitet. Es mögen leicht 30 bis 40 evangelische Gesang- oder Melodienbücher sein, in die das Lied „Sag, was hilft alle Welt" mit einer der Melodien Aufnahme gefunden hat. Natürlich steht es in einer weiteren Anzahl von Gesangbüchern ohne Noten. Es ist also im evangelischen Volke weithin bekannt gewesen seit dem Jahre 1641, wo es zuerst in einer evangelischen Liedersammlung auftaucht. Seit es im Jahre 1668 in das Marburger Gesangbuch Aufnahme fand, wurde es in Oberhessen geradezu zum Volksliede und ist das dort bis auf den heutigen Tag geblieben.

Es ist denn auch dem Schicksale der Volkslieder nicht entgangen, mancherlei Änderungen über sich ergehen lassen zu müssen. Schon in Niedlings Handbüchlein, 1655, lautet der Anfang: „Sag an, was ist die Welt." Auch sonst finden sich dort einige Abweichungen. Eine ganz abweichende Form dagegen bringt der „Vorrat von alten und neuen christlichen Gesängen", Leipzig 1673. Doch hat sich diese nicht weiter verbreitet. Im Braunschweiger Gesangbuche von 1661 hat das Lied nach jeder Zeile ein Echo in der Melodie.

Ein Lied ähnlichen Anfangs und gleichen Versmasses möge hier noch erwähnt werden. Es soll den Sigmund von Birken zum Verfasser haben und beginnt: „Sag, was ist diese Welt? Ein Schau- und Spielgezelt." In den 12 Strophen des Liedes wird die Vergleichung der Welt mit einer Schaubühne durchgeführt.

Der Verfasser unseres Liedes ist nicht bekannt. Jedenfalls dürfte er in der katholischen Kirche zu suchen sein. Einige Bücher nennen als Verfasser den Dichter von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", Johann Matthäus Meyfart. Diese unbegründete Vermutung wird aber durch das Vorkommen des Liedes in dem Brachelschen Gesangbuche von 1623 vollends hinfällig. Tämpel tut denn auch in seinem „Deutschen ev. Kirchenlied des 17. Jahrhunderts", Band II. (1904), S. 63 ff., wo die beiden Lieder Meyfarts abgedruckt sind, unseres Liedes keine Erwähnung. Es findet sich nirgends in Meyfarts Schriften.

Der Text aus dem Musterbuche der Treuenbrietzener Leinweberinnung stimmt mit dem in den evangelischen Gesangbüchern früherer Zeit allgemein verbreiteten, ausgenommen die Orthographie, überein. In die pietistischen Gesangbücher hat das Lied nur wenig Aufnahme ge-

funden. Heute mag es kaum noch in einem Gesangbuche vorkommen. Auch im neuen Hessen-Kasseler steht es nicht.

Hamm i/W. Superintendent Nelle.

Unter den sonstigen Aufzeichnungen des Musterbuches sind allenfalls noch folgende mitteilenswert:

Der Geiz ist seine eigene stiefmutter in dem der Geitzige niemand waß zu gute Thut, auch ihm selbst nicht. Ja er ist einem Esel gleich, der Brodt und Weine auf dem Rücken trägt und seine doch nicht genießt, oder einem Kettenhund, der bey einem Schatz liegt und denselben bewacht, aber doch weder selbst etwas davon genießt noch anderen genießen läßt.

Niemand ist elender Alß der Alles hat und doch nichts hat, Ich will sagen, der sich seines großen Vermögens nicht zu gebrauchen weiß, Und niemand ist glickseliger als der nichts hat und doch Alles hat, daß ist, der bei seiner Armuth dennoch sein nothdürftiges außkommen hat. Drum hüte Dich vor Unvernügsamkeit, denn bist Du mit Gott in deme Zustande zu finden, so kann Dich kein Unfall oder Unglück kränken.

V. 1.

Waß hilft Dier mensch Dein Ungeduld
Wenn es Dir Übel geht
Du hast es ja vielmahl verschuld
Wenn Dier ein Creutz zusteht
Daß leiden ist ietzt gar gemein
Du kanst allhier nicht fröhlicht sein/gedult.

V. 2.

Wolt ihr nun wissen wer ich bin
Ich bin das unglieks Kiend
Lief ich gleich weit wo will ich hin
Keine Lust ich nirgenß find
Scharrt man micht in die Erd hinnab
Das Ungliek folgt mir bis inß Grab/geduld.

V. 3.

Waß ich nun täglicht essen muß
Vermischt mit Wermuth Saft
Das ist ein speise mit Verdruß
ein Labsal ohne Kraft:
Daß ist voll heißer Tränen mein
Wormit mein Ungliek ich bewein/gedult.

V. 4.

Die Freude sich nie zu mir gesellt
Kein Lust ich nirgendß fiend,
wohl unter dem blauen Himmelszelt

Bin ich daß unglückß Kind:
Die Thränen von den Wangen rinnen,
mein Unglück wollt ich Keinem gönnen/gedult.

V. 5.

Es neidt und hast micht Jeder man,
hat er mich kaum ersehn,
Und wo man mich verfolgen kan
Da ist es schon geschen
Ein jeder Mensch der bringt mir Noth,
und wünscht mir auch gleich selbst den Todt/gedult.

V. 6.

Jetzt beyst Eine giftige Schlange micht
ietz sticht ein Scorpion,
leg ich micht Jedermann zu Fuß,
Verfolgung ist mein lohn
daß ist inwar die wohlthat mein
Womit mein Unglück ich bewein/gedult.

V. 7.

Wohlan ich habe micht Resolvirt
zu leiden waß ich kann,
waß mir mein Gott zuschicken wird
nehm ich geduldig an
In allem Creutz Trübsal und Pein
will Gott allzeit mein beystand seyn/gedult.

Des folgenden Spruches Sinn ist nicht recht verständlich. Es scheint mehr auf den Gleichklang — beten, bäten (Betten?), Boeten (Beete) u. s. w. — abgesehen zu sein; also mehr Wortspiel als Sinnspruch, oder die zusammenhanglos aneinnandergereihten Sätze sollen nur Beispiele zur Rechtschreibung der ähnlich lautenden Worte abgeben:

Christen beten sowohl in Heusern auf bäten[1]) und Federbötten[2]) als in Felde auf denen Äcker Beeten, bey denen Datteln ist nur die Harte schale zu Tadeln.

Etliche Schock Garben Korn Aeren sind Ehren Werth.
Seid Adam fiel sind viel Sünden Strafen zu fühlen.
Von denen Vättern schreiben Gelehrte Federn Viel Gutes.

Bemerkenswert ist die ungemein saubere und deutliche Handschrift, der die Sorgfalt anzusehen ist, die auf eine ruhige und schöne Niederschrift verwendet wurde.

---

[1]) Böden?
[2]) Betten?

Kleine Mitteilungen.

Lehrbrief von 1789. Durch Zufall bin ich in den Besitz eines Lehrbriefes gekommen, der, einem meiner Vorfahren ausgestellt, unbeachtet im Sparrwerk eines Hauses in Luckau (Lausitz) steckte. Der Brief, auf Pergament farbig kunstvoll gemalt, ist 38 × 61 groß und enthält an einer Goldschnur in einer Siegelkapsel das Handsiegel des Ausstellers. Sein Inhalt lautet:

Ich Karl Gottlieb Krüger
Bürger Kauf und Handelsman

in der Churfürstl: Sächs: Stadt Sorau im Marggrafthum Niederlausitz; Urkunde und füge hiermit jedermänniglichen zu wißen, daß Vorzeiger dieses Johann August Gotthelf Stülpner von Luckau in der Niederlausitz gebürtig, mir Fünff Jahre lang nacheinander, nehmlich von Weynachten 1784. bis dahin 1789. in meiner Schnitt-Handlung und Verrichtungen vor einen Handlungs Burschen gedienet, auch sich solcher Zeit, from, treu, und gehorsam verhalten, über dasjenige so er unter Händen gehabt, jedesmahl aufrichtige und redliche Rechnung gethan, meinen Nuzen jederzeit nach Vermögen gesucht, und in allen Begebenheiten sich dermaßen bezeiget, daß ich und die Meinigen vollkommen wohl mit Ihm zufrieden gewesen. Nachdem er aber sich weiter etwas zu versuchen Verlangen getragen, und bey mir, sowohl um Erlaßung seiner Dienste, als auch um Ertheilung eines ehrlichen und beglaubten Abschiedes gebührend Ansuchung gethan; So habe solchen seinen billigen Begehren nicht entstehen mögen; vielmehr ergehet bey gegenwärtiger Ertheilung deßelbigen an jedermänniglich, besonders aber, an Kauff und Handels Herren, mein Dienst und freundliches Bitten, Sie wollen dieser meiner wahren Kundschafft vollkommenen Glauben geben, ernanten Johann August Gotthelf Stülpner seiner mir geleisteten treuen, ehrlichen, Dienste und Wohlverhaltens halber, allen geneigten Willen erzeigen, und Ihm dieser meiner Recommendation zu Beförderung seiner Wohlfarth fruchtbarlich genüßen lassen. Solches wird Er nicht allein selbst mit schuldigster Dankgefließenheit erkennen, sondern auch ich, um einen jeden nach Standesgebühr zu verschulden, werde gantz willig und bereit seyn. Zu mehrerer Beglaubigung habe diesen Lehr-Brief und Testimonium eigenhändig unterschrieben und mit meinen Petschaft wißentlich bekräfftiget. So geschehen in Sorau den 26.ten December nach CHRISTI Geburth im Ein Tausend Siebenhundert und Neun und Achtzigsten Jahre. : Carl : Gottlieb : Krüger :

R. Scharnweber.

Patenbrief von 1806 aus Luckau. Wie sehr sich die Einladungen zur Übernahme einer Patenschaft in hundert Jahren verändert haben ist aus folgendem Einladungsschreiben ersichtlich. Die Aufschrift lautet:

Gevatter Invitation
an

Die Ehrengeachtete, Sitt- und Tugendbelobte Jungfer Johanne Christiane Riech, des Meister Joh. Gotthelf Riechs, ehrbaren, angesehenen Börgers und Riemers allhier eheleibl. einzige Jungfer Tochter

und der Inhalt:

Vielgeehrteste Freundin!

Es hat dem allgütigen Gott gefallen, uns Eltern am 10. Oct. mit einem jungen Töchterl. zu erfreuen. Da es nun unsere Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß auch dies unser neugebohrnes Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Jesu feyerlich aufgenommen werde, und zu dieser heiligen Handlung christliche Zeugen erforderlich sind; so haben wir aus besonderem Zutrauen Sie zu unsers Kindes Taufzeugen und Pathen erwählet,

mit dienstfreundlicher Bitte, morgen, den 15. May um

3 Uhr in hiesiger Hauptkirche persönlich zu

erscheinen, unser Kind in einem andächtigen Gebeth seinem Gott und Vater zur steten Aufsicht und Leitung zu empfehlen, und Zeuge zu seyn, daß auch an ihm der Befehl Jesu vollzogen, und es auf den Glauben an den Gott, den es dereinst bekennen und verehren soll, getauft ist.

Diese Liebe und Freundschaft werden wir Eltern gewiß mit dem schuldigsten Danke erkennen.

Ich verbleibe

Luckau, am 14 October 1806.

Ihr ergebenster Freund und Gevatter
Karl Gotthelf Hanke;
Bürger und Huthmachermeister
in der S. V.*)
R. Scharnweber.

Sog. Feuersegen. In Kolkwitz bei Kottbus wurde beim Erweiterungsbau eines Hauses in einem Dachbalken eingeschlossen ein Zettel aus Pergament mit folgender Inschrift gefunden:

† Corpe ††† Messini ††
Emanuel †† Horten queso †
† Rar † Znat † . . . , na †
† Apient † Ebert † em
Gurt † Savaoth †† Messias
† Emanul † Adonay †
† † †

Auf Wunsch des Besitzers wurde dieser Glück bringende und Unglück fernhaltende Talisman wieder einem Balken in der Giebelwand anvertraut und war dadurch sein Erwerb unmöglich gemacht. Genaue Nachbildung des Originals ist dem Märk. Museum übergeben. Scharnweber.

Vorgeschichtliche Fundstätten. 1. Bei dem Dorfe Himmelpfort (Kreis Templin) ist der Haussee gelegen und mit ihm, nördlich, durch eine Wasserstraße verbunden der oft stürmische Moderfitzsee. Wo dieser Zugang beide Seen verbindet, dehnt sich in nordöstlicher Richtung, aus einem Bergrücken bestehend, die Halbinsel oder, wollte man märkisch reden, das Horn von Pian aus. Auf ihrem westlichen Abhang, der nach dem Moderfitzsee abfällt, hat eine Glashütte gestanden, von der man noch Glasschlacken (? und verkohltes Holz) in der Erde sieht. Hier in dem weißen Sande, der

*) Sandower-Vorstadt.

dort bloß liegt und vom Winde getrieben wird, finden sich (1904) sehr viele geschlagene Feuersteinspäne, darunter recht scharfe, und andere Bruchstücke, auch Teile von Mutterknollen mit Schlagmarken. Die große Menge der Späne deutet auf eine alte Feuersteinwerkstätte hin. Gleiche Bruchstücke von Menschenhand finden sich, jedoch mehr vereinzelt, weiterhin bis zur Spitze der Landzunge, und auch auf dem südöstlichen Abhang des Bergrückens, der nach dem Haussee abfällt. Im ganzen dehnt sich die Fundstelle ihrer Länge nach etwa 400—500 Schritt aus. Auch vorgeschichtliche Scherben, jedoch nur geringfügige kleine Stücke, ohne besondere Merkmale, fand ich auf der Fundstätte bei der ehemaligen Glashütte vor. Einzelne stammten von innen wie außen sehr gut geglätteten Tongefäßen her. Zu bemerken wäre noch, daß Mutterknollen von Feuerstein in der hiesigen Gegend nicht selten zu sein scheinen, und daß Kinder die zuerst erwähnte Fundstätte ausbeuten. Diese Fundstelle bei Pian erinnerte mich an eine nur noch reichlicher ausgestattete alte Feuersteinwerkstätte in der Neumark, in der Gegend zwischen Pinnow und Schönwalde (Kreis Weststernberg), die ebenfalls auf einem sandigen Bergabhang über einem See, dem Küchenteich, gelegen ist. (Zeitschr. f. Ethnol., Verh. 1897, 436.)

2. Im Jahre 1902 oder 1903 fand ich bei einem Ausfluge in die Gegend von Lychen am Großen-Lychen-See, und zwar am westlichen Ufer desselben, etwa halbwegs? zwischen der Försterei Woblitz und dem Geländeeinschnitt südlich Bohmshof einen (oder mehrere?) bearbeitete Feuersteinsplitter. Da von anderen bereits früher Feuersteinspäne oder dergleichen gefunden wurden auf dem östlichen Ufer oder wenigstens auf einem der Eilande dieser Seite, so erhellt daraus mit einiger Gewißheit, daß der See sehr vorzeitig auf beiden Ufern besiedelt war.

3. Beim Dorfe Zootzen (Kreis Templin), das aber weiter landeinwärts auf der Höhe gelegen ist, befindet sich eine Holzablage unten am Ufer der Havel, die hier, von dem sehr großen Stolpsee kommend, in malerischen Windungen nach Bredereiche sich hinzieht. Unweit dieser Holzablage führt ein Fahrweg nach Zootzen den Berg hinauf. Auf dem Gelände der Holzablage fand ich (1904), im Sande, geschlagene Feuersteinsplitter und sehr kleine, nicht weiter zu bestimmende Scherben von vorgeschichtlichen Tongefäßen. Da die Scherben nicht allzuweit vom Ufer entfernt liegen, so geht daraus hervor, daß zu der Zeit, wo sie bearbeitet wurden oder sonstwie liegen blieben, die Havel damals nicht sehr viel höher gestanden haben kann als heute, vorausgesetzt: Scherben und Splitter haben immer hier unten gelegen und sind nicht irgendwie von höheren Stellen hierher gelangt, was weiteres Nachsuchen feststellen würde. Jedenfalls war hier oder in der Nähe eine Ansiedlung.

4. Eine Art Feuersteinwerkzeug fand ich (1904) weiter oben in der Kiefernheide vor dem Dorfe Zootzen, nahe dem vorher erwähnten Wege.

5. Mehrere alte Leute in Zootzen teilten mir mit (1904): „1848 brannte das Dorf ab.“ Nördlich von Zootzen nach dem Stolpsee zu liegt das „Neuland.“ „Hier lag früher das alte Zootzen. Das ist aber untergegangen, wohl in Kriegen. Der König Fritz hat dann das jetzige Zootzen aufgebaut. Beim Pflügen auf Neuland sind Töpfe und Knochen und Asche gefunden

worden, aber nichts mehr davon erhalten." Also ist dort eine Fundstelle mit Überresten von Leichenbrand und Totenurnen eines vorgeschichtlichen Friedhofs.

„Früher war ein See bei Zootzen, der ging bis an die (jetzige) Dorfstraße und hieß Babensee. Jetzt ist nur das große Babenbruch davon da". Ich sah Torf (?) dort stehen, Heu wurde gemacht und abgefahren.

6. Einzelne Feuersteinstücke, die auf Bearbeitung hindeuteten, fand ich nordwestlich bei Zehlendorf, in der Kiefernheide, die sich von Zehlendorf bis zur Krummen Lanke hinzieht.

7. Auf einem Acker des Geländes Wentdorf, das nördlich dem Dorfe Kaputh (Kreis Zauche-Belzig) jenseit der Havel liegt, fand ich (1903) vorgeschichtliche Scherben, aber solche, die der Zeit vor der wendisch-slavischen Herrschaft in Norddeutschland angehören.

8. Auf dem Gelände zwischen Zehlendorf und Klein-Machnow (Kreis Teltow) ist in der Nähe des neu erbauten (1904) Elektrizitätswerkes am Teltow-Kanal eine Fundstelle. Einige hundert Schritt westlich vom Neubau führt zwischen zwei alten und durch ihre Schönheit auffallenden Eichen ein Weg über den Buschgraben, welch letzterer von Zehlendorf kommend weiter südlich in den Kanal fällt. In der Verlängerung dieses Weges, etwa 50 Schritt östlich von den beiden Eichen, fand ich (1904) vorgeschichtliche kleine Scherben, die keinerlei Merkmale aufwiesen, nur daß sie vorslavisch erschienen. Auch bearbeitete Feuersteinsplitter lagen zwischen den Scherben. Ebenso Holzkohlenstückchen und verrostete Eisenteile, die aber wohl neueren Ablagerungen angehören. Ob die Fundstätte sich weiter ausdehnt und ob ganze Gefäße noch in der Erde sind, steht dahin.

Vorgeschichtliche Funde von Teltow und Klein-Machnow sind bekannt; von Zehlendorf wohl anzunehmen. Dann wären in dem genannten Gelände vier Friedhöfe der Vorzeit nachweisbar, und demgemäß auch Ansiedlungen und Ortschaften. Denn daß die germanischen Ansiedlungen, fassen wir diesen Zeitraum ins Auge, wenn auch die Gehöfte vereinzelt lagen, Dörfer bildeten, geht schon aus ihrer geordneten Gemeindefelderwirtschaft (Tacitus Germ. 26) hervor. Es müssen auch überall zwischen den Gehöften, wenn sie vereinzelt lagen, Wege durch Wald und Gestrüpp geführt haben, um die Ernte auf den vollen Austwagen heimfahren zu können. Zudem ist wahrscheinlich, daß vormals, sagen wir im Jahrtausend vor Christus, der Weg bei den beiden Eichen schon vorhanden war. Einmal scheint das dortige Wiesen- oder Sumpfgelände solche Richtung vorzuschreiben, dann aber mußten die Gehöfte oder Ortschaften Verbindungswege haben, auch lassen sich für die vorgeschichtliche Zeit solche Landwege, die noch heute bestehen, anderweit mit einiger Sicherheit nachweisen. Denn wo im Altertum größere Friedhöfe und Dorfschaften waren und noch heute ebenda Dörfer und zugehörige Laudwege sind, ist anzunehmen, daß auch im Altertum solche Wege waren. Was könnte mancher unserer Landwege erzählen, der vielleicht Jahrtausende sah und den wir kaum noch der Beachtung wert halten. Bei Zehlendorf waren also an einer vierten Stelle noch Bewohner, wo heute keine mehr sind.

Vielleicht darf für die anfängliche Gründung vieler unserer Dörfer auch ein

rein landwirtschaftlicher Grund geltend gemacht werden. In einigen Dörfern, vormals mit Gemeindefelderwirtschaft, die ich kennen lernte, liegt der gute oder beste Ackerboden um das Dorf herum, weiterhin kommt der schlechte, dann der Wald als Abschluß. So lagen in solchem Fall die Verhältnisse auch in der wendisch-slavischen Zeit. Nun sind aber unzählige der heutigen Dörfer nicht slavische Gründung trotz der slavischen Namen, sondern sind Jahrhunderte vorher germanische Ansiedlungen oder Ortschaften gewesen, wie die bei ihnen gelegenen germanischen Friedhöfe urkundlich erweisen. Die slavischen Namen erhielten sie, als Norddeutschland unter der Herrschaft der Wenden stand. Da der deutsche Germane sehr wesentlich auch Landmann war, werden die alten Ansiedler neben der Rücksicht auf Wasser und anderen Gründen, ursprünglich sich wohl da niedergelassen haben, wo sie den besten Ackerboden in der Nähe hatten. Diesen Blick hatte der Landmann in Jahrtausend vor Christus sicherlich ebenso wie im Mittelalter und wie heute. Dazu kommt noch, daß er voller Naturmensch war, mit geschärften Sinnen für die ihm wichtigen Erscheinungen. Daß vormals die Dörfer viel kleiner waren, ist bekannt genug, hatten doch selbst geschichtlich hervorragende Städte nicht mehr Einwohner als heute manche Dörfer. Daß aber an manchen Orten auch in germanischer Zeit die Bevölkerung nicht so sparsam saß, deuten einzelne sehr ausgedehnte Gräberfelder an, die durch eine Reihe von Jahrhunderten fortlaufend sich hindurchziehen und schon dadurch beweisen, daß die Bevölkerung lange seßhaft war.

9. Auf der Klein-Machnowschen Feldmark, in dem Dreieck zwischen der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, der Straße von Zehlendorf nach Kl. M., und dem Spandauer Weg, am östlichen Rande der Klein-Machnower Forst, liegen die Mareien-Püle, wie der Schäfer von Kl. M. u. a., Meierei-Pfule, wie die Straubitzsche Karte vom Grunewald sie nennt. Es sind fünf Vertiefungen, von denen die zwei nördlicheren trocken sind, die drei anderen noch Wasser haben. Bei dem einen der beiden trocknen Pfuhle, und zwar dem, der ostwärts gelegen ist, finden sich vereinzelte vorgeschichtliche Scherben. Sie liegen zwanzig Schritt nördlich vor seinem Westrande.

Nachträglich habe ich im Monat Juli 1905 noch zwei vorgeschichtliche Fundstätten bei Zehlendorf aufgefunden.

10. Von der Alsenstraße in Zehlendorf führt durch die Zehlendorfer Heide (jetzt Eigentum einer Baugesellschaft) in nordwestlicher Richtung der Zinnowweg bis fast an die Krumme-Lanke. In der Verlängerung des Zinnowweges, 50 Schritt (südöstlich) von der Krummen-Lanke, da wo ein Fußweg, etwa von N. nach S., den Zinnowweg schneidet, am Berghang zwischen den Wurzeln hoher Kiefern, losgespült durch die starken Gewittergüsse, finden sich Scherben der vorslavischen Zeit. Die Ansiedlung, hier oder in der Nähe, war also schön gelegen, mit dem Blick auf den See. Jedenfalls waren in der Nähe die Felder, wo jetzt Wald ist, ein damaliges Lichtenrade oder Lichterfelde. Bei genauer Beobachtung würden sich wahrscheinlich auf den Höhen, die sich an der ehemaligen Seenkette durch den Grunewald entlang ziehen, Spuren von einer Anzahl germanischer Ansiedlungen nachweisen lassen.

11. Zwei vorgeschichtliche Scherben vorslavischer Zeit, innen mit eingedrückten Strichen sei es von der Fingerhaut oder sonstwie, gelblich von Farbe, mit größeren weißen Steinbißchen, von einem größeren Gefäß fand ich auf dem Gelände im Klein-Machnower Eichenwald (jetzt der Zehlendorf-Kl.-M. Baugesellschaft gehörig), südlich der Straße Zehlendorf—Klein-Machnow, und zwar in der Straße 11, 25 Schritt entfernt von der Ecke an der Straße 3, auf der Nordseite jener Straße, auf ihrem zukünftigen Bürgersteig. Hier ist der gewachsene Boden 1 Fuß tief abgegraben. W. v. Schulenburg.

Der frühere Tabaksbau in und bei Oderberg i./M. Von Heinrich Lange. Die beifolgenden Angaben sind Auszüge aus einem längeren Aufsatz „Oderberg seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts“, den unser fleißiges Mitglied und Vorsitzender unsers Zweigvereins „Verein für Heimatkunde zu Oderberg i./M. und Umgegend“ zu Anfang des Januar 1904 in der Oderberger Zeitung veröffentlicht hat, welche Auszüge wir schon aus dem Grunde abdrucken, weil dergleichen Mitteilungen über den Uckermärkischen Tabaksbau nur selten in weitere Kreise dringen.

Der Tabaksbau dürfte von allen Kulturpflanzen mit die meiste Arbeit erfordern. Dieselbe beginnt bei uns im April und endet, allerdings mit Unterbrechung und wenn die Trockenheit gut verläuft, im Dezember. Im April wurden die Beete (Tabakskutschen genannt) zur Aufnahme des Samens mit Fleiß und Sorgfalt hergerichtet. Dieselben wurden tief durchgegraben und reichlich gedüngt, wobei Pferdedung bevorzugt wurde und darauf geachtet, daß die Erde auf der Oberfläche sehr zerkleinert war. An den vier Seiten wurden die Beete durch Bretter eingefaßt und begrenzt und nun der Same, nachdem er 8—9 Tage angefeuchtet an warmen Orten aufbewahrt, gesäet. Gegen Frostschaden wurden die jungen Pflänzchen durch Strohdecken gesichert, und in trockner Zeit mußte nach Bedarf die Gießkanne nachhelfen. Haben sich die Pflanzen auf den Beeten unter sorgsamer Pflege und Wartung genügend entwickelt, so werden sie nun auf den wohl zubereiteten Acker verpflanzt, was in der Zeit vor und nach Johanni geschieht. Dies Pflanzen ist eine beschwerliche Arbeit, die knieend verrichtet werden muß, nachdem für jede Pflanze mit einem Spaten das Erdreich gelockert worden. Ist gerade der Boden ausgetrocknet, so muß auch noch jede Pflanze begossen werden.

Wenn nun alle Arbeit wohl getan und das Tabakfeld gut bestellt ist, auch die notwendig gewordene Nachpflanzung besorgt, dann wurde mit der Hacke das Unkraut beseitigt und der Boden aufgelockert, welche Arbeit später noch öfter wiederholt werden mußte. War die Witterung für die Entwicklung der Pflanze günstig, d. h. löste sich warmer Sonnenschein mit Regen ab, dann schoß die Pflanze zusehends in die Höhe, woran sie gehindert werden mußte, denn nicht die Stengel-, sondern die Blattbildung war die Hauptsache und brachte den lohnenden Gewinn. Zu diesem Zweck wurde der Kopf oder die Krone ausgebrochen, d. h. der Tabak wurde geköpft.

Nach dem Köpfen trat die Blattbildung so üppig hervor, daß durch Entfernung der Neben- oder Unterblätter für die eigentlichen Gewinnblätter das sind diejenigen, die in den Handel gebracht werden sollten, eine Ent-

lastung eintreten mußte. Auch diese Arbeit, die man Giezen nannte, mußte öfter wiederholt werden; der dabei gewonnene Giez wurde getrocknet und verkauft, war aber minderwertig. Dasselbe geschah auch mit den unten am Stamme befindlichen trockenen Blättern, den sogenannten Sandblättern. Wenn der Tabak, wie die Alten sagten, „die Erntewagen klappern hört, dann wächst er noch tüchtig", wenn er diese Zeit hinter sich hatte, wurde auch meistens nach der Ernte, also Ende August und Anfangs September, mit dem Abbrechen oder Bladen, wie es genannt wurde, begonnen. Die großen schönen Blätter wurden abgebrochen, in Bündel gebunden und heimgebracht. Es begann nun eine recht mühsame und langwierige Arbeit, das Aufziehen und Aufhängen zum Trocknen, wozu alle arbeitsfähigen Familienmitglieder herangezogen wurden. Mit einer fußlangen etwas breiten Nadel wurde der dicke Blattstiel am Ende durchstochen und so Blatt an Blatt auf einen, in der Wirtschaft selbst gesponnenen Faden, auch Schnur genannt, aufgereiht. Die Schnüre waren je nach dem Trockenraum von verschiedener Länge. War man mit dem Aufziehen fertig, dann wurden die einzelnen Schnüre aufgehangen, wozu man die Böden in den Häusern, Ställen und Scheunen benutzte. Man sieht noch heute in alten Häusern die Sparren mit kleinen Holzpflöcken versehen, an denen früher die Tabaksschnüre befestigt wurden Die Trockenzeit dauerte je nach Beschaffenheit der Witterung bis in den Dezember hinein, wo dann die Schnüre abgenommen, der Tabak in größere Bunde gebunden und in den Handel gebracht wurde. Es erschienen nun Kaufleute aus Magdeburg und Burg, die den Tabak hier und aus den umliegenden Dörfern aufkauften, einige Bürger unserer Stadt fuhren mit ihrem Tabak direkt nach Berlin und verkauften ihn dort. Diese Reise dauerte in der Regel drei Tage. — Die Preise des Tabaks waren nicht nur abhängig von der Güte der Ware, sondern richteten sich auch nach dem Angebot und der Nachfrage. Der Preis des Zentners hielt sich zwischen 4 und 5 Taler. Geerntet wurden auf einem Morgen 7—8 und bei vorzüglicher Ernte auch wohl 10 Zentner. Der Morgen war mit 4 Taler Steuer belegt. Bemerken will ich noch etwas über die Planteure. So nannte man Arbeiterfamilien, die bei den Ackerwirten von diesen zu bereitete Ackerstücken erhielten, auf welchen sie Tabak für sich bauten. Den Erlös teilten sie mit dem Wirte. Dies Verfahren nannte man: den Tabak um die Hälfte bauen.

Auszüge aus Schriften betreffend Berliner Verhältnisse in den Jahren 1804—1816. (Aus den Sammelkästen des Märkischen Museums.) A. Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frankreich des Herrn J. F. Reichardt-Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1804*).

S. 182—185. „Diese Parade wird uns immer als das prachtvollste heroische Schauspiel unseres Welttheils geschildert. Wer indessen das mit dem Preußischen oder auch nur Oesterreichischen Maasstab hat messen gelernt, erwarte hier nicht zu viel. Man sieht viele Truppen, schöne Truppen, Glanz und pracht, allerdings, aber das meiste bey dem Motiv des Lobens, thut, daß man sich sagt: man sey in Paris, und sehe was so viele daheim

*) Die Französische Garde auf dem Marsfelde zu Paris. E. Fr.

nicht sähen u. s. w. Die Parade zu Potsdam ist eine ganz andere Sache, (wo beyläufig gesagt, das Lokale des Lustgartens weit schöner ist, als der Pariser Carousselplatz;) denn so was bis aufs geringste Detail in harmonische Ordnung zu bringen, versteht man nirgends so als bey uns. Die Preußische Fußgarde zählt schönere und bey weitem gleicher exercirte Leute, auch ist die Uebereinstimmung der glänzenden Uniformen weit richtiger berechnet. Die Preußische Garde zu Pferde läßt jede andere Cavallerie weit zurück. Jene Consular- (jetzige Kayser-) Garde, besteht aus Grenadieren zu Fuß, Grenadieren zu Pferd, Chasseurs, Husaren und Mamelucken. Die Grenadiere tragen die gewöhnliche Linieninfanterieuniform, blau mit weißen Klappen und rothen Aufschlägen, die nur durch Güte des Tuchs ausgezeichnet ist. Die zu Fuß einen breiten Schild vor der Bärenmütze, der bey den Reitern fehlt, die sonst gleich gekleidet sind, nur haben erstere zwey rothe Epauletten, und diese ein langes Achselband und ein Epaulett. Eine hohe rothe Feder verziert die Bärenmützen, der Officier ist nur durch goldene Epauletten ausgezeichnet. Es ist mithin keine glänzende Uniform. Man kann das als edle Simplicität rühmen, aber dann fällt die Montur der Generale, deren immer viele da sind, dagegen auf. Diese ist übermäßig mit Stickerei überladen, die jeder dazu nach seiner Phantasie verändern läßt. Am anstößigsten sind aber die bunten starkgalonirten Musikanten, und die abendtheuerlich befiederten und mit Tressen bedeckten Tambourmajors, die den Aufzügen wirklich etwas charlatanmäßiges geben. In der ganzen Französischen Armee ist freylich nichts so einförmig gekleidet, als diese Garde, aber der darauf geschärfte Blick sieht doch nur zu viel Mangelhaftes. Der ganz übereinstimmende Schnitt der Kleider fehlt, die Bandeliere hängen nicht egal, jedem Einzelnen wird zu viel erlaubt, seinen Anstand à son aise zu geben. Dem Vorbeimarsch fehlt männlicher exacter Gleichtritt, die Gewehre werden nicht perpendikulär getragen. An jungen schönen Officiers, die sich kokettheroisch schmücken, (um es so zu nennen) fehlt's; bei dieser Garde sind die meisten ältlich, und die wenigen jüngeren affectirt. Die Husaren und Chasseurs haben nur Camelhaarne Schnüre, das ist folglich nicht glänzend; die Mamelucken gewähren einen seltenen orientalischen Anblick, aber Uebereinstimmung ist da nicht. Das Ganze hat ein buntschäckig-theatralisches Ansehen, und die Grenadiere halten den Vergleich mit der Preußischen Leibgarde nicht aus, die Reiter noch weniger mit der Preußischen Garde du Corps oder den Gensdarmen (zwey solche Cavallerieregimenter als diese giebts nirgends in Europa), die Husaren auch nicht mit der Ungarischen Nobelgarde in Wien. Denn die Franzosen sitzen in der Regel nicht so gut zu Pferde. Das erste hat die schönern Leute und Pferde; aber die Officiere der Gensdarmen waren ehedem in ihren glänzenden militärischen Equipirungen voraus. Seit der neuen Organisation der Garde du Corps hat man dort mit ihnen rivalisirt, die Garde du Corps-Offiziers, größtentheils aus der Armee ausgesucht, und meistens Antinousgestalten, haben sich herrlich beritten gemacht und exzelliren im eigenen Ajüstement. Doch waren die Gensd'armoffiziers, meistens reiche Leute aus den ersten Familien, von jeher im Besitz eines gewissen leichtstolzen überaus noblen Airs, und des Bewußtseins, die brillantesten Offiziers der Armee zu seyn, so

leicht nicht zu erreichen, und sie steckten, wie man sagt, bei einer Revue über 20,000 Thaler in neue Pferde, um ihren Glanz zu behaupten. Indessen hat natürlich der Wetteifer beyde Regimenter noch mehr gehoben, und je vielfältiger man fremde Truppen sah, je überzeugter ist der Ausspruch, daß sie nichts, nichts übertrifft. Es ist aber nicht blos diese äußere Schönheit. Das Regiment Gensd'armen brach bey Zorndorf in die Russischen Quarré's, und hieb mehreremal so lange nieder, bis man Appel mußte blasen lassen, um den Leuten nur einige Erholung zu gönnen, worauf sie immer wieder in den Feind stürzten, um seine Glieder zu vernichten. Und so bey mancher Gelegenheit. Von der Garde du Corps ist bekannt, wie oft sie sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet."

(So verblendet war man bei uns in Bezug auf die Leistungsfähigkeit des französischen bezw. des preußischen Heeres kurz vor dem Zusammenbruch unserer bewaffneten Macht bei Jena und Auerstedt. E. Fr.)

S. 60. „Das Baudepartement zu Berlin (oder Hof-Bauamt) begeht die äußersten Versündigungen, wenn es neuere Gebäude gegen ältere aufstellt, wo eins der Tadel des andern ist. Zu dem unzweckmäßigsten was je geschah, gehört die Aufführung des Marienthurms im Gothischen Geschmack. Zudem da dieser so gerieth, daß, Erwin von Steinheim will ich nicht einmal sagen, nein der Erbauer der Prenzlauer Hauptkirche, wenn er von einem Dorf darauf hinschauen könnte, in Verzuckungen gerathen müßte "

(Die gothisierende Spitze des Thurms der hiesigen St. Marienkirche ist allerdings nur dekorativ wirkend und gegen die Regeln des mittelalterlichen Baustils, namentlich des eigentlichen Hauptbaus der Kirche aufgeführt. Dennoch ist die Fernwirkung, wie man insbesondere seit Herstellung der Kaiser Wilhelm-Straße erkannt, namentlich von der Kaiser Wilhelm-Brücke aus gesehen, eine recht malerische, das Auge befriedigende. E. Fr.)

B. Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807—1809. Her. v. I. F. Reichhardt. Neue Auflage. Leipzig u. Altenburg. F. A. Brockhaus 1816.

S. 81—83. „Die Erscheinung der kolossalen Pyramiden in den egyptischen Sandwüsten kann dem Wanderer kaum auffallender sein, als diese imposante Königsstadt mitten in dem öden traurigen Sandlande. Welch ein Weg von Memel bis vor die Thore Berlins, in einer Strecke von mehr als hundert Meilen! der auch nach allen Seiten, so weit die Mark reicht, nach Mecklenburg, nach Ober- und Niedersachsen hin, immer so fortgehen soll. Und welch ein contrastirender Anblick, so bald man in die eigentliche Stadt kommt! Noch dicht vor der Stadt erwartet man, nach den stinkenden Straßenkothhaufen, die hier gewöhnlich ganz in der Nähe der Stadt abgeladen werden, und nach den zum Theil ungepflasterten Straßen der Vorstädte, voll tiefer Löcher und stinkender Pfützen und Lachen eine dem traurigen Lande gemäße Hauptstadt. Hat man aber nur den ersten großen Platz vor dem inneren Königsthore erreicht, und man fährt dann die wohlgebaute, von bürgerlichem Gewerbe belebte Königsstraße entlang, über den Schloßplatz, den Opernplatz, nach der schönen Straße mit der herrlichen Lindenpromenade; so wächst das angenehme Staunen fast mit jedem Schritte.

Die Linden hatten mich schon nach der Beschreibung gereizt und bestimmt in ihren Schatten meinen Gasthof zu wählen. Seine Benennung mag auch das Seinige dazu beigetragen haben. Wenn er aber auch gleich seinem Schilde: Hôtel de Russie und seinem strahlenden Bilde der Sonne nicht ganz entspricht, so ist es doch immer ein guter Gasthof, und gegen die schmutzigen Wirtshäuser in Königsberg und Danzig, vor denen mir noch ekelt, ein wahres Hotel. Vielen Reisenden läßt ihn schon die reizende Lage allein den bessern Gasthöfen vorziehn, die weniger vortheilhaft gelegen sind, deren Table d'hôte man aber gerne besucht, besonders im goldenen Adler, an dem auch nicht zu verachtenden stattlich bebauten Dähnhofscher Platz gelegen, und in der Stadt Paris, der aber in einer engen traurigen Straße, wiewohl nahe dem Schlosse, liegt. Auf französische Art eingerichtete Restaurateurhäuser haben in der letzten Zeit die Zahl der öffentlichen Speiseorte und den Luxus der Tafel ansehnlich vermehrt. Man ißt da häufig für 3 bis 4 Thaler die Person, obwohl man auch für einen Thaler satt werden kann."

S. 87—88. „So ist auch des großen Friedrichs Bauart ein wahrer Typus für seine Geschmacklosigkeit in der Kunst und für sein Bestreben die Hauptstadt, wie im Ganzen den Staat überhaupt zu einer unbasirten Größe zu erheben, und mit trügendem Scheine auszuschmücken. Auch er bediente sich des holländischen Baumeisters Baumann, den sein Vater ihm hinterließ, um nur höhere, drei bis vierstöckige, besser in die Augen fallende Häuser, ohne schöne, oft auch ohne richtige Verhältnisse, voll widerlicher, unpaßlicher Verzierungen, in Menge aufzuführen. Nirgend ist da Zusammenstimmung und vollendete Ausführung; schlechte Fenster, schlechte Thüren, elende Treppen in Häusern vom größten, äußern Ansehen. Nie hat Friedrich wohl das Innere eines solchen Hauses betreten; ihm genügte, wenn er durch die schnurgeraden Straßen ritt, an den langen Reihen, glänzend in die Augen fallender Facaden, die er selbst in Masse, straßenweise, oft gegen den Wunsch und Willen einzelner Hauseigenthümer, neu aufführen ließ. Seine hohe Klugheit, die ihn nie verließ, schonte denn auch wohl wieder einige Häuser widerspenstiger alter Jungfern und Wittwen, die lieber ihr altes trocknes Haus, in welchen sie den Schnecken gleich heimisch waren, behalten wollten, und ohne Scheu klagend laut wurden über den gewaltsam aufgedrungenen Bau, der sie nur in ihrer Ruhe störte."

S. 96—98. „Das Hauptmonument, welches während der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten in Berlin errichtet ward, galt ihm selbst. Es war das Brandenburger Thor, am Ende der Linden, aus welchem man gleich in den Thiergarten tritt, von Langhans nach einem Thore zu Athen erbaut, und die aus Eisenblech geschlagene colossale Victoria über dem Thore. Eine Erfindung der damaligen Geliebten des Königs, der Fräulein von Voß, nachmalige Gräfin von Ingenheim, die in dem siegreich rückkehrenden Theseus, der eben das Meerungeheuer überwunden hatte, den Sieg ihres königlichen Geliebten, durch den Herzog von Braunschweig und einige Husarenregimenter, über die armen überlisteten batavischen Sumpfbewohner erfochten, öffentlich gefeiert sehen wollte. Zu gleicher Zeit mußten

der Hofdichter und Capellmeister denselben Gegenstand in der italienischen Oper Andromeda bearbeiten.

So ahmte der Großonkel auch wieder den ruhmsüchtigen französischen Ludwig auf seine Art nach. Was den siegreichen Feind der letzten Zeit, der bei sich zu Hause im Besitze der größten Kunstschätze der alten und modernen Welt ist, bewogen haben kann, dieses große Stück Klempnerarbeit als Trophée mit sich wegzuführen, ist nicht leicht zu errathen. Man sagt, die Gier des Meisters nach der Ehre, sein Werk in Paris aufgestellt zu sehen, habe selbst dazu beigetragen, indem er die Besorgung der Herabnahme der colossalen Masse übernahm, zu welcher sich kein patriotisch gesinnter Handwerker der Stadt verstehen wollte."

Oderberg i/M. im letzten halben Jahrhundert. Vortrag, gehalten im Verein für Heimatkunde von Herrn Lehrer em. Heinrich Lange. (Nach Mitteilungen in der Oderberger Zeitung März 1903.)

Ich habe mir dies Thema gewählt, um Tatsachen und Ereignisse, die sich während dieser langen Zeit in unserer Stadt und Umgegend zugetragen und deren Augen- und Ohrenzeuge ich gewesen, sowie solche Geschehnisse, die mir von glaubwürdiger Seite zugetragen sind, niederzuschreiben und in mehreren Vorträgen der Jetztwelt zu überliefern.

Als ich Oderberg zum ersten Male sahe und besuchte, es war am Martini Markte 1847, ahnte ich nicht, daß dies Städtchen nach einem halben Jahre meine zweite Heimat werden und ich im wundervollen Monat Mai des folgenden Jahres als wohlbestallter 6. Lehrer an der Stadtschule einziehen sollte. Das Gehalt der jüngsten Lehrerstellen betrug jährlich 150 Taler. Wenn auch nur gering, so gab es doch noch Städte in der Mark, deren untere Lehrerstellen geringer dotiert waren. Ich war glücklich, wurde seßhaft und bereue es nicht, denn das Gehalt hatte sich nach langen Jahren und bis zu meinem Abgange 1897 um das $5^1/_2$fache vermehrt, ein riesiger Fortschritt. Selbstverständlich wünsche ich meinen jungen Kollegen nach 50jähriger Dienstzeit ein gleiches Schicksal.

1. Die Märkte. Doch nun zurück zu meinem ersten Besuch. Der Eindruck, den die Stadt auf mich machte, wurde meist verwischt durch den überaus großen Markttrubel und verhinderte auch eine genaue Besichtigung der Stadt. Ein Kollege führte mich auf den damaligen Stägemannschen, jetzt Thieleckeschen Berg, wo sich mir ein Anblick bot, den ich nie vergessen werde und der in den nachfolgenden Jahren sich leider öfter wiederholte. Es war die Überschwemmung der Oder. Sie wälzte ungebändigt ihr Wasser von der Stadt bis zum Neuenhagener Wald. Ungezählte Heuhaufen, die auf 5 und mehr Fuß aus dem Wasser hervorragenden Pfählen sogen. Mieten aufgesetzt waren, dazwischen alte Weidenbäume und Sträucher, gaben der ruhelosen Wasserfläche ein eigentümliches Bild, welches noch belebt wurde durch die mit schwellenden Segeln dahinfahrenden Schiffe. Die Verbindung Oderbergs mit dem jenseitigen Ufer geschah bei Hochwasser täglich dreimal. Heute die Brücke, welch ein Fortschritt! Diese Änderung verdanken wir der Verwallung, welches Thema ich in einem späteren Vortrag bringen werde.

Oderberg hat jährlich 4 Märkte. Der 1., Frühlingsmarkt, fällt auf Montag nach Oculi, der 2., Johannimarkt, auf Montag nach Viti, der 3., Michaelismarkt, auf Montag nach Marien Geburt, der 4., Martinimarkt, auf Montag nach Martini. Die Märkte fallen immer auf einen bestimmten Wochentag, aber nie auf ein bestimmtes Datum. Die Märkte sind jetzt, wohl der Sonntagsheiligung wegen auf den Dienstag verlegt. Früher waren die Märkte ungemein belebt; Krämer kamen nicht nur aus den Nachbarstädten, sondern auch aus weiter entlegenen Orten hier an, während das Landvolk in großen Haufen als Käufer herbeiströmte. Vier Budenreihen eng aneinander gereiht sah man auf dem Marktplatze, zwei Reihen, vom Marktplatze bis zur Osterloffschen, jetzt Grantzowschen Brauerei in der Berlinerstraße und ebenso zwei Reihen bis zur Apotheke vorbei in der Angermünderstraße. Wo die Budenreihen aufhörten, hatte man die Krämerwagen aufgefahren bis zur Stadt hinaus. Das Zeichen zur Eröffnung des Marktgeschäftes wurde um 11 Uhr durch Läuten vom Turme gegeben. Nun erst begann das Geschäft und dauerte ununterbrochen bis an den Abend, wo dann die Käufer mit Paketen wohlbeladen heimwärts zogen. Jetzt hat sich das gewaltig geändert, der Handel, das Kaufmannsgeschäft in seinen verschiedenen Zweigen und der Handwerkerstand, haben jedes Dorf erobert und decken die Bedürfnisse der Bewohner. Die Dörfer sind von den Städten weit unabhängiger wie früher, und darin liegt es auch, daß das Marktgeschäft auf Null herabgesunken ist und oft nicht mehr die Reisekosten des Krämers deckt.

Ehe ich aber dies Thema verlasse, möchte ich doch noch an etwas erinnern, was an Markttagen in Dorf und Stadt zur Mode und Sitte geworden war. In den nahegelegenen Dörfern fielen an diesem Tage die Schulen aus. Ob dies gesetzlich begründet war, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber weiß ich, daß die Lehrer sich hier ein Stelldichein gaben und daß auch viele Schüler und Schülerinnen mit ihren Eltern zu Markte kamen. In der Stadt waren sogar 2 Tage Ferien, denn der Dienstag galt als kleiner Markt und wurde auch gefeiert. In der schönen Jahreszeit und bei gutem Wetter wurden mit den Kindern am Dienstag öfter Landpartien gemacht. Außer den beiden Ferientagen erhielten die Lehrer von den Kindern der bessergestellten Eltern — Marktgeld. Ich vermag nicht anzugeben, ob hierzu eine Verpflichtung der Geber vorlag, auch darüber nicht, ob alle eine gleiche Gabe bringen mußten. Ich, als Lehrer der Klein- oder Armenschule, habe nur einmal Gelegenheit gehabt, die mir angebotenen Münzen in schonendster Weise dankend abzulehnen. Diese Sitte des Marktgeldgebens hatte für Geber und Nehmer die bedenklichsten Schattenseiten und gab oft zu widerlichem Gerede Veranlassung. In anerkennenswerter Weise hob der Magistrat 1855 die Erhebung des Marktgeldes auf und gewährte jedem Lehrer als Entschädigung eine jährliche Zulage von 8 Taler — meine erste Gehaltserhöhung. Im Jahre 1858 wurde der Dienstag als Ferientag gestrichen und in den letzten Jahren angeordnet, daß am Markttage Schule zu halten sei. So waren also acht Unterrichtstage auf das Jahr der Schule zurückgegeben, mit welchem Erfolg, vermag ich nicht zu sagen. Auch die Landschulen haben die Marktferien eingebüßt. — Um Ruhe und Ordnung an den Markttagen zu sichern, war eine sogenannte Marktwache eingerichtet. Sie bestand

aus dem städtischen Polizeidiener, dem 4, auch mehr bewaffnete Bürger zur Unterstützung beigegeben waren. Sie verwalteten ihr Amt mit Gewissenhaftigkeit und Treue, und sind größere Unruhen und Auftritte niemals vorgekommen. Später trat die Gendarmerie auf.

2. Lage der Stadt. Die Stadt Oderberg, früher zum Ober-Barnim gehörig, ist jetzt die südlichste Stadt des Kreises Angermünde. Sie ist auf drei Seiten von höheren Bergzügen eingeschlossen, während auf der vierten Seite die Oder die Grenze bildet. Verschiedene Wahrnehmungen, die man namentlich bei Neubauten von Häusern macht, zeigen bei Anlegung der Fundamente einen morastigen Untergrund und lassen den Schluß als berechtigt erscheinen, daß der Baugrund der heutigen Stadt einst unter Wasser gestanden; nur der Oberkietz dürfte hiervon eine Ausnahme machen und daher als erste Ansiedelung der Stadt zu betrachten sein. Der Name Kietz deutet auf wendischen Ursprung. Über die eigentümliche Lage der Stadt geben die Touristen aus der Residenz ihr Erstaunen in den Ausrufen kund: „So nahe bei Berlin und man kennt dies Bergstädtchen nicht!“

3. Die Straßen und Plätze der Stadt. Oderberg hatte 1848 ungefähr 2000 Einwohner, die in vier Straßen und einigen Nebengassen wohnten, heute hat es über 4000 Einwohner und eine bedeutende neue Straße am jenseitigen Oderufer, so daß man wohl von einer Alt- und Neustadt reden kann. Die Straßen der Altstadt sind weder breit noch gerade, sondern schmal und bogenförmig, was wohl in der Bodenbeschaffenheit seinen Grund haben mag. Empfindlich vermißt werden noch immer die ordentlichen Herstellungen der Bürgersteige, sowie das Fehlen der Straßenschilder. Wenn die Beseitigung des ersten Übelstandes mit größeren Kosten verbunden ist, so dürfte dies im letzteren Falle nicht zutreffen, denn der Kostenbetrag für die Straßenschilder kann kein allzu großer sein. Bis in die Neuzeit war noch ein einziges Schild vorhanden und zwar am Giebel des umgebauten Sauerschen Hauses in der Angermünderstraße, dasselbe trug die stolze Aufschrift: Rittergasse. Wie wünschenswert, ja notwendig die öffentliche Bezeichnung der Straßen ist, sieht man so recht zur Zeit der Militär-Einquartierung und bei großem Fremdenverkehr. Wie schwer wird es oft dem, von langem Marsch ermüdeten Soldaten, sein Quartier zu finden, und dem Fremden, einen Freund in der oder der Straße aufzusuchen. — Mit den richtigen Bezeichnungen der Hausnummern soll auch noch vieles zu wünschen übrig bleiben und dürfte es doch wohl eigentümlich erscheinen, wenn zur nähern Bezeichnung einer einzigen Ziffernummer als Aushilfe fast das halbe Alphabet genommen werden muß. Baldige Abhilfe wäre auch hier erwünscht. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion: Dr Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Ein Stücklein vaterländischer Geschichte.

Von F. Zimmermann.

Zu den Höhepunkten der Geschichte unseres Vaterlandes ist ohne Zweifel der Befreiungskrieg von 1813 zu rechnen.

Das war fürwahr ein heiliger Krieg, in dem sich unsere Väter eine reine Hand und ein unverletztes Gewissen bewahrt haben. Geführt wurde er nicht aus eitler Ruhmsucht, nicht um Ländergewinn wurden die Waffen ergriffen. Es galt das geliebte Vaterland zu retten, die Sklavenketten der Knechtschaft zu zerreißen. Daher stammte die Begeisterung, daher die Opferfreudigkeit. Der König rief und alle, alle kamen.

Bleibt dieser Sinn, dann wohl dir, teures Vaterland!

Es ist die Pflicht eines jeden Patrioten, die Vaterlandsliebe, die Treue zum angestammten Herrscherhause zu wecken und zu nähren, wo nur immer sich eine Gelegenheit findet und besonders das weiche Herz der Jugend in unserer vaterlandlosen Zeit zu erwärmen. Wo sollte das leichter und besser geschehen können, als an den Orten, welche eine besondere Weihe tragen. Zu ihnen gehört das Denkmal der Schlacht von Dennewitz.

Die Feier des Erinnerungstages der Schlacht von Dennewitz ist zuerst am 6. September 1815 von einem schlesischen Infanterie-Regimente, welches nach Frankreich nachzog, auf diesem Berge feierlich begangen worden, und hat bei derselben der Herr Superintendent Schwarzkopf aus Luckenwalde die Gedächtnisrede gehalten. Im Jahre 1818 hat Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm laut Kontrakt vom 24. März, glaubwürdig bescheinigt vom 27. April durch das Königlich Preußische Stadt- und Landgericht, bestätigt durch den Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg vom 22. Juni desselben Jahres, von dem Bauern Martin Müller und dem Halbbauern Martin Schulze diesen Streifen Landes von 152 Quadratruten käuflich erworben und zwar nach § 2 in der Art, daß den beiden Verkäufern und zwar dem Bauern Martin Müller drei Scheffel Roggen, dem Halbbauern Martin Schulze ein Scheffel und eine drittel Metze Roggen, von den an das Rentamt Jüterbog zu entrichtenden

Pächten vom 1. Januar 1819 ab, erlassen werden. Das abgetretene Land sollte zur Aufstellung des Denkmals der Schlacht von Dennewitz und zur Einrichtung eines Gartens nebst Wohnung für den zum Wächter bestellten Invaliden dienen.

Die Einweihung des Dennewitzer Denkmals geschah am 6. September 1819. Es steht auf der Anhöhe zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf, wo während der Schlacht die Division von Thümen zuerst nach schwerem Kampfe den Feind zum Weichen brachte. Der Präsident der Potsdamer Regierung v. Bassewitz, die Regierungsräte v. Lützow und Ribbach, der Landrat Meuß, die Stände, die Superintendenten, sowie

Kriegerdenkmal der Schlacht bei Dennewitz.

die Geistlichkeit aus den benachbarten Örtern und alle Militär- und Zivilbehörden des Kreises, ein Teil des ersten Garderegiments unter dem Befehl des Majors v. Zieten und eine Menge Zuschauer wohnten der Feierlichkeit bei. Sie begann morgens 10 Uhr. Die Einwohner des Fleckens Zinna hatten den Fuß des Denkmals bekränzt und es in weitem Kreise mit Laubgewinden umzogen. In diesen Kreis traten sämtliche Behörden. Das Militär stand außerhalb desselben. Es begann ein geistlicher Gesang. Darauf sprach der Feldpropst Offelsmeyer knieend ein Gebet und hielt dann eine Predigt. Dann fiel wieder der Gesang ein. Nun wiederholte das Militär den Hurrahruf der hier Gefallenen. Ganz

nahe um das Denkmal standen die Schulzen und Schöppen der Dörfer Dennewitz, Rohrbeck, Niedergörsdorf, Kaltenborn, Dalicho und Lindo, welche am meisten durch die Schlacht gelitten hatten. Diesen kündigte jetzt der Landrat an, daß ihnen die Gnade des Königs ein Geschenk von 13 000 Talern als Entschädigung bewilligt habe. „Heil unserm König" rief er, und alle Anwesenden stimmten ein mit: „Heil dir im Siegerkranz." Hiermit endete die Feier auf dem Schlachtfelde. Die herbeigeströmte Menge verteilte sich in die benachbarten Dörfer. Das Militär marschirte nach Jüterbog zurück, wohin sich auch die Stände und alle Beamten begaben. Das Denkmal aber wurde dem invaliden Unteroffizier Kaiser, der am 6. September 1813 invalide geworden war, übergeben. — In Jüterbog auf dem Rathause war indessen für das Militär, für die Stände, die Superintendenten und die obersten der Behörden ein Mahl bereitet. Mehrere Landwehrmänner, welche der Schlacht beigewohnt hatten, sowie die Geistlichen und die Schulzen von Rohrbeck, Dennewitz und Niedergörsdorf waren dazu eingeladen. — Hierbei wurde auch des schon entschlafenen Siegers von Dennewitz, des Grafen Bülow, gedacht. Am Abend war das Städtchen Jüterbog erleuchtet.

In dem folgenden Jahre haben die Einwohner von Jüterbog den Tag durch eine Feier ausgezeichnet, bei welcher die Festrede vom Pfarrer Uhlich gehalten worden ist. Die 50jährige Gedächtnisfeier ist auf Veranlassung des damaligen Herrn Landrats in höchst feierlicher Weise begangen worden. Die Kriegervereine aus Jüterbog und den nächsten Städten waren mit ihren Fahnen und Musikchören erschienen, die Stadt Jüterbog und namentlich der Markt hatten sich mit Fahnen und Wappenbildern geschmückt, ebenso war der Platz um das Siegesdenkmal dekoriert. Hier befand sich eine Gewehrpyramide mit Eichenkränzen überwölbt, auf welcher das eiserne Kreuz angebracht war. Unter dem Geläut der Stadtglocken und der Glocken der umliegenden Dörfer und unter dem Donner von vier Geschützen der Brandenburgischen Artillerie-Brigade No. 3 setzte sich der Festzug in Bewegung. Voran zog die Kapelle des Militär-Knaben-Erziehungsinstituts aus Annaburg, Choräle blasend; dann folgten die Zöglinge dieses Instituts, die Waisen der Dennewitz-Stiftung, die Kriegervereine mit ihren Musikchören, welchen sich die anwesenden Offiziere, die Vertreter des Kreises und der Städte und endlich das Publikum anschlossen.

Am Denkmal wurde der Festzug von der zahlreich im Ornat anwesenden Geistlichkeit empfangen, und mit einem Chorale wurde die Feier eingeleitet. Nach der Liturgie folgte die Festpredigt des Pfarrers Rindfleisch über Lucas 17, 19: „Dein Glaube hat Dir geholfen" und mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott" wurde die religiöse Feier beendet.

Durch den Herrn Landrat Hoffmann, als Kommissar der National-Denkmalstiftung wurde alsdann die Summe von 460 Talern an diejenigen

Veteranen, über zweihundert an der Zahl, verteilt, welche die hiesige Schlacht mitgemacht hatten.

Seit jener Zeit haben nur noch selten Feiern stattgefunden. Nach dem Tode des Herrn Kreislandrats Hauschsteck, welcher für den ruhmvollen Ort ein besonderes Interesse hatte, weil er im Brandenb. Dragoner-Regiment No. 2 mitgefochten hatte, wurde die Pflege der Anlagen beim Denkmal mehr und mehr vernachlässigt. Auch die Schulfeiern der Kinder von Niedergörsdorf hörten auf, weil bei einer solchen der Ortspfarrer R. Besser durch einen kalten Trunk den Tod gefunden hatte. Der neue jetzige Pfarrer, welcher für das Denkmal und die Schlacht eine große Vorliebe hatte, weil ein Großonkel im Königs-Regiment hier mitgekämpft und bei Leipzig den Ehrentod gefunden hat, konnte den alten hiesigen Lehrer zu einer Feier nicht bewegen. Nach seinem Tode sind aber die Dennewitzfeiern mit Kinderfesten verbunden wieder frisch aufgenommen worden. Nach und nach haben sich auch die Einwohner der Dörfer, welche sonst als sogenannte Mußpreußen der Sache fernstanden, den Feiern angeschlossen.

Die Anlagen um das Denkmal konnten nicht mehr genügen, weil sie bei geringer Pflege verwildert waren; das Wärterhaus des Invaliden, welcher hier stationiert ist, befand sich in der traurigsten Lage; der Brunnen, woraus er seinen täglichen Wasserbedarf nehmen mußte, lag am äußersten Ende der Denkmalsanlagen in einer Entfernung von ca. 300 Schritt, die Viehställe waren in das Haus eingebaut, sodaß sich der arme Mann vor Fliegen und anderen Ungeziefer nicht zu raten wußte. Als die Einwohner von Niedergörsdorf sich daran machten, die schönen Bäume der Zugangsallee zu fällen, und als auch der untere Teil der Anlagen in Gefahr stand, veräußert und abgeholzt zu werden, erhob der Ortspfarrer dagegen Einspruch, welcher auch Erfolg hatte. Zugleich erließ er auf Anraten seines guten Freundes, jetzigen Superintendenten in Brandenburg, Müller, einen Aufruf für kleine Liebesgaben, um die Bepflanzung des Zugangsweges neu ausführen resp. ergänzen zu können. Später ist ihm auch erlaubt worden, für die Verschönerung der Anlagen auf fiskalischem Boden sorgen zu dürfen. Hierbei hat er reichlich den Beistand der Artillerie-Schießschule in Jüterbog erfahren. Die Herren Obersten v. Rauch, Schmidt, Kettenbeil haben wiederholt Mannschaften und Gespann gesandt, um den Berg in Terrassen aufzubauen und gute Erde anzufahren, und die Ziersträucher, welche Se. K. Hoheit der Herzog Friedrich von Dessau in hochherziger Gesinnung dargereicht hat, zu pflanzen und zu begießen. Auch der jetzige Herr Kreislandrat, Geh. Reg.-Rat v. Cossel, hat sich stets in liebenswürdiger Weise um das Denkmal bekümmert. Unter so wertem Beistand sind die Anlagen auf dem dürren Boden recht gut gediehen und werden von dem zeitigen In-

validen C. Frenzel in guter Ordnung gehalten. Vorgänger des p. Frenzel sind Griese, Bauer schlechten Angedenkens und Haberland gewesen.

1888. Das 75jährige Jubiläum der Schlacht stand vor der Tür, aber an eine größere Feier mochte man nicht denken, weil wir unter der Trauer über den Tod zweier geliebter Kaiser standen. Es wurde vom Pfarrer ein Kinderfest mit den Kindern von Niedergörsdorf und Wölmsdorf veranstaltet und eine Anzahl von Kindern aus der Dennewitz-Stiftung schlossen sich an. Der Stadtmusikus von Jüterbog, Kurzhals, hatte seine ganze Kapelle ohne jede Entschädigung freigestellt, die Haupt- und Residenzstadt Berlin hatte eine Summe ausgesetzt, um die Kinder mit Kaffee und Kuchen zu erfreuen und auch kleine Prämien an diejenigen zu verteilen, welche gute Antworten auf Fragen aus der vaterländischen Geschichte geben konnten. Das Fest verlief bei schönem Wetter in ungetrübter Freude.

Es traf sich für die Veranstaltung einer militärischen Feier recht ungünstig. Es waren wohl damals 8 Kavallerie-Regimenter auf dem hiesigen Felde zu Übungen vereinigt, aber dieselben zogen, nachdem am 5. September, dem Tage der Schlacht von Zahna, eine Besichtigung durch Sr. Majestät stattgefunden hatte, am 6. September in der Frühe von hier weg. Eine Abtheilung Ziethen-Husaren, welche hier in Niedergörsdorf einquartiert war, hat sich mit vieler Liebe an der Ausschmückung des Denkmals beteiligt.

Die Beteiligung der Herren Offiziere von der Artillerie-Schießschule, welche sonst gern kommen, ist immer dadurch ausgeschlossen, daß sie schon am 2.—5. September zu den Manövern ausrücken.

Durch die freundliche Vermittelung Sr. Exzellenz des Herrn Generals der Kavallerie und Generaladjutanten Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I., v. Albedyll, wurden dem Pfarrer auf seinen Antrag zwei Geschütze zur Aufstellung beim Denkmal zugesagt. Dieselben konnten nicht sofort angefahren werden, weil der Pfarrer die Instandhaltung und Beaufsichtigung nicht auf seine Verantwortung übernehmen mochte. Endlich ließ sich der Kriegerverein von Jüterbog bereit finden, die Geschütze zu übernehmen und auf eine erneute Immediateingabe durch Se. Exzellenz den Herrn General-Leutnant und General-Adjutanten von Hahnke an Se. Majestät den Kaiser Wilhelm II. wurden dieselben aus dem Depot Magdeburg hergegeben und am 27. April 1890 feierlich aufgestellt. An der Feier beteiligten sich in hervorragender Weise die Herren Offiziere der Artill.-Schießschule unter Führung des Herrn Oberst-Leutnants von Rauch, welcher auch die Geschütze mit Paradegespann von Jüterbog aus hatte anfahren lassen, dann der Kriegerverein und Handwerkerverein von Jüterbog, der Touristenverein der Mark Brandenburg, die Einwohner der umliegenden Dörfer und der Stadt. Der Ortspfarrer hielt, da der Herr Feldprobst der Armee Dr. theol. Richter nicht hatte erscheinen können,

die Weihrede: In honorem Dei, in gaudium regis, in salutem civium. Aus den eingegangenen Liebesgaben war es möglich geworden, eine gute Anzahl von Tannen anzupflanzen und zwei Ruhebänke aufzustellen.

Am 6. September 1891 ist auf Veranlassung des Herrn Generals Blecken v. Schmeling ein feierlicher Feldgottesdienst am Denkmal abgehalten worden, bei welchem der Ortspfarrer die Ansprache gehalten hat. In den folgenden Jahren ist es durch die Gunst der Herren Obersten der Regimenter, welche auf den hiesigen Schießplätzen übten, ermöglicht worden, die Feier des 6. September zu veranstalten. Dieselben sind stets in sehr liebenswürdiger Weise bereit gewesen, ihre Musikkapellen zur Verfügung zu stellen, haben sich auch durch Absendung von Deputationen beteiligt. — Garde-Fuß-Artillerie, 4. Fuß-Artillerie-Regiment, Regiment v. Dieskau, Artillerie-Schießschule.

Am 18. Juni 1894 sind an den alten Eichen beim Denkmal die Wappenschilder derer von Bülow-Dennewitz, und von Tauentzien-Wittenberg angebracht worden, welche vom Herrn Grafen von Bülow-Dennewitz und vom Regiment von Tauentzien in Wittenberg gewidmet worden sind. An der erhebenden Feier, zu welcher sich wohl an 5000 Teilnehmer eingefunden hatten, beteiligten sich besonders das Regiment von Tauentzien, welches eine Deputation unter Führung des Herrn Oberst und Kommandeurs v. Auer abgeordnet hatte, die Herren Offiziere der Artillerie-Schießschule in reicher Anzahl, der Verein deutscher Studenten aus Berlin, die acht Kriegervereine der Sektion Jüterbog.

Im Herbst 1894 haben die alten Pappeln gefällt werden müssen, welche dem Denkmal so viele Jahre ein recht ehrwürdiges Aussehen verliehen haben. An ihrer Stelle hat eine Anpflanzung von Eichen geschehen können, welche hoffentlich gedeihen und das Andenken der ruhmreichen Zeit, von der dieser Ort redet, erhalten helfen. Im Hause des Invaliden am Denkmal ist Raum beschafft worden, in welchem die in der Pfarre Niedergörsdorf angesammelten Erinnerungsstücke eine gesicherte Unterkunft gefunden haben.

Bei der Herstellung des kleinen Raumes ist der Beistand des Herrn Kreislandrates sehr verspürt worden, wie es demselben auch zu verdanken ist, daß die Geschütze beim Denkmal zur Pflege ff. von dem Kreise Jüterbog—Luckenwalde übernommen worden sind. Die Geschütze sind nur leihweise verabfolgt worden. Die Ansammlung der alten Erinnerungsstücke ist von dem Pfarrer nicht ohne große Mühe und mit viel Überredungskunst geschehen. Es ist aber gelungen, die Anwohner des Schlachtfeldes, welche diese alten Stücke wie Heiligtümer bewahrten, willig zu machen, dieselben meist ohne Geldabfindung für die Erinnerungshalle herzugeben. Die Sammlung nach 75 Jahren ist noch über Erwarten reich ausgefallen, reicht aber nicht hin, um die Wände zu füllen. Da haben Bilder aus der Zeit der Freiheitskriege aushelfen müssen,

welche Geschenke von verschiedenen Kunsthandlungen sind — Sala et Comp., die Kunstfreunde (Troitsch), Photogr. Gesellschaft, Kommerzienrat Hagelsberg ff. — Das kleine Museum findet vielen Anklang und die ausgelegten Fremdenbücher weisen tausende von Namenseinzeichnungen auf. Für größeren Besuch ist der Raum etwas eng bemessen.

Eine große Betrübnis ist uns widerfahren, indem eine diebische Hand uns den Degen mit Koppel entwendet, welchen der schon genannte Kreislandrat Hauschsteck in 35 Gefechten getragen hatte.

Der Herr Direktor des Königl. Zeughauses Major Dr. Ubisch hat versprochen, bei Gelegenheit einen ähnlichen Degen für uns anzukaufen.

1893. Zur 80jährigen Erinnerungsfeier ist es dem Pfarrer gelungen, eine größere Feier zu veranstalten. Die Lehrer von Dennewitz, Rohrbeck, Gölsdorf, Kaltenborn und Niedergörsdorf wurden willig gemacht, sich mit ihren Schulkindern beim Denkmal einzufinden. Deklamationen, patriotische Lieder, Gesänge, frohe Kriegsspiele ff. waren eingeübt worden. Das Regiment Dieskau hatte seine ganze Kapelle geschickt und die Leute spielten gern zu den Ringeltänzen der Mädchen auf und begleiteten die Gesänge. Seitdem konnte eine gleiche Feier, in welcher wirklich ein Segen ruht, nicht wieder gefeiert werden. Dafür wurde im Jahre 1901 durch die Schüler der Privat Knabenschule aus Jüterbog der Tag von Dennewitz verherrlicht. Diese trugen zur Freude der hiesigen Dorfkinder und auch der recht zahlreich erschienenen Einwohner das Theaterstück vor: Friedrich der Grosse und der Müller von Sanssouci.

Es würde zu weit führen, alle die Schulen, Vereine ff. aufzuführen, welche von nah und fern gekommen sind, um die denkwürdige Stätte zu besuchen. Unter den Besuchenden sind neben hohen Militärs auch der Herr Regierungspräsident Graf Hue de Grais und der Herr Oberpräsident von Bethmann-Hollweg zu verzeichnen, welche sich lobend über die Anlagen ff. ausgesprochen haben.

Mit dem Erwachen eines neuen patriotischen Lebens um das Denkmal rührte sich auch die Lust, einen Kriegerverein zu gründen. Die Dörfer Dennewitz und Niedergörsdorf traten zu einem solchen Verein zusammen und die Herren Grafen Bülow v. Dennewitz wurden willig, eine Fahne zu stiften und dem Verein die Führung ihres Namens zu erlauben. Die Fahne ist ein Kunstwerk der Fahnenfabrik in Bonn. Sie trägt auf der einen Seite auf schwarz-weiß-rotem Grunde den deutschen Adler umgeben von einem Eichenkranz und der Inschrift: Mit Gott für König und Vaterland; auf der anderen Seite das Familienwappen der Grafen Bülow v. Dennewitz auf weißem Felde.

1900. Die Fahnenweihe ist am 6. September 1900 in sehr feierlicher Weise vollzogen worden.

Zu derselben war der Herr Majoratsherr auf Grünhoff Graf Kurt Bülow von Dennewitz mit seinen Brüdern Arthur und Karl nebst dessen beiden Söhnen und einer Schwester erschienen, welche im Pfarrhause gastlich aufgenommen werden konnten. 13 Kriegervereine aus der Umgebung mit ihren Fahnen und Musikchören hatten sich eingefunden, viele Militärs und Einwohner der umliegenden Ortschaften waren herbeigekommen. Es war ein imposanter Zug, welcher sich vom Pfarrhause Niedergößdorf zum Denkmalsberge bewegte. Der Pfarrer hielt im Talar eine kurze Eingangsansprache, worauf der Herr Majoratsherr die Fahnenweihe vollzog.

Um dieser Fahne eine hervorragende Bedeutung zu sichern, unternahm es der Pfarrer, mit den Truppenteilen, welche an der glorreichen Schlacht teilgenommen haben, in Verbindung zu treten. Durch den gütigen Beistand des Obersten z. D. v. Kleist auf Gebersdorf und des Herrn Major von der Artillerie-Schießschule Stolzenburg war es möglich geworden, diese Truppenteile ausfindig zu machen. Es sind dies:

1. 2. Ostpr. Gren.-Bataillon = Kaiser Alexander Garde-Gren.-Rgt. No. 1.
2. Pom. Gren.-Bataillon. = Kaiser Franz Garde-Gren.-Rgt. No. 2.
3. 3. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Prinz Friedr. d. Niederlande, 3. Westf. No. 15.
4. 5. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Graf Barfuß, 4. Westf. No. 17.
5. ½ Batl. Ostpr. Jäger = Ostpr. Jäger-Batl. Graf York v. Wartenberg No. 1.
6. Elb. Inf.-Rgt. = Inf.-Rgt. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, No. 26.
7. Kolberger Gren.-Rgt. Graf Gneisenau, 2. Pom. No. 9.
8. Pom. Gren.-Rgt. König Friedr. Wilh. IV.

8a. 6 pfdg. Batt. Glasenapp = 3 Batt. des Feldart.-Rgts. General-Feldzeugmeister No. 3.

9. 2. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Graf Schwerin, 3. Pom. No. 14.
10. 4. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Freiherr v. Sparr, 3. Westf. No. 15.
11. 9. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. v. Borke, 4 Pom. No. 21.
12. 3. Ostpr. Inf.-Rgt. = Gren.-Rgt. König Friedr. II. No. 4.
13. Inf.-Rgt. Graf Bülow v. Dennewitz (hat nicht mitgekämpft).
14. Brandenb. Dragoner No. 2.
15. Leibhusaren No. 1.
16. Husaren-Rgt. Fürst Blücher v. Wahlstatt No. 5.
17. Königin Dragoner = Kürassier-Regt. Königin.
18. Westpr. Ulanen = Ulanen-Rgt. Kaiser Alexander III.
19. Schles. Husaren = Husaren-Rgt. Graf Götzen.
20. Westpr. Dragon.-Rgt. = Kürassier-Rgt. Herzog Friedr. Eugen No. 5.
21. ½ reit. Batterie Borchard = 1 reit. Batt. des Feldart.-Rgts. No. 74.
22. ½ 6 pfdg. Batt. Hertig = 2 reit. Batt. desselben Regiments.
23. ½ 12 pfdg. Batt. Conradi = 1 Batt. 2. Pom. Feldart.-Rgt. No. 17.

24. ½ 6 pfdg. Batt. Gleim = 4 Batt. desselben Regiments.
25. 12 pfdg. Batt. Mayer = 1 Kompagnie Garde-Fußart.-Rgt.
26. ½ 6 pfdg. Batt. Baumgarten = 4 Batt. Feldart.-Rgt. No. 75.
27. 6 pfdg. Batt. Spreuth = 1 Batt. Pos. Feldart.-Rgt. No. 20.
28. 6 pfdg. Batt. Ludwig = 1 Batt. 1. Pom. Feldart.-Rgt. No. 2.
29. 6 pfdg. Batt. Hensel = 1. Batt. d. Feldart.-Rgt. No. 35.
30. reit. Batt. Neindorf = 2 Batt. desselben Regiments.
31. 6 pfdg. Batt. Matthias = 2. reit. Batt. Feldart.-Rgt. No. 15.
32. Feldart.-Rgt. No. 19 (hat nicht mitgekämpft).
33. 4. Ostpr. Inf.-Rgt. = Gren.-Rgt. König Friedrich I.

Alle diese Regimenter ff. sind angegangen worden, den Fahnenschaft mit Nägeln schmücken zu helfen und alle mit Ausnahme des Königsregiments sind der Aufforderung sehr bereitwillig und oft unter Glückwünschen für den Verein nachgekommen. Die eingesandten Nägel sind am 6. September 1901 feierlich angeheftet worden. Der Kriegerverein Graf Bülow v. Dennewitz überreichte bei dieser Gelegenheit dem Pfarrer Z. eine Adresse, welche von dem Ehrenvorsitzenden Curt Graf Bülow v. Dennewitz-Grünhoff, dem Ehrenmitglied Carl Graf B. v. D., dem Vorsitzenden des Vereins Arthur Graf B. v. D., dem stellvertretenden Vorsitzenden nebst 11 Gliedern des weiteren Vorsitzes unterzeichnet ist. „Mit Stolz blickt der Kriegerverein Graf Bülow v. Dennewitz auf die seine Fahne schmückenden, so werten Gedenkzeichen derjenigen Regimenter, welche in der großen, unvergeßlichen Zeit der Befreiungskriege, und besonders in den entscheidenden Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz unter der heldenmütigen Führung des damaligen Retters Berlins, so mutvoll für König und Vaterland gekämpft und gesiegt haben. 1901

Daß er sich dieser hohen Auszeichnung erfreuen kann, ist, hochverehrter Herr Pfarrer, aber nur durch Ihre unausgesetzten, eifrigen Bemühungen, die erwähnten Truppenteile alle für die Spendung der schönen Erinnerungszeichen zu gewinnen, ermöglicht worden!“

Für dieses ihm entgegengebrachte, so rege und warme Interesse spricht der Verein Ihnen, seinem treuen Freunde und Förderer, hierdurch den herzlichsten Dank aus.“

Nachdem mit dem Anheften der Wappenschilder an den alten Eichen ein Anfang zum weiteren Ausbau des Schlachtfeldes gemacht worden war, wurde diese Arbeit jetzt mehr in Augriff genommen. Es konnte nur an einfache Steine gedacht werden, um wichtige Punkte des Schlachtfeldes zu bezeichnen; denn große Mittel fehlten und es schien auch angemessen, sich in dem Rahmen der Armut und Bescheidenheit von 1813 zu halten. Im Jahre 1897 wurde der Tauentzien-Stein auf einem Stücklein Landes errichtet, welches der Hüfner aus Dennewitz Peter Pieleke hergab. Zu dem Denkmal der Württemberger hat Se. Majestät der König von 1894 ?

Württemberg 200 M. gespendet; auch sind 40 M., welche Ihre Exzellenz die verwitwete Frau v. Bauer-Breitenfeld hergegeben, zu demselben verwendet worden. Es steht an der Stelle, wo sich eine Kiesgrube in der Nähe des Ortes der bekannten Katastrophe befand. Der Hüfner Arndt-Mehliss hat den Ort hergegeben und die Gemeinde Dennewitz hat die Grube zugefahren. Ein schützender Drahtzaun umgiebt die Baumpflanzung, welche beim Denkstein, einem Cyklopenbau, angelegt worden ist. Auf ersterem Stein steht als Inschrift das Wort v. Tauentziens: „Ich werde eher mit meinem ganzen Korps auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, ehe ich einen Schritt weiche"; auf dem anderen: „Friede ernährt — Ehre dem Andenken tapferer Württemberger." Montag, den 6. Septb. Nachm. 4 Uhr. Beide Denksteine haben keine besondere Weihe erfahren, sie sind etwas abgelegen.

Der Aufbau in Wölmsdorf, nahe den dortigen Massengräbern, hat eine besondere Art der Grundsteinlegung erfahren. Der Pfarrer Schweitzer aus Stolzenhain war am 6. September 1899, an dem es in diesem Jahre zu einer größeren Feier nicht kam, mit den Lehrern und Schülern seiner Parochie hier erschienen. Zu dieser Schar sammelten sich sofort die Kinder von Niedergörsdorf mit ihren Fahnen, Trommlern und Pfeifern. Im fröhlichem Zuge ging es von hier nach dem nahen Wölmsdorf. Auf dem sehr geeigneten, fruchtbaren Platze, welchen die altpreußische Gemeinde Wölmsdorf mit großer Freudigkeit hergegeben hatte, lagen schon die angefahrenen Schmelzsteine, welche der Ziegeleibesitzer Lehmann geschenkt und die Gemeinde Wölmsdorf angefahren hatte, bereit. Die Kinder bildeten um den Ort einen Kreis, sangen patriotische Lieder und der Pfarrer Schweitzer übernahm die Ansprache, während der Pfarrer Z. einiges aus der Schlacht mitteilte. Derselbe hat es nach seinem Vermögen versucht, alles, was von der Schlacht gewußt wird, zu sammeln und in einer Broschüre herauszugeben.

Zuletzt folgte unter Absingen des Liedes: Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin, ein Umgang. Jedes Kind nahm einen Stein auf und warf ihn auf einen Haufen, der sich bald auftürmte. Da steht nun der Aufbau mit der Inschrift:

„Fremdling, magst es daheim den Deinen vermelden,
Hart am Wege bei Wölmsdorf erblickt' ich das Grabmal siegreicher Helden."

Die Anpflanzung in Eichen, Birken, Linden gedeiht hier gar schön, zu derselben sind die Pflänzlinge wiederum aus Dessau hergegeben worden.

Drei Jahre darauf sind zwei neue Denkmäler errichtet worden. Das eine steht am Wege nach Gölsdorf und erinnert mit der Inschrift: „Eurer Thaten Gedächtnis meldet der rührende Stein" an den Heldenkampf der Batterie Spreuth und Baumgarten. Es ist ein einfacher Aufbau, auf

dem ein größerer Stein, mit einem eisernen Kreuz gekrönt, aufgestellt ist. Das Kreuz hat die Eisengießerei von Erselius in Luckenwalde geschenkt; den Stein hat der Hüfner Albert Müller hergegeben.

Dies Denkmal hat am 2. September eine schöne Weihe erfahren. Die Schuljugend von Niedergörsdorf, Kaltenborn und Gölsdorf unter Führung ihrer getreuen Lehrer hatte sich vereinigt, und Kinder aus Morxdorf mit ihren Diakonus Heinecke aus Seyda schlossen sich an. Der Herr Oberst vom 52. Regiment (Kottbus) hatte ohne Umstände 10 Musiker gesandt, welche mit viel Lust und Freudigkeit die patriotischen Gesänge begleiteten und zu den Parademärschen der Jungen aufspielten. Ansprachen hielten die Lehrer Hilgendorf, Richardt und Zusset.

Zu der Einweihung des Denkmals bei der Mühle von Dennewitz hatte der Pfarrer zum 6. September eine größere Feier geplant. Die Herren Superintendenten Reyländer-Bochow und Breithaupt-Luckenwalde waren für Ansprachen gewonnen, aber ungünstiges Wetter belästigte uns zum ersten Mal bei unserer Feier. Der Herr Superintendent Breithaupt hatte sich nicht abhalten lassen, zu erscheinen und so konnte am Nachmittage, als sich das Wetter aufklärte, eine Feier mit gutem Besuch stattfinden.

Dies Denkmal gilt der Erinnerung an den heldenmütigen Sturm, welchen das Gren.-Regt. König Friedrich I. ausgeführt hat. Bei diesem Sturm fielen 80 Mann, welche auch hier in zwei Massengräbern verscharrt worden sind. Der Ortsvorsteher und stellvertr. Amtsvorsteher Thiele in Dennewitz hat gern den Ort hergegeben, der Herr Oberpfarrer Brüning in Jüterbog hat das Gitter gewidmet. Das Kreuz ist aus Liebesgaben bezahlt worden. Die Herren Offiziere des Regiments König Friedrich unter ihrem hochherzigen Oberst Bendemann haben das Denkmal, welches auf seinem Kreuz die Inschrift trägt: Ruhestätte von 80 gefallenen Helden, mit einer Tafel geziert: „Dank hochherziger Stiftung errichtet zum Gedächtnis und Ruhm der am 6. 9. 1813 gefallenen Kameraden."

Grenadier-Regiment König Friedrich I. (4. Ostpreußisches) No. 5.

Der Pfarrer hat auf der Rückseite des Gitters eine Tafel gestiftet:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Mit Hülfe der Artillerie-Schießschule, welche in stets bereiter Weise Gespann und Mannschaft gestellt hat, ist der öde Bergabhang in Terrassen aufgeworfen und durch Anfuhr guter Erde, welche die Gemeinde Niedergörsdorf gespendet hat, für gärtnerische Anlagen brauchbar gemacht.

Im Jahre 1903 hat der Kriegerverein und der Gesangverein eine Feier am Denkmal abgehalten, zu welcher auch eine Abordnung der Kriegs-Freiwilligen aus Berlin erschienen war. Neben der Begrüßungs-

ansprache des Pfarrers hat der Lehrer Hilgendorf eine Rede über die Bedeutung des Liedes für den Freiheitskrieg gehalten. Dem Burenführer Joost, welcher erschienen war, wurde eine unpolitische Ansprache gestattet.

Im Jahre 1904 entstanden noch zwei Gedenksteine aus Sandstein. Zu demjenigen, welches an die Mauer des Kirchhofs von Niedergörsdorf gelehnt ist, hat der Kriegesveteran, Hüfner Friedrich Müller allhier, den Stein geliefert, welcher auf einem Wappenschilde die Inschrift trägt:

Schutz bot einst unser Kirchlein den Vätern in drohender
Kriegsnot,
6. September 1813.
Drum zum Gedächtnis dies Mal stiftet die freundliche Hand.
1904.

Es gelang darauf den Herrn Kommandeur des Regiments Brandenburgische Dragoner No. 2, welches ruhmreichen Anteil an der Schlacht genommen hat, dahin zu erwärmen, das Denkmal weihen zu helfen. Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen Friedrich Heinrich hielt es nicht für zu gering, am 15. August mit seinem ganzen Regiment in der Frühe zu erscheinen. Nach einer kurzen Begrüßung des Pfarrers hielt Se. Königl. Hoheit vom Pferde eine Weiherede, welche uns unvergeßlich sein wird. Er nahm auch aus der Hand des Ortsvorstehers Richter eine Chronik von Niedergörsdorf huldreichst entgegen, welche der Pfarrer verfaßt und die Brandenburgia gedruckt hat. Dieser werte Verein mit seinem Vorsteher, Geheimrat Friedel, hat sich um die Vollendung der patriotischen Aufgabe sehr verdient gemacht.

Zu dem letzten Gedenkstein in Gölsdorf, welches der Kirche und dem Grabmal des hier gefallenen und begrabenen Rittmeisters v. Alventhal gegenüber steht, haben sächsische Offiziere 60 M. gespendet. Es hat die Inschrift:

„Heiß umtobte dich Friedhof die männermordende Feldschlacht,
Rot rann Bruderblut ach! von der Kirche Altar."

Geweiht ist dasselbe am 18. September 1904 bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Kriegervereins in Gölsdorf. In seltener Einigkeit mit dem Ortspfarrer Hoffmann hat die Feier stattfinden können.

Neben diesen Arbeiten hat der Pfarrer auch ein Gedenkbuch besorgt, welches nach dem Vorantritt Sr. Majestät unsers Kaisers und Herrn viele, viele Unterschriften von hervorragenden Persönlichkeiten, Städten, Vereinen erfahren hat. Da es zu kostbar ist, um hier am Denkmal aufbewahrt zu werden, wird es Sr. Majestät dem Kaiser zur weiteren Verfügung überreicht werden.

Als Anerkennung für seine patriotischen Bemühungen ist dem Pfarrer auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers am 6. Januar 1902 der rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen worden.

23. (9. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. März 1905, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XLIX her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende spricht namens der Brandenburgia allen Herren und Damen, welche sich um das Stiftungsfest am 17. verdient gemacht haben, nochmals den wärmsten Dank aus.

II. Menzel-Ausstellung. Es wird unter Bezug auf die Mitteilung betreffend das Leben, Wirken und den am 9. v. M. erfolgten Tod des Altmeisters Adolf von Menzel in unserer Sitzung vom 22. v. M. auf die gegenwärtige Ausstellung von Werken desselben in der Nationalgalerie hingewiesen und unter Vorlegung des Ausstellungskatalogs dringend zum Besuch aufgefordert. Ohne vollständig zu sein, umfaßt die Ausstellung 109 Ölgemälde, ca. 240 Aquarelle, Guaschen und Pastelle, ca. 5100 Zeichnungen und Entwürfe sowie ca. 250 graphische Werke (Steindrucke, Holzschnitte, Radierungen und Verwandtes). Das von mir in der Brandenburgia am 22. v. M. ausgestellte, seltene — weil rein landschaftliche — dem Märkischen Museum gehörige Ölgemälde ist unter der „No. 25. Der Tempelhofer Berg. Bez. Menzel 47. Leinwand, h. 0,89, br. 1,15“ ausgestellt. In der zum Katalog gehörigen Chronologie wird es unter 1847 S. XIV. „Am Kreuzberg bei Berlin“ genannt und irrtümlich No. 26 beziffert. Der Katalog ist, wie Sie ersehen wollen, mit 10 Abbildungen Menzels geschmückt, teils Familienbilder, teils launige Darstellungen. So S. 385 der „Kehraus.“ Das für den Abschluß einer Publikation Menzelscher Werke bestimmte Bild zeigt, wie nach dem Tode des Künstlers die Gegenstände seines Ateliers sich in alle vier Winde zerstreuen; voran ein kleiner Elefant, der auf seiner eiligen Flucht den Stuhl des Meisters umstößt. Hoffentlich aber werden recht viele Menzelbilder hier in Berlin zusammenbleiben. Vorerst werden die Elitestücke der Ausstellung in einem illustrierten Prachtwerk veröffentlicht und verewigt werden.

III. Märkisches Provinzial-Museum. Anläßlich der zahlreichen Anfragen in betreff Fertigstellung desselben, wird es zweifellos interessieren zu hören, daß die nachstehende Vorlage einstimmig angenommeu worden ist.

211. Vorlage (J.-No. 8869 B I 04) — zur Beschlußfassung —, betreffend den Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Neubaues des Märkischen Museums.

Wie in dem nachstehenden Erläuterungsbericht näher ausgeführt worden ist, war es zur Zeit der Aufstellung des Kostenanschlages für den Neubau des Märkischen Museums noch nicht möglich, auch die Kosten für die innere Einrichtung dieses Baues hierbei zu berücksichtigen.

Im Einvernehmen mit dem Kuratorium des Märkischen Museums und entsprechend den Wünschen desselben ist nunmehr seitens der städtischen Bau-Verwaltung ein Kostenanschlag hierfür aufgestellt worden, welchen wir der Stadtverordneten-Versammlung beifolgend zur Prüfung und Genehmigung übersenden.

Wir ersuchen um folgende Beschlußfassung:

Die Versammlung genehmigt den ihr vorgelegten mit 447 500 M. abschließenden Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Neubaues des Märkischen Museums.

Berlin, den 24. Februar 1905.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.
Kirschner.

Zu No. 211.

Erläuterungsbericht
zum Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Märkischen Provinzialmuseums.

In dem von den städtischen Behörden genehmigten Kostenanschlag für den Neubau des Märkischen Provinzialmuseums war zu Tit. XXI Inventar, bemerkt worden:

Die Kosten für Umzug und Neuaufstellung der Sammlung, sowie für die erforderlichen Schränke etc. sind in den Kostenanschlag des Gebäudes nicht aufgenommen, da sie sich erst auf Grund eingehender Studien werden ermitteln lassen.

Diese Studien sind fortlaufend mit der Ausführung der Rohbauarbeiten im Innern des Gebäudes betrieben worden und nunmehr zum Abschluß gediehen.

Hierzu hat die Bauverwaltung in dauerndem Zusammenwirken mit zuständigen Organen der Museumsverwaltung Raum für Raum einer Einzelbearbeitung unterzogen.

Auf Grund dieser Arbeiten ist der beigefügte, mit 447 500 M. abschließende Kostenanschlag gemeinschaftlich mit dem Kuratorium des Museums aufgestellt worden.

Der Kostenanschlag umfaßt zunächst die allgemeine Einrichtung

an Schränken und Vitrinen, Gestellen, Fahnenhaltern und Stoffverkleidungen, Möbeln und Einrahmungsarbeiten, Sonnenschutzvorkehrungen u. s. w. für die sämtlichen Gruppen, nämlich:

a) die prähistorische Sammlung,
b) die naturhistorische Sammlung,
c) die kulturhistorische Sammlung,
d) die Bibliothek,
e) die Goeritz'sche Sammlung,
f) die Münzsammlung und
g) eine besondere statistische Abteilung, betreffend die Entwickelung der Stadt Berlin.

Neben den Einrichtungskosten waren auch Beträge für den Umzug und für Aufstellung der Objekte vorzusehen, außerdem auch Mittel für die Restaurierung vorhandener Gegenstände und für die Ergänzung einzelner unvollkommener Gruppen.

Ferner erschien es geboten, besondere Vorkehrungen zur Sicherung der Sammlungsgegenstände gegen Diebstahl und Feuersgefahr zu treffen, ebenso auch weitere Mittel für die Ausstattung der Werkstätten vorzusehen, deren zweckmäßige Einrichtung bei entsprechender Handhabung die Betriebskosten einer Museumsanlage wesentlich zu mindern vermag.

Außerdem war auch Bedacht zu nehmen auf eine Herrichtung des Vortragssaales als Bildungsstätte für weitere Kreise in bezug auf die Kenntnis der einschlägigen Altertumskunde und der damit im Zusammenhang stehenden Lehrgegenstände. Demgemäß wurde für den genannten Raum eine Installation zur Vorführung von Lichtbildern vorgesehen.

Schließlich mußten auch die Kosten der Heizung, Beleuchtung und Bewachung etc. während der Einrichtungszeit und die Kosten der bautechnischen Entwurfs-, Beaufsichtigungs- und Abrechnungsarbeiten für die Einrichtung berücksichtigt werden.

Zur Beurteilung der Anschlagssumme darf vergleichsweise bemerkt werden, daß die Einrichtung etc. des zur Zeit in der Ausstattung begriffenen, eine gleich hohe Bausumme erfordernden Landesmuseums in Darmstadt mit rund 900 000 Mk. veranschlagt und genehmigt wurde, welchen Kosten für das Märkische Museum der oben genannte Gesamtbetrag von 447 500 Mk. gegenübersteht.

Berlin, den 15. Februar 1905.

Der Stadtbaurat.
gez. Ludwig Hoffmann.

IV. Die Gesellschaft für Studienreisen, Potsdamerstr. 121 g, sendet unter dem Titel „Ostern in Rom" das Programm für billige Sonderreisen nach Verona, Venedig, Rom und Florenz ein, mit der Bitte

um Kenntnisnahme und Beteiligung. Leiter ist Herr Schriftsteller Paul Giesberg Herausgeber des Illustrationswerkes „Reise um die Erde".

V) Die Mark. Illustrierte Berliner Zeitschrift für Ausflügler pp. sowie für alle Gebiete der Touristik und Heimatskunde. Herausgeber G. E. Kitzler, Dresdener Str. 39. Der Verleger legt die Nr. 15 vom Januar 1905 I. Jahrgang mit der Bitte, sich für das neue Unternehmen zu interessieren, vor, darin eine illustrierte Artikelreihe „Alt-Berlin, was die Zeit von ihm übrig liess", E. Kolbe: „Kirchliche Altertümer in der Mark", u. s. f.

Auf dem Gebiet des Heimatschutzes und der Heimatpflege kann ich Ihnen wieder eine erfreulich reiche Folge vorlegen.

VI. Heinrich Sohnrey: Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Mit 10 farb. Beilagen und 174 Textabbildungen. Der Geschäftsführer des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege hat hier 10 gediegene Artikel mit Vorwort vom Ministerial-Direktor Dr. Thiel und Nachwort des Herausgebers vereinigt, die sämtlich warm empfunden und höchst zweckdienlich verfaßt sind. In den Aufsätzen unsers Robert Mielke: „Das Dorf und der Dorffriedhof" ist manches Brandenburgische enthalten, ebenso in dem Artikel „Die Dorfkirche von Hans Lutsch, Konservator der Kunstdenkmäler. Dr. Peter Jessen schildert „Haus und Wohnung in alter Zeit", Schultze-Naumburg den „Garten auf dem Lande" mit seinen „altmodischen" (jetzt wieder beliebten!) Blumen, Beeten und Anlagen, Oscar Schwindrazheim: „Tracht und Schmuck" sowie „bäuerlichen Hausfleiß." An Anweisungen und Mahnungen für Gegenwart und Zukunft lassen es R. Mielke „Das Bild im Bauernhause", Ernst Kühn in Dresden „Gemeindebauten" und Oberbaurat K. F. L. Schmidt „Neuzeitliche Betrachtungen über das Bauen auf dem Lande" nicht fehlen. Das bei vortrefflicher Ausstattung seitens des Velhagen & Klasingschen Verlages äußerst billige Werk eignet sich ganz vorzüglich auch zum Geschenk in weitesten Kreisen.

VII. Robert Mielke: Das deutsche Dorf. In verwandtem Fahrwasser bewegt sich auch dieser Vortrag des Verf., gehalten auf der IX. Hauptversammlung des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 14. v. M. hierselbst im Künstlerhause. Ich lege Ihnen „Das Land", 13. Jahrg. Nr. 12 vom 15. d. M. vor, worin Sie S. 223 flg. jenen Vortrag und sonst noch viel Nützliches und Beherzenswertes finden.

VIII. Robert Mielke: „Dorf und Stadt" in „Zeitfragen, Wochenschrift für deutsches Leben". Herausg. Fritz Bley. Mit ebenso viel Liebe wie Sachkenntnis geschildert, die Schlußsätze werden wir als durchaus gerechtfertigt anerkennen müssen: „Das vermeintliche Zurück-

bleiben des Dorfes ist nichts weniger als der Schutz unserer volklichen Kultur, eine Bewertung des Dorfes, die verbietet, sie in der inneren Politik den Bedürfnissen und Formen der Großstädte unterzuordnen. Nein — da beide als Kräfte unsrer Kultur anzuerkennen sind, so erwächst uns auch die Pflicht, sie in ihren Eigenarten zu erkennen und dann mit gleichem Maße zu messen.

IX. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. (Korrespondenzblatt Nr. 1 Jan. 1905.) Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen. Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei.

Diese neue Zeitschrift mit einem warmen Geleitswort von Prof. Dr. A. Strack in Gießen stellt sich als Sammelstelle für die Tätigkeit aller bezüglichen Vereinigungen unseres Vaterlandes dar. Wir nehmen gern hiervon Kenntnis, besten Erfolg für die gemeinnützige Sache wünschend.

X. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. Her. i. A. des Vorstandes von der Geschäftsstelle Charlottenburg 5, Rönne Str. 18 (R. Mielke). Die Nr. 7 vom März 1905 1. Jahrg. Wir erwähnen den vortrefflichen Aufsatz von Oberbaurat J. L. K. Schmidt - Dresden „Sommerfrische und Heimatschutz", welcher namentliche Winke gibt, wie neue Landhäuser heimatlich anzupassen und zu schmücken sind, und W. Wetekamp-Schöneberg: „Zur Pflege des Interesses am Walde".

XI. Bund Heimatschutz, Sonderausschuß Provinz Brandenburg. Das nachfolgende Schreiben mit Entwurf eines Aufrufs lege ich mit bester Empfehlung an die weitesten Interessentenkreise heut gern vor.

Charlottenburg, Rönne Strasse 18.

Hochgeehrter Herr!

Es wird beabsichtigt, die Mitglieder des Bundes Heimatschutz, welche ihren Wohnsitz in Berlin und der Provinz Brandenburg haben, in einem besonderen Ausschuß zu vereinigen. Sie werden, falls Sie geneigt sind diesem Ausschusse beizutreten, gebeten, Ihre Zustimmung zu den im Entwurfe beigefügten Satzungen an die Geschäftsstelle des Bundes bis zum 28. März zu senden. Eine demnächst einzuberufende Versammlung soll dann weiter beschließen.

Hochachtungsvoll

Robert Mielke

Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz.

Ausschuß für Heimatschutz für die Provinz Brandenburg.

(Entwurf.)

Der Ausschuß besteht lediglich aus Mitgliedern des Bundes Heimatschutz, die in beschränkter Anzahl zusammentreten. Er kann sich durch

geeignete Persönlichkeiten ergänzen, insbesondere durch die Vorstände brandenburgischer Vereine und Sammlungen, die im Sinne der Bundesbestrebungen tätig sind.

Die Mitglieder zahlen einen jährlichen Beitrag von mindestens 2 Mark, für den sie zugleich Mitglieder des Bundes werden und die Veröffentlichungen erhalten. (Die bisherigen Mitglieder des Bundes sind von weiteren Beiträgen befreit.) Die Beiträge fließen in die Bundeskasse, welche die Hälfte für die Zwecke des Ausschusses zurückzahlt. Nach seiner Konstituierung sucht der Ausschuß Zuschüsse seitens der Provinz- und Gemeindebehörden zu erlangen.

Die Leitung wird besorgt von einem Vorsitzenden, einem Schriftführer und einem Schatzmeister, die jährlich zu wählen sind. Der Ausschuß hat jährlich mindestens eine Zusammenkunft, die sich nach Möglichkeit einer größeren Versammlung brandenburgischer Geschichts-, Heimat-, Museums- oder ähnlicher Vereine anschließen soll.

Der Ausschuß übernimmt die Arbeiten für die Provinz Brandenburg, welche der Bund Heimatschutz in seinem Aufruf und Arbeitsplan vorgezeichnet hat. Sie liegen im allgemeinen auf drei Gebieten:

A. Erweckung des Interesses der Bevölkerung für die engere Heimat durch Vorträge, Veröffentlichungen und Unterstützung aller von Seiten märkischer Vereine darauf gerichteten Bestrebungen.

B. Erhaltung des Landschaftsbildes in seiner schlichten Natürlichkeit und in seiner überlieferten zweckmäßigen Bauweise. Abwehr aller Verwüstungen und gewaltsamen Entstellungen, welche den Heimatsinn und das Verständnis für die Heimat untergraben.

C. Werbung von Vertrauensmännern, welche die Arbeiten des Ausschusses durch Übermittelung von Nachrichten unterstützen und sich die Pflege der Heimat auf Grund einer Handweisung angelegen sein lassen.

Die Mitglieder des Ausschusses suchen den Heimatschutz dadurch wirksam zu organisieren, daß sie die örtlichen Vereine mit verwandten Bestrebungen gewinnen und unter Umständen Untergruppen des Bundes Heimatschutz ins Leben rufen.

Besonderer Arbeitsplan.

Der Ausschuß legt seiner Arbeit einen Plan zu grunde, der je nach den zeitlichen Bedürfnissen zu erweitern ist. Für die Durchführung einzelner Aufgaben ist die Bildung von Fachausschüssen vorgesehen. Zu den nächstliegenden Arbeiten des Ausschusses gehören:

1. Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt, sowie merkwürdiger Steinblöcke, soweit sie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im Einklang steht. Unterstützung der vom Botanischen Verein für die Mark Brandenburg unternommenen Schritte zur Herausgabe eines botanischen Merk-

buches. Schaffung von Brut- und Lebensstätten für die Tierwelt (Vögel, Käfer etc.).

2. Unterstützung des Provinzialkonservators in der Erhaltung der Bau-, Kunst- und Geschichtsdenkmäler.

3. Erhaltung der örtlichen Bauweise, besonders beim Bauern- und Kleinstadthaus, Ausgleich zwischen den Eigentümlichkeiten der geschichtlich gewordenen Bauarten und den Forderungen der modernen Lebensweise im Anschluß an die heimatliche Überlieferung. Studium der örtlichen Haustypen (Laubenhaus, wendisches Haus, sächsisches Haus, märkisches Dielenhaus, Haus der Nuthe-Nieplitz-Niederung, fränkische Gehöftanlage) und Nutzbarmachung der Ergebnisse für eine den heimatlichen Verhältnissen entsprechende Weiterentwicklung an den niederen Bau- und Gewerbeschulen, Hinweisung auf klare Scheidung der Baugruppen in solche der Ackerbau-, Großstadt- und Industriebezirke in den Bauordnungen.

4. Unterstützung und unter Umständen Wiedererweckung und Neuschaffung des Hausfleißes und anderer gewerblicher Tätigkeiten. Als solche Überreste kommen zunächst in Betracht: Weberei, Wirkerei und gewisse Holzarbeiten. Zur Einführung empfehlen sich Knüpf- und Stroharbeiten. Bemühungen, diesen Erzeugnissen an den bekannteren Besuchs- und Kurorten (Grunewald, Ruppin, Lychen, Rheinsberg, Freienwalde, Lagow) Absatz zu verschaffen. Herstellung eines Wirtschaftsverbandes, der die Handwerker auf dem Lande und in den kleinen Städten in den Stand setzt, sich unabhängig von Großstadt und Warenhaus zu entfalten und die Erzeugnisse zu vertreiben.

5. Anbahnen eines Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen den verschiedenen Ortssammlungen und den großen Hauptsammlungen der Provinz zugunsten einer fruchtbringenden Tätigkeit auf allen Kulturgebieten (Heimatkunde, Altertums- und Kunstdenkmäler und solche des Hausfleißes). Herbeiführung der Anerkennung des Grundsatzes, daß die größeren Sammlungsgegenstände (Grabdenkmäler, kirchliche und körperschaftliche Altertümer u. a.) zwar zu erwerben und zu sichern, aber tunlichst an dem Platze ihrer natürlichen Umgebung zu belassen sind. Unterstützung bei der Herausgabe von Ortsgeschichten.

6. Schaffung bestimmter Grundsätze für den Wegebau nach künstlerischen und landschaftlichen Gesichtspunkten. Erstreben einer provinziellen Wegebauordnung. Sicherstellung stimmungsvoller, geschichtlich merkwürdiger oder landschaftlich bevorzugter Punkte vor unnötiger Zerstörung. (Musik- und Tanzwirtschaften etc.)

XII. Über die wendischen Nationaltrachten teilt uns unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch-Guben aus dem dortigen Tageblatt vom 3. v. M. folgendes mit:

Senftenberg N. L. Seit etwa 6 Jahren sind die wendischen Nationaltrachten, das äußere Zeichen des Wendentums, aus hiesiger Gegend ganz verschwunden. Nur noch die Sprache erinnert den Reisenden daran, daß die Bewohner unserer Ortschaften Nachkommen der Wenden sind. Um aber auch unter dem Volke selbst die Erinnerung an die alte Wendenzeit wachzuhalten, hat man hier und da Fastnachtsaufführungen in wendischen Nationaltrachten veranstaltet. Ein solches Fest fand am Sonntag den 26. Februar 1905 in einem Gasthofe des benachbarten Sedlitz statt und erfreute sich eines zahlreichen Besuches aus der Umgebung. Etwa 500 Zuschauer waren erschienen. In einer Ansprache, die der Leiter des Unternehmens hielt, wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Liebe zur Heimat und der Sinn für das geschichtlich Gewordene durch die Vorführungen, die sich alljährlich wiederholen sollen, bezweckt werde. Man sah dort die alten Wenden zur Zeit der Völkerwanderung in ihren groben Linnenkitteln, wie sie der Jagd, dem Fischfang nachgehen, wie sie mit ihrem Holzpfluge mühsam den Acker bestellten, die Burschen und Mädchen in mittelalterlichen Trachten, in Trachten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, wendische Freiheitskämpfer aus dem Jahre 1813, Brautzüge, Brautdiener und Brautjungfrauen aus den Jahren 1750—1850, Spinnstuben, in denen mit Spindeln und Rädern gesponnen wurde, ferner Trachten aus der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1880, von 1880—1885 und bis zum Jahre 1899, endlich Bilder aus dem festlichen und religiösen Leben der alten Wenden.

XIII. Schutz eines Naturdenkmals in der Lüneburger Heide. Die Landschaft des Fürstentums Lüneburg bewilligte in ihrer letzten Sitzung im Dezember 1904 eine Summe von 200 Mark zum Ankaufe der fünf Morgen großen im Kreise Uelzen belegenen Moorfläche, die mit der Zwergbirke Betula nana bestanden ist. Zwei Tage vorher hatte der Kreis Uelzen zu demselben Zwecke die Summe von 300 Mark bewilligt, sodaß nun der Ankauf und Schutz dieses Naturdenkmals gesichert ist. Der Kreis Uelzen wird der Rechtsträger dieser Fläche sein, die östlich von Bodenteich im Bezirk der Gemeinde Schafwedel liegt. Dieser Fundort der Zwergbirke ist der einzige in Nordhannover, der nächste ist bei der Torfhauswiese im Harz. — Es wäre erwünscht, wenn in ähnlicher Weise die baumartigen Exemplare des Wacholders (Juniperus communis) bei Lutterloh geschützt würden. Einer dieser herrlichen Baumsträucher, die Dr. Linde in seiner Monographie „Die Lüneburger Heide“ abgebildet hat, ist bereits in diesem Sommer abgehauen.

Das Land. Nr. 7, 1905.

XIV. Moorschonreviere im Grunewald. Ich begrüße diese und schlage vor, in ähnlicher Weise die Moore und Fenne des Grunewalds, namentlich diejenigen zwischen den größeren Seen z. B. Hundekehle und Grunewald See, ferner beim Rhinmeistersee mit ihrer merkwürdigen

Pflanzenwelt (Ledum, Andromeda, Drosera etc.) und seltenen Tieren zu Naturschutz- und Schon-Revieren zu erklären, ähnlich wie man Laichschonreviere und Fischerei-Schonreviere eingeführt hat.

In Verbindung mit der Erhaltung des Grunewalds als eines Volksparks durch die Hochherzigkeit unsers Kaisers läßt sich dies leicht erreichen. Kosten entstehen eigentlich nur durch die Umfriedigung. Ich behalte mir vor, auf dies ansprechende Thema noch öfter zurückzukommen.

XV. Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Ausgearbeitet im Auftrage der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg. Berlin 1896.

Die Gegenwart tut ja gewiß sehr viel für die Denkmalpflege, aber sie tut es mitunter mit einem gewissen vordringlichen Lärm, als wenn der Betreffende sagen wollte „seht mal her, ich bin der wahre Denkmalsretter!“ und sie vergißt dabei oder übersieht absichtlich, das was andere vorher nach derselben Richtung hin bereits geleistet haben. Gerade darum halte ich es für angebracht und für pietätvoll, Ihnen das vorher genannte kleine Schriftchen unsers verewigten Mitgliedes Geheimen Baurats und Provinzial-Konservators Bluth von neuem vorzulegen. Es gibt noch immer die beste verwaltungsrechtliche Zusammenfassung über den wichtigen Gegenstand und wäre auf dem Titelblatt höchstens dahin zu verbessern, daß vor „Denkmäler“ eingeschaltet wird „kulturgeschichtlicher“, denn von den naturgeschichlichen Denkmälern, die glücklicher Weise nun auch mehr und mehr bei den Schutzbestrebungen in den Vordergrund geschoben werden, schweigt die Anleitung.

XVI. Stadtbaukunst, ein Gemeingut der Bürgerschaft. Der rühmlichst bekannte Geh. Oberbaurat Hofmann in Darmstadt hielt unter diesem Titel am 28. v. M. daselbst einen Vortrag, der viel Beachtenswertes auch für die Heimatkunst enthält. Nach einem Referat des Zentralblattes der Bauverw. vom 25. v. M. wünscht H., daß wir auf die Grundsätze des mittelalterlichen Städtebaues wieder zurückkommen und vor allem den Anbau pflegen. Als Vorbilder mögen die wohlüberlegten, auch in ihrer Unregelmäßigkeit natürlich entwickelten Straßenanlagen alter Städte wirken mit meist praktischen Häuserblocks, bei denen rechtwinklige Ecken bevorzugt wurden. Der große baukünstlerische Mißerfolg der Neuzeit sei in der Abweichung der heutigen mehr wissenschaftlichen, vielfach zu sehr nach Vorlagen arbeitenden Lehrmethode gegenüber der früheren, werkstattmäßigen, praktischen Ausbildung zu suchen. Die alten Dörfer und Ortschaften sind Werke geübter Handwerker, nicht von Architekten. Das ist der Unterschied von einst und heute. Eine Vorbedingung für eine allgemeine Besserung ist daher die Rückkehr zur Überlieferung. Danach müßte das gesamte

techniche Erziehungswesens, von dem handwerklichen bis zum akademischen, in neue Bahnen gelenkt werden, damit die Tätigkeit sich der früheren, werkstattmäßigen wieder nähert. Die Handwerkerschulen müßten umgestaltet, die Baugewerkschulen von ihrem Studienballast befreit werden. Auch auf den technischen Hochschulen sollte der Architekt von denjenigen Wissenschaften, die keinen Wert für die Praxis haben, entlastet werden. Dafür sollte er dort in Meisterateliers Aufnahme finden, wo der junge Architekt durch Lösung praktischer Aufgaben herangebildet werde. Der Heimatkunst müßten Handwerker und Techniker durch Studium und Aufnahme selbst der einfachen Vorbilder früherer Zeiten wieder vorgeführt werden. An Stelle der vielfach verderblichen Fachliteratur sollten die Schriften von Camillo, Sitte, Schultze-Naumburg u. a. treten. Hoffmann schlägt vor, keinen Gemeinderat, keinen Stadtverordneten, keinen Bürgermeister und keinen Landtagsabgeordneten zu wählen, der nicht diese Schriften kennt. Eine zweite Forderung, um zur Gesundung zu gelangen, ist die Rückkehr zur Einfachheit. Die Überladung der Häuser mit unnötigem Aufwand und unverstandenem Zierwerk muß wegfallen. Fast jeder Architekt tut noch des Guten zu viel. Beschränkung muß geübt werden und damit eine richtige Selbstzucht zur Erzielung einer maßvollen, in erster Linie dem Zweck und der Bedeutung der Aufgabe entsprechenden, künstlerischen Betätigung eintreten.

In Berlin, wo ein unsolides, schäbiges Protzentum sich leider im Hochbau nicht sogar selten brüstet, kann die Rückkehr zur edeln Einfachheit, wie sie auch mein verehrter Amtsgenosse, Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, unser geschätztes Brandenburgia-Mitglied, wieder und immer wieder predigt, nicht laut genug anempfohlen werden.

XVII. Die Laufenburger Stromschnellen unsers Vater Rhein an der badisch-schweizerischen Grenze haben vom konservatorischen Interesse aus, wie allbekannt, die breiteste Öffentlichkeit in der letzten Zeit vielfach beschäftigt. Die unbeschreiblich schöne Strömung des Flusses soll durch eine große Staumauer gebändigt und zur Erzeugung von Elektrizität benutzt werden, die ihrerseits wieder eine ausgebreitete Industrie an beiden Ufern des Rheins hervorrufen will. Mit tiefem Bedauern sehen alle, welche das gewaltige Schauspiel zwischen den Felsenwänden der beiden Uferstaaten bewundern konnten, daß die Gefahr einer Vernichtung des Wasserstrudels immer dringender wird. Der hiermit vorgelegte gedruckte Protest Robert Mielkes wird jedenfalls, wie ich annehme, Ihre Billigung erfahren oder erhebt sich dagegen Widerspruch? (Es erfolgt kein Widerspruch.)*)

*) Nachträglich sei erwähnt, daß die unwilligen Proteste der zivilisierten Welt doch Erfolg gehabt haben, die Besorgnis, daß die Laufenburger Rheinschnellen zerstört werden, kann nunmehr wenigstens in der bedrohlichsten Form als aufgegeben betrachtet werden. E. Fr.

XVIII. Ein Aufruf des Ausschusses für die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser, unterz. Stadtbaurat Schaumann-Frankfurt a. M., bestimmt zum 5. Tag für Denkmalpflege, sei hiermit vorgelegt, desgl.

XIX. Eine Denkschrift im Auftrage des vom 5. Tag für Denkmalpflege eingesetzten Ausschusses „Die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser", bearbeitet und mit vielen ansprechenden Abbildungen ausgestattet durch Stadtbauinspektor O. Stiehl-Berlin. Daß das Bürgerhaus fast noch mehr des Schutzes bedarf als das ländliche Haus, kann nicht eindringlich genug gesagt werden. Namentlich die deutschen Mittelstädte sind in dieser Beziehung von einer unheimlichen Vernichtungswut beseelt.

Hier können nun die leitenden großen Architekten außerordentlich vieles tun, das Wort „großen" in jedem Sinne gebraucht, einmal mit Rücksicht auf die künstlerisch führenden Größen, besonders aber auch von den großen Baufirmen, als Bauunternehmern.

XX. Neben den Städten und Dörfern wollen in der Gegenwart aber auch bekanntlich die Bürger zu ihrem Recht kommen, da nun auch die kirchlichen Bauwerke geschützt werden, so sehen wir den Kulturschutz jetzt über die vier Stände des Mittelalters, die Geistlichkeit, den Adel, die Bürgerschaft und das Landvolk ausgedehnt. So lege ich Ihnen gern die No. 5 (Februar 1905) Jahrg. VI. des Burgwarts, Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Baukunst, Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, vor. Nichts ist schändlicher behandelt worden, als die Burgen, diese ragenden Zeichen einer glänzenden Periode des Adels. „Burg und Ruine" ist noch jetzt fast für die meisten ein und dasselbe.

Es ist nun ein großes Verdienst dieser Vereinigung, für Erhaltung und Wiederherstellung der Burgen zu sorgen, insbesondere aber auch deren kulturgeschichtliche Bedeutung dem deutschen Volke klar zu machen, das nur zu gern mittelalterlichen Adel mit Raubrittertum, Unterdrückung des Landvolks, grober Unwissenheit und Roheit in Beziehung bringt. Lesen Sie aber S. 48 den Vortrag, den Dr. Luther am 4. Januar dieses Jahres über das geistige Leben auf den deutschen Burgen hielt, so werden Sie einen besseren und richtigeren Begriff vom Leben und Treiben des Feudaladels auf den deutschen Ritterburgen erhalten. In langen Perioden der deutschen Geschichte kommt dem burgbewohnenden Ritterstande überhaupt die führende Rolle auf geistigem Gebiete zu, vergleiche die Blütezeit der deutschen Dichtung mit den Epen und Minneliedern eines Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, und ferner die Freskomalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden, auf Burg Runkelstein bei Bozen, auf Karlstein in Böhmen, Lichtenberg in Tirol, Freundsberg, Reifenstein und ungezählten anderen Burgen.

Die Geschäftsstelle der Vereinigung ist in Grunewald-Berlin, Jagowstr. 28, den Verlag des Burgwarts führt Franz Ebhardt & Co., Berlin W. 50, Schaperstr. 5.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß unser jetziger Kaiser sich nicht bloß theoretisch für die deutschen Burgen interessiert, sondern sie ausbauen und verschönern läßt, wie und wo er kann, wofür die Wiederherstellung der Hohkönigsburg im Elsaß durch Bodo Ebhardt vollgültig Zeugnis ablegt.

Gestattet sei mir noch der nachfolgende Auszug aus den Satzungen der „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen."

§ 2. Die „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen" bezweckt:

1. die deutschen Burgen als Denkmäler vaterländischer Geschichte und Kunst dem Volke zu erhalten;
2. die geschichtliche und künstlerische Entstehung der deutschen Burgen zu erforschen und weiteren Kreisen bekannt zu geben.

§ 3. Zur Erreichung der im § 2 festgesetzten Zwecke sollen insbesondere

1. die in einzelnen Landesteilen oder für bestimmte Burgen bereits bestehenden Vereine mit Rat und Tat unterstützt;
2. neue Ortsgruppen zu gleichen Zwecken begründet (§ 24);
3. regelmäßige Versammlungen mit Vorträgen abgehalten;
4. eine besondere Vereinszeitschrift („Burgwart") begründet;
5. sonstige literarische Arbeiten sowie die Tätigkeit der Presse in dieser Frage gefördert;
6. eine Sammlung von Bildwerken, Büchern, Kunstgegenständen und Archivalien angelegt;
7. die Besitzverhältnisse und Veränderungen bei den deutschen Burgen durch einen regelmäßigen Nachrichtendienst beobachtet;
8. die einzelnen Burgenbesitzer zum Zwecke der Erhaltung ihrer Burgen mit Rat und Tat unterstützt werden;
9. soweit es zur Erhaltung einzelner Burgen erforderlich und für die Zwecke der Vereinigung dienlich ist, kann letztere auch den Erwerb solcher Burgen beschließen.

XXI. Schillerfeier 1905. Der Geschäftsführer des Ausschusses, u. M., Regierungsbaumeister und Stadtverordneter A. Stapf hat den beifolgenden Aufruf überreicht, der von dem Vorsitzenden des Ausschusses Bürgermeister Dr. Georg Reicke und andern Notabilitäten unterzeichnet ist und Ihrer Beherzigung und Ihrem Wohlwollen hierdurch allerbestens empfohlen sein möge.

B. Persönliches.

XXII. Adolf Bastian. Der berühmte Festiger der modernen Völkerkunde und der eigentliche Begründer unseres Völkermuseums ist

mitten in seiner rastlosen Tätigkeit für beide Dinge zu Port of Spain auf der westindischen Insel Trinidad am 3. v. M. verstorben. Auch die hiesige Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte verliert in A. Bastian eins ihrer hervorragendsten Mitglieder, das wiederholt den Vorsitz führte. Ich bin seit fast 40 Jahren mit dem großen Gelehrten genau bekannt, ich darf wohl sagen: befreundet gewesen und wie er bei seiner universellen Völkerauffassung doch niemals das einzelne Volk, ja nicht den kleinsten Stamm übersah, vielmehr allem gedankenreich nachforschte, was sich von der Dämmerungszeit der Menschheit bis in die Gegenwart auf dem Erdball gerettet hat, so verfolgte er auch unsere heimatkundlichen Interessen mit großem Interesse und hat beispielsweise über die Urzeit unserer Niederlausitz, über die Anklänge, die aus germanischer Vorzeit sich durch die slavische Herrschaft bis in die Neuzeit erhalten haben, über märkische Sitten, Sagen und Gebräuche sich oft genug mit mir unterhalten. In diesem Sinne war er einer steten Entwickelung und regen Tätigkeit unserer Brandenburgia stets wohl gesinnt.

Selbstredend hat neben der Berliner Anthropologischen Gesellschaft auch die hiesige Gesellschaft für Erdkunde durch Bastians Tod einen großen Verlust erlitten. Beide Gesellschaften haben im Museum für Völkerkunde am 11. eine Gedächtnisfeier abgehalten, deren Bericht ich Ihnen im Druck, geschmückt mit einem trefflichen Bildnis des großen Gelehrten, hiermit unterbreite. Der Vors. der B. A. G. Prof. Dr. Lissauer eröffnete die Feier, Prof. Dr. Karl von den Steinen hielt die Gedächtnisrede, dann folgte eine Ansprache des Vors. der G. f. E. Prof. Dr. Freiherrn von Richthofen, hierauf ein Schlußwort des stellv. Vors. erstgedachter Gesellschaft Prof. Dr. Waldeyer.

XXIII. Mit Bedauern haben wir alle das plötzliche Abscheiden unseres Ehrenmitgliedes Staatsministers und Ministers des Innern, Freiherrn von Hammerstein-Loxten vernommen. Es erfolgte am 20. v. M. Minister Freiherr von Hammerstein war an einem Anfall von Asthma mit bedrohlicher Herzschwäche erkrankt. Im Laufe des heutigen Vormittags verschlimmerte sich sein Befinden, so daß Befürchtungen für das Leben des Ministers entstanden. Der Kaiser hatte Herrn Geheimrat von Lucanus zu dem Kranken entsandt, um sich nach dem Befinden des Ministers erkundigen zu lassen und den Generalstabsarzt von Leuthold ersucht, ihm fortdauernd über den Zustand des Ministers zu berichten. Auch die Kaiserin hatte sich nach dem Befinden des Patienten erkundigen lassen. Frau Minister v. Hammerstein, die erst vor wenigen Tagen, nach überstandener schwerer Krankheit nach Meran zur eigenen Erholung abgereist war, wurde telegraphisch zurückgerufen. Der behandelnde Arzt Dr. Weibchen-Berlin und auch Prof. v. Leyden hat sich in aufopfernder Weise des Patienten angenommen.

Hans Freiherr v. Hammerstein, aus dem jüngeren Ast der Loxtener Linie, wurde am 27. April 1843 als der Sohn des früheren hannoverschen und mecklenburg-strelitzschen Ministers gleichen Namens geboren. Nachdem Frhr. v. Hammerstein seinen juristischen Vorbereitungsdienst beim Oberlandesgericht in Kolmar absolviert hatte, trat er zur Verwaltung über. Während der Jahre 1877—1884 fungierte er als Kreisdirektor in Mülhausen i. E., dann als Bezirkspräsident von Metz. Nachdem er in diesem Amt zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat und Mitglied des Landwirtschaftsrats ernannt worden war, folgte er am 6. Mai 1901 Herrn v. Rheinbaben als preußischer Minister des Innern. Vermählt war der Verstorbene mit der Tochter eines Herrn v. Rabiel.

Anläßlich des Todes des Staatsministers Freiherrn v. Hammerstein hat der Kaiser an den ältesten Sohn des Dahingeschiedenen, Oberleutnant Freiherrn v. Hammerstein folgendes Beileidstelegramm gerichtet:

„Berlin Schloß, 20. 3. 05, 5.35.

Tief bewegt durch Ihre soeben erhaltene Meldung von dem Ableben Ihres Herrn Vaters spreche ich Ihnen und den Ihrigen meine wärmste Teilnahme aus. Ich verliere in dem Entschlafenen einen treuen und bewährten Berater, der allzufrüh aus seiner ersprießlichen Tätigkeit abberufen wurde und der dem Vaterland große Dienste zu leisten berufen war. Gott tröste Sie und die Ihrigen.

Wilhelm R."

In dem amtlichen Nachrufe für den Verstorbenen heißt es: Pflichttreu in seinem ganzen, an Arbeit und Erfolgen reichen Leben, hat er bis in die letzten Tage seine besten Kräfte dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, getragen von dem Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn, von der Wertschätzung seiner Amtsgenossen und der aufrichtigen Verehrung seiner Untergebenen. Unter mancherlei Schwierigkeiten betätigte er in der dem Reiche wiedergewonnenen Westmark seine hervorragenden Fähigkeiten als Verwaltungsbeamter; zielbewußt und wohlwollend zugleich, mit richtigem Blick für die Bedürfnisse der Bevölkerung hat er sich durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Empfindungen und Wünsche bleibende Verdienste um die Entwickelung der Reichslande als deutscher Lande erworben. Als dann Freiherrn v. Hammersteins Wirken den Blick des Kaisers auf ihn lenkte und sich ihm am 6. Mai 1901 mit der Übernahme des preußischen Ministeriums des Innern ein neues und weiteres Feld der Tätigkeit erschloß, zeichneten auch hier ungewöhnliche Arbeitskraft, warmes Empfinden, klarer Blick und feste Entschlossenheit seine Wirksamkeit im besonderen Maße aus. Aus der erfolgreichen Leitung seines Ressorts, aus der Bearbeitung wichtiger Entwürfe und Reformen hat der Tod den treuen Diener seines Königs abberufen, den hochgeschätzten Mitarbeiter im Königlichen Staatsministerium, den stets

wohlwollenden und gerechten Chef der inneren Verwaltung Preußens. Das Andenken an den verewigten Staatsminister Freiherrn von Hammerstein wird unvergessen bleiben.

Die Beisetzung fand am 24. auf dem Dorffriedhofe Steinhorst unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung statt. Erschienen waren als Vertreter des Reichskanzlers Unterstaatssekretär Freiherr von Seckendorff, vom Ministerium des Innern Ministerialdirektor von Kitzing und Geheimer Ober-Regierungsrat Harder. Ferner wohnten der Feier bei der Oberpräsident von Hannover Dr. Wentzel, Landesdirektor Lichtenberg, Regierungspräsident von Philipsborn, Stadtdirektor Tramm und zahlreiche andere Vertreter der Regierung, Kreise und Städte der Provinz Hannover. Die Überführung des Sarges zum Friedhof fand auf Wunsch des Verstorbenen auf einem einfachen mit Tannengrün geschmückten Ackerwagen statt. Hinter diesem schritten zunächst die Söhne des Verstorbenen, der frühere Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Loxten und andere. Eine große Anzahl von Kränzen, darunter zwei vom Kaiser und der Kaiserin, wurden von Mitgliedern der Feuerwehr und der Kriegervereine getragen. Die Trauerrede hielt Pastor Koch aus Steinhorst. Die Bestattung ist nur eine vorläufige, da in nächster Zeit eine Familiengruft errichtet wird, in der der Sarg später beigesetzt werden soll. Aus Anlaß des Hinscheidens des Frhrn. v. Hammerstein sind der Witwe und dem Sohne des Verewigten zahlreiche Kundgebungen der Teilnahme zugegangen. Unter andern liefen Beileidstelegramme ein vom Kronprinzen, dem Großherzog und der Großherzogin von Baden, dem Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha, der Prinzessin Heinrich von Preußen und dem Prinzen Joachim Albrecht von Preußen.

Ich hatte die Ehre den Verewigten als er Bezirks-Präsident in Lothringen war, im Jahre 1889 kennen zu lernen, wo ich als Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine in Metz die Hauptversammlung abhielt. Herr v. Hammerstein beteiligte sich hierbei, sowie bei den Ausflügen nach den Schlachtfeldern, nach Trier, nach Luxemburg und legte viel Interesse und Verständnis für Geschichte und deutsche Altertumskunde an den Tag. Herr v. Hammerstein hat meine Bitte in die Brandenburgia einzutreten gern erfüllt und mir sein freundliches Wohlwollen, wie ich hiermit dankbar bekenne, bis zum Tode bewahrt.

Ich bitte Sie, geehrte Anwesende, sich zum Gedächtnis zu erheben. (Geschieht.)

XXIV. Der bisherige Oberpräsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, unser Ehrenmitglied von Bethmann-Hollweg auf Hohenfinow, ist Nachfolger des verstorbenen Ministers des Innern geworden.

XXV. Unser korrespondierendes Mitglied Archivrat Dr. Sello,

Vorstand des Großherz. Haus- und Zentral-Archivs zu Oldenburg i. Gr. ist Geheimer Archivrat geworden. Herzlichen Glückwunsch!

XXVI. Grüße aus Ägypten und Syrien (Baalbeck) habe ich der Brandenburgia von unserem ebenso liebenswürdigen wie eifrigen Mitgliede Kais. Postrat a. D. Steinhardt-Treuenbrietzen zu übermitteln.

C. Naturgeschichtliches.

XXVII. Über die Gewitterverhältnisse von Berlin und dessen Umgebung. Von Prof. Dr. Th. Arendt. Verfasser hat die Güte uns zwei Hefte, Dez. 1904 und Januar 1905 Jahrg. 21 bezw. 22 des Journals „Das Wetter, Monatsschrift für Witterungskunde", vorzulegen. Fast stets, sagt Arendt, so oft die Beobachtungsergebnisse der Berliner Station von denen der Umgebung abwichen, war es ohne Schwierigkeiten möglich, eine einfache Erklärung dafür zu finden. Nirgends Anhaltspunkte für die Annahme, daß gerade in Berlin ungewöhnliche atmosphärische Zustände vorhanden sind, die hier das Zustandekommen der Gewitter in höherem Maße als anderswo beeinflussen. Doch wäre es wohl möglich, daß der ständig über Berlin lagernden Dunstschicht von mehreren 100 Meter Mächtigkeit bei der elektrischen Ausgleichung zwischen Wolke und Erde eine größere Bedeutung zukommt, die sich in der Verringerung der Blitzgefahr äußert.

XXVIII. Richard Aßmann: Das Aeronautische Observatorium bei Berlin, 1904, ebendaselbst (Jan. 1905) S. 19. Verf. Prof. Dr. A, Abteilungs-Vorsteher, macht am Schluß auf die Verlegung des jetzigen Instituts in der Jungfernhaide zu Reinickendorf-West, am Spandauer Wege, nach dem neuen Institut bei Lindenberg nahe Beeskow aufmerksam, die sich noch in diesem Jahre vollenden wird. Direktor ist Dr. von Bezold, Geh. Ober-Reg.-Rat und anderweitiger Abteilungs-Vorsteher Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Hellmann.

XXIX. Wo regnet es am meisten auf der Erde? Wenn dies auch keine heimatkundliche Frage im engsten Sinne ist, wird sie dennoch jeden von uns interessieren; S. 20 a. a. O. antwortet der Berichterstatter: Cherra Punji in Bengalen an den Khasia-Hügeln ist der regenreichste Ort der Erde.

XXX. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke vom März d. J. (I. Jahrg. No. 3), die Ihnen vorliegen, enthalten einen prächtig illustrierten Artikel über die geschichtliche Entwickelung des Berliner Straßenbeleuchtungswesens.

XXXI. Die Wünschelrute sowohl als Erz- wie als Wasser-Finderin hat uns — vergl. Brandenburgia XII. S. 18—24, 154—156, 335 und 336 — wiederholt und reichlich beschäftigt. Recht unterhaltend ist eine heftige Zeitungspolemik, welche sich in den Greifswalder Zei-

tungen gelegentlich einer amtlichen Bekanntmachung der dortigen städtischen Wasserwerksverwaltung (gez. Kanoldt) entsponnen hat. Die betreffenden Nummern liegen Ihnen vor. Im Greifswalder Tageblatt vom 19 v. M. teilt die Stadtverwaltung mit, daß der bekannte Quellensucher Landrat a. D. von Bülow aus Bothkamp bei Kiel mit Hülfe der Wünschelrute unterirdische Wasserströme entdeckt habe, welche zur Vermehrung der jetzigen, übrigens mir persönlich sehr genau bekannten und wenig zulänglichen Wasserentnahme bei Diedrichshagen beitragen sollen. Es heißt wörtlich:

„Nachdem Herr von Bülow, unter der ausdrücklichen Erklärung, daß er nur fließendes, nicht stehendes Wasser nachzuweisen vermöge, noch verschiedene andere kleine Wasserläufe aufgefunden und nachdem seine Theorie, daß unentwickelt gebliebene oder verkommene Bäume gewöhnlich über zwei sich kreuzenden Wasseradern stehen und in solche Bäume der Blitz unfehlbar einschlagen müsse, an einem solchen Baume nachgewiesen hatte, waren die sämtlichen skeptisch mehr oder weniger angehauchten Herren bekehrt und überzeugt, daß ein enger Kontakt zwischen dem tierischen Magnetismus und der durch den Wasserlauf unterirdischer Wasserströme erzeugten Elektrizität bestehen muß, der sich in Zuckungen der in beiden Händen geführten Gabel äußert und daß es sich somit um einen ganz natürlichen Vorgang handelt, welchen jede sensitiv veranlagte Person an sich persönlich erfahren kann."

Es folgt nun ein Hinweis auf Männer der Wissenschaft, welche die Augen vor Tatsachen verschließen und zu den Versuchen, obwohl eingeladen, nicht erschienen seien.

Am 23. Februar widerlegt der auch in den Brandenburgia-Kreisen als hervorragender Geologe bekannte Professor Dr. Wilhelm Deecke in der Greifswalder Zeitung die veralteten Anschauungen über das Wasserfinden mit der Wünschelrute energisch, worauf in dem nämlichen Blatte Herr Kai von Bülow-Bothkamp repliziert. In derselben Nummer geht Herr Deecke nochmals auf die Sache sehr ausführlich zur Aufklärung ein und schließt mit den Worten:

„Ich gestehe einzelnen Rutengängern unbedingt Kenntnisse und scharfen Blick zu, z. B. dem Abbé Paramelle, der nach Ausspruch eines Geologen in bewunderungswürdiger Weise unbewußt die geologischen Methoden handhabt. Aber eine Gefahr liegt in der Verbrämung mit Mystizismus, mit tierischem Magnetismus und einer Art Pseudowissenschaft. Dadurch werden falsche Vorstellungen hervorgerufen, die weiterfressend größere Verhältnisse annehmen und schließlich dazu führen, daß Nachahmer die richtigen Methoden als Nebensache, das Überflüssige als Hauptsache ansehen und schließlich durch Unwissenheit großen Schaden anrichten. Diese Unkenntnis äußert sich z. B. in den falschen Vorstellungen von der Verteilung und Bewegung des Wassers im Boden. Von 5 oder 23 m breiten Wasseradern zu sprechen, anzunehmen, daß in unserem Boden das Grundwasser gleichsam in Kanälen oder bachähnlich fließe, daß im Untergrunde Quellen vorhanden wären, an

deren Seiten aber das Wasser fehle, das sind alles völlig verkehrte Vorstellungen. Deshalb hat die Wünschelrute in einer Gegend immer nur eine bestimmte Lebensdauer. Durch Schaden wird man klug. In Frankreich sind ihr durch die Nachtreter Paramelles Millionen geopfert. Hoffentlich bleiben wir davon bewahrt."

Da in Berlin und in unserer Provinz noch eine ungezählte Menge an die Rutengänger und die Wünschelrute überhaupt glaubt, meinte ich diesen neuesten Beitrag unseren Mitgliedern nicht vorenthalten zu sollen.

XXXII. Glindower Ton. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß der den Glindower Ton überlagernde Geschiebemergel nicht, wie früher allgemein angenommen, als unterer, sondern als oberer Geschiebemergel gedeutet werden müsse. Die gestörte Lagerung des Tones möchte Dr. Gagel (Februar-Sitzung der Deutschen Geolog. Ges.) nicht allein durch die Stauwirkung der diluvialen Eismassen, sondern zum Teil auch durch die Bildung des alten Haveltalzuges erklärt sehen.

XXXIII. Die fossilen Baumstämme der miocänen Braunkohle von Groß-Räschen, über welche Sie Brandenburgia III. 212 u. 271, IV. 147 u. 285, V. 289, VII. 362, VIII. 413 und XIII. 444 flg. nachlesen wollen, gehören, wie ich auf ausdrücklichen Wunsch mitteile, entweder (jedenfalls in der großen Hauptsache) der Sumpfzypresse Taxodium distichum Linné, die noch jetzt lebt und bei uns gut gedeiht*) oder seltener der Sequoia sempervirens Stefan Endlicher an. Der von der Viktoria-Grube dem Märkischen Museum gestiftete Riesenstamm ist Sequoia. Hierzu gehört als geschlechtsverwandt der kalifornische Riesenbaum oder Mammutbaum Sequoia gigantea, lange Zeit auch Wellingtonia genannt. Ich lege Ihnen gleichzeitig einen Aufsatz von E. Koehne vor: „Über Taxodien (Sumpfzypressen)" in der Naturwissensch. Wochenschrift N. F. IV. No. 8 vom 19. v. M. S. 122 bis 124, mit der Hoffnung, daß unser dendrologischer Sachverständiger Dr. Carl Bolle sich über die interessante Verbreitung der Taxodien in der Gegenwart und Vorzeit in der Brandenburgia ausführlicher aussprechen werde.

XXXIV. Der II. Internationale Botanische Kongreß wird zu Wien vom 11. bis 18. Juni 1905 abgehalten. Ich lege das sehr reichhaltige Programm vor und lade zur Beteiligung ein.

XXXV. Professor Dr. A. Backhaus, Direktor der städtischen Rieselgüter: „Landwirtschaftliche Versuche auf den Rieselgütern der Stadt Berlin im Jahre 1904." Mit 11 Textabbildungen (Berlin 1905). Wir wollen daraus ersehen, daß das Riesel-

*) Prächtige Taxodien, nach meiner Schätzung etwa um 1790 angepflanzt, stehen in Brandenburg a. H. längs des Grillendammes und in einzelnen ebenso alten Exemplaren im Neuen Garten unweit des Marmorpalais zu Potsdam.

gefilde auch zur Lösung interessanter botanischer und züchterischer Versuche benutzt wird.

XXXVI. K. Möbius: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel ästhetisch betrachtet. Sitzungsbericht der Preuß. Akad. der Wissenschaften vom 11. Februar 1904 und derselbe: Die Formen und Farben der Insekten ästhetisch betrachtet (a. a. O. Sitzung vom 2. Februar 1905). Auch unsere Damen werden an diesen anmutigen Schilderungen Belehrung und Vergnügen finden. Warum der Herr Verfasser, unser verehrtes Ehrenmitglied, bei den Kerftieren die Bewegungen nicht mit berücksichtigt hat, stehe dahin, jedenfalls kann man sich etwas Graziöseres als den Flug der Libellen und Wespen kaum denken.

XXXVII. R. Voigtländers Verlag in Leipzig beabsichtigt photographische Natururkunden ähnlich den berühmten in C. G. Schillings bei derselben Firma erschienenen afrikanischen Tierweltstudien „Mit Blitzlicht und Büchse“ herauszugeben, Studien am freilebenden Wildtier und hat alle europäischen Berufs- und Amateur-Photographien, wie Sie aus vorliegendem Aufruf ersehen, zu einer Preisbewerbung eingeladen. Viele unserer Mitglieder huldigen der schönen Lichtbildnerei, vielleicht treten manche darunter der Sache näher, die ja auch recht eigentlich im Interesse der brandenburgischen Heimatforschung liegt. Namentlich unsere freilebende Vogelwelt fordert zur Aufnahme von dergleichen photographischen Naturstudien förmlich heraus.

D. Kulturgeschichtliches.

XXXVIII. Über Drillingsgefäße. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch schreibt uns folgendes:

Anknüpfend an das Monatsblatt der Brandenburgia XIII 9, S. 322 Fig. No. 1 erlaube ich mir auf das mittelalterliche Gubener Drillingsgefäß Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, das 1885 gefunden und in den Berliner Verhandlungen (Zeitschrift für Ethnologie) 1885 S. 331 f. besprochen, und unter No. 3 abgebildet ist (im Gubener Stadtmuseum). Die Zeichnung ist nicht sehr gut geraten: die Gefäßchen sind regelmäßig gearbeitet. Kein Henkel, keine Rosetten oder sonstige Verzierung, auch nicht (wie bei unseren 3 prähistorischen Drillingsgefäßen) Kommunikationsöffnungen.

Das Stück ist später einmal als Behälter von dreierlei kirchlichem Salböl aufgefaßt worden und mußte bei seiner ärmlichen Ausstattung Eigentum einer kleinen, wenig bemittelten Kapelle gewesen sein.

Beschädigt ist, wie die Abbildung zeigt, nur eine kleine Randstelle.

XXXIX. Zur Rolands-Rundschau lege ich heut drei Abbildungen von sogenannten Quintäne Rolanden vor, hölzernen drehbaren Ritterfiguren, über deren Bedeutung ich auf die ausgezeichneten Rolands-

Schriften unsers geschätzten korrespondierenden Mitglieds Geheimrat Dr. Sello verweise. (Z. B. Vindiciae Rulandi Bremensis: Rolandreiten S. 10; Quintaine S. 15, S. 50—54) und auf Einiges, was ich Ihnen bereits im Monatsblatt XIII, S. 463 flg. mitgeteilt. S. 15 der Vindiciae sagt Sello: „Das Roland-Reiten war tatsächlich nur eine Art der uralten, schon von Vegetius als längst bekannt beschriebenen, im Mittelalter und wenigstens noch vor 30 bis 40 Jahren auf den Fechtböden üblichen Waffenübung an dem Pfahl (vgl. Tafel III, I), der von dem Platz, wo er im römischen Lager stand, den Namen Quintana führte. Zur Übung im mittelalterlichen Lanzenrennen hing man an die Quintaine einen Schild (Tafel V, 1), oder einen vollständigen Harnisch mit Schild. Daraus wurde eine in Holz geschnitzte Kriegerfigur, die mindestens im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon erheblich früher so eingerichtet war, daß sie, sich drehend, wenn der Stoß des Angreifers nicht richtig saß, ihn mit einer Scherzwaffe traf, falls sein Pferd ihn dann nicht rasch genug davontrug (Taf. V. 2). Roland hieß dieses in der ganzen ritterlichen Welt bekannte und beliebte Waffenspiel nur in dem Teil Norddeutschlands, in welchem die Rolandstatuen heimisch waren und in den nächsten Grenzorten."

Der Gardinger Roland.

Sonst ist dafür der Name Quintaine üblich. Also der Pfahl, der Roland, heißt so und davon sind die Quintaine- oder Rolandspiele dem Namen nach abgeleitet, nicht umgekehrt.

Sello (S. 16) macht noch bez. des berühmten Magdeburger Roland-Pfingstspiels des 13. Jahrh. darauf aufmerksam, daß hier zu dem norddeutschen Quintänen-Rolandreiten der genossenschaftliche Charakter und die romantische mittelalterliche Idee der Artusbrüderschaft, die Verherrlichung der eigentlichen Waffenbrüder- und Genossenschaft hinzutrat. Hundert Jahr später war diese Herrlichkeit im Volk schon so gut wie vergessen und kamen an ihre Stelle die spießbürgerlichen Schützenfeste auf. Überwiegen der bürgerlichen Schußwaffe gegenüber den blanken Waffen des Ritters.

Der Güte des Herrn Direktors Dr. Lehmann vom Städt. Museum zu Altona verdanke ich die beifolgende Photographie des daselbst auf-

bewahrten Rolands von Garding im Eiderstedtschen. Eine kühne Reiterfigur mit Schwert, eingestemmtem linkem Arm, an dessen Ellbogen der Treffpunkt für die Lanze sichtbar, am wagerecht ausgestreckten linken Arm der verhängnisvolle Aschenbeutel.

Desgleichen hat Herr Goos, Lehrer an der Bürgerschule in Meldorf und Direktor des höchst sehenswerten Dithmarscher Museums daselbst die große Güte gehabt, die beifolgenden zwei Photographien zu

Der Eescher Roland.

spenden, den Quintäne-Rolande von Eesch bei Meldorf und von Windbergen, südöstlich von Meldorf, welche sich im Meldorfer Museum befinden.

Der Roland von Eesch trägt eine Uniform und einen sogenannten „Es ist erreicht"-Schnurrbart, welcher an die Tracht zur Zeit des nordischen Krieges, Anfang des 18. Jahrhunderts, erinnert. Die beiden Arme liegen wagerecht, der rechte trägt die kleine viereckige Tartsche, der linke einen Stab, welcher den Fehlschlag austeilte.

Ähnlich steht der Roland von Windbergen da, wie Sie aus seinem Konterfei ersehen. Am rechten Arm fehlt die Tartsche, am linken der Aschenbeutel. Die Ausrüstung erinnert mehr an einen dänischen Dragoner von 1848 mit französierenden Epauletten und Spitzbart. Doch scheint er durch ein nachträglich auf der linken Brust angebrachtes eisernes Kreuz sich etwas vaterländischer haben ausstaffieren wollen.

Noch existiert im Meldorfer Museum ein dritter bärtiger Roland, der genau wie der von Eesch ausgerüstet ist. Sello gibt a. a. O. Tafel III. Figur 3 eine kleine Abbildung nach großer Photographie des im Meldorfer Museum befindlichen Bildwerks, vergl. die Beschreibung in „Erster Bericht" über dieses Museum, 1896, S. 37 und bei Sello, Vindiciae S. 81. Ich hoffe durch die Güte des Herrn Museumsdirektors Goos in Meldorf auch von diesem eigentlichen Meldorfer Quintäne-Roland der Brandenburgia später eine Photographie vorlegen zu können.

Der Roland von Windbergen.

Das sind also die ländlichen Rolande, die übrigens auch mitunter noch jetzt in verwandter Form von „fahrenden" Gauklern, Spaßmachern, Schaubudenbesitzern mitgeführt und für die Benutzung zu Roß durch das „Herren - Publikum", mitunter selbst der „holden Weiblichkeit" aufgestellt werden. Vergl. Brandenburgia XIII. S. 463.

Unser geschätztes Mitglied, Herr Adolf Gloe vom Kais. Statist. Amt, kennt das Reiten und Stechen nach der Quintäne noch aus seinem holsteinischen Heimatstädtchen Marne, nahe der Nordsee, und hat die große Güte uns zur heutigen Sitzung folgenden Bericht zur Verfügung zu stellen.

Roland-Reiten

in Ditmarschen von Adolf Gloe.

In der Umgegend von Marne im Kreise Süder-Ditmarschen in Holstein finden seit alters her noch alljährlich in den Sommermonaten sogenannte Roland-Reiten statt. Ein solches Roland-Reiten habe ich persönlich im Jahre 1902 in Neufeld bei Marne mit angesehen.

Eine Anzahl Bauernburschen (Söhne von Bauern wie auch Knechte derselben in kameradschaftlichster Eintracht) reiten im Galopp an einer auf

einer Stange angebrachten, drehbaren hölzernen Roland-Figur vorüber, derselben einen Schlag versetzend, worauf dieselbe sich umdreht und dem Schläger mit einem am Handgelenk angebundenen Aschenbeutel einen Schlag wiedergiebt, wenn es demselben nicht gelungen ist, rechtzeitig aus dem Bereich des wacklichen hölzernen Strafrichters zu kommen. Wenn nun auch diese Reiterspiele in der Regel keinen Anspruch darauf haben als eine schneidige kavalleristische Leistung angesehen zu werden, was schon wegen der zur Verwendung kommenden schweren Acker- und Arbeits-Pferde undenkbar ist, so ist doch eine gewisse Gewandheit des Reiters erforderlich, dem sich auf der Stange drehenden Roland einen Schlag zu versetzen, ohne von diesem mit dem Aschenbeutel wieder getroffen zu werden; um diese Geschicklichkeit zu erlangen, mühen sich die Reiter ehrlich ab und amüsieren sich prächtig dabei, desgleichen wirkt die Sache für das zuschauende Publikum belustigend.

Die Verschiedenheit dieser Ditmarsischen Reiterspiele (Roland-Reiten) mit der sonstigen Roland-Auffassung und den aus Ueberlieferungen uns bekannt gewordenen Gebräuchen und der ursprünglichen Bedeutung des Roland, die uns zunächst auffällt, läßt sich meines Erachtens dadurch aufklären, anzunehmen, daß die Ditmarscher sehr wohl in der Roland-Figur zunächst auch das Symbol der Gerichtsbarkeit, der aufsichtführenden Gerechtigkeit und strafenden Nemesis erblickten, daß sie dann später in ihrem Freiheitsdrang und Übermut dazu übergingen, sich über die personifizierte Obrigkeit lustig zu machen. Die Spottlust und die weit verbreitete menschliche Neigung der Polizeigewalt ein Schnippchen zu schlagen — meine ich — äußert sich in diesem Spiel.

Die Roland-Figuren werden meistens auf den Kirchen- oder Schul-Böden aufbewahrt, oder von dem Wirt, bei dessen Lokalitäten das Roland-Reiten stattfindet, von einem Jahr zum andern in Aufbewahrung genommen.

Den Altona-Gardinger Roland konnte ich Ostern 1904 betrachten, und hoffe, ihn sowie den steinernen Kaiser Karl, Roland von Wedel, bei Hamburg zu Ostern d. J. wieder aufsuchen zu können. Vergl. u. a. meinen Berichtsjahrgang XIII. S. 464.

XL. Coepenick und Niemegk. U. M. Oberlehrer Dr. Rudolf Grupp sprach im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg am 8. d. M. über die falschen Schlüsse, die aus der Annahme slawischer Herkunft märkischer Ortsnamen hervorgegangen seien, und behauptete, nach dem Ihnen heut vorliegenden gedruckten Sitzungsbericht, daß Köppenick und Niemeck z. B. nicht vom slawischen copan und njemu, sondern von den deutschen Personennamen Koppen und Neming ihre Namen führten, da ihre älteren Formen Koppening und Neming lauteten und die Köppenicksche Heide urkundlich einfach Koppensche Heide genannt wird.

Es ist ein überaus gefährliches Kapitel, diese Namensdeutung aus uralter Überlieferung, gleichviel, ob sie auf keltischem, germanischem, slavischem oder sonst welchem linguistischem Gebiete erfolgt. Es wäre

ja sehr schön, wenn wir Coepenick und Niemegk — so lautet jetzt die amtliche Schreibweise — als germanisch oder neu-deutsch reklamieren könnten. Der selige Berghaus hat ja nach der entgegengesetzten Seite hin geradezu Unglaubliches in seinem Landbuch der Mark Brandenburg geleistet, als wenn er ein Sendbote des Panslavismus war; wo das Wendische nicht langte, mußte das Russische, das Tschechische, das Polnische, ja das Serbo-Kroatische und Windische Gevatter stehen. Die Slavophilen werden unserem geehrten Mitgliede die Antwort nicht schuldig bleiben.

XLI. Herr Landbau-Inspektor Julius Kohte-Charlottenburg hat die Güte, uns die nachfolgende im Zentralblatt der Preußischen Bauverwaltung vom 25. d. M. S. 108 abgedruckte Mitteilung zur Verfügung zu stellen.

„Das Landhaus Wartenberg am Luisen-Platz in Charlottenburg, nach einem Entwurfe Schinkels im Jahre 1823 für den Bankherrn Behrend erbaut, wird gegenwärtig abgebrochen. In schlichten antiken Formen und breit gelagerten Verhältnissen angelegt, besaß das Haus nur ein Hauptgeschoß, darüber im mittleren Teile ein niedriges Obergeschoß, dessen flaches Satteldach vorn und hinten von einem Giebel abgeschlossen wurde. Den Entwurf nebst Schaubild hat Schinkel selbst in der Sammlung seiner architektonischen Entwürfe (Blatt 36) veröffentlicht; die Vorlagen des Stiches scheinen verschollen, da das Architektur-Museum der Technischen Hochschule nur eine vorbereitende Bleistiftskizze besitzt. Gleichzeitig mit den Entwürfen zum Bau des Museums beschäftigt, hatte Schinkel an der Ausführung und dem inneren Ausbau des Hauses vermutlich keinen näheren Anteil genommen. Die vornehme Erscheinung des Hauses mit der gärtnerischen Umgebung, seine Lage auf dem stumpfen Winkel zwischen dem Luisen-Platz und der Berliner Straße gewährten ein reizvolles Straßenbild, das mit der Durchlegung und Bebauung der Kaiser Friedrich-Straße leider dahinschwindet".

Wir können diesem Bedauern uns nur voll und gänzlich anschließen.

XLII. Herr Landbau-Inspektor Julius Kohte teilt gleichzeitig einen längeren illustrierten Aufsatz mit, betitelt: „Das letzte mittelalterliche Wohnhaus in Berlin" (Die Denkmalpflege, Jahrgang VII, No. 4 vom 15. März 1905, S. 27 flg.), worin er eine durch architektonische Zeichnungen unterstützte Beschreibung des Hauses, Berlin C., Hoher Steinweg 15, giebt, des letzten noch erhaltenen bürgerlichen Wohnhauses aus dem Mittelalter. Das Äußere ist gänzlich entstellt. Die Verwendung des Rund- und Flachbogen-Baus deutet auf das 15. Jahrhundert; etwa aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sind die übrigen Bauteile. Vgl. R. Borrmann, „Die Bau- und Kunst-Denkmäler von Berlin" 1893, S. 401 u. 402 über die wenigen, zum Teil in das Märkische Museum übergeführten Reste mittelalterlicher Wohnhäuser. Das dort noch genannte Gewölbe im Hause Klosterstrasse 91 ist, wie Kohte angibt, inzwischen abgebrochen.

XLIII. Neues Denkmäler-Verzeichnis der Provinz Brandenburg. (Aus Denkmalpflege vom 15. März 1905, S. 31.)

Die Neubearbeitung des Denkmäler-Verzeichnisses der Provinz Brandenburg, die bereits im Jahre 1901 von dem Ober-Präsidenten v. Bethmann-Hollweg angeregt wurde, bildete Gegenstand von Beratungen des letzten brandenburgischen Provinziallandtages. Der Plan für das neue Verzeichnis ist nicht als Ergänzung des alten von Bergau aufgestellt. Der Übersichtlichkeit des umfangreichen Stoffes wegen ist vielmehr eine Einteilung nach Kreisen gewählt worden, die wieder möglichst im Anschluß an die geschichtlich entwickelten Landschaften zu Gruppen vereinigt werden sollen. Diese Einteilung läßt das für die einzelnen Kreise Kennzeichnende von selbst hervortreten und ermöglicht es, einzelne Städte ihrer Bedeutung entsprechend in besonderen Heften zu behandeln. Auf diese Weise kann das umfangreiche Werk allmählich fertiggestellt und veröffentlicht und das Verzeichnis nach Kreisen getrennt auch bandweise verkauft werden. Das Verzeichnis soll durch Wort und Bild die Bau- und Kunst-Denkmäler in dem Zustand schildern, in dem sie erhalten sind. Die vorgeschichtlichen Funde werden getrennt von den Kunst-Denkmälern behandelt und ihr Verzeichnis jedem Hefte als Anhang beigefügt. Nach Vollendung des ganzen Werkes werden diese Anhänge außerdem zu einem Bande, der nur das Verzeichnis der Funde enthält und mit einer wissenschaftlichen Einleitung versehen ist, vereinigt. Die Bearbeitung des neuen Denkmäler-Verzeichnisses erfolgt unter der Leitung des Provinzial-Konservators Landbau-Inspektor Büttner in Berlin durch den Architekten Eichholz daselbst. Wegen der Übernahme der geschichtlichen Einleitung der kunst- und kulturgeschichtlichen, sowie der geographisch-geologischen Übersichten, die namentlich auch die Fundorte der Baustoffe umfassen sollen, schweben noch Unterhandlungen. Alle auf die Neubearbeitung bezüglichen Vorschläge werden zunächst einem unter dem Vorsitze des Ober-Präsidenten tagenden Ausschusse unterbreitet. Aus diesem heraus ist ein besonderer Ausschuß für das Denkmäler-Verzeichnis gewählt und dem Provinzial-Konservator zur Seite gestellt. Der Gesamtkostenbedarf ist auf 250 000 Mark festgesetzt. Für das Jahr 1905/1906 sind 25 000 Mark ausgesetzt.

Ich darf wohl in Bezug der Ausführung des Werks auf den Vortrag des Herrn Architekten Eichholz, u. M., aufmerksam machen, welcher uns, mit Lichtbildern unterstützt, das für das große Werk bestimmte Material aus der Prignitz vorführte und erläuterte.

Der Provinzial-Verwaltung und den Provinzialständen gebührt unser lebhaftester Dank, daß sie sich zu einem so erheblichen vaterländischen Opfer entschlossen haben.

XLIV. An der Einweihung des neuen Doms am 27. v. M. hat die Brandenburgia mit größtem Interesse teilgenommen. Ich lege Ihnen

einen ganzen Haufen von Abbildungen, Berichten und geschichtlichen Artikeln darüber vor.

XLV. Die Einweihung des Königlichen Schauspielhauses am Schillerplatz, am 21. d. M. wird ebenfalls von uns begrüßt. Auch hier liegen Abbildungen und Berichte vor.

XLVI. U. M. Herr Regierungsrat a. D. C. von Kühlewein legt uns freundlichst seinen Aufsatz vor „Berliner Medaillen", Sonder-Abdruck aus „Berliner Münzblättern N. F." 1903/04, enthaltend Beschreibungen von 7 schönen Medaillen mit Abbildungen: 1. sog. Tunnel-Medaille zum 25jährigen Bestehen des „Tunnels über die Spree", am 3. Dezember 1852 hergestellt, betr. die 1827 zunächst unter dem Namen „Sonntagsverein" begründete literarische Gesellschaft, die seit Jahren eingeschlafen ist, früher aber eine Rolle im Spreeathen spielte. — 2. Medaille zu Ehren des Sir Moses Montefiore und Dr. Cremieux 1840 in Berlin geprägt. (Nahmen sich der im Orient bedrängten Israeliten erfolgreich an.) — 3. Medaille der Pädagogischen Gesellschaft zu Berlin v. J. — 4. Freiherr von Stein, Preußischer Minister. Einseitige Bronzemedaille v. J. — 5. Ferdinand von Schill, Berlin 1809. — 6. D. L. Albrecht, Geh. Kabinetsrat, Berlin 1835. — 7. Medaille der Bildhauer W. und A. Wolff zum neuen Jahr 1854. Glückwunschmedaille. V. Elchkopf, R. Adler mit Schlange.

Theodor Körner in Berlin.

XLVII. U. M. Herr Buchhändler Ernst Frensdorff hat die Liebenswürdigkeit folgendes uns vorzulegen: „Theodor Körners erster Brief vom 26. März 1811 an seine Eltern nach seiner Ankunft in Berlin. Den Verehrern des Dichters gewidmet von Ernst Frensdorff." Das Brief-Facsimile ist auf altertümlichem Papier hergestellt. Gestern Abends, schreibt Körner, bin ich glücklich in dieser langweilig großen Stadt angelangt. Ich lernte auf dem Postwagen einen hiesigen Studenten kennen, bey dem ich die Nacht geblieben bin, da ich Parthey's Adresse verlohren habe. Ich werde mich nachher im Addreßcomtoir nach ihm erkundigen. Das Reisen im Sande ist etwas ganz verhaßtes. Man glaubt in ein Zauberland zu kommen, wenn man Potsdam liegen sieht, was wirklich äußerst lieblich ist. Die Havel ist ganz ungeheuer breit, und verschönert die dortige Landschaft gar wunderbar. — Berlin macht wegen seiner unendlichen Größe einen drückenden, unangenehmen Eindruck auf den Ankommenden. Vom Potsdamer Thor bis an die Post sind wir über eine Stunde gefahren. Herrliche Gebäude aber wetteifern in allen Straßen mit einander. Die Collegia sind noch nicht angegangen, es scheint im ganzen eine große Unordnung in jeder academischen Hinsicht zu herrschen.

Diese Schilderung klingt uns heut unfreiwillig humorvoll. Theodor Körner befand sich bald ganz wohl in den Berliner Verhältnissen. Zur Erläuterung dessen lege ich Ihnen gleichzeitig mein Büchlein vor „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin. Von Ernst Friedel, Stadtrat von Berlin, erstem Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins. Mit 6 Abbildungen. Berlin 1891. Nicolaische Verlags-Buchhandlung, R. Stricker."

S. 37 flg. werden die Beziehungen des Sängers von Leyer und Schwert zum Hause des Hofrats Panthey (Brüderstr. 13) und zu dessen Familie ausführlich geschildert. Im Mai 1811 mußte der wegen Duells von der Leipziger Universität relegierte Körner, da er deswegen auf der Kompaktaten-Universität Berlin nicht bleiben konnte, von hier wieder fort. 1813 kam er zum Besuch noch einmal hierher. Im Garten des Hauses Brüderstraße 13 steht noch ein alter Wallnußbaum unter dem Körner gedichtet; auch bewahrt die Nicolaische Verlagsfirma ein hohes steiffüßiges Schreibpult eben daher, an welchem er mancherlei gedichtet und geschrieben, z. B. die herrliche „Zueignung von Leier und Schwert." — Wir danken Herrn Frensdorff im übrigen verbindlichst.

E. Bildliches.

XLVIII. Friedrich Wagner-Denkmal. Ich lege Ihnen eine von unserm Mitgliede Bartels aufgenommene Photographie des Gedenksteins unseres unvergeßlichen Ausschußmitgliedes Professors Dr. Wagner vor, der links vom Aufgang zu der Terrasse des Turnplatzes an der Hasenheide, als Seitenstück zu dem Stein des Professors Ferdinand Voigt, von Verehrern Wagners errichtet ist. Ein steinerner Aufbau über zwei Steinstufen. In der Mitte eingelassen aus Bronze ein Rundmedaillon Wagners mit einem Eichen- und Lorbeerzweig darüber. Die Inschrift lautet:

Friedrich Wagner
1845—1903.

Seinem Andenken
die früheren Schüler
des Kgl. Friedr. Wilhelms-
Gymnasiums.

Daß die Gesichtszüge des Verewigten günstig getroffen wären, vermag ich nicht zu sagen. Er sah meist heiterer und wohlwollender nach meiner Empfindung aus. Gleichwohl wollen wir eine Abbildung des Denkmals zur Erinnerung an den liebenswürdigen, kenntnisreichen, für unsere Brandenburgia stets hilfsbereiten Mann hier gern wiedergeben.

Außerdem zeige ich ein Bild der Terrasse mit den beiden erwähnten Denkmälern (r. Voigt, l. Wagner) und 3 photographische Aufnahmen des benachbarten Jahn-Denkmals; die Photographie, welche dasselbe von hinten mit der gegenüberliegenden Straße zusammen darstellt, hat u. M. Bartels erst kürzlich aufgenommen.

XLIX. Die Bismarck-Warte auf den Müggelbergen wurde in der Oktober-Sitzung 1904 (vgl. S. 353) von Herrn R. Buchholz bald nach ihrer Einweihung am 18. Oktober 1904 beschrieben. Dazu überreiche ich heut ferner die Schrift des Ihnen vom Ausflug der Brandenburgia nach Coepenick am 14. Mai 1904 (S. 164) in freundlicher Erinnerung verbliebenen dortigen Schulrats, Herrn Dr. Renisch, vor: „Überblick über die Geschichte des Vereins Bismarck-Warte während seines fünfjährigen Bestehens 1901—1905“ mit einem schönen Brustbild des Altreichskanzlers nach Fr. v. Lenbach geschmückt. Ferner eine schöne Photographie der stattlichen Aussichtswarte, beides

Geschenke unseres verehrten Ausschußmitgliedes Franz Körner, wofür ich unsern verbindlichen Dank hierdurch verlautbare.

L. Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht legte 14 Konfirmations-Medaillen und eine auf den neuen Dom bezügliche Medaille vor, welche aus der rühmlich geschätzten hiesigen Medaillen-Präganstalt von Ostermann-Loos, jetziger Inhaber Herr Arthur Krüger hervorgegangen sind.

Herr Kustos R. Buchholz machte auf die sehr reichhaltige Sammlung älterer Prägstücke dieser Firma aufmerksam, welche sich im Besitz des Märkischen Provinzial-Museums befindet. Gelegentlich sind ältere Loossche Medaillen des gedachten Museums auch bereits in der Brandenburgia vorgezeigt worden.

LI. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner hielt hierauf den angekündigten Vortrag „Italiener in der Mark“, zu welchen die Mitglieder der hiesigen italienischen Botschaft eingeladen, zum Teil auch, dem Vortrag mit Interesse folgend, erschienen waren.

Die Italiener in der Mark

(im Auszug).

Wie wertvoll und segensreich auch immer der geistige und gesellschaftliche Einfluß unter uns weilender hervorragender italienischer Staatsmänner sowie die wirtschaftliche Bedeutung italienischer Gewerbetreibender und Kunsthandwerker in Deutschland für die Gegenwart ist, so ist doch von nicht minderem Interesse ein Rückblick auf die Kultureinflüsse in der Vergangenheit, die wir ganzen Geschlechtern und einzelnen Personen von der Südseite der Alpen verdanken.

Am frühesten begegnet uns in der Niederlausitz eine vornehme Familie, welche ihre sonnige Heimat im Süden mit dem rauhen Norden vertauschte: das Geschlecht der Passeriner in Luckau. Im 13. Jahrhundert Capitani in Mantua, üben sie bis 1320 eine umfassende Herrschaft in Mantua, Modena und Parma aus. Sie schreiben Turniere und Ritterspiele aus, anfänglich der welfischen, später in führender Stellung der ghibellinischen Partei angehörend. Sie stellen dem Kaiser bei Gelegenheit des Römerzuges eine stattliche Mannschaft, die sie in Person befehligen. Den Kaiser Ludwig den Bayer begleiten sie mit einem starken Kontingente Gewaffneter durch die Lombardei bis an den Rhein und wohnen seiner Krönung bei. Um diese Zeit finden wir einen der Passerini als Kardinal, einen andern als päpstlichen Vikar in Avignon, mehrere als Bischöfe, z. B. in Cosenza und Barcelona. Eine vielfache Verwandtschaft verknüpfte sie mit den regierenden Familien der Gonzaga, Medici, Este. Von dem weit ausgedehnten Geschlechte unter dem Gesamtnamen Bonacossi scheidet sich eine besondere Linie, die Passeri „die Sperlinge“, ursprünglich ein Spottname. Das Jahr 1327 bringt

der blühenden weitverzweigten Dynastie das Verhängnis. In einer Fehde mit den mantuarischen Gonzaga werden die Passerini überfallen, ihr Haupt Pietro kommt im Kampfe um, sein ältester Sohn Francesco, in Modena gefangen, stirbt dort in einem Turme den Hungertod. Die meisten männlichen Familienmitglieder fallen, nur wenige retten sich durch die Flucht; der größte Teil des beträchtlichen Familienbesitzes geht verloren. Ein Zweig des Geschlechts siedelt nach der toskanischen Stadt Cortona über und gelangt im Dienste der florentinischen Herrscher wieder zu Macht und Ansehen; ein anderer kommt über Verona, Trient, Böhmen nach der Niederlausitz, wo uns um die Mitte des 14. Jahrhunderts zuerst Hans v. Passerin als Burghauptmann der Festung Luckau begegnet; seinem Geschlechte wird die langjährige Kaisertreue durch die Verleihung zahlreicher wertvoller Lehen gelohnt und die kaiserliche Gerichtsbarkeit übertragen, die erst 1497 von den nunmehr wieder zu großem Wohlstande gelangten Passerini an den Rat von Luckau verkauft wird; doch finden wir bis zum Aussterben des Geschlechtes 1758 stets zahlreiche, meist rechtskundige Glieder desselben im Rate der Stadt sowie in den Fakultäten von Leipzig, Jena und Halle vertreten. An ihre kolonisatorische Tätigkeit in der Niederlausitz erinnert noch der Name des von ihnen wieder aufgebauten Dorfes Paserin. Neuerdings aufgefundene Brakteaten mit ihrem Wappen, dem schreitenden goldenen Stiere auf blauem Felde mit den 3 Kugeln der Mediceer darüber, lassen uns die bedeutsame Stellung der Passeriner in der Zeit erkennen, als Luckau noch das Münzregal besaß. In weiblicher Linie blüht das Geschlecht der Passeriner noch heute in der patrizischen Familie der Baumgarten in Luckau weiter.

In unmittelbarer Nähe residierte über ein Jahrhundert auf Schloß Golssen a. d. Dahme das durch Heirat in Besitz des gräflich Redernschen Gutes gekommene sardinische Grafengeschlecht Fontana di Cravanzana, dessen Erben Golssen später an die dort noch heute angesessenen Grafen Solms-Baruth verkauften.

Ebenfalls in die Lausitz führt uns die Geschichte eines andern italienischen Geschlechtes. Da die Technik des Festungsbaues am Ende des Mittelalters in Italien zu hoher Vollendung gekommen war, so berief von dort auch der Markgraf Johann v. Küstrin seinen Architekten Antonio di Forno, als es im Jahre 1554 um die Befestigung des auf ungünstigem Gelände an einem Spreearme gelegenen damals überaus wichtigen Platzes Peitz sich handelte. Als der genannte Italiener nach achtjähriger Tätigkeit 1562 bei seinem Tode das Werk noch unvollendet zurückließ, trat an seine Stelle Graf Rochus von Lynar aus dem florentinischen Geschlechte Guerini, dessen einer Zweig nach seinem bei Ravenna gelegenen Schlosse Linari sich nannte. Graf Rochus, 1525 dort geboren, hatte bei seinem Eintritte in brandenburgische Dienste schon

eine bewegte Vergangenheit und ein unruhiges Wanderleben hinter sich, das ihn nach einander nach Florenz, Paris, Metz, Diedenhofen, St. Quentin, Heidelberg und Dresden geführt hatte, und in dessen Verlaufe er 1560 zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten war. Nach Vollendung der Peitzer Fortifikation trat er 1578 53jährig in den unmittelbaren Dienst des Kurfürsten Johann Georg mit dem Wohnsitze in Spandau und wurde zum Generaloberst der Artillerie, Munitions-, Zeug- und Baumeister ernannt. Die noch heute stehende gewaltige Kaserne in der Hauptstraße war sein von ihm selbst erbautes Haus. Überall verbesserte er die Festungswerke in der Mark, in der er ein großes Festungsviereck plante und zum Teil vollendete: Peitz, Küstrin, Herzberg, Spandau; er verminderte die Länge der Geschützrohre, errichtete in Zehdenick an der oberen Havel eine Eisengießerei sowie in Spandau eine Pulvermühle. Dem Berliner Schlosse fügte er den nach ihm benannten Lynarschen Bau hinzu, erbaute die Schlösser im Grunewald und in Bötzow und zog Goldschmiede aus Spanien, Instrumentenmacher aus Süddeutschland und Salinentechniker aus der Schweiz herbei. Der Ruf seiner Tüchtigkeit drang auch in das Ausland, sodaß der König von Frankreich trotz Lynars Religionswechsels ihn wieder für sich zu gewinnen suchte und der Großherzog von Toskana ihm sein verfallenes Schloß Linari wieder aufbauen wollte, wenn er zu ihm nach Florenz käme.

Er erlebte nicht die Vollendung des gewaltigen Kunstwerkes, das seinen Namen in der Nicolaikirche von Spandau verewigt, des 9 Meter hohen nach ihm benannten Altars mit zahllosen Skulpturen und Porträts sowie den beiden großen Gemälden vom Abendmahl und vom Weltgericht. Er starb 1596; sein Sohn erwarb die Herrschaft Lübbenau, wo noch heute die ältere gräfliche Linie seines Hauses blüht, während die jüngere, seit 1807 fürstliche, in Lindenau bei Hoyerswerda residiert.

Die nächsten Nachfolger des Grafen Rochus als Baumeister waren sämtlich wieder Italiener: an seine Stelle trat zunächst Pietro Nivrone aus Lugano, der Schöpfer der Schloßapotheke; Battista de Sala errichtete an der Stelle der heutigen Adlersäule auf der Schloßterasse einen Turm, der unten die Münze, oben eine Wasserkunst enthielt; Thaddäus Voglioni, zunächst durch die Grafen von Schulenburg für den Bau ihres Schlosses nach Lieberose berufen, erbaute Rathaus und Befestigungen in Frankfurt a. O.; Filippo di Chiese endlich, der Generaldirektor der Fortifikation, vollendete die Berliner Befestigung auf der schwierigeren, der köllnischen Seite, wo die fast seenartig verbreiterte Spree den Baugrund versumpft hatte.

Erheblich später als das Geschlecht der Lynar finden wir die Familie der Minutoli, gleichfalls aus Oberitalien stammend, im preußischen Dienste, wo sie vor allen auch durch ihren Kunstsinn sich einen blei-

benden Namen geschaffen haben. Der als Kunstfreund von den preußischen Königen geschätzte General Heinrich v. Minutoli führte 1821 eine preußische Expedition nach Ägypten; seine Sammlungen bilden den Grundstock der ägyptischen Abteilung unseres Museums. Während sein älterer Sohn Julius, vorübergehend Polizeipräsident von Berlin, als Generalkonsul von Spanien und Portugal, sowie 1860 als preußischer Gesandter in Persien einen Namen gewann, bilden die Sammlungen des jüngeren Sohnes Alexander heute einen wertvollen Bestandteil des Berliner Kunstgewerbemuseums.

Nur durch einige ihrer Mitglieder spielt die mailändische, in Frankfurt a. M. im 18. Jahrhundert eingewanderte Familie Brentano, sowie das ursprünglich furlanische Geschlecht Caprivi in der Geschichte der Mark eine Rolle.

Unter den zahlreichen italienischen Gesandtschaften, die neben ihrem allernächsten politischen Zwecke durch Anknüpfung deutscher Handelsverbindungen bei uns im Norden einen dauernden Erfolg gehabt haben, ist von hervorragender Bedeutung die Botschaft, die der Großherzog Cosimo II. von Toskana 1609, um seine Thronbesteigung anzuzeigen, an die deutschen Höfe sandte, der als hervorragende Mitglieder Sylvius Piccolomini, Graf Coloredo und der Gesandschaftssekretär Daniel Eremita angehörten. Eremita hat in seinem Iter Germanicum uns eine ausführliche Geschichte dieser Gesandtschaft, vor allen auch ihres Berliner Aufenthaltes hinterlassen.

Auf dem Gebiete der Kunst ist der Einfluß unserer südlichen Nachbarn am nachhaltigsten gewesen naturgemäß durch die fast durch 2 Jahrhunderte bestehende italienische Oper in Berlin, welche dem Kunstleben der Hauptstadt vor allen während des 18. Jahrhunderts ihre bestimmende Richtung gegeben hat und aus deren Geschichte die Episode der Barbarini Comparini und ihre Erlebnisse mit Friedrich dem Großen 1744 immer besonderes Interesse erregt haben. In der Akademie desselben Königs traten nach dem Zerwürfnisse mit Voltaire italienische Gelehrte, ein Algorotti und Lucchesini, allmählich in die beherrschende Stellung ein, welche bis dahin die Franzosen, vor allen Maupertuis und d'Argens ausschließlich innegehabt hatten.

LII. Nach diesem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag vereinigten sich die Mitglieder mit ihren Gästen im Rathauskeller.

---

1. (1. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 12. April 1905, nachmittags 2 Uhr.

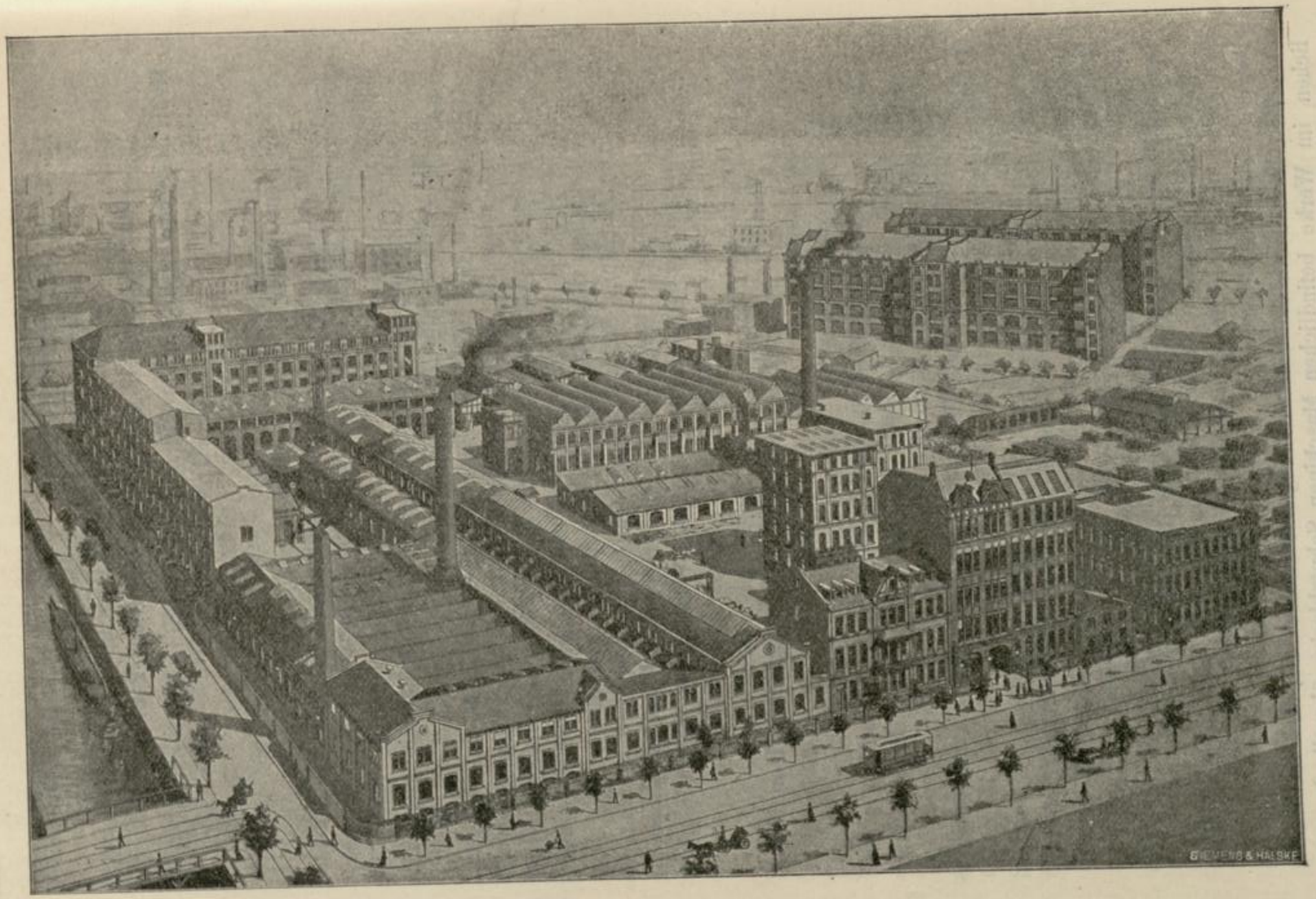
Besichtigung der Siemens-Schuckert-Werke in Charlottenburg, Franklinstr. 29.

Bei dem Besuch wurden besichtigt:

1. Die Abteilung für Maschinenbau, enthaltend Bahnmotoren, Turbogeneratoren, Wickelei, Stanzerei und dis Isolierabteilung (Glimmerspalterei).
2. Die Abteilung für Sicherungspatronen und Installationsschalter.
3. Die Abteilung für Apparatenbau:
   Anlaß und Regulierwiderstände für Maschinen und Motoren, Kontroller für elektrische Straßenbahnen, Schalttafelbau, wasserdichte Schalter und Sicherungen für Schiffszwecke, automatische Schalter für maximale und minimale Leistung, Hochspannungs-Ölschalter von 1000—30 000 Volt.
4. Die Abteilung für Bogenlampenbau:
   Zusammensetzen und Prüfen derselben, Differentiallampen, Dauerbrandlampen, Kopierlampen, Effektlampen, Liliputlampen und Wechselstromlampen.
5. Das Fabriklager:
   Ventilatoren, Kleinmotoren für Nähmaschinen, Handbohrmaschinen.
6. Die Krafstation:
   6 Dynamo-Maschinen direkt mit den Dampfmaschinen gekuppelt, maximale Leistung ca. 1700 Kilowatt für Beleuchtung und Kraftübertragung in dem Werk.
7. Vorführung der Wirkung eines künstlichen Blitzes auf einen Hörner-Blitzableiter.
8. Der Konsumverein.

Wir bemerken dazu noch, daß das Charlottenburger Werk der jetzigen Siemens-Schuckertwerke Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts aus der Markgrafenstraße, dem Stammhause, abgezweigt wurde und allmählich das Kabelwerk, Dynamo-Apparaten- und Bogenlampenbau in sich begriff, bis im Jahre 1899 das Kabelwerk nach den neuerbauten Werkstätten am Nonnendamm-Westend, und durch die Fusionierung mit der Firma Schuckert der Dynamobau nach dem Nürnberger Werk verlegt wurde.

Betreffs der Wohlfahrts-Einrichtungen erwähnen wir, daß an sämtlichen im Werke befindlichen Maschinen Schutzbleche überall da an-



Siemens-Schuckert-Werke.

gebracht sind, wo der Arbeitende eventuell in die Getriebe kommen könnte, sodaß einem Unglücksfall auf das Möglichste vorgebeugt wird. Ferner sind in allen Plätzen, wo Metallstaub entsteht, wie beim Schleifen und Polieren, sowie bei den Holzbearbeitungsmaschinen, Absaugevorrichtungen vorgesehen, sodaß die Augen und Lunge geschützt werden. In den einzelnen Abteilungen befinden sich Wasch- und Ankleideräume. Für etwaige trotzdem vorkommende Unglücksfälle ist ein mit allen modernen Einrichtungen versehener Verbandsraum vorhanden, in dem mehrere sachgemäß ausgebildete Samariter ihres Amtes walten.

Während der Konsumverein den Beamten und Arbeitern des Werkes gediegene Speisen und Getränke zu billigen Preisen liefert, sorgt das Arbeiterkasino für warmes Mittagessen und Kaffee für die Arbeiter, denen das Mittagessen nicht gebracht werden kann. Geräumige und gut ventilierte Speiseräume dienen während der Mittagspause zur Aufnahme der Speisenden, die hier für den Preis von 25 Pf. nahrhaftes gutes Essen erhalten. Auch für die Beamten ist ein Kasino vorhanden, in welchem mittags ein warmes Frühstück gereicht wird. Während letzteres von der Firma direkt unterhalten wird, untersteht der Konsumverein wie auch das Arbeiterkasino einem Arbeiter-Ausschuß, der von dem gesamten Werk abteilungsweise gewählt wird.

Eine besondere Stelle in den Wohlfahrtseinrichtungen nimmt noch die Arbeiter- und Beamten-Pensions-Witwen- und Waisen-Kasse ein, die den Angestellten der Firma bei eintretender Invalidität resp. nach bestimmten Dienstjahren eine Pension und den Witwen und Waisen Unterstützung gewährt. Der pro Kopf zu zahlende Beitrag wird von der Firma ganz allein geleistet.

Kleine Mitteilungen.

Oderberg i/M. im letzten halben Jahrhundert. Vortrag, gehalten im Verein für Heimatkunde von Herrn Lehrer em. Heinrich Lange. (Schluß.)

Als Straßenschmuck aus früherer Zeit muß ich noch erwähnen, daß vor einigen Häusern in den beiden Hauptstraßen große Birnbäume standen, in der Berlinerstraße auch Akazien, eine Tanne und ein Kastanienbaum, der noch heute seinen Platz behauptet. Ja, einige Bürger nutzten den Vorraum ihrer Häuser dadurch aus, daß sie kleine Blumengärtchen daselbst anlegten, die mit schön gestrichenen Staketenzäunen umgeben waren. In einem dieser Gärtchen sah ich sogar eine Tabakskutsche, ein Beet, worin die jungen Tabakspflanzen gezogen werden. Drei solcher Gärtchen sind in der Berlinerstraße noch vorhanden. An einigen Häusern sah man auch, wie noch jetzt, den Weinstock gepflegt. In den letzten drei Jahren hat es der Verschönerungsverein sich angelegen sein lassen,

an geeigneten Stellen in den Hauptstraßen, mit Genehmigung der städtischen Behörde, sowie der betreffenden Grundstücksbesitzer, Lindenbäume anzupflanzen, die später sicher ein Schmuck der Straßen sein werden, während die auf dem Brückendamm angepflanzten Rotdornbäume gleichem Zweck dienen, ja durch ihre Blütenpracht schon jetzt Vorübergehende erfreut haben.

Endlich sei auch noch des Weges — Straße kann man wohl nicht recht sagen — gedacht, der schon mehr als 30 Jahre im Dienste der Öffentlichkeit steht und von Fuhrwerk und Fußgängern benutzt wird, trotzdem aber heute noch wie damals in demselben traurigen Zustande belassen daliegt. Ich meine den Weg am Wasser entlang, von der Brücke an aufwärts. Die Erhöhung dieses Weges geschah größtenteils in den Jahren 1852 bis 1854 insofern, als die Erde von der Planierung des Kirchberges hierher geschafft wurde. Es ist und bleibt dieser Weg noch immer die Schmutzkante am Ehrenkleide der Stadt und bei nasser Witterung nur für Holzschuhgänger passierbar. Außerdem gewähren einige angrenzende Dunghaufen, ja nicht weit entfernt liegende und darum sichtbare Aborte einen ekelerregenden Anblick. Hier bald Wandel zu schaffen und bessere Zustände herbeizuführen, ist nicht nur wünschenswert, sondern notwendig. Leider sind die bisher seitens der Stadtverwaltung nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche an dem Widerstande der Uferbesitzer gescheitert. Wie schön, wenn hier eine gepflasterte und mit Bäumen bepflanzte Straße entstehen würde. Mit der Pflasterung ist ja hinter den Grundstücken der Besitzer Bietz und Stägemann in anerkennenswerter Weise der Anfang gemacht, möge doch die Fortsetzung bald folgen.

Schließlich möchte ich noch an einige Namen und Bezeichnungen von Plätzen und Örtern erinnern, wie solche im Volksmunde gebräulich waren und teilweise wohl noch sind.

Der Totschlag. Gemeint ist wohl damit ein Teil der Gärten vor dem Krankenhause. Hier soll früher, als Wohnhäuser noch nicht vorhanden, der Platz also wüste war, die Abdeckerei gewesen sein. Der Besitzer derselben wohnte in eigener Behausung auf dem Oberkietz und übernahm, als die Abdeckerei nach Angermünde verlegt wurde, die Verpflichtung, das hier verendete Vieh nach dorthin anzumelden, damit es dann abgeholt werden konnte. Dieselbe Örtlichkeit wird auch Paddenpuperei genannt, wahrscheinlich von dem, an milden Sommerabenden veranstalteten Konzert der Unken und Frösche (hier Padde genannt). Sodann gibt es noch einen Tumult- oder Köterberg auf dem Oberkietz in der Nähe des Hauses, wo vor mehr als fünfzig Jahren die Herberge war. Wahrscheinlich ist es unter den Eingewanderten, die auch wohl öfter Hunde (Köter) mit sich führten, nicht immer ganz still und ruhig zugegangen. Der Spritzenplatz ist der Hauptspielplatz unserer Jugend, dient aber den fahrenden Künstlern, Karussel- und Schaubudenbesitzern als Ort ihrer Tätigkeit. Da aber ein Standgeld entrichtet werden muß, so hat die Stadt hierdurch noch eine kleine Einnahme.

4. Wohnhäuser. Ich wende mich nun zu den Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden. Oderberg ist in früheren Jahrhunderten von Bränden nicht verschont geblieben. Die beiden letzten großen Brände 1670 und 1672

legten fast die ganze Stadt in Asche. Der Wiederaufbau konnte bei der großen Armut der Bürger nur langsam vor sich gehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einige in jener Zeit, Ende des 17. Jahrhunderts erbaute Häuser bis in die Jetztzeit sich erhalten haben. Das nach dem letzten Brande neuerbaute Rathaus wurde am 24. August 1699 durch den Bürgermeister Brünning eingeweiht. Die von ihm gehaltene Weiherede, der Gerechtigkeit gewidmet, ist im Druck erschienen, was bei damaligen Verhältnissen gewiß viel sagen will. Übrigens würde die Rede noch heute dem gewandtesten Juristen alle Ehre machen. Ob sie in den Magistratsakten vorhanden, weiß ich nicht, aber sie stand vor vielen Jahren abgedruckt in der Od. Ztg., wenn ich nicht irre, Jahrgang 1876. Das jetzige Rathaus gehört der Neuzeit an und wurde 1844 seiner Bestimmung übergeben. Es ist, wie das in seiner jetzigen Größe hergestellte Schulhaus, ohne allen äußern Schmuck. Auch die drei übrigen Gebäude, das Kranken-, Spritzen- und Armenhaus gehören der Stadt, sind noch nicht alt und daher im besten baulichen Zustande.

Was die Wohnhäuser der Bürger anbetrifft, so sind Prachtbauten nicht darunter, wenngleich einige durch äußern Schmuck sich etwas vorteilhafter hervortun. Die meisten Wohnhäuser sind Holzbauten, was wohl darin seinen Grund haben mochte, daß die Bürgerschaft außer freiem Brennholz auch freies Bau- und Reparaturholz aus der Königlichen Forst bekam. Wie viel Holz bei den Bauten verwendet wurde, ersieht man an den in jener Zeit erbauten Häusern; das für ein Haus verbrauchte Holz würde heute wohl für zwei ausreichen. Vor fünfzig Jahren waren außer Pfarr- und Rathaus ungefähr ein Dutzend massive Häuser in der Stadt. Die später um- beziehungsweise neu gebauten Häuser, sowie die Häuser in dem neuen Stadtteile sind alle massiv gebaut. Viele, aus früherer Zeit erbauten Häuser stehen mit dem Giebel nach der Straße und die an den Bergseiten erbauten Häuser haben als Eingang eine Treppe, durch welche die Benutzung des Bürgersteiges ungemein gehindert wird. Auffallend ist, daß in den alten Häusern Wohn- und Schlafräume äußerst niedrig sind, sodaß man bequem mit der Hand die Decke erreichen kann. Bei Neubauten fällt dieser Mißstand selbstverständlich fort, denn die Räume haben meist eine Höhe von 8—9 Fuß. Vor fünfzig Jahren fand ich hier noch drei Häuser, deren Dachrinnen mit Drachenköpfen als Wasserspeier geziert waren. Das Haus in der Angermünderstraße hat diesen altertümlichen Schmuck längst verloren, während die beiden Häuser in der Berlinerstraße denselben noch besitzen. Dieser Häuserschmuck soll der Sage nach aus dem Amtshause von der Festung stammen, jedenfalls sind sie noch Wahrzeichen aus der alten Zeit. Auch findet man auf einigen Häusern noch Wetterfahnen und Kugeln statt der Fahne, nicht nur von ziemlicher Größe, sondern auch mit mehreren zolllangen Stacheln über und über besetzt. Ein Wahrzeichen, daß in diese Häuser früher der Blitz eingeschlagen haben soll. Das letzte dieser Zeichen sah man auf dem Sauerschen Hause in der Angermünderstraße, das durch den Umbau entfernt ist. Im letzten halben Jahrhundert sind in der Altstadt und Umgegend ungefähr 83 Wohnhäuser erbaut worden, wozu 65 neue Bauplätze und 18 solche benutzt werden mußten, auf denen die Gebäude durch Altersschwäche entfernt oder durch Feuer zerstört worden waren. Selbstverständlich zählen hier die

Häuser in der Neustadt und an der Chaussee bis zur Grenze, sowie die Gebäude auf den Loosen im Bruche nicht mit. Diese letzteren Bauten, sowie die Fabrikanlagen sind erst nach Vollendung der Verwallung entstanden. Oderbergs Einwohnerzahl hatte nun nach Herstellung aller dieser Wohnhäuser ein leidlich gutes Unterkommen und war in der höchsten Blüte auf ungefähr 4200 angewachsen. Arbeit und Verdienst war lohnend und brave Arbeiter haben es auch zu etwas gebracht, entweder einen Notgroschen zurückgelegt oder sich ein Besitztum geschaffen.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Erlebnisse aus dem Jahre 1848, soweit ich mich deren entsinne, mitteilen. Der Winter von 47 auf 48 war sehr streng und anhaltend. Die Gewässer waren mit mehr als fußdickem Eise belegt und Felder und Fluren lagen unter tiefem Schnee begraben. Arbeit überall knapp, desto größer aber die Not und mit dieser stieg auch die Unzufriedenheit.

Da kam in der letzten Märzwoche die Schreckensnachricht, daß in Berlin die Revolution ausgebrochen sei. Für Preußen ein unerhörtes, fast unglaubliches Ereignis. Die Kunde von den Straßenkämpfen gegen das Militär, von dem Bau der Barrikaden, von der schimpflichen Behandlung des Königs, waren für den einfachen Provinzler ganz unfaßbare Dinge. Ungeahnt, wie der Dieb in der Nacht, waren die Ereignisse hereingebrochen, und auf die Frage, warum und wozu ist das alles, konnte niemand Antwort geben. Als nun gar das Militär aus Berlin zurückgezogen war, hieß es hier, das Volk hat es aus Berlin herausgeschlagen und wird auch nach solcher Heldentat in die Provinz kommen und alles fortnehmen und vernichten. Da entfiel auch den Beherzten der Mut und die Parole lautete: Wir müssen alle zusammenstehen, uns wehren und das Gesindel vertreiben. Es wurde laut Verf. des Ober-Präsidenten v. Meding, vom 31. März, wonach die Kommunen mit der Bildung von Schutzvereinen und Bürgerbewaffnungen vorgehen möchten, um mit aller Kraft und Energie die frevelhaften Angriffe auf fremdes Eigentum zurückzuweisen — nunmehr zur Bildung der hiesigen Bürgerwehr geschritten. Die Stadt wurde in Bezirke geteilt, in jedem Bezirke die geeigneste Mannschaft ausgesucht, die sich dann wieder ihren Oberführer (auch Rottenführer genannt) wählte. Das Wachtlokal, wo auch die Parole für den Sicherheitsdienst ausgegeben wurde, war auf dem Rathause. Hier befand sich auch der gewaltige Sturmschlüssel und eine Laterne, falls in der Nacht der Turm aufgeschlossen und Sturm geläutet werden müsse. Auch die Waffen, meist Säbel, wurden hier empfangen und nach dem Dienst wieder abgeliefert. Nur Selbstbewaffnete machten eine Ausnahme, indem sie ihre Waffen zu Hause aufbewahrten. Am Tage merkte man nichts von dieser militärischen Vorbereitung, aber am Abend hörte man die Säbel rasseln und sah die Wachen nach ihren Bestimmungsörtern ziehen. Zwei Stunden Wache, dann Ablösung hieß es, aber die letztere kam selten oder nie. So schleppte die Bürgerwehr ihr trauriges Dasein noch fast den halben Sommer durch und starb, so stark wie sie auch sein mochte, doch endlich an Entkräftung.

Hier war und blieb alles still und ruhig, die wenigen Radaubrüder waren ungefährlich, wenngleich sie unter sich schon Amt Neuendorf und den nahen Wald verteilt hatten. Zur Verstärkung des Forstpersonals waren einige

Gardejäger aus Potsdam hierher kommandiert. Auch in unserer Umgegend, mit Ausnahme von Alt-Rüdnitz, sind Ruhestörungen nicht vorgekommen.

In Anbetracht der überstandenen Not und Gefahr wurde diesmal der Geburtstag des Königs großartig gefeiert. Die Schützengilde hatte dazu den Veteranenverein, den Handwerkerverein mit seinem Sängerchor und mehrere Gäste aus der Stadt, sowie die Bürgerwehren aus Liepe, Lüdersdorf, Paarstein und Stolzenhagen geladen. Vor dem Schützenhause hielt Prediger Alberti eine begeisterte Ansprache und schloß mit einem Hoch auf den König, worauf alle freudig einstimmten. Die Stadt hatte am Abend illuminiert. Oderberg war, ist und wird auch ferner patriotisch bleiben.

Die Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde. Flurnamen sind Geländeurkunden — und als solche sind sie für die Erforschung und Ergründung der ältesten Geschichte eines Ortes von größter Bedeutung. Die fortschreitende Bebauung und Besiedelung trägt nicht zum wenigsten dazu bei, alte Flurstücke verschwinden zu lassen. Mit ihrem Verschwinden als „Flurstück“ gerät auch der ursprüngliche Name, da er jetzt gegenstandslos geworden ist, in Vergessenheit. Es dürfte deshalb von allgemeiner Wichtigkeit sein, zunächst Verzeichnisse aufzustellen, welche die Flurnamen in allgemeiner Aufzählung wiedergeben. Ihre Erklärung kommt erst in zweiter Linie.

Das nachstehende vom Unterzeichneten auf Grund alter Karten, hiesiger Magistratsakten, alter Chroniken und zum Teil mündlicher Überlieferung ausgearbeitete Verzeichnis (das auch eine ganze Reihe heute gänzlich unbekannter Namen enthält) soll in dieser Beziehung eine Anregung bieten, welche hoffentlich von andern Lokalforschern aufgenommen und für ihren Ort in die Tat umgesetzt wird.

Verzeichnis der Orts- (Straßen-) und Flurnamen.

Ackerstraße*).
Adam und Eva (zwei uralte Eichen).
Ahornstraße.
Alsenplatz.
Amtsschreibers Werder.
Augustastraße.
Beerbaumsche Wiesen.
Berckenbrücke.
Bergerstraße (Bergers Häuser).
Bernauer Brücke, Bernauer Heerstrasse.
Bierweg.
Birkenbruch.
Bismarckstraße.
Bleichberg.
Blumenwerder (u. -straße).
Bollwerkstraße.
Böltesteig.
Brautstraße.
Breitestraße.
Brosenberg (auch Rosenberg).
Brunnenstraße (Gesundbrunnen).
Büchenkopf.
Bullenwiese.
Bullerspring.
Bunte Buche.
Bürgermeisterhügel.
Burgwall (Borchwall).

*) Da ein Teil der Eberswalder Straßennamen an frühere Flurbezeichnungen anknüpft, so sind auch die Straßenbenennungen der Vollständigkeit halber mit aufgenommen.

Calmusbrücke.
Caprivistraße.
Danckelmannstraße.
Dictusgarten.
Donopstraße.
Drachenkopf (Drenkenkoff).
Drehnitz (ein Fließ), Dregnitz, Drögenitz, Drehnitzwiesen.
Düppelstraße.
Düsterwinkel.
Ebersberg (Ebersberger Hufen).
Eichelgarten.
Eichwerder (-berg und -straße).
Eisenbahnstraße.
Entenwinkel.
Erlenbruch.
Finow (Vinaue, Fühnow, Fine, Fühne, Vinow, Fuhre, Führe, Furth, Fohra — Hohenfinow, Niederfinow, Conrad von Vino, Finow-Kanal).
Fischerbrücke.
Flüthe (Flöte, Flüße).
Forellenfließ.
Försterwiese.
Freienwalderstraße.
Freiheit.
Friedenshügel.
Friedhofstraße.
Fuchswiese.
Galgenberg, Galgengrund.
Gartengassenwiesen.
Gartenstraße.
Georgstraße.
Gerichtsstraße.
Gesundbrunnen (-berg).
Göhdenbad.
Grabowstraße.
Grenzpfuhl.
Grünstraße, Grüner Weg, Grüner Tisch.
Hausberg (auch Ebersberg, Schloßberg, Wunderberg, Schützenberg).
Heegermühlerstraße.
Heilige Hallen.
Herthasteig.
Heuweg.
Hinterstraße.
Hohespring.
Hoher (oder Spitzer) Stein.
Hölle (Helle).
Horstwinkel (Hortwinkel).
Hospitalberg.
Hundemark (Hundemarkt).
Hurensteig.
Husarenberg.
Jacobsdorfer Feld (und -See).
Jacobsweg.
Jägerstraße.
Jüdenstraße.
Junkerstraße.
Kahlenberg.
Kaiser-Friedrichstraße.
Kalte Wasser (ein Fließ).
Karlstraße.
Karpfenteich.
Kehle.
Kesselgrund.
Kienwerder (Kiehnwerder).
Kietzer Brücke.
Kirchstraße.
Klingelbeutel.
Klostersteig (Mönchssteig).
Klosterteich.
Kniebusch.
Knochenweg.
Knüppeldamm.
Kohlenweg.
Königsheide.
Königskiefer.
Koppel.
Krähenberge (Sperlingsberge).
Kreuzstraße.
Kronland.
Krumme Lanke.
Kuhbrücke, Kuhdamm (khwdam).
Kulickes Weg.
Kunenßberg.
Kupferhammerteich (-weg).
Kurzestraße.
Langer Grund (Langer Werder).
Lauseberg.
Leuenberger Wiesen.
Lichterfelderbruch (-fließ, -straße).
Liesenkrütz.
Lietze.

Lindenstraße.
Macherslust (Maschmannslust).
Magdalenenstraße.
Marienbruch (-straße).
Mauerstraße.
Melansberg (auch Molongberg).
Michaelisstraße.
Mittelbruch.
Mohre (Moore).
Moltkestraße.
Mönchsberg (-brücke, -fließ, -heide, -steig).
Moorbrücke (Mortbrugge).
Mühlenstraße.
Müllerstraße.
Nagelstraße.
Naumannsche Kolonie.
Nesselgrund.
Neuer Teich.
Nonnenfließ.
Oberheide.
Oberspring.
Ochsenweg.
Otterbruch.
Papensteig.
Papentisch (Popentisch).
Paschenberg (Pagenberg).
Pätschens-Kehle (-Mühle, -Belvedere).
Pechteich.
Pfeilsgarten (-straße).
Pfingstberg.
Polenzwerder.
Poratzsee.
Postluch (-straße).
Pulvermühlenfließ.
Pumpe (große und kleine).
Ragöse, Rogose (auch Mönchsfließ).
Ratsweinberg (Weinbergstraße).
Ratzeburgstraße.
Rheinspfortenweg.
Richterstraße.
Rohrpfuhl.
Rosenberg (auch Brosenberg, -straße).
Rudolfseiche (auch Hartsch-Eiche).
Rühlenswerder-Polenzwerder.
Sandgasse
Saugrund (Saubucht, Schweinebucht).
Schäferberg (-weg).
Schanzenberg.
Schellenscher Teich.
Scheunenstraße.
Schicklerstraße.
Schlangenpfuhl.
Schlänke.
Schleifmühlenberg (-Weg).
Schleusengasse (Am Kanal, Kanalstraße).
Schloßberg (Burgberg).
Schneiderstraße.
Schöllgrund.
Schulzenhügel.
Schützenberg (-straße).
Schwärze (Schwertze, Mela).
Schweizeracker (-wiesen, -land, -straße)
Semmelbrücke.
Siebenhügelweg.
Sommerfelder Enden (S.-Knöpel, S.-Werder).
Sonnenbrücke.
Sörgenswerder.
Sperlingsberge.
Spitzer Stein.
Stadtbruch.
Stadtkassenheide.
Steinerberg.
Steinstraße.
Stettinerstraße (früher Angermünder Weg).
Sumpflöcher.
Teichwiesen.
Teltos Dörnitz.
Tempelberg (Auf dem Tempel).
Teufelssee.
Theerbrennerweg.
Thieles Höhe (Thieles Thräne).
Tiergarten.
Töpferkuthen (-straße).
Trift (Viehtrift).
Uffstall, Upstall.
Unterheide.
Vivatsberge.
Viktoriastraße.
Wasserfall.
Wasserkum.

Weidendamm.
Weinbergstraße.
Wendelsfließ.
Werder.
Wilhelmstraße.
Wolfsbäcke.
Wunderberg.
Wurzelberg (-weg).
Zainhammer.
Zimmerstraße.
Zollgarten.

Eberswalde, 5. Februar 1905. Rudolf Schmidt.

---

1. **Altsachen von Wittstock.** Im Herbst 1901 erhielt ich die Nachricht, daß auf dem Scharfenberge, 4 Kilometer südlich von Wittstock, an der Chaussee nach Kyritz Urnenscherben beim Pflügen zu Tage gefördert seien. Als ich dort erschien, hatte der Dampfpflug sein Zerstörungswerk schon beendet; nur noch Scherben konnte ich auf dem Acker auflesen. Auch später im Frühjahr und Herbst bin ich an Ort und Stelle gewesen und habe von den Scherben, soweit sie Ornamente zeigten oder auf die Form der Urne schließen lassen konnten, soviel als möglich gesammelt. Der Fundort befindet sich auf der steil über der Chaussee und 40 Meter über der Dosseniederung sich erhebenden Höhe; sie ist der südöstliche Vorsprung der Höhengesamtheit, welche Scharfenberge heißt und auf der die Kaiserlichen und Sachsen sich 1636 verschanzt hatten. Das Urnenfeld erstreckt sich, von oben sanft sich neigend, etwa 50 m nach Süden, während die Breite etwa 40 m beträgt; wenigstens fanden sich auf einer solchen Fläche die Urnenscherben verstreut. Auch Knochenreste waren vom Pfluge herausgewühlt; von Bronce- oder Eisengeräten konnte ich nichts entdecken. An mehreren Stellen lies ich nachgraben in der Hoffnung auf unversehrte Urnen zu stoßen, doch ohne Erfolg. Auch lies sich nicht feststellen, ob die Urnen in einer Steinpackung sich befunden hatten; Steine durchsetzten den Boden in sehr großer Anzahl. Die gesammelten Urnenscherben sind dem Gymnasialmuseum in Wittstock einverleibt worden. Soweit die Reste erkennen lassen, sind es Schalenurnen gewesen, bis auf einige, welche auf eine topfartige Form schließen lassen. Das Material ist sehr verschiedenartig, teils grobkörnig, teils feiner Ton ohne Beimengungen. Die Farbe der Urnen war im allgemeinen grau-braun, vielfach auch innen und außen geschwärzt. Die Ornamente, mit mehr oder weniger Sorgfalt ausgeführt, bestehen aus Linien und Punkten; die Linien zeigen meist die Zickzackform. Mir scheinen die Urnen denen des Dahlhausener Fundes am nächsten zu stehen, also wie diese dem 3.—5. Jahrhundert nach Christi Geburt, wie Weigel annimmt, anzugehören.

2. Etwa 5 Kilometer von Wittstock entfernt bei dem Dorfe Jabel befindet sich inmitten der Glinzewiesen ein Burgwall, in ovaler Form angelegt. Das Material besteht aus lehmiger Erde, die an einzelnen Stellen eine rötliche Farbe angenommen hat. Die Länge beträgt 90 m und die Breite 65 m, von der Höhe des Walles aus gemessen. In der nördlichen Rundung ist noch eine nur wenig hervorragende, 20 m im Durchmesser betragende Erhöhung sichtbar. Von der Südwestseite führt in gerader Linie, von der Glinze unter-

brochen, ein Weg auf das einige hundert Meter entfernte Dorf Jabel zu. Dies ist seiner Anlage nach ein wendisches Dorf, und so liegt die Vermutung nahe, daß der Wall von den Wenden angelegt ist, um sich in ihn in Zeiten der Gefahr zu flüchten. Der Glinzefluß und Wiesen, die in früherer Zeit Sümpfe waren, boten Sicherheit gegen anrückende Feinde. Da nur zeitweilg in dem Wallring Menschen Aufenthalt nahmen, so ist es erklärlich, warum Reste von Geräten nicht haben gefunden werden können. Der Wall ist im allgemeinen noch 2 m hoch, doch an einigen Stellen schon ganz abgetragen, indem die Besitzer der Wiesen die Wallerde benutzten, um die Wiesen, namentlich an den Zufahrtsstellen, anzuhöhen. Auch sind durch Durchschneidung des Walles drei Einfahrten in das Innere des Wallringes geschaffen worden. Ein Abzugsgraben ist quer durch die ganze Anlage hindurchgeführt worden. Leider gibt es kein Gesetz, um die Erhaltung solcher in Privatbesitz befindlicher Zeugen aus alter Zeit zu ermöglichen. Gütliches Einreden auf die Besitzer oder Pächter kann nicht für die Dauer Gewähr bieten.

3. Mitte März 1903 fand Herr Thederahn, der Besitzer der Roten Mühle und einer daselbst befindlichen Gartenwirtschaft (3 Kilometer nördlich von Wittstock, an der Dosse belegen), als er sein Feld umpflügen ließ, unter einem etwa 2 Zentner schweren Stein einen Dolch aus Feuerstein. Sobald ich davon Kenntnis erhielt, begab ich mich nach der Roten Mühle und verabredete die Zeit für eine weitere Durchforschung der Fundstelle. Ein solcher Auftrag wurde mir als dem Vertrauensmann der Denkmalspflege später auch von dem Herrn Regierungspräsidenten durch das Landratsamt übermittelt. Leider machte sich Herr Thederahn wider die Verabredung mit einigen seiner Gäste selbständig daran, nach weiteren Funden zu suchen, sodaß die Fundstelle umgewühlt und eine genaue Feststellung der Tatsachen unmöglich gemacht wurde. Als ich später Nachlese hielt, ließ sich mit einiger Gewißhheit folgendes feststellen: Der Stein lag 1 Fuß unter der Oberfläche des Ackers und war selbst etwa 1 Fuß dick. Unter dem Stein lag der Dolch. Vor dem Stein, also auf dem Grunde der 2 Fuß tiefen ursprünglichen Grube befand sich eine Schicht Holzkohlenreste, die etwa 5 cm dick war. Darunter zeigte sich der sogenannte gewachsene Boden. Zwischen dem aufgewühlten Sande entdeckte ich ein kleines Stückchen torfartiges Gebilde. Die Grube mag nicht viel über einen Meter im Durchmesser betragen haben. Die Umstände lassen darauf schließen, daß der einstige Besitzer des Dolches sich eine Grube hergestellt hat, um, gegen den Wind geschützt, sich ein Feuer anfachen zu können. Der Stein mag sein Sitz gewesen sein. Als der Mann sich von der Feuerstelle entfernte, verbarg er seinen Dolch unter dem Stein; doch wurde er verhindert ihn wieder abzuholen. — Der Dolch ist sehr regelmäßig durch Schlag aus Feuerstein gearbeitet, 23 cm lang und 4 cm breit, lanzettlich geformt, mit einem für die Hand paßrechten Griff; er gehört der neolithischen Zeit an. Herr Thederahn hat ihn dem Gymnasialmuseum in Wittstock überwiesen.

C. Polthier, Wittstock, Ost-Priegnitz.

Das Heimatfest in Crossen. Die liebliche Oderstadt feierte in den Tagen vom 8. bis 10. Juli dieses Jahres das Fest ihres neunhundertjährigen Bestehens. Kein geringerer als der berühmte Bischof und Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg schrieb zum ersten Mal den Namen der Stadt nieder und zwar als er berichtete, wie Kaiser Heinrich II. 1005 den Herzog Boleslaw von Polen von dieser wichtigen Übergangsstelle verdrängte. Die Stadt hat diesen Erinnerungstag in würdiger Weise begangen. Der Mittelpunkt dieses Festes war die Enthüllung einer Büste Friedrichs des Großen an einem Hause des Marktplatzes. Zu diesem Zwecke hatte man einen historischen Festzug veranstaltet aus zwanzig Gruppen, die eine Übersicht boten über die geschichtliche Entwicklung unserer Heimatstadt. An diesem Zuge hatten sich auch die Vertreter der Crossener Industrie, die Butlingsche Röhrenfabrik und die Metallwarenfabrik von A. Körner, mit zwei prächtig ausgestatteten Wagen beteiligt. Außerdem war eine große Menge alter und junger Kinder der Stadt aus der Fremde nach Hause geeilt, um das schöne Fest mitzufeiern, das von Anfang bis zu Ende einen würdigen Verlauf nahm.

Bücherschau.

Reitweinsche Merkwürdigkeiten. Geschichte des Dorfes Reitwein von Paul Schröder, Pfarrer in Reitwein. Mit einer Karte der Reitweiner Berge. 1904. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei G. Nauck (F. Ruhe), Berlin SW. 12. III. 170.

Das Dorf Reitwein liegt am Rande des Oderbruches und zwar auf der merkwürdigen Spitze, in welche das Lebuser Plateau gegenüber von Küstrin ausläuft. Den Grundstock zu dem Buch haben die Aufzeichnungen geliefert, welche zwei Vorgänger des amtierenden Geistlichen hinterlassen haben.

In dem ersten Teil des Buches behandelt der Verf. die Geschichte des Dorfes im Anschluß an die großen Ereignisse in unserem Vaterlande und in dem zweiten die Geschichte des Ortes selbst. Die Schlacht von Kunersdorf ist das wichtigste geschichtliche Ereignis dieser Landschaft, und die Chronik weiß genug von der Not jener Zeit zu berichten. Nach der Schlacht hat der Große König eine Nacht im Schlosse zu Reitwein zugebracht. Das Gut gehörte zuerst einer Familie von Platow, darauf der Stadt Frankfurt, weiterhin der Familie von Burgsdorff und jetzt der gräflichen Familie Finck von Finckenstein.

Derartige Dorfchroniken werden jetzt vielfach von Ortsgeistlichen zusammengestellt. Sie bilden ein Band zwischen der Heimat und ihren fernen Kindern.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871.

Ein plattdeutsches Volkslied aus der Neuzeit, mitgeteilt von Schulrat Dr. L. H. Fischer.

Von Herrn Geheimen Regierungsrat Friedel wurde ich vor einigen Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß in den Dörfern der Umgegend von Vehlefanz bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten von einem Musiker ein satirisches Gedicht vorgetragen werde „Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871", das ein wirkliches Ereignis schildere, von dem aber eine vollständige schriftliche Aufzeichnung nicht vorhanden sei. Nachforschungen, die ich in Vehlefanz anstellte, bestätigten die Richtigkeit dieser Angaben, und es gelang mir durch freundliche Vermittlung einer Persönlichkeit, die nicht genannt sein möchte, den Rhapsoden zu einer Niederschrift des Liedes zu veranlassen und diese Niederschrift zu erwerben. Einige Zeit darauf wurde mir durch Vermittelung des Märkischen Provinzial-Museums eine zweite Niederschrift des ersten Teiles des Liedes zur Verfügung gestellt, die durch Herrn Stadtverordneten Neupert in Spandau veranlaßt war. Eine Vergleichung beider Aufzeichnungen ließ allerlei Abweichungen erkennen, die für mündlich überlieferte Dichtungen charakteristisch sind: Verschiedenheiten in der Ausdrucksweise und in der Wortstellung, Mißverständnisse, die zu Textverderbungen geführt haben, Umstellung von Strophen u. a. m. In der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 8. März 1903 habe ich in dem Aufsatz „Märkische Volkspoesie" den Inhalt des Liedes vom Vehlefanzer Feldzug mitgeteilt, jetzt, nachdem, wie mir versichert wird, die Hauptakteure in diesem ruhmwürdigen Unternehmen das Zeitliche gesegnet haben, scheint es angemessen, auch den Wortlaut des Liedes zu veröffentlichen, weil es dem Erforscher heimatlicher Volkskunde wichtig genug erscheinen dürfte, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Den Verfasser des Gedichtes habe ich trotz sorgfältiger Bemühungen nicht ermitteln können. Der folgende Abdruck schließt sich an die Niederschrift des genannten Musikers an, allerdings mit der Einschränkung,

daß bei der Bezeichnung des Dialektes die Orthographie des Schreibers unter Wahrung der mundartlichen Eigenarten an einer Anzahl Stellen berichtigt ist. Herr Oberbibliothekar Professor Dr. W. Seelmann hat sich freundlichst der Mühe unterzogen, den Herausgeber dabei zu unterstützen, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen wird.

Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871.

Nach der Melodie: Ick bin een armer Buersmann.

Vorrede.

Dreißig Jahre sind bereits verflossen,
Wo damals manche Träne ist vergossen,
Als wir Vehlefanzer rückten in das Feld,
Aus purem Patriotismus, nicht für's schnöde Geld!
Aber ob's Wintersnacht, ob Sonnenschein,
Wir werden stets und immer auf dem Posten sein.

Seggt Lüde, hem'm dät all hört,
Wat bi den Krämer[1]) is passeert?
Ick wär't vertelln, doch stört mi nicht,
Bäden[2]) wunnerlich was de Geschicht.

Noah'n Krämer ging ut Vehlefanz
Der Chrischoan Bolt sacht sienen Gang.
Hä woll doahen in Holten[3]) goahn,
Als hä dät all so oft harr doahn.

Hä was all tiedig up de Been,
Kunn noch nich nippich[4]) üm sich sehn,
En schmucket Enn was't henn noah't Holt.[5])
Dät hätt bedacht der Chrischoan Bolt.

He moakte sich sien Piepken an,
Gern rooken daht de leewe Mann,
Am mehrsten was noah sien Geschmack
En Schluck un eene Piep Toback.

Hä was nu hallweg een Enne goahn,
Met eenmal bleef he piekpoal stoahn[6]):
Von'n Krämer her doa knallt't un schallt't,
As wier de wille Jagd in'n Wald.

---

[1]) Südlich von Vehlefanz liegt ein großes aus einer Anzahl verschieden benannter Heiden zusammengesetztes Waldgebiet, das die Bezeichnung „Der Krämer" trägt. [2]) Bäden = Bäten, Bißchen. [3]) Wohl entstellt aus: in't Holt hen. [4]) nippich = genau, deutlich. [5]) Neupertsche Aufzeichnung: So schunckert he nu hen na Holt. [6]) Neupert: Dit was hüt halwä ehne Boahn. Met ehn moahl bleht siehn Piepgrah stoahn — völlig unverständlich. Piekpoal = gerade und steif wie ein Pfahl. Mein Gewährsmann hat die entstellte Form: piekproal.

„Hüt is doch keene Driefjagd nicht,
Mi ist verdächtig de Geschicht“ —
So grüwelt hä in sienen Sinn,
Hä kunn den Grund doavon[1]) nich finn'n.

Hä noahm een dücht'gen Schluck ganz fix,
Doa schoot't em dörch den Kopp wie'n Blitz:[2])
Nu is't mi kloar! ick Dummerjoahn!
Nu weet ick, wat de Klock hätt schloan.

Ja, ja, ick bin nu ewerföhrt[3])
In Spando hem'm se rewolteert,
De Bande von Franzosentüg.
Nu rückt dät Pack uns up dät Lief.

Ja,[3]) unsre Wiewer harrn ganz[4]) recht,
Die hem'm jo dät all immer seggt,
Dat noch moal eens met Sack und Pack[5])
Utbreckt dät ganze Röwerpack.

De Landwehr mütt doamank all schloahn,
Süß künn dät nich so dull hergoahn.
Hu! wie dät dunnert, wie dät kracht!
Ja, ja! dät is 'ne grote Schlacht.

Wenn nich dät ganze Land upsteit
Un nich den Krämer störmen deiht
Met Äksche Biel un Knallbüß,[6])
Denn geiht't uns schlecht, dät ist gewiß.

Doa kunn et woll nich wunder nehm'm,
Hä kehrt nu üm, fing an to rönn'n.
Wat kunn hä doa de Beene schmieten,
De Schinken ut'nänner rieten!

Sien'n Kopp hett jeder Mensch jo leew,
Sitt up den Rump he noch so scheef,
Äm wier't, als hört he Kugeln flegen,
Rechts, links üm äm un allerwegen.

De Hoare stün'n äm piekpoal,
Der Schweet, der klickt[7]) äm 'raff hendoal,
Hä was ball ahne Verstand un Sinn,
So störmt hä nu noa Vehlefanz 'rinn[8])

[1]) N.: doch joahr. [2]) N.: ganz fix. [3]) ewerföhrt = überführt, überzeugt. N.: hie woll verführt. [4]) N.: jo. [5]) N.: Frack un Sack. [6]) Äkschen = Äxten. N.: Met Forken, Spies und Ballerbis. [7]) klickt = tröpfelt. [8]) N.: So störmt noa Vehlefanz hä nu rinn.

Un bröllte los ut aller Macht:
„In'n Krämer is 'ne grote Schlacht,
Doa werd ganz heillos 'rümmer schoaten,
Franzosenvolk is utebroaken

Ut Spando an teindausend Mann!
Nu fangen an to rönnen an,[1])
Hem'm bi sich Bomben un Granoaten
Un wörgen aff, wat sei man foaten."

Dit bröllt hä ganz unbännig dull,
Mohm Strieksche[2]) att groad eene Stull:
Herrje! wat daht sick de verfähren!
Vör Schreck fallt äre Stull to Erden.[3])

In Ümsehn[4]) stün'n ook up de Stroat
De Vehlefanzer all poaroat,
Ook alle Wiewer met är Jöeren,[5])
De woll'n de Hiobspost ook hören.[6])

So stoahn se denn nu Mann an[7]) Mann
Un kieken all bedröwt sick an,
De Wiewer hing'n är Weentüg üm,[8])
De Jöeren stimmten ook met in.

Doch endlich fing[9]) der[10]) Schulte an:
„Wei müdden[11]) alle, Mann vör Mann,
Met Pieken nah den Krämer goahn,
Sall nich der Feind noch bei uns koam'n."[12])

Wer keene Flint im Huse hätt,
Der nähme sich 'ne Heuforke[13]) met;
Wenn wir so bei den Feind[14]) anlangen,
Paßt up, denn geflt hä sick gefangen.

Doch eens beholl't in juhen Sinn,
Steckt jeder een half Pund sich in!
Ick bidde ju, dät to beachten,[15])
Denn een Schluck ist nich to verachten.

Merkt ju, nich gar to klein de Pull,
Doato 'ne fette Botterstull,
Ook Wost un Schinken vör den Magen,
Dät de Strabatien wi verdragen."

---

[1]) N.: Die fang'n nu so to roven an. [2]) N.: Strieksche. [3]) N.: Eeren. [4]) N.: Umsiehen. [5]) N.: Jöhren. [6]) N.: anhören. [7]) N.: för. [8]) N.: Weentüg ümhängen = weinen, ein sonst unbekannter Ausdruck. [9]) N.: fung. [10]) N.: de. [11]) N.: Nu mutig. [12]) N.: Wie packen jetzt dähn Krämer an, det nich de Feind bei uns kämmt an. [13]) N.: eene Heufork. [14]) N.: wi so bi den Fihnd anlangen. [15]) N.: Ick bidd ju Lüd, deet dit beachten: Een Schluck is niemals to verachten.

Allmählich sammelt sich de Schoar,
Wat[1]) kem'm to Päre an sogoar,
De woll'n Ulanen nu vörstellen.[2])
Als Lanze mußte[3]) de Heufork gellen.

De Schulte was nu General.
Doch bracht dät Amt äm groote Quaal;
So recht woll keener hier parieren,
Man woll üp keen Kommando hören.

Denn as 'ne Klitz[4]) an ären Mann
Hing jedet arme Wief sich an,
Dät was goar rührend antosehn,
Wär dät hätt sehn, der mußt ook ween'n.[5])

Mohm Schultsche, ach, man wett et jo,
Sett't ären Mann unbännig to,
Doch hüte hadd et är Jochen guot,
Hüt was är weeklich ook to Muot.

Hüt was se tamm as wie so'n Lamm.
„Ach", sprach[6]) se, „ach, du leewer Mann,
Wärst[7]) mi doch hüte nich verloaten,
In'n Krämer werst[7]) du tot geschoaten.

Ach Jöchken, wat fang ick denn an?
Wat is een Wief, hätt se keen'n Mann!
Drum Jöchken goah nich in den Krieg,
Blief liewer bei dien armet Wief.

Un süllst[8]) du ook torügge koam'm,
Dann siehst du mi an Boaren[9]) stoan.
Goah fix to[10]) Hus, mien liewer[11]) Mann
Un treck de lütje[12]) Kinner an.

Segg Jochen, wist du mi nich hör'n,
Denn wär ick di moal Mores lehr'n!
Parier! süß fang ick an to schloan,[13])
Wat dät bedüt't, dät wettst du joa.[14])"

Un hollt de Fust äm vör't Gesicht,
Den Jochen was't ganz weenerlich,[15])
Hä kratzte ut en[16]) Oogenblick
Un öwerdacht[17]) sien ehlich Glück.

---

[1]) Wat = ein Teil. [2]) N.: dit sollen Hulanen joar vörstellen. [3]) N.: mütt. [4]) Klitz = Klette. [5]) N.: mütt selbst wehn. [6]) N.: sproak. [7]) N.: werscht. [8]) N.: söst. [9]) N.: Baaren. An Boaren = auf der Totenbahre (?). [10]) N.: still na. [11]) N.: lewer. [12]) N. lewen. [13]) N.: flochen. [14]) N.: Jochen. [15]) N.: wunderlich. [16]) N.: in. Ut en = uten = aus den. [17]) N.: dachte an.

Fru[1]) Strieksche was besorgt ook sehr,
„Ach Fritz", sä se, „ach Fritz mi hör!
Fang'n de Franzosen an to scheeten,
Denn warst du di to helpen weeten.

In'n Krämer kiek di üm geschwind,
Ob da ook holle Böhme sind.
Lött sick et moaken, krup geschwinn
Denn in sön hollen Bohm herin.

Sitt in den Bohm ganz müskenstill,
Loat scheeten, wat doa scheeten will.
Merkst du, det is verbi die Schlacht,
Denn krüpst du ut den Bohm ganz sacht.

Un rönnst[2]) noah Hus üm det[3]) Dörp herüm,
Fix in de Hinnerdöhr[4]) schliekst di 'rinn,
Dienen Kaffe findst du in de Röhr,
Ick di doato een Melkbrot schmär."

Ook Mohme Schwartsch seggt: „Leew Johann,[5])
Nimm een poar Regeln von mi an;
Hörst du'n Schott, denn ducke di,
So deep du kannst, Mann, hör up mi!

Geiht ook dät iserne Krüz perdü,
Schoad't nich, viel liewer is et mi,
Wenn di nich de Franzosen foaten
Un du beholst diene gesunde Knoaken.

Geiht't an, krup in een Graben rinn,[6])
Un dät di keen Franzos kann finn'n,
Müst du di längelang[7]) utstrecken,
Un denn met Loof di fix tudecken."[8])

So hebb'n de Wiewer instrueert
Un hadden ook ball de Manns bekehrt,
De mehrsten wirn[9]) noah Hus woll[10]) goahn,
Wir nich der Schult dazwischen koam'm.

---

[1]) N.: Muhme. [2]) N.: still. [3]) N.: umt. [4]) N.: Hinge Döhr schlihk di rin. [5]) N.: Muhme Schwärtsche seggt: „Ach leew Johann. [6]) N.: Geit et, dänn krup in Graben rinn. [7]) N.: lingeläng. [8]) In der Neupertschen Niederschrift folgt hier die vorhergehende Strophe, die aber vom Schreiber offenbar nicht verstanden ist: Geiht ok det iserne Krütz bedühts, Schot nich, fill lewer is et mi, Wenn die nich de Franzosen foaten Und du beholst gesunde Knoaken. [9]) N.: hem. [10]) N.: wollt.

Hä reep: „Wat sall denn dat Geflenn?
Wi müdden nah den Krämer henn,
Segg jeder fix to siene Fru:
Adjes, nah Hus rasch scheeret ju!“[1])

Kiekt nah de Wiewer ju nich üm,
Süß werd ju wecklich blos to Sinn,
Sind wi ut Dörp rut, leewe Lüd,
Denn gefft sick alles met de Tied.“

So sind se denn nu afgesackt,
De Trummel schlog doato den Tackt,
De Kavallerie, de reet vorrup,
De Infantrie hinn'an, put, put.

Ne vörrel[2]) Miel had'n se marscheert,
Wo sei von't Scheeten nischt hem'm hört,
Doch nu ging't los, ach leiwer Gott!
Denn ringsüm fällt nu Schott up Schott.

Mit eenen Ruck bleew alles stoahn,
Dät was, as hät de Blitz drin schloan.
Vör Angst tosammen beten se de Tähn,
De Päre fing'n sich an to böhm'n.

Nich eener rögte Hand noch Foot,
Bei jeden was erstarrt dät Bloot,
Dät Härte hörte up to schloan;
De Oogen starr in'n Kopp ör stoahn.

Ach, leewe Lüde, lacht man nich!
Dat Scheeten was doa fürchterlich,
Un noch dato ut dät Getös
Hört' knarren man de Mitralljös.

„Duckt ju!“ reep jetzt der Kummandör,
Wupps lagg ook alles up de Eer,
Dät hulp, von all de veel Granoaten
Werd ook nich eener dot geschoaten.

Noahgrade hürte dät Scheeten up,
Schlieks kamm weder Leewen in den Trupp,
Bekrüzten sich von unnen bet boaben,
Helpt't nich, so kunn't ook nich schoaden.

„Noah Hus, doa müdden wi ganz fix!“
So reep de Schult, un nu wie'n Blitz
Stund'n siene Lüde up de Fööt,
„Noah Hus!“ dät klang doch goar to söört.

[1]) Bis hierher reichte die Neupertsche Niederschrift. [2]) vörrel = viertel,

„Wenn uns dät nich sall schlimm hier goahn,
Denn müdden wi uns dörch hier schloahn,
Dät heww' ick alles öwerdacht,
To grot is hier de Öwermacht.

Wenn keener ook den Feind nich sieht,
Dät moakt, hä is woll noch to wiet,
Doch rückt hä näher uns up't Lief,
Denn sind wi riep to't Himmelriek.

Wär sall denn schützen Fru und Kind!
Drum müdden wir noah Hus geschwind,
Denn kümmt der Feind noah Vehlefanz,
Blift doa keen knökern Knoake ganz."

In dichten Klump gung't nu torügg,
Der Feind schoot nich, dät was een Glück,
Doa kunn man fixe Lüde sehn,
Dät was ook nischt wie Been un Been.

In fünf Minuten, Mann an Mann,
Kiemen prustend in dät Dörp sei an,
So fix, as dieser Marsch hätt goahn,
Führt nich de Kremmer Iserboahn.

Der Schulte erstatt'te nu Bericht
Von de verlewte Kriegsgeschicht
Un meinte: „Helpt nich Schwante un Zieten,[1])
Denn müdden wei all in't Gras rinnbieten."

„Ach Schulte, dät deiht woll nich mehr not"
Fall'n em de Wiewer in dät Wort,
„Wi hebben dät längsten utbrobiert,
Dät ji ju hellisch hebb'n blamiert.

Platzt in den Schnee nu ook dät Is,
Denn rönn'n ji furt met Äksch un Kniet,
Fragt liewer doch bei uns irst an,
Een Wief is klüker as een Mann."

De Schoar, de kiekt verblüfft sich an,
Goahn still noah Huse, Mann vör Mann,
Un jeder dachte, jung un olt,
De Düwel hoal den Chrischoan Bolt.

Der hätt uns in de Wicken führt,
Der hätt ganz Vehlefanz blamiert,
Wenn dät Fritz Reuter werd bericht't,
Der riemt hierut een Kriegsgedicht.

[1]) Dörfer in der Nähe von Vehlefanz.

Dit, Lüde, wat ick hewwe vertellt,
Dät flog herüm in alle Welt,
Selbst in de Zeitung was't to läsen,
Wie de Geschicht sich harr begäwen.

Un dät Schlimmste was bei dissen Transch,
Dät jeder, der nach Vehlefanz
Moal hennkoam, frog den Wirt:
„Na, sind Sei ook all ut den Krieg torügg?"

So ville hew ick woll all hört:
De Vehlefanzer sind koreert
Von eene grote Kriegeswut,
Un doamet is dät Riemchen ut.

---

2. (2. ausserordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Palmsonntag, den 16. April 1905.

Veranstaltet auf Anregung unseres Mitgliedes des Wander-Vereins ehemaliger Sophien-Gymnasiasten unter Führung des Herrn Geheimen Bergrates Professor Dr. Wahnschaffe.

Ausflug in das Endmoränengebiet der Gegend von Chorin.

Unter außerordentlicher Beteiligung wurde der Ausflug um 8,40 Uhr vormittags vom Stettiner Bahnhof aus angetreten. Vor dem Bahnhofsgebäude in Chorin hielt Herr Geheimrat Wahnschaffe einen Vortrag über die Merkwürdigkeiten der Landschaft. Er führte zunächst die wichtigsten Tatsachen aus der Geologie der heimischen Landschaft an, indem er die Grundzüge der Inlandeistheorie entwickelte, um dann auf die Gegend von Chorin näher einzugehen. In den Bergzügen dieses Landstriches haben wir ein Stück jener Endmoräne vor uns, die sich von Hamburg durch die Provinzen Brandenburg, Pommern und Westpreußen bis zur Weichsel verfolgen läßt. Die Aufschüttung des Moränenmateriales fand statt, als in dem Abschmelzprozeß ein Stillstand eingetreten war, da der Nachschub dem Abtauen am Rande das Gleichgewicht hielt. Die Schmelzwässer fanden ihren Weg in dem großen Talzuge, welcher heutigen Tages die Netze, Warte, Oder, Finow-Kanal und das Rhinluch beherbergt. Es ist das das sog. Thorn-Eberswalder-Haupttal.

Nach dem Vortrage wanderte die Gesellschaft nach Chorinchen hinein und zwar auf dem Wege, in welchem die Eisenbahn die Hügelkette durchschneidet. An dem Nordabhang führte dann der Weg an dem lieblichen Mariental vorüber zum Kloster Chorin, wo in der Klosterschenke das Mittagessen eingenommen wurde.

Nach Tisch wurde die Wanderung nach Nieder-Finow fortgesetzt; wobei Herr Geheimrat Wahnschaffe an passenden Örtlichkeiten die Aufmerksamkeit auf die Formen der Landschaft richtete.

In Nieder-Finow wurde in dem Gasthofe zur schönen Aussicht der Kaffee eingenommen. Bei dieser Gelegenheit sprach der Vorsitzende des Vereins Herrn Geheimrat Wahnschaffe den Dank für die liebenswürdige Führung aus und Herr Dr. Albrecht gedachte des freundlichen Zusammenwirkens des Vereins mit der Brandenburgia, während Herr von Studnitz den Damentoast ausbrachte. Von Nieder-Finow aus wurde um 5,45 Uhr die Rückfahrt nach Berlin angetreten, wo die Teilnehmer um 6,58 Uhr eintrafen.

3. (1. ordentliche) und Haupt-Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. April 1905, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

I. Vortrag des Herrn Professor Dr. Tschirch aus Brandenburg a. H. Politische Stimmungen in Preußen und besonders in Berlin am Vorabend des Zusammenbruchs von Jena.

Auf Grund umfassender Quellenforschungen gab er eine eingehende Darstellung der Strömungen, die in der öffentlichen Meinung der Hauptstadt zu jener Zeit zu unterscheiden sind. Der Vortragende schilderte zunächst die europäische Lage vor dem Ausbruche des dritten Koalitionskrieges, die Bemühungen Napoleons und der verbündeten Mächte, Preußen für sich zu gewinnen, die durch Rußlands Drohungen veranlaßte Mobilmachung der preußischen Armee und den plötzlichen Umschlag der Politik Preußens, der durch die Neutralitätsverletzung v. Ansbach erfolgte, den Besuch des Zaren Alexanders in Berlin und den zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Vertrag. Das preußische Volk war vor dem großen Kriege in seiner Mehrheit franzosenfreundlich gesinnt mit Ausnahme einer kleinen Zahl liberaler Männer, die Bonapartes Despotismus abstieß, und einiger von Preußenstolz erfüllter Offiziere und Staatsmänner. Der neue Leviathan v. Friedrich Buchholz, der Napoleon vergötterte, war das Orakel dieser Mehrheit. Der Gewaltstreich von Ansbach setzte dann das preußische Heer in große Aufregung, die vorübergehend auch die hauptstädtische Bevölkerung ergriff. Indeß flaute diese von einzelnen feurigen Patrioten, wie Garlieb Merkel, dem Herausgeber des Freimütigen, eifrig geschürte Bewegung unter dem Eindrucke der französischen Kriegserfolge bald ab, und die vorübergehend erscheinenden Kriegszeitungen,

die obzwar sehr selten geworden, in einzelnen Exemplaren doch noch erhalten sind, geben ein treues Bild dieser bald wiederkehrenden friedensseligen Stimmung. Als der König dann mit den Verbündeten gemeinsame Sache zu machen zögerte und nach dem Vernichtungsschlage von Austerlitz mit Napoleon einen Frieden schloß, der Preußen zwar den notwendigen Besitz von Hannover brachte, aber es tief kompromittierte und demütigte, blieb die Bevölkerung noch längere Zeit in Illusionen befangen, während das kleine Häuflein mannhafter Patrioten in trostlose Verzweiflung versank. Die verhängnisvollen Folgen des preußisch-französischen Bundesvertrages, das herrisch übermütige Auftreten des Siegers in Deutschland erzeugten dann zuerst im außerpreußischen Mitteldeutschland, dann in Preußen und Berlin selbst im Frühjahr 1806 eine tiefe Empörung, die zu einem gewissen Aufschwunge nationaler Gesinnung in der Hauptstadt im Sommer 1806 führte, der an vielen Anzeichen zu spüren ist und dessen Eindruck durch die entgegengesetzten Äußerungen, wie das rasend freche Buch Dietrich Heinrichs v. Bülow über den Feldzug von 1805 nur verstärkt wird. Auch nach dem Zusammenbruche steht den Äußerungen kleinmütiger Verzweiflung, wie Archenholz Betrachtungen am Grabe der preußischen Monarchie die bescheidene, aber würdig gefaßte Haltung preußischer Patrioten wie Clausewitz ermutigend gegenüber. —

II. Geschäftsberichte.

a) Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1903/04 waren in der Bibliothek 412 Büchernummern mit 1270 Bänden. Zugegangen sind außer den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 15 Nummern, im ganzen 137 Bände, sodaß der Bestand 428 Nummern mit 1407 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen ein von

Frau Alfieri:

1. Die Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins:
   a) Die „Grünen Hefte“ 1—30 gr. 8;
   b) Folio-Schriften: Urkundenbuch, Folio, 3 Bände;
   c) Berliner Stadtbuch, gr. 4, 303 S. mit Abb., Berlin 1883.
2. Prüfer, Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck. Folio 1—3. Berlin 1876—78.
3. Die Anstalten der Stadt Berlin für die öffentliche Gesundheitspflege und für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Gr. 4. 400 S. mit Abb., Berlin 1886.
4. Katalog für die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin. 3 Teile. Gr. 8 broch.

5. Nicolai, Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend. 8. 3 Bände. Berlin 1786.

Herrn Bibliothekar Dr. Albrecht:

Straube's Märkisches Wanderbuch. Kl. 8. 3 Teile mit Plänen. Berlin 1904.

Herrn Museums-Direktor Professor Dr. Conwentz in Danzig:

Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. 8. 207 S. Berlin 1904.

Herrn Redakteur Dr. Hans Brendicke:

„Königin Luise". Leben und Wirken einer Deutschen Frau. Gr. 8. 138 S. mit Abb., Berlin 1904.

Herrn Bruchmüller:

„Märkische Lieder". 8, 15 S. Crossen 1903.

Herrn Geheimrat Friedel:

a) Nachweisung der freiwilligen Jäger und Volontairs, sowie der freiwilligen Soldaten aus den Jahren 1813, 1814 und 1815. Gr. 4, broch. Berlin 1863.

b) Protokolle der Generalversammlungen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz 1887, Posen 1888, Metz 1890, Schwerin 1891 und Erfurt 1903.

Herrn Grubenbesitzer Fr. Körner:

Teltower Kreis-Kalender 1905. Gr. 8 mit Abb.

Herrn A. L. Rutot, Konservator am Kgl. Museum zu Brüssel:

9 Extracte du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. (Neolithe betreffend.) Gr. 8. Bruxelles 1903.

Magistrat von Berlin:

Böckh, Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 5 Bände. Gr. 8.

den Eigentümern der Vossischen Zeitung:

Das Prachtwerk: Arend Buchholtz, Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. Folio, 355 S. mit vielen Kunstblättern pp. Berlin 1904.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 88 wissenschaftlichen Vereinen bezw. Instituten und zwar:

Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.
„ Reichstags-Bibliothek.
„ Turistenklub für die Mark Brandenburg.
„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
Bamberg: Historischer Verein.
Basel: Gesellschaft für Volkskunde.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.

Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreußisches Provinzial-Museum
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.
Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mannsfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde,
Frankfurt a. d. O: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
„ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.
Kaufbeuren: „Heimat", Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i, Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia".
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meißen: Verein für die Geschichte der Stadt Meißen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.

Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums-Verein.
München: Verein für Volkskunst und Volkskunde e. V. in München.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Prenslau: Uckermärkischer Museums- und Geschichtsverein.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
Salzburg. Städtisches Museum Carolino-Augusteum.
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Stuttgart: Würtembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie.
Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

b) Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1903—4 begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 342. Davon starben: Frau Stadtrat Dr. Weigert, die Herren: Lehrer Heinrich Lange, Oberpostsekretär Emil Lebius, Rudolph Lepke, Stadtrat August Mieck, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Alfred Nehring, C. W. Pütz, Gutsbesitzer Hauptmann d. L. Hermann Voigt. Bei traten 41. Die Gesellschaft zählt jetzt 369 Mitglieder. Vorstand und Ausschuß blieben unverändert.

B. Versammlungen

fanden 23 statt: 9 ordentliche und 14 außerordentliche. Von jenen wurden 5 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen Ständehaus abgehalten. Die außerordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Sonnabend den 7. Mai 1904 Besichtigung des Killisch von Hornschen Parks in Pankow.

Dienstag den 10. Mai 1904 Besichtigung der Anlagen der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen in Berlin.

Sonnabend den 14. Mai 1904 Wanderfahrt nach Köpenick.

Dienstag den 7. Juni 1904 Wanderfahrt nach Spandau, Valentinswerder und Scharfenberg.

Sonnabend den 11. Juni 1904 Besichtigung der Heiligen Geistkirche in Berlin.

Sonntag den 19. Juni 1904 Wanderfahrt nach Kottbus und Branitz.

Mittwoch den 7. September 1904 Besichtigung der Versuchsfelder zu Dahlem bei Steglitz.

Mittwoch den 14. September 1904 Besichtigung der Kunstwerkstätten der Deutschen Glasmosaikgesellschaft Puhl und Wagner.

Dienstag den 11. Oktober 1904 Besichtigung der Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg.

Mittwoch den 19. Oktober 1904 Besichtigung der Sauerstoff-Fabrik, Berlin, Tegelerstraße 15.

Sonntag den 4. Dezember 1904 Besuch der Städtischen Höheren Webeschule, Markusstraße 49.

Sonnabend den 11. Februar 1905 Besichtigung der Wein-Kellereien der Firma I. P. Trabach Nachf., Lehrterstraße.

Mittwoch den 1. März 1905 Besichtigung des Mineralogischen Museums der Universität.

Am 17. März wurde das dreizehnte Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen, dem sich Vorträge, Aufführungen und Tanz anschloßen, gefeiert.

C. Vorträge und größere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz sechsmal, Schriftsteller Mielke dreimal, die Herren Dr. Albrecht, Dr. Fiebelkorn, Haberkern, Prof. Dr. Krüner, Fräulein Lemke, Dr. Netto, Prof. Dr. Pniower, Dr. Solger, Dr. Spatz je einmal. Von Nichtmitgliedern sprachen die Herren Dr. Leopold Hirschberg und Herr Schulrat Dr. Jonas je einmal.

c) Kassenbericht des Schatzmeisters.

Bei Beginn des letzten Berichtsjahres wies die Gesellschaft für Heimatkunde „Brandenburgia“ 320 und am Schlusse 326 Mitglieder auf.

Seit dem 1. April d. J. sind mehrere Meldungen neuer Mitglieder erfolgt, sodaß dieses Jahr die Liste 336 zahlende Mitglieder aufweist.

Der Kassenabschluß, den ich Ihnen vorzulegen habe, ist weniger günstig als der vorige, der eine erhebliche Etatsüberschreitung zu Gunsten des Reservefonds aufwies. Die Einnahmen des Jahres 1904/05 zeigen zwar gegen den Etat etwas höhere Zahlen, doch sind auch die Ausgaben größer gewesen. Die Herausgabe der Archivbände No. X und XI hat die Ausgabenseite um 513,95 M. mehr belastet, ferner sind an Porti 55,85 M. mehr ausgegeben worden. An allen übrigen Ausgabetiteln sind kleine Ersparungen gemacht Nach Tilgung des Vorschusses auf das Jahr 1903/04 von 107 M. ergiebt der Abschluß einen Fehlbetrag von 220,20 M., der aus den Einnahmen des laufenden Jahres zu decken ist. Der Kapitalbesitz von 6000 M. ist unverändert geblieben.

Der Etat des Jahres 1905/06 nimmt 330 zahlende Mitglieder an es steht die Ablösung der Beiträge eines Mitgliedes durch einmalige Zahlung nach § 15 der Satzungen in bestimmter Aussicht. Da dieser Beitrag meines Erachtens zu kapitalisieren ist, ist er als Teil des Reservefonds wieder in Ausgabe gestellt worden. Die übrigen Titel sind nach den Bedürfnissen, wie sie die letzten Jahre ergeben haben, bedacht, sodaß ich annehmen kann, der Fehlbetrag des Jahres 1904/05 wird gedeckt und außerdem der Reservefonds mit ca. 200 M. dotiert werden.

Die Einzelheiten des Kassenausweises für das Vorjahr und des Voranschlages für das laufende Jahr sind aus der folgenden Aufstellung zu ersehen.

Berlin im April 1905. E. Rönnebeck.

Einnahme 1904/05 Ausgabe

Einnahme			Ausgabe		
Tit. I Barbestand	—	—	Tit. I Local	65	—
„ II Mitgliederbeiträge . . .	3852	—	„ II Druckkosten	4313	95
„ III Außergewöhnliche Einnahmen			„ III Porti u. Depeschen . . .	215	85
Zuschuß der Provinz Brandenburg . . . . . 500,—			„ IV Bureaumaterial	43	25
Zuschuß des Magistrats von Berlin . . . . . 500,—			„ V Remunerationen	250	—
Verkaufte Hefte 141,25	1141	25	„ VI Bibliothek	112	60
Tit. IV Reservefonds u. Weyergangsche Stiftung. Kapitalzinsen	210	—	„ VII Außergewöhnliche Ausgaben (Wanderversammlungen etc.)	250	85
Den Einnahmen d. Jahres 1905/06 zu entnehmender Vorschuß	220	25	„VIII Sonstige Ausgaben . . .	65	—
			„ IX Reservefonds. Getilgte Mehrausgabe des Vorjahres	107	—
M.	5423	50	M.	5423	50
			Vorzutragen auf das Jahr 1905/06 Mehrausgaben	220	25

Einnahme Etat für das Jahr 1905/06 Ausgabe

Tit. I Barbestand	—	—	Tit. I Lokal Rathaus . . 30,—		
„ II Mitgliederbeiträge			Ständehaus . . . 20,—		
330 Lauf. Beiträge 3960,—			Beleuchtung des		
Ein einmaliger			Ständehauses . 20,—		
Beitrag . . . 300,—	4260	—	Verschied. Ausg. 10,—	80	—
„ III Außergewöhnliche Einnahmen			„ II Druckkosten	3650	—
Zuschuß der Provinz Brandenburg . . . . . 500,—			„ III Porti u. Depeschen . . .	220	—
Zuschuß des Magistrats			„ IV Bureaukosten	60	—
von Berlin . . . . . 500,—			„ V Remunerationen	250	—
Verkauf von Heften und			„ VI Bibliothek. Beschaffung		
Überschuß von Wanderversammlungen etc. . . 50,—	1050	—	v. Werken u. Buchbinder	100	—
			„ VII Außergewöhnl. Ausgaben	350	—
			„VIII Sonstige Ausgaben . . .	80	—
			„ IX Reservefonds		
			Anlage des einmaligen Beitrages . . . . . 300,—		
Tit. IV Reservefonds u. Weyergangsche Stiftung. Kapitalzinsen 6000 M. à 3½%	210	—	Zu tilgender Vorschuß . . 220,25		
			Barbestand 209,75	730	—
M.	5520	—	M.	5520	—

III. Vorlagen und Mitteilungen des Vorsitzenden Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Angaben 1 bis 23 her.

A. Allgemeines.

1. In der Vorstands- und Ausschuß-Sitzung am 18. d. M. wurde der um die Brandenburgische, insonderheit niederlausitzische Heimatkunde hochverdiente Herr Direktor Dr. phil. Weineck in Lübben zum korrespondierenden Mitgliede gewählt. (Die Versammlung nimmt dies beifällig auf.)

2. In Eberswalde hat sich ein Verein für Heimatkunde der dortigen Gegend gebildet. Vorsitzender Herr Professor Dr. Eckstein, Schriftführer Herr Redakteur Rudolf Schmidt daselbst. Die Brandenburgia ruft dem neuen Kollegen ein freundliches Glückauf! zu.

3. Auf die Schiller-Ausstellung während des Mai d. J. im hiesigen Rathaus-Festsaal sei hierdurch schon jetzt aufmerksam gemacht. Das Märkische Museum, im Besitz von mancherlei Andenken an den unsterblichen Dichter wird eine Haarlocke und den ansehnlichen Schreibschrank ausstellen, an welchem Schiller u. a. Teile des Don Carlos gedichtet hat.

B. Persönliches.

4. Die Familie unseres verstorbenenen Ehrenmitgliedes Staatsministers Freiherrn von Hammerstein-Loxten hat sich für unser Beileidschreiben auf das Herzlichste bedankt.

C. Naturgeschichtliches.

5. Zur 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, diesmal in Meran (Tirol) vom 24. bis 30. September d. J., wird eingeladen. Von der schier erdrückenden Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sektionsprogramme, die ein einzelner Teilnehmer selbstredend nicht entfernt alle bewältigen kann, können Sie aus den hiermit vorgelegten Materialien Kenntnis nehmen.

6. Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. 3. Jahrg. 1905. Herausg. von unserm Mitglied Herrn Hermann Berdrow. Von der großen Reichhaltigkeit dieses Werkes, das mit guten Abbildungen ausgestattet ist, wollen Sie sich selbst überzeugen. Denjenigen, welche sich in volkstümlicher Weise über die Standpunkte und Fortschritte der exakten Naturwissenschaften rasch unterrichten wollen, kommen die verschiedenen Abschnitte weitgehend entgegen.

7. Hungersteine. Als Nachtrag zu meinen Mitteilungen über den abnorm niedrigen Wasserstand der Flüsse i. J. 1904 füge ich noch hinzu (vgl. Brandenburgia XIII, S. 389—392), daß bei Sabor im Spreestrom einer der bekannten Hungersteine mit der Inschrift zu Tage trat: „Wenn Ihr diesen Stein wiedersehet, werdet Ihr weinen".

8. Die vorliegenden Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke, April 1905 enthalten u. A. interessante Abbildungen und Beschreibungen neuester elektrischer Prachtbeleuchtungen in Berlin.

9. Theodor Hundhausen: Sandüberwehungen von norddeutschen Humusböden. Mit 3 Abbild. Behandelt u. A. die betr. Stellen beiderseits der Müllerstraße in Berlin, von Tegel und Heiligensee. Hundhausen schreibt die schwärzlichen Schichten nur auf Rechnung des überwehten und abgestorbenen Heidekrauts pp. Von Waldbrand, Feuerplätzen der Urbevölkerung pp. spricht er nicht. (Prometheus, XI. Berlin 1900. S. 828 u. 829.) Diese z. T. altalluvialen Sandstellen, vom Volk „Sandschellen" genannt, habe ich bereits in meiner Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880 betitelt: „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend" (Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins) S. 15, 22 und 100 erwähnt. Sie sind ganz neuerdings bei und in Berlin bei dem Bau der fiskalischen Versuchs- und Lehr-Anstalten an der Seestraße, bei Anlegung der Pumpstation nahe dem Eckernförder Platz und beim Bau des Rudolf Virchow Krankenhauses zwischen Seestraße, Triftstraße, Augustenburger-Platz und Nordufer, also südlich der Müllerstraße zu Tage getreten, nicht minder aber auch nördlich der Müllerstraße in den Höhenzügen, welche auf dem dem früher Nord-, jetzt Schiller-Park einzuverleibendem Gelände vorkommen. Die geologischen und botanischen Beschreiber dieser Vegetationsschichten im

Sande (u. a. Herr Dr. Paul Graebner, Mitverfasser der Flora des Nordostdeutschen Flachlandes und Schilderer der landwirtschaftlichen Übelstände, welche durch die Zunahme der Ortsteinbildung und damit verbundenen Verheidung des Waldbodens eintreten) übersehen allemal die menschlichen Spuren hierbei, die ich daselbst und in ähnlichem Gelände an andern Orten (z. B. auf der Baaber Heide an der Grenze der Halbinsel Mönchgut auf Rügen) seit Jahrzehnten verfolge. Es zeigen sich in diesen versandeten Humusböden häufig nicht bloß ausgedehnte Feuerstellen der Urbevölkerung, sondern neben reinen Bränden von Heidekraut (Calluna) auch ausgedehnte Waldbrände (Vernichtung von Kiefernwaldungen mit eingesprengten Eichen, hervorgerufen sei es durch Blitzschlag, sei es durch Fahrlässigkeit oder Absicht des Menschen). In vielen dieser Kohlen- bzw. Aschen-Schichten (u. a. auch bei Baabe) finden sich zahlreich geschlagene Feuersteine, selten oder niemals bessere Sachen, vielfach Scherben von rohen vorgeschichtlichen Wirtschaftsgefäßen, Kochtöpfen u. dgl., geplatzte Herdsteine u. s. f., sehr selten Bronzesachen. Es handelt sich für unsere Gegend dabei hauptsächlich wohl um die mittlere und jüngere Epoche bis zum ersten spärlichen Vorkommen von Metall (Kupfer und Zinnbronze). Dergleichen Schichten wechseln z. B. innerhalb Berlins in den Reh- und Wurzel-Bergen, auch am Leutnantsberg an der Grenze von Plötzensee.

Bei Herstellung des Schillerparks werde ich dieser Sandüberwehung pflanzlicher Böden mit ihren vorgeschichtlichen Merkzeichen meine besondere Aufmerksamkeit widmen.

In vom Winde ausgeblasenen Dünenbildungen der Jahn-Berge bei Paulinenau finden sich dergl. Schichten mit Flintartefakten und man könnte Bogen voll ausfüllen, falls man lediglich für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz alle dergleichen Aufwehungen über Humusböden einigermaßen vollständig erwähnen wollte. In der Provinz Brandenburg handelt es sich dabei allemal um Calluna d. h. das gemeine Heidekraut, wendisch Rjos, sehr selten um die edlere Doppheide Erica tetralix, wendisch Dźiwy rjos, die von Osten her bei uns kaum über Sorau—Beeskow—Storkow nach Westen zu vorrückt, während Erica in der Lüneburger Heide, in Ostfriesland, Oldenburg und vielfach an der Ostseeküste häufig ist, so zwar daß an denselben Stellen Calluna fehlt, oder doch sehr zurücktritt. Ich bitte unsere wissenschaftlich gesinnten Touristen, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken und namentlich uns mitzuteilen, wo in dergl. vergangenen Vegetationsschichten Spuren des vorgeschichtlichen Menschen auftreten.

10. Feuerstein und Feuersteingeräte auf Bornholm. Karl A. Grönwall: Flintens naturlige Forekomst paa Bornholm og de Bornholmske Stenaldersredskaber. (Sieh. Abdr. aus den Jahrb. für Nord. Altert. u. Geschichte 1903.) In dem nämlichen Jahr 1903 habe

ich mich auf Bornholm wochenlang mit der Untersuchung der an der Nordspitze in den dortigen Diluviallagern recht häufig vorkommenden Flint-Geschieben und Flint-Geröllen beschäftigt und eine große Menge von bearbeiteten Stücken im Märk. Museum hinterlegt. Es ist auffallend, daß selbst kleine Stücke, wie die bekannten in Bornholm nicht seltenen Schwalbensteine (von Meyn überflüssiger Weise „Wallsteine“ genannt) verarbeitet und verwendet sind. Den Geologen scheint das entgangen zu sein und doch liegen auf den Äckern über Allinge nach Hammerhus zu viele bearbeitete Feuersteine herum. Große d. h. pfündige und schwerere Feuersteine sind selten. Gerade wie in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und Posen, wo es sandige Höhen und Acker, Sandschellen u. s. f. gibt, in denen große Feuersteine fehlen, aber die kleinsten Feuersteine in mesolithischer und neolithischer Zeit verarbeitet sind. Auch dies entgeht gewöhnlich den Stratigraphen, wenigstens schweigen sie sich aus, auch mangeln wohl manchen hierbei die unbedingt in dergl. Verhältnissen nötigen archäologischen Erfahrungen. Die diluvialen Bornholmer Typen sind mitunter paläolithisch, z. T. aber auch mit eolithischen Anklängen. Ich verweise auf das in unserer Brandenburgia Festschrift 1904 (Archiv, 10. Band) S. 48 Gesagte und ich habe keine Veranlassung an meiner dort ausgesprochenen Überzeugung etwas zu ändern. Wie Herr Professor Deecke sich inzwischen in dankenswerter Weise über das verschiedenartige Flintmaterial von Bornholm ausgesprochen hat, so in obiger Schrift Herr Dr. Grönwall.

Die Ostsee und ihre nördlichen wie südlichen Küsten und die Inselwelt sind auch für unsere Provinz Brandenburg in klimatologischer, in anthropologisch-ethnologischer und kultureller Beziehung von der Diluvialzeit ab bis heut von großer Bedeutung, wir müssen daher auf ihre geologischen und archäologischen Vorkommnisse, bei Gelegenheit, wie im vorliegenden Falle, unsere Aufmerksamkeit lenken. Ich werde dies auch in Zukunft nicht verabsäumen. Beiläufig gilt das gleiche von den deutschen Nordseeküsten einschließlich der Düne von Helgoland und von den Nordseeküsten Jütlands, Niederlands und Belgiens bis etwa nach dem französischen Dünkirchen. Auch diese östlichen und südlichen Gestade des deutschen Meeres mit ihren bis zur heutigen Dogger-Bank versunkenen Vorlanden müssen in der Brandenburgia Berücksichtigung finden.

11. Fund von Eolithen, d. h. primitiven Steingerätschaften in Dänemark. (Fund af Eolither, d. e. primitive Stenredskaber i Danmark. Dansk geologisk Forening, 4. März 1905.) Herr Dr. N. Hartz, Phytopaläontolog an der dänischen geolog. Landesuntersuchung, hat 1903 beim Graben in einem interglaziären Moor bei Brörup-Station in Südjütland verschiedene sehr primitiv bearbeitete Flintgeräte gefunden. Er macht darauf aufmerksam, daß H. N. Rosenkjaer, ein

Gemeindeschullehrer, schon 1892 bei den großen Ausgrabungen in Kopenhagens Freihafen bearbeitete neolithische Flinte fand und ebenso 1895 Dr. Andr. H. Hansen Palaeolithe bei Gjentofte, Funde, die in Vergessenheit geraten sind, da es ziemlich allgemein als geologisches Dogma galt und zum Teil noch gilt: in Skandinavien dürfen keine Palaeolithe oder Eolithe vorkommen. Dies paßt nicht in die Theorie der betreffenden über die Eiszeit und die aus dieser gezogenen stratigraphischen Folgerungen.

Sehr interessant werden die Funde von Dr. Hartz dadurch, daß er Dulichium spathaceum Pers., eine nordamerikanische Cyperacee in demselben interglaziären Moor fossil fand. Ich lege Ihnen die betr. dänische Publikation aus den geologischen Untersuchungen Dänemarks und die deutsche Bearbeitung aus Engler's Botan. Jahrbüchern 36. Bd., 1 Heft 1905 vor. Auch Brasenia, eine andere amerikanische Wasserpflanze kommt im dänischen interglaziären Torf vor mit den noch jetzt auch bei uns gewöhnlichen Arten von Stratiotes, Hydrocharis, Potamogeton, Ceratophyllum etc. H. hält jene Pflanzen für interglaziäre Relikte. Vergl. parallele Funde von Klinge bei Kottbus.

12. Über untermeerische Torflager unserer Seeküsten. Der submarine Torf (Tuul) auf Sylt wird in den Meddelelser fra Dansk geolog. Forening. 9. Kopenhagen 1903, S. 21 – 32 von genanntem Herrn Dr. Hartz behandelt; ich verweise Sie auf das deutsche Resumé S. 30 flg. Die submarinen Torfmoore der Nordsee, die ich mit denen der bei uns schon öfters besprochenen der deutschen Ostseeküsten in der Hauptsache für ungefähr gleichaltrig halte und in die Litorina-Senkungsperiode versetzen möchte, erregen schon wegen der Beziehungen zur Elbe, dem Hauptstrom unserer Provinz, die Aufmerksamkeit der Brandenburgia. Ich habe mich mit dem untermeerischen Torf von Sylt, bei den Insulanern Tuul genannt, schon seit lange beschäftigt und darüber bereits i. J. 1869 im 1. Bd. der Zeitschrift für Ethnologie nach Studien i. J. 1867 und 1868 auf Sylt eine Mitteilung gemacht, betitelt: „Die Kjökkenmöddinger der Westsee". H. ist der Ansicht, daß der Tuul von Sylt im allgemeinen postglazial ist, wofür meine Artefakte sprechen, gleichaltrig mit den zahlreichen anderen marinen Torfbildungen an der Nordseeküste Jütlands. Daneben werden aber gelegentlich Torffladen bei Sylt mit Resten von Fichten ausgeworfen (Picea excelsa), dieselben hält H. wohl mit Recht für viel älter und zwar für interglaziär.

Daneben behält die klassische Arbeit von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein" (Hamburg 1891) dauernden Wert. Die marinen Moorfunde bei Sylt, speziell meine Funde, werden daselbst S. 30 und 31 beschrieben. Auch ich kann, nachdem ich in späteren Jahren nochmals auf Sylt dem „Terrig" und „Tuul" meine Aufmerksamkeit geschenkt, nur wiederholen, daß der massenhaft angeworfene Torf schlechter Art übelriechend und an Funden arm ist

(1888 fand ich darunter das kohlschwarz gewordene Stirnbein eines Menschen [jetzt im Märkischen Museum]), altalluvial und mesolithisch. Daneben habe ich aber auch wiederholt schwere Stücken eines viel festeren, fast braunkohleartigen holzigen Torfs gefunden, der von den Bohrmuscheln (Pholas) gern durchlöchert wird und u. a. gelegentlich Tannzapfen enthält. Er muß irgend wo in der Nordsee anstehen, sodaß die Bohrmuscheln ihn benutzen können. Es will mir sehr mit Hartz einleuchten, daß dieser holzreiche Torf zwischeneiszeitlich ist. Der leichtere vorgedachte Torf entspricht, wie angedeutet, anscheinend dem Ostseetorf der Litorina-Senkung. Dieser geht zeitlich parallel den Kjökkenmöddinger der norddänischen Küsten, nur daß diese gehoben, die deutschen Ostseeküsten dagegen gesenkt sind. Die Kjökkenmöddinger Kultur, sowie die Kultur der, wie diese ebenfalls altalluvialen südschwedischen sogenannten Küstenfunde (z. B. in Schonen) ist mesolithisch, sowie die der Litorina-Periode bei Greifswald, beim Saaler und Barther Bodden, bei Lübeck-Travemünde und bei Kiel. In diesem Jahre werde ich den Litorinen-Schichten der bezeichneten Ostseeküsten, sowie den versunkenen Mooren nördlich vor der Helgoländer Düne, vor Norderney und Borkum im Sommer hoffentlich wieder einige Wochen der Untersuchung, insbesondere nach der anthropologischen und archäologischen Seite hin, zuwenden können. Für Norddeutschland, wie schon angedeutet, einschließlich Brandenburgs, sind diese vor- und urgeschichtlichen Spuren, z. B. zur Erklärung des Ganges und der Entwickelung unserer ältesten Vorzeitkultur, von allergrößter Bedeutung, sie würden es noch mehr sein, wenn unsere brandenburgischen Moore umfassender und besser nach der botanischen, zoologischen und archäologischen Seite hin erforscht wären. Immer und immer muß ich z. B. dabei bedauern, daß die über hundert Jahr dauernde Ausbeutung unsers berühmten Linumer Torflagers nahezu ohne Gewinn für die genannten Wissenschaften erfolgt ist; ein geradezu unersetzlicher Schade ist dadurch der Heimatkunde unserer Mark zugefügt worden. Denn gerade bei Linum konnte man an manchen Stellen ausgedehnte zwischeneiszeitliche Torfmoore erwarten. Was aber selbst nur ein kleines Torfmoor zu bieten in der Lage ist, haben wir an dem Niederlausitzer Moor von Klinge bei Kottbus aus den Arbeiten Alfred Nehrings u. A. ersehen. Vergl. No. 11 am Schluß.

13. Eduard Krause: Die Werktätigkeit der Vorzeit. Mit einer Einführung: Die Anfänge der Technik von Max von Eyth. (Bd. 5 vom Weltall und Menschheit). Ein wertvolles im besten Sinne volkstümliches Werk, das ich zur Anschaffung in unseren Kreisen empfehle. Ich erwähne einige interessante Kapitelüberschriften: Bearbeitung des Holzes und des Knochens. — Jagd- und Fischereigeräte. — Hausbau. — Das Feuer. — Der Töpferton. — Glas und Emaille. — Spinnen, Flechten und Weben. — Das Salz. — Das Kochen. — Die Me-

tallzeit. — Die Entstehung der Schrift. — Der Steinnutzung ist selbstverständlich ein breiter Raum gewährt. Die Abbildungen sind mit Sorgfalt ausgewählt und ausgeführt.

D. Kulturgeschichtliches.

14. Roland-Rundschau. Unser verehrtes leider nicht unbedenklich erkranktes liebenswürdiges Mitglied Professor Oskar Krause in Greifswald war von mir bezüglich des plötzlich auftauchenden Rolands von Greifswald befragt worden. Herr Kr. schreibt mir unter dem 18. d. M.

Anbei über den Greifswalder Roland. Zur bequemeren Übersicht habe ich drei Schriftsätze zusammengestellt. Einer Bemerkung bedarf es weiter nicht. Wie aus No. 3 hervorgeht, hat Pyl das einstige Vorhandensein einer Rolandsäule hier vor längerer Zeit festgestellt. Haben Sie vom Korrespondenzblatte der deutschen Geschichtsvereine 1904 No. 11 gesehen? Dort wird das Rolandsbild als Spielfigur gedeutet, und der Name mit rotulare, rollen, zusammengebracht.

Kurze Angaben über den Roland zu Greifswald sind wie folgt zu vergleichen:

1. Brandenburgia, Jahrgang XIII., No. 10 S. 339:

Dasselbe gilt von dem Rolande zu Greifswald (1398), den erst ganz (kürzlich) neuerdings Dr. Werminghoff entdeckt hat, Korrespondenzblatt der deutschen Altertumsvereine, 1904, No. 2.

2. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1904, No. 2 S. 86:

A. Werminghoff, Zur neueren Literatur über die Rolandsäulen: Endlich mag hier noch eines spurlos verschollenen Rolands gedacht sein, des nämlich in Greifswald, das im Jahre 1250 mit lübischem Rechte bewidmet worden war. (Vol. 33, fol. 312a) findet sich nämlich zum Jahre 1398 folgender Eintrag:

Item mester Johan Snytker $2^1/_2$ m (arcas) pro Rolant, sabbato ante dominicam Jubilate (= 1398 April 27). Sein Standort ist unbekannt, vielleicht war es der Marktplatz (vergl. Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen I., S. 145).

3. Pyl, Geschichte der Gr. Kirchen, I. Teil, 1885, S. 145:

Auch in Greifswald scheint eine solche Statue als Symbol am Markte gestanden zu haben, da (1398) der Holzschnitzer Meister Johann $2^1/_2$ Mark für die Anfertigung eines „Rolant“ empfing.*)

Die Brandenburgia dankt Herrn Oskar Krause für diese Mitteilungen und wünscht ihm von ganzem Herzen eine recht baldige Genesung.

*) Lib bam. XXXIII, 312 (1398): Item mester Johan Snytker $2^1/_2$ mr. pro Rolant, sabbato ante dominicam Jubilate.

15. Neues über das Heilige Blut zu Wilsnack in der West-Prignitz. Das Heilige Blut zu Wilsnack und die böhmischen Büßer. Einer Mitteilung des Herrn Franz Wilhelm zu Pilsen „Totschlagsühnen und Kreuzsteinurkunden aus dem nordwestlichen Böhmen. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kulturgeschichte“ (Festschrift aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes des Vereines für österr. Volkskunde. Wien 1904, S. 223) entnehme ich folgende für die Mark Brandenburg interessante Angaben vom Jahr 1400 aus dem Duxer Stadtbuche:

Vor uns seyn kommen zu gehegte bank niklos und hans sein Bruder, des Wanke Jubancz söne, czu der zeit gesessen zu Lausch, und haben do mit guten willen rechenschaft gelobt Mathisen und Thomas sein bruder, auch zu Lausch, von des todschlages wegen ires bruders und haben gelobt zu tun eyne Romfart und eyne ochfart*) und zu dem heylygen blute eine fart. Wo sie das nicht tun täten in zweyhen jahren, und das überwinden würden, des haben sie sich verwillkürt bei dem Halse und wo sie keine drohe täten in und allen ihren freunden der Stadt oder unseres herrn leute, das sie des halses sullen vervallen sein und sullen keine wonige haben uf unsers hern güter, noch uf den der mönche bei eyner meylen.

Die Fahrt zu dem Heiligen Blut oder dem Wunderblut von Wilsnack war also damals noch im Schwange, sie geschah zu den heiligen drei Hostien, die nach dem Brande der Kirche 1383 angeblich unversehrt gefunden wurden. Die Prager Synode vom Jahre 1405 verbot diese Fahrten. Johann Huß, der 1403 vom Prager Erzbischof nach Wilsnack geschickt wurde, hatte dies Verbot in einer eigenen Schrift verteidigt. Eine Magdeburger Provinzial-Synode von 1412 erklärte das Benehmen der Wilsnacker Geistlichkeit für Betrug. Dagegen verlautbarte Pabst Nikolaus V. 1453 seinen Glauben an das Wunderblut. Am 28. Mai 1552 verbrannte der erste evangelische Pfarrer der Stadt, Joachim Ellefeld, die Wunderhostien und von da ab finden wir auch keine Wallfahrten dahin mehr verordnet, während früher für einen und denselben Totschlag zwei, ja selbst drei Wallfahrten vorgeschrieben worden sind. Wenn man die damalige Verhältnissen berücksichtigt, erscheinen drei Bußfahrten nach Rom, Aachen und Wilsnack innerhalb zweier Jahren als eine sehr harte Sühne.

Ich benutze die Gelegenheit daran zu erinnern, daß wir innerhalb Berlins noch eine Erinnerung an die Wallfahrt zum Heiligen Blut in Wilsnack haben, welche wohl nur wenigen in der Brandenburgia bekannt sein dürfte. Es ist das die jetzige Müllerstraße, welche in ihrem früheren unregulierten und etwas unregelmäßig verlaufenden Zuge und in der Fortsetzung nach Tegel im Mittelalter und noch auf späteren alten Urkunden „der Heilige Blutsweg“ genannt wird, die alte Landstraße über Ruppin nach der Prignitz.

*) ochfart bedeutet eine Wallfahrt nach Aachen, zu den Reliquien im dortigen Dom.

Der bekannte Berliner Stadtarchivar Ernst Fidicin, welcher mitunter gewagte archäologische Hypothesen aufstellte, hatte die betreffende Stelle in einer Urkunde unseres Stadtarchivs, die undeutlich geschrieben war, „der Heilige Bielbogs-Weg" gelesen und auf eine Wallfahrtsstraße zu dem wendischen „Weißen Gott", Biel-Bog, bezogen. Daraus ist eine förmliche Mythe entstanden, ich selbst habe S. 23 und 111 meiner vorher unter Nr. 9 zitierten Festschrift diesen abenteurlichen Namen in das Verzeichnis der wendischen Erinnerungen gutgläubig aufgenommen, aber gleich meine Bedenken gehabt, weil die Wenden zwar viel Wesens mit dem Czernebog, dem Schwarzen oder Bösen Gott, gehabt haben, dagegen sein Gegenstück, einen Weißen Gott, kaum erwähnen. Es ist nun das Verdienst u. M. des Herrn Stadtarchivars Dr. Paul Clauswitz, daß er das betreffende Zitat seines Amtsvorgängers Fidicin nachgeprüft und dabei dessen Irrtum aufgeklärt hat. Möge der „H. B. W." der verdienten Vergessenheit anheimfallen und dafür der berlinische Heilige Blutsweg wieder mehr zu Ehren kommen.

16. Gottfried Brunner: Ketzer und Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter. Inaugural-Dissertation. Berlin 1904. Die sehr fleißige Arbeit zerfällt in 3 Kapitel: I. Religiöse Sekten in der Mark vor den Hussitenkriegen. Die erste Nachricht von 1336, wo zu Angermünde Anhänger der Luciferianer entdeckt und 14 verbrannt werden. Von jeher wurde die Stadt Ketzer-Angermünde genannt. Auch sonst machen sich Führer der Waldensischen Bewegung geltend. Die Bezeichnung der Waldenser für sich selbst ist die „Chunden", d. h. die Bekannten. Die Katholiken sind ihnen die „Vremden".

II. Die märkischen Waldenser unter dem Einfluß des Taboritentums. Die Inquisition von 1458 überlieferte den Priester Matthaeus Hagen am 27. April nach feierlicher Verkündigung des Urteils auf dem Neuen Markte zu Berlin vor der Marienkirche dem weltlichen Gericht mit der verhängnisvollen Formel: quatinus circa ipsum citra sanguinis effusionem et mortis periculum suam sententiam moderet et mitius secum agat. Unter Blutvergießen durfte der Ketzer nicht hingerichtet werden, dafür verfiel er dem unendlich grausameren Feuertode. Viele der märkischen Abtrünnigen unterwarfen sich löblich und fanden Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche.

III. Die Verbindung der märkischen Waldenser mit den Böhmischen Brüdern. Die letzteren wandten sich um dem Scheiterhaufen in der Heimat zu entgehen nach Brandenburg. Man war in der Folge etwas strenger bei uns, sechs Männer und vier Weiber wurden als Ketzer verbrannt. Umgekehrt wanderten märkische Waldenser nach der Gegend von Fulneck in Mähren und nach Landskron in Böhmen ein. Hier wohnten ihre Nachkommen noch zur Zeit des Krasonicky,

gest. 1530. Amos Comenius widmet der zerstreuten Herde von Fulneck seinen deutschen Katechismus (Amsterdam 1661). S. 32.

Felix Priebatsch möchte glauben, (S. 34) daß die Ketzer der Uckermark und Neumark Slaven waren, daß es sich also um eine altslavische Häresie handele. Dem widerspricht, daß deutsche Märker sich, wie angeben, in Deutsch-Böhmen und Deutsch-Mähren ansiedelten und schon um die Mitte des 14. Jahrh. die meisten Uckermärker und Neumärker Deutsche oder doch verdeutscht waren. Weshalb gerade hier besonders die Ketzerei blühte, vermag allerdings Brunner in seiner inhaltreichen, durchaus besonnenen Schrift nicht zu erklären.

17. Frieda Erika Kraft: Elisabeth von Brandenburg. Drama in 5 Aufzügen. Schwerin i. M. 1905. Getreu unsere Gepflogenheit auch die vaterländische Dichtkunst gelegentlich zu berücksichtigen, lege ich diese wackere Dichtung der Tochter des † Pfarrer Kraft von der hiesigen Zionskirche vor.

Unser verehrtes Mitglied, die dramatische Schriftstellerin Fräulein Clara Henriette von Förster, hat mir folgende Rezension zur Verfügung gestellt.

„Das Stück ist eine liebenswürdige Dichtung, nicht von allgemein menschlichem Interesse, auch nicht allgemein vaterländisch interessant, aber wohl berechnet für Protestanten.

Die Charakteristik ist nicht ausgiebig genug, aber die beiden Hauptpersonen, der Kurfürst und Elisabeth, sind scharf zu erkennen.

Die Handlung ist durchaus knapp und geschickt aufgebaut und durchgeführt. Der Vers ist fließend, aber zu oft nur durch gewaltsame Trennung durchaus zusammengehöriger Satzteile, getrennt oft bis zur „Unmöglichkeit".

Ihrer ganzen Art nach wäre die Dichtung für den lutherischen Volksschauspiel-Verein wohlgeeignet, wenn auch das „Volk" irgend welche Mitwirkung dabei hätte.

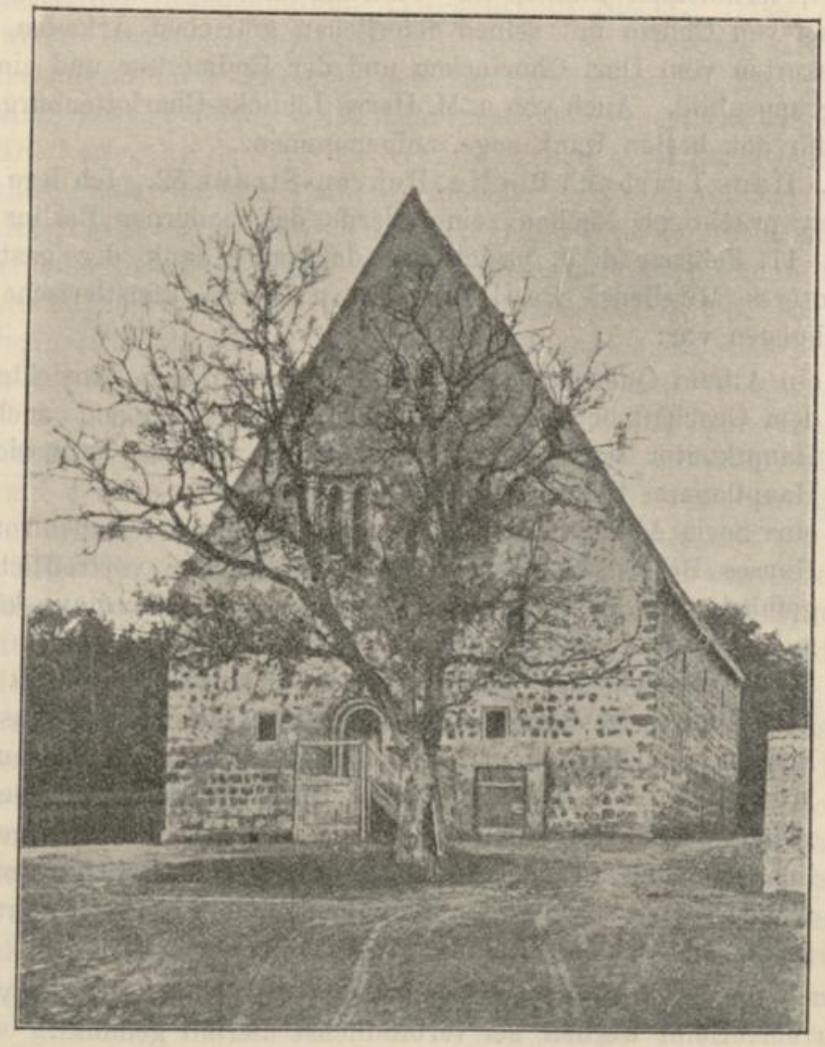
Besonders hübsch und gelungen ist die Scene des Kurfürsten und der Elisabeth im Kellergewölbe, beide sind da allgemein menschlich interessant.

Die ganze Dichtung scheint auf eingehender Kenntnis der geschichtl. Wahrheit zu beruhen, aber namentlich der 5. Akt mit der Rückkehrs-Sehnsucht der Kurfürstin ist auch nur als geschichtliches Faktum verwendet, ohne dichterische Entwickelung."

E. Bildliches.

18. Komthurei-Lietzen, Kreis Lebus. Lietzen ist eine ursprüngliche Tempelherren-, nachmals Johanniter-Ordens Kommende, seit lange im Besitz der Grafen von Hardenberg. Die Ihnen durch Güte u. M. Herrn Geheimen Medizinalrats Dr. Behla-Potsdam vorgelegte Pho-

tographie zeigt einen viereckigen Feldsteinbau unten romanisch, oben gotisch stilisiert. Er erinnert mich an ein ähnliches Bauwerk bei Kloster Himmelpfort. Nach Riedel und Scheu (Berlin u. die Mark Brandenburg S. 387 flg.) ist die Ortskirche um 1244 erbaut. Ich gebe eine Reproduktion dieses denkwürdigen Gebäudes, welches als Komthureihaus gilt, und in leidlichen baulichen Würden zum Speicher benutzt wird. Hoffentlich wird es in die amtliche provinzielle Liste der zu schonenden Ge-



bäude aufgenommen. Vergl. im übrigen über den Ort Lietzen noch Berghaus Landbuch. Erwähnt wird der interessante Bau nirgends in der Literatur, nicht einmal in Bergaus Verzeichnis.

19. Aus Ferch, Kreis Zauch-Belzig, dem hügelig romantisch am Ufer des großen Schwielow Sees belegenen Dorf lege ich Ihnen von Herrn Bibliothekar Lüdicke, unserm geschätzten kunstverständigen Mitgliede aufgenommen drei Bilder vor: das anspruchslose Fachwerk-

kirchlein von außen, das charakteristisch-märkische Innere mit einem gewaltigen Taufengel und ein Gruppenbild von sechs Teilnehmern der betreffenden Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzialmuseums am 4. September 1904.

20. Chorin und Umgegend. 4 Photographien der geologisch-historischen Brandenburgiafahrt vom 16. April 1905, bei welcher Herr Geheime Bergrat Professor Dr. Wahnschaffe, da ich durch Unpäßlichkeit behindert, fernbleiben mußte, die Führung übernommen hatte. Der Klosterhof von Chorin mit seinen feierlichen gotischen Arkaden, zwei Ansichtskarten vom Dorf Chorinchen und der Endmoräne und ein Teilnehmergruppenbild. Auch von u. M. Herrn Lüdicke-Charlottenburg, dem ich hierfür den besten Dank sage, aufgenommen.

21. Haus Trarbach Berlin, Behren-Straße 52. Ich lege Ihnen über den prächtigen Neubau, eine Zierde des modernen Berlins, den wir am 11. Februar d. J. besichtigen durften,*) dank der gastlichen Güte unseres Mitgliedes Paul Kressmann, drei künstlerische Veröffentlichungen vor:

a) ein Album Queroktav mit 20 Lichtdruckbildern, Ansichten aus dem Geschäftsbetrieb, Abteilung Berlin, umfassend auch das Hauptkontor Markgrafenstr. 52 und die von uns mitbesichtigte Hauptlagerei Lehrterstr. 42 bis 44;

b) eine Serie Abbildungen der Ornamentierung der Außenfront des Hauses Behrenstr. 52 in Gestalt künstlerisch vortrefflich ausgeführter Ansichtspostkarten, die in der Weinhandlung käuflich zu haben sind und

c) „Die Trarbachschen Weinstuben in Berlin." April-Heft 1905. Darmstadt. 16. Jahrgang der Innen-Dekoration, reich illustrierte kunstgewerbl. Zeitschrift für den gesamten inneren Ausbau unter Mitwirkuug von hervorragenden Künstlern herausgegeben und redigiert vom Hofrat Alex. Koch, Darmstadt. Die außergewöhnlich schönen, intimen Abbildungen rufen uns noch einmal die wundersam ausgestatteten Räumlichkeiten des Hauses Trarbach in die angenehmste Erinnerung zurück.

Auch für diese bildlichen Spenden, die dem Märkischen Provinzial-Museum einverleibt werden, sei verbindlichst hiermit gedankt.

22. Das Bild. Monatsschrift für photographische und katatypische Bildkunst. 1. Jahrgang, Heft 1, April 1905. Auf Wunsch lege ich Ihnen diese erste Nummer der von der Neuen photographischen Gesellschaft Aktiengesellschaft Steglitz-Berlin, also von einer namhaften Firma, herausgegebene neue illustrierte Zeitschrift (Jahres-Abonnement 2 M., Einzelheft 20 Pf.) zur Kenntnis vor.

---

*) Vergl. Monatsblatt Brandenburgia XIV. S. 1—8 u. S. 24 No. XXI.

23. Ebenso: Neue Kunst, Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter, her. von der Photogr. Gesellschaft Berlin, Stechbahn 1. No. 5 April 1905 eine Menge älterer und neuer Bilder, z. B. 4 Brustbilder Schillers nach Höflinger, Kügelgen, Simanowiz und Graff und Georg Schöbel, Abschied der Armee von der in Sans-Souci aufgebahrten Leiche Friedrichs des Großen, enthaltend.

24. U. M. Herr Architekt Karl Wilke legt vor: Notizen zum Monatsheft der Brandenburgia, XIII. Jahrgang No. 11. 1905.

a) Die Marieninsel im Parsteinsee bei Oderberg i. M. S. 396. die Marieninsel im Parsteinsee betreffend (Schreibweise mit einem „a", bei Pälitz nicht „Pehlitz" sollte mehr beachtet werden, sie ist richtiger).

Die Verlegung der auf der Insel belegenen Abtei nach Chorin hatte eigentlich andere Gründe, als die Mönche selbst zugestehen möchten. Die „Abgelegenheit" des Ortes, der Widerwille der bedrückten Anwohner, die sich nicht völlig ausrauben lassen wollten, dann aber die schwere Zugänglichkeit des Klosters, auf einer Insel, weil der von den Mönchen geschüttete Verbindungsdamm, der Mönchsdamm, stets fortgespült, in den See versackte. Noch heute ist dieses der Fall, weil der Wasserspiegel des Parsteinsees sehr veränderlich ist und die Ruine monatelang nur per Kahn erreicht werden kann. Die Folge des Kahlschlags der Ufer, alte Sünden der Mönche, deren Verdienste über Gebühr geschätzt werden, waren lediglich Großbetriebe. Die Annahme, daß das Kloster selbst unter Wassersnot gelitten hätte, trifft für das Trinkwasser zu, überschwemmt konnte die Abtei nicht werden, denn ihre Fundamente liegen im Mittel 15 Meter höher als der Wasserspiegel des umschließenden Sees.

Ich war letzten Sommer fast täglich von Oderberg aus auf der Insel, um den Wasserspiegel des Parsteinsees zu beobachten, zum Zwecke einer Auseinandersetzung mit dem Geh. Oberbaurat Germelmann i. S. des Berlin-Stettiner Großschiffahrtweges als Abfluter des Oderbruchs. Ich habe vom 10. Mai bis 15. Oktober 1904 an Stein- und Pfahlmarken festgestellt, daß der See, welcher nur 5 Kilometer vom Oderstrombett entfernt und 42 Meter höher als die Oder liegt, durch Verwerfungen, Abdachungen gen Lunow, den Wasserstand im Juli beeinflußt. Am 18. August war seit Mai ein Schwindmaß von 65 cm im See zu verzeichnen, welche gewaltige Wassermasse bei 18 000 Morgen Spiegelfläche durch Versickerung und Verdunstung? Der Nettelgraben hatte trocken gelegen und nicht einmal abziehen helfen. So trocken war das anliegende Gelände seit Jahrhunderten nicht gewesen und gab es mancherlei zu beobachten, davon ich noch eingehend zu berichten vorhabe.

Die jetzige Unfruchtbarkeit der Insel rührt von einer Kalkschicht her, die gleich einer Ortschicht fast die ganze Insel durchzieht, ob von dem Kalkmörtel der abgebrochenen Steine, die nach Chorin überführt und dort wieder benutzt werden, bleibt dahingestellt. Überhaupt muß

die Insel mehr im Auge behalten werden. Die gewaltigen Steinblöcke dort reizen den Erwerbssinn der Steinhauer und sind der vielen Pflasterungsarbeiten halber ein sehr begehrter Artikel geworden. Auch die alten und gesunden Bäume sollten registriert werden — aber ich bitte mich außer Spiel zu lassen, sonst kann ich nicht mehr beobachten, schützen und schließlich melden, wenn Gefahr im Verzuge. — Man paßt mir ohnehin so auf den Dienst und argwöhnt!

b) S. 397. Unsere Flußnamen. Hierauf bezüglich habe ich eine Bemerkung an Herrn Professor Lohmeyer-Marburg geschickt, daß die Oder ihren Namen nicht von der Beschaffenheit der Quellhöhe nahm, sondern von dem Unterlaufe, von dem „Durchbruch" unterhalb Oderbergs, als dieselbe ein selbständiger Strom wurde.

c) S. 422. Zoll-Fische. Zahl- auch Zollfische, die von den Fischern in geldknappen Zeiten als Naturalabgabe geleistet wurden, sind Mittelfische, begehrte Ware jetzt! Es ist eine Fischsorte, die nach der Oderberger Fischerurkunde, nächst dem Besten des Fanges oder des Zolltransportes kömmt. Die allergrößten Fische hießen „Herrenfische" im Gegensatz hierzu.

d) S. 405. Roland betreffend. Nicht der Konflikt zwischen Landesherrn und Berliner Bürgerschaft in den verschiedensten Schattierungen ist der Angelpunkt der Dröscherschen Rolandbearbeitung, sondern der zwischen Heimatliebe, Lokalpatriotismus und Vaterlandsliebe. Auf der einen Seite die Berliner in ihrer Einseitigkeit, auf der anderen der Kurfürstl. Repräsentant der anbrechenden neuen Zeit und dazwischen der Molner, das sühnende Opfer.

25. Nach dem Schluß der Sitzung geselliges Beisammensein im Rathauskeller.

---

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Montag, den 1. Mai 1905, abends 7 Uhr.

Besichtigung der II. Städtischen Handwerkerschule Andreas-Straße 1/2.

Nach Begrüßung der in der Aula der II. Handwerkerschule zahlreich erschienenen Mitglieder durch den ersten Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel, nahm der Direktor des städtischen Instituts Herr Direktor Tradt vor Antritt des Rundganges durch die Unterrichtsräume zu einer kurzen Erläuterung der Aufgaben und der Bedeutung der II. Handwerkerschule für die Ausbildung des gewerbe- und kunst-

gewerbetreibenden Handwerkerstandes das Wort und führte folgendes aus: Den jungen gewerbe- und kunstgewerbetreibenden Handwerkern, Lehrlingen und Gehilfen, ist Gelegenheit gegeben, vorzugsweise in ihren Freistunden, die ihrem jedesmaligen Beruf entsprechende zeichnerische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche und gewerblich-kaufmännische Ausbildung zu empfangen, welche zu der Praxis der Werkstatt als notwendige Ergänzung hinzutreten muß.

Die Unterrichtszeit fällt auf die Nachmittage und Abende der Wochentage und auf den Sonntag Vormittag.

Außerdem bestehen auch Tagesklassen mit vollem Tagesunterricht für Dekorationsmaler, Gürtler, Kunstschmiede, Innendekorateure und verwandte kunstgewerbliche Fächer und eine Tages-Vorklasse für Anfänger kunstgewerblicher und gewerblicher Berufsarten.

Auch für Damen ist im letzten Wintersemester ein Kursus für Keramik eingerichtet worden, welcher Unterricht im Zeichnen, im Entwerfen und im Ausführen keramischer Erzeugnisse bietet.

Für die Photographie und die photochemigraphischen Vervielfältigungsverfahren bestehen besondere Kurse, um, der Bedeutung dieser Fächer entsprechend, Hilfskräfte heranzubilden.

Die Wahl der Lehrgegenstände an denen sich der in die Schule Aufzunehmende beteiligen will, steht ihm frei, doch müssen die für den vorgeschrittenen Unterricht erforderlichen Vorkenntnisse nachgewiesen werden.

In der Regel befolgen die Schüler den ihnen von der Schulleitung erteilten Rat hinsichtlich der für das spezielle Fach derselben zu belegenden geeigneten Unterrichtsfächer, um eine lückenlose Ausbildung zu erreichen.

Vorbereitungskurse im Freihand- und geometrischen Zeichnen bahnen die Ausbildung an und je nachdem die Schüler dem Baugewerbe, der Maschinenindustrie oder auch dem Kunstgewerbe angehören, haben dieselben zur Unterstützung des aufsteigenden Unterrichts in den Fachklassen zunächst mit dem mathematischen Unterricht zu beginnen.

Hierauf spezialisiert sich die Ausbildung je nach Beruf. Diejenigen Gewerbe und Kunstgewerbe, welche mit der Architektur, der Innendekoration mit Ziergeräten und Ausstattungsgegenständen beschäftigt sind, haben neben dem Fachzeichnen pp. besonderen Wert auf das Freihandzeichnen nach Pflanzen, Ornamenten und figürlichen Gebilden, sowie auch auf das Modellieren und Aquarellieren nach vorbenannten Gegenständen und auf praktische Übungen in der Übungswerkstätte zu legen.

Bauhandwerker und solche Handwerker, welche sich in der Maschinenindustrie und in ähnlichen Betrieben betätigen oder solche, welche in elektrotechnischen Betrieben, im Apparatenbau oder als

Installateure arbeiten, oder solche, die mit Gas- Wasser- und Heizungs Installationen ihren Erwerb suchen und andere Handwerker, haben neben dem Fachzeichenunterricht Kenntnisse in der Mathematik, Physik, Mechanik, Elektrotechnik und in der Chemie nötig.

Für die chemigraphischen Kunstgewerbe und die Photographie, sowie auch für viele andere Zweige des Kunstgewerbes ist die Chemie geradezu unentbehrlich.

Für ca. 40 verschiedene Gewerbe sind besondere, von einander getrennte Fachzeichenkurse eingerichtet, in denen die Teilnehmer für ihren speziellen Beruf theoretisch ausgebildet werden derart, daß dieselben auch mit der Bearbeitung von Erzeugnissen ihres Berufs, denen sie augenblicklich in ihrer Werkstatt fern stehen, zeichnerisch und konstruierend beschäftigt werden.

Eine Reihe von Übungswerkstätten dienen der praktischen Ausbildung in besonders schwierigen Berufszweigen kunstgewerblicher Art etc., jedoch nicht zum Ersatz der Werkstattlehre, sondern ausschließlich der Ergänzung derselben.

Hilfsmaschinen für die verschiedenen Gewerbe finden im Unterricht direkt nur untergeordnete Verwendung, da neben der theoretischen Ausbildung an erster Stelle in den praktischen Übungen der Handfertigkeit Rechnung getragen wird. Die Kenntnis der Hilfsmaschinen und deren Verwendung wird in gelegentlich vorgenommenen Exkursionen nach Spezialbetrieben erworben.

Ganz besonderer Wert wird in allen Fachzeichenkursen auf die Kalkulation gelegt, und es finden deshalb in gewissen Zeitabschnitten Klassen-Kalkulationsübungen statt, um die jungen Handwerker mit dem Wesen der Kalkulation innig vertraut zu machen.

Besondere Kurse für die gewerblich kaufmännische Ausbildung gehen diesen Übungen voraus.

Für alle Teilnehmer am Fachunterricht sind die ergänzenden wissenschaftlichen und praktischen Fächer für eine abschließende Ausbildung unentbehrlich, da sie ein notwendiges Glied in der Kette der zusammenhängenden Funktionen zur Ausbildung eines Handwerkers oder Kunsthandwerkers heutiger Zeit bilden, und deshalb wird auch diesen ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Konstruktion und Ausstattung bezw. Fertigstellung der Erzeugnisse erfordern neben praktischen und zeichnerischen Fähigkeiten einen wissenschaftlichen Unterbau, um alle vorkommenden Arbeiten richtig verstehen und ausführen zu können. Es sind dafür nahezu für jeden vorwärtsstrebenden Handwerker oder Kunsthandwerker Kenntnisse in der Mathematik (Algebra, Geometrie), Physik, Chemie, Mechanik, in der gewerblichen Buchführung und in der Kalkulation unbedingt nötig.

Die jungen Handwerker und Kunsthandwerker, welche am Tage praktisch tätig sind, nehmen Jahre hindurch abends und Sonntags am Unterricht teil, um das gesteckte Ziel zu erreichen, welches sie befähigt, zunächst als ausübender tüchtiger und bevorzugter Handwerker und in aufsteigender Staffel als Vorarbeiter, Monteur, Betriebsleiter, Werkführer oder auch als selbständiger Meister mit Erfolg tätig zu sein. Mit Vorliebe werden auch tüchtige, so ausgebildete Schüler in Konstruktionsbureaus und in kunstgewerblichen und Architekturbureaus infolge erlangter Tüchtigkeit als technische oder kunstgewerbliche Zeichner pp. mit Erfolg beschäftigt.

Allen diesen Aufgaben dient der von der Stadt Berlin in der Andreasstraße 1/2 errichtete stattliche Neubau mit seinem weithin sichtbaren monumentalen Turm und der in vornehmer Ruhe wirkenden Fassade mit reichem Mittelrisalit und Giebeln, sowie mit seiner allen Anforderungen der heutigen Technik und Hygiene entsprechenden inneren Einrichtung der Klassen, Zeichen- und Malersäle, der Auditorien, Laboratorien, Ateliers und Übungswerkstätten.

Dasselbe hat das schlichte kleine Gemeindeschulhaus am Stralauer-Platz 24, welches zuvor verschiedenen Schulen Unterkunft gewährte und in dem vor ca. 12 1/2 Jahren am 16. Oktober 1892 die II. Handwerkerschule mit nur wenigen Kursen eröffnet wurde und die vielen Filialabteilungen in benachbarten Schulen verdrängt.

Dieser Monumentalbau gewährt nunmehr der gewaltig angewachsenen lernbegierigen Schülerzahl, die im letzten Winterhalbjahre 2928 betrug und jetzt im Sommer-Semester schon auf über 2000 gestiegen ist, Unterkunft, um in demselben die dem Handwerker und Kunsthandwerker unter heutigen Verhältnissen so unentbehrlich gewordene fachlich-theoretische, kunstgewerblich-praktische, wissenschaftliche und gewerblich-kaufmännische Ausbildung zu vermitteln.

Auf dem nun folgenden Rundgange durch das Schulhaus mit seinen den mannigfachsten Bedürfnissen angepaßten Unterrichtsräumen, Ateliers, Werkstätten, Laboratorien und Auditorien, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden suchen, konnte mit Rücksicht auf die nur geringe verfügbare Zeit, nur diesen, im Zusammenhang mit dem darin zu erteilenden Unterricht, Rechnung getragen werden.

Durch das reiche mit figuralem Schmuck ausgestattete Portal in der Andreasstraße betraten die zahlreich erschienenen Mitglieder der Brandenburgia das neue Heim der II. Handwerkerschule und begaben sich durch weite helle Korridore und auf breit angelegten Treppen nach dem I. Stockwerk zur Aula, die als Versammlungs- und Begrüßungsraum bestimmt war.

Diese liegt in der Mitte des Schulhauses und ist äußerlich durch das Mittelrisalit erkenntlich. Besondere Sorgfalt ist seitens des Bau-

künstlers auf ihre innere Ausstattung verwandt. Paneele, eine reiche Holzdecke und oberhalb der Wände reiche gemalte Kartuschen mit Sinnsprüchen, ferner ein reich gegliedertes, von Säulen getragenes Empore, welches die Verbindung des nördlichen und südlichen Flügels des Schulbaues im II. Stockwerk vermittelt, geben denselben einen wahrhaft gediegenen und von feinem künstlerischen Gefühl getragenen Charakter.

Durch die herabhängenden vielflammigen elektrischen Kronleuchter aus Bronze in vlämischem Renaissancestil erhält dieselbe einen harmonischen und sehr noblen Abschluß.

Von hieraus begaben sich die Mitglieder in 4 Gruppen geteilt nach der eingangs erwähnten Begrüßung durch den I. Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel und dem vom Direktor Tradt gegebenen kurz gefaßten Überblick über die Aufgaben der II. Handwerkerschule, nach den Unterrichtsräumen und Übungswerkstätten. Da ein genaues Eingehen auf die einzelnen Unterrichtsfächer an dieser Stelle unmöglich ist, so möge wenigstens hier betont werden, daß man beim Eintritt in die Unterrichtsräume, namentlich nach Wahrnehmung der Mannigfaltigkeit der Beschäftigung der jungen Handwerker in ihrem jeweiligen Spezialfache, den Eindruck gewinnt, als habe man nicht einen Schulsaal, sondern ein Zeichen- oder Konstruktionsbureau für gewerbliche, technische und kunstgewerbliche Arbeiten oder aber ein Atelier oder eine Werkstatt für Bildhauer, Modelleure, Maler, Ciseleure, Graveure, Metalltreiber, Kunstschmiede oder dergl. vor sich. Der Eindruck, den die verschiedenen Arbeiten in den Vorbereitungskursen, Freihand-, Zirkel- und Projektionszeichnen pp., in den wissenschaftlichen Kursen und besonders in den Fachklassen und Übungswerkstätten der verschiedensten Gewerbe durch die planmäßige Beschäftigung auf den Beschauer hervorruft, drängt zu der Überzeugung, daß die Unterrichtsmethode sich genau den Bedürfnissen des technischen und praktisch gewerblichen Lebens anschließt und daß jeder Vorbereitungs-, Fach- oder wissenschaftlichen Unterrichtsabteilung und jeder Übungswerkstätte ein bestimmtes Programm zu Grunde liegt. Die Lehrer nehmen in ihren Unterrichtsabteilungen gewissermaßen die Stellung des leitenden Ingenieurs, Architekten, Künstlers oder Meisters ein und geben den Schülern gleich ihnen unterstellten Zeichnern pp. je nach dem Grad ihres vorgeschrittenen Könnens solche Arbeiten, die sich mit dem im praktischen Gewerbsleben vorkommenden genau decken.

Die in den Unterrichtsabteilungen gesehenen Arbeiten, Zeichnungen und ausgeführte Gegenstände geben den besten Beweis von der Leistungsfähigkeit der II. Handwerkerschule.

Von der Aula traten die Mitglieder unter Führung des Direktor Tradt und der Lehrer Rehlender, Zabel und Steirowicz den Rundgang durch die Schule an.

Im Kellergeschoß sind die Werkstätten für die praktischen Übungen für Kunstschmiede, Ciseleure, Graveure, für Treibarbeiten der Kupferschmiede, Klempner, Gold- und Silberschmiede pp.; für Zahntechniker, Steindrucker, für die Druckverfahren der chemigraphischen Fächer, für Keramiker, für Kunstformerei und Gipsgießerei etc. auf Grund bester Erfahrungen in der Praxis eingerichtet.

Dem wahren Charakter des Kunstgewerbes entsprechend, wo der künstlerisch auszuführenden Handarbeit besonders Rechnung getragen werden muß, ist von maschinellen Einrichtungen in größerem Umfange Abstand genommen, da ja der Maschinenbetrieb der Massenfabrikation dient und erfahrungsgemäß an den Maschinen oft Arbeitskräfte verwendet werden, die ein eigentliches Handwerk nicht erlernt haben. In der künstlerisch durchgebildeten Handarbeit, die sich nicht an Schablonen bindet, liegt die Kraft des modernen Kunsthandwerks, in der schablonenmäßigen Massenfabrikation die des Maschinenbetriebes und der Großindustrie.

Die 8 Schmiedefeuer in der Kunstschmiede werden durch einen elektrisch angetriebenen Ventilator angeblasen. Zum Schmieden dienen 8 große Ambosse, für sonstige Arbeiten Werktische mit Zubehör in hinreichender Anzahl. Die übrigen Werkstätten sind mit den dem jeweiligen Fach angepaßten Spezialeinrichtungen und Werkzeugen versehen.

Im Erdgeschoß befinden sich die Verwaltungsräume und die Bibliothek mit Lesezimmer für Schüler und Lehrer.

Zeichensäle und wissenschaftliche Klassen sind im ganzen Hause durch die vier Stockwerke verteilt, die Modelliersäle mit Nebenräumen sind im Erdgeschoß untergebracht. Dem Aktmodelliersaal im Erdgeschoß und dem Aktzeichensaal im I. Stockwerk, ist besondere Sorgfalt zugegewendet. Die Arbeitsplätze sind amphitheatralisch und im Grundriß elliptisch angeordnet. Die Beleuchtung ist den schwierigen Verhältnissen eines Aktsaales angepaßt.

Den Unterrichtsräumen für Chemie im I. Stockwerk und für Physik im II. Stockwerk ist mit Rücksicht auf die ungeheuren Fortschritte auf diesen Gebieten und den einschlägigen Fächern, wie der Elektrotechnik, der Elektrochemie etc. hinsichtlich der Einrichtung ihrer Unterrichtsräume besonderes Interesse zugewendet. Amphitheatralisch aufsteigende Bankreihen in den Auditorien machen es dem Schüler bequem, dem Vortrage und den Demonstrationen des Dozenten zu folgen, ebenso die übrigen Einrichtungen für den Unterricht.

Die Vorbereitungs- und Apparatenräume schließen sich dem Auditorium an, desgl. auch die Laboratorien. Das Laboratorium für Chemie bietet einer größeren Zahl von Praktikanten Gelegenheit für Übungen in der analytischen Chemie etc., desgl. auch für Elektrotechniker, für Meßversuche.

Von diesen Einrichtungen mag nur noch erwähnt werden, daß eine elektrische Umformungsanlage und eine Akkumulatorenbatterie vorhanden ist, um für die Experimente die erforderlichen Spannungen herstellen zu können.

Jeder Arbeitstisch ist mit Gas, Wasser, Preßluft und elektrischem Strom in drei Spannungsabstufungen, 15, 65 und 220 Volt versehen. Digestorien mit allen erforderlichen Einrichtungen fehlen nicht. Im dritten Stockwerk sind die Malersäle und auch Zeichensäle mit Oberlicht vorhanden. Die Dekorations-, Holz- und Marmor-Maler, wie auch diejenigen, welche sich mit dem Malen nach der Natur und nach gestellten Stillleben beschäftigen, sind mit Einrichtungen bedacht, welche den notwendig zu stellenden Anforderungen entsprechen.

Der Photographie und dem photochemischen Vervielfältigungsverfahren dienen ein photographisches Atelier und ein darüber befindliches Freilicht-Atelier, mit Laboratorien und zugehörigen Nebenräumen, wie Dunkelkammer etc.

Eine neue Art Zeichentisch (Multiplex), welcher den alten Systemen gegenüber wesentliche Vorteile für den Schulbetrieb und für den Schüler bietet, fand Verwendung; ebenso die elektrische Bogenlicht-Beleuchtung mit Elsterschen Lamellenreflektoren, die die Möglichkeit gewähren, neben anderen besonders in's Auge fallenden Vorzügen, bei Tage angefangene farbige Malereien ohne Beeinträchtigung der Farbenwirkung bei künstlicher Beleuchtung fortzusetzen.

Gegen 100 Bogenlampen und annähernd 600 Glühlampen sind erforderlich, die gesamten 46 Unterrichtsräume und außerdem die Verwaltungsräume, Korridore, Treppen etc. zu beleuchten.

Eine Niederdruck-Wasserheizung dient zur Erheizung sämtlicher Räume und ein großer elektrisch angetriebener Blackmann'scher Ventilator zur Zuführung vorgewärmter frischer Luft in die Unterrichtsräume pp.

Das gerade heut von der Bauverwaltung dem Magistrat übergebene, von Herrn Baurat Hoffmann projektierte imposante Schulhaus der II. Handwerkerschule mit seinen in gediegener Einfachheit ausgestatteten schönen und luftigen Räumen, mit ihren mustergiltigen Einrichtungen, die den vielseitigen Berufsbedürfnissen des an Spezialfächern reichen Handwerker- und Kunstgewerbe-Standes angepaßt sind und den gewonnenen Einblick in die verschiedenen Unterrichtsabteilungen, die mit ihren Arbeiten, Fachmännern und auch Laien, sehr viel des Interessanten, Nützlichen und Lehrreichen boten, wurden im einzelnen und mit gebührender Bewunderung betrachtet. Nachdem Herr Geheimrat Friedel den Gefühlen des Dankes für das Gesehene, für die musterhaften Einrichtungen, für den ebenso umsichtigen wie liebenswürdigen Dirigenten und das Lehrerkollegium zum Schluß Ausdruck gegeben, vereinigten sich die Mitglieder zum

Meinungsaustausch über die gewonnenen Eindrücke in zwanglosem Zusammensein in der der II. Handwerkerschule nahegelegenen Alhambra, Andreasstrasse 6, einer Wirtschaft, die geschickt in mehre Bögen der Stadtbahn eingebaut ist.

---

5. (4. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Sonntag, den 14. Mai 1905.

Wanderfahrt nach Küstrin und Tamsel.

Vom Schlesischen Bahnhof fuhren wir um $9.^{31}$ vorm. mit dem D-Zug ab; unterwegs verteilte Herr Geh. R. Friedel eine Druckschrift, welche Herr Major z. D. Noël für die Wanderfahrt zusammengestellt hatte, und welche die wichtigsten Angaben aus der Geschichte Küstrins enthält. Wir stiegen in Küstrin-Altstadt aus, wo wir um $10.^{50}$ Uhr angekommen waren, und wanderten über die Oderbrücke nach der Stadt. Auf der Brücke machten wir einen Augenblick halt, und hier gab Herr Mittelschullehrer Schimming die nötige Auskunft über die Lage der wichtigsten Örtlichkeiten. Rechter Hand heben sich die Mauern der Bastionen Kronprinz und Brandenburg aus dem Wasser heraus, ihre roten Wände und die grünen Kronen spiegeln sich in dem Wasser der Oder. Zwischen ihnen steht das Schloß, dessen frisch geputzte Front in heller Farbe herüber leuchtete.

Hinter der Brücke schließen sich links und rechts die Wälle eng zusammen und bilden das Berliner Tor. Wie es immer bei den Festungswerken ist, so entstehen hier eine Anzahl Winkel und Ecken nebst hohen Wänden, zwischen denen breite Wassergräben liegen.

Kurz hinter dem Tor biegt man rechts ein zu dem Renneplatz. Auf seiner Langseite steht das Schloß und vor dessen Portal das Denkmal des Kurfürsten Johann. Durch das Portal erblickt man auf dem Schloßhof das Standbild des jugendlichen Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Beide Denkmäler sind am 24. Oktober 1903 in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers enthüllt worden.

Der Markgraf Johann war von 1535—1571 Landesfürst der Neumark. Er war ein sehr ökonomischer Regent, der einen großen Schatz hinterlassen hat.

Bevor wir den Schloßhof betraten, wandten wir uns zur rechten Ecke des Platzes und passierten hier den Torweg des Artillerie-Depots. Hinter ihm steht ein langer Schuppen, an dessen Giebel sich der Eingang befindet. Dieser Eingang ist mit einem stattlichen Portal geschmückt,

das viel Zierrat aller Art besitzt, z. B. mehrere größere und kleinere Reliefs, von denen zwei sehr ausgeprägte Köpfe von Männern vorstellen.

Über dem Portal endlich sind zwei große Wappen angebracht mit sehr sauberer Durchführung bis in die kleinsten Details. Das eine ist ein braunschweigisches Wappen, da die Gemahlin des Markgrafen, Katharina, eine Tochter des Herzogs von Braunschweig war. Sie war ebenso wirtschaftlich und sparsam wie ihr Gemahl. Der Markgraf brauchte für seine Arbeiten an den Festungswerken eine große Menge Menschen. Diese lohnte er nun mit Münzen, die minderwertig waren und besonders für den Zweck geprägt wurden. Die Arbeiter aber mußten ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den Vorräten der Markgräfin kaufen, die in den Häusern am Renneplatz aufgespeichert waren. Jene Häuser heißen daher heute noch die Speckhäuser. Der Kurfürst war auch ein frommer Mann und liebte als solcher die Sinnsprüche, die die Gedanken über das Irdische hinaus erheben. Am Sockel seines Denkmales ist einer seiner Sinnsprüche angebracht er lautet: In silentio et spe fortitudo mea.

Auf dem Schloßhof, der verhältnismäßig klein ist, stehen eine Anzahl Türme, angelehnt an die Wände des Gebäudes, in ihnen befinden sich die Treppen, die zu den Korridoren in die Höfe führen. Zwei von den Eingängen sind mit prächtigen Portalen geschmückt, und der dritte soll sein Portal wieder erhalten, das augenblicklich in Frankfurt a. O. aufgestellt ist. Das eine dieser Portale trägt über der Tür zwei Bibelsprüche und das andere ist mit Zierart in Stil der Renaissance ausgeschmückt. An der einen Wand ist ein Relief mit dem Bildnis Conrad von Burgstorffs eingefügt, der 1641 Ober-Kommandant aller Festungen in der Mark war. Die Erinnerungstafel ist von der Familie gestiftet worden.

Das Schloß dient gegenwärtig als Kaserne des 48. Regimentes. Wir kletterten die enge Stiege in einem der Türme in die Höhe und wanderten die schmalen Korridore entlang, die sich an der Hofseite befinden. An den Wänden standen die Gewehre in den Stützen und hingen Bilder und Tafeln in großer Zahl, denn die Gedenktage des Regiments sind zahlreich. Eine stattliche Tafel verkündet, daß eine Kompagnie schon zum dritten Mal die Schießauszeichnung erhalten hat.

In dem oberen Stockwerk liegen die Zimmer, die dem Kronprinzen Friedrich als Gefängnis dienten, und zwar an der Südecke des Schloßes. Die Aussicht von den Fenstern geht auf die Oder. Es waren für den Gefangenen zwei Zimmer eingerichtet worden, das Eckzimmer und das Turmzimmer, im welchem sich der Eingang befand. Das größere Eckzimmer ist zu einem hübschen Museum ausgestaltet worden. In der Mitte steht ein großer Tisch, auf welchem Photographien und Zeichnungen ausgelegt waren, die sich auf Merkwürdigkeiten der Küstriner Ver-

gangenheit beziehen, deren Originale im Privatbesitz oder im Hohenzollern-Museum aufbewahrt werden: z. B. die Photographie des Schwertes, mit dem Katte hingerichtet worden ist. An der Außenwand steht ein einfacher plumper Holztisch, der von dem Dammeister in Ötscher geschenkt worden ist. Er hat sich in der Familie erhalten, und ist derselbe Tisch, an welchem Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf die Nacht zugebracht hat. Auf ihm liegen Kugeln und Teile von Waffen und Ausrüstungsstücken, die von den Bauern auf dem Schlachtfelde von Zorndorf gefunden und hierher gestiftet worden sind. Auf einem Tisch unter Glas befinden sich zwei Schriftstücke mit dem F des Königs und an den Wänden hängen zahlreiche Bilder in Schwarz und in Farben, welche Scenen aus dem Leben des großen Königs darstellen, unter anderen auch das Flötenkonzert, ein Geschenk des Kultusministeriums. Die Waffen, welche die Wände schmücken, stammen aus dem Zeughause. In dem Turmzimmer steht das Geschenk des Kaisers, eine Herme, die den jugendlichen Gefangenen vorstellt, in der Uniform, die er als Gefangener tragen mußte, und ihm gegenüber eine Viktoria, eine Überweisung des Zeughauses.

In der dicken Wand zwischen den beiden Zimmern endlich hängt eine Kopie des jüngsten Gemäldes von Röchling: Friedrich der Große mit der Fahne in der Schlacht bei Zorndorf. Das Original dieser schwarzweißen Wiedergabe befindet sich auf der diesjährigen Kunstausstellung.

In dem Eckzimmer ergriff nun Herr Major Noël das Wort und gab die wichtigsten Daten aus der Zeit der Gefangenschaft des Kronprinzen. Der strenge Arrest währte vom 4. September bis zum 19. November 1730. Vor der Tür stand ein Doppelposten und ein zweiter Posten auf der Treppe, außerdem mußten die Kapitäne Graurock und von Rothenburg Tag und Nacht Wache halten. Die Tür zu dem Turmzimmer durfte nur dreimal am Tage geöffnet werden, und für die tägliche Beköstigung waren dem Gefangenen 10 Groschen ausgesetzt. Zum Lesen waren ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Joh. Arndts Wahres Christentum gegeben. Am 6. November fand die Hinrichtung des Leutnants Katte statt. Der König hatte ausdrücklich befohlen, daß ein Platz gewählt werden solle, „so daß der Kronprinz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann." Katte wurde unter dem Eckfenster vorübergeführt, und der Kronprinz rief ihm zu: „Ich bitte Sie um Verzeihung, mein lieber Katte". Vor dem Fenster stand zu jener Zeit noch ein Turm der Befestigung, der Weißkopf, der jetzt niedergerissen ist; er enthielt in seinem Kellergeschoß ein Gefängnis und stand durch einen verdeckten Gang mit dem Schloß in Verbindung.

Die beiden Zimmer haben verschiedene Schicksale gehabt; sie waren nacheinander Mannschaftsstube, Lazarett und Kasinoraum; bis zum Jahre 1897 diente nur das Turmzimmer zum Museum, seit der

Zeit ist auf Befehl Seiner Majestät das historische Eckzimmer dazugekommen.

Herr Major Noël berichtete daneben noch von einigen anderen Sehenswürdigkeiten Küstrins, unter anderen von dem Sarge des Gouverneurs Hildebrand von Kracht (1612), den man bei fortifikatorischen Arbeiten aufgefunden und dann wieder eingemauert hat.

Angesichts dieser ehrwürdigen Schätze sprach der I. Vorsitzenden Herr Geheimrat Friedel dem Herrn Major den Dank aus für die erläuternde Schrift und für die Führung im Museum und hob seine Verdienste hervor um das Zustandekommen des Museums, das jeden Vaterlandsfreund mit Befriedigung erfüllen muß.

Nach der Besichtigung des Schlosses begaben wir uns zur Marienkirche. Ihr Inneres ist dadurch ausgezeichnet, daß der Altar und die Kanzel auf einem hohen Treppensatz stehen, wodurch das Schiff ein sehr eigenartiges Aussehen erhält. Unter diesem Aufbau befindet sich nämlich die Gruft. Sie besteht aus einem schmalen Zugang und dem eigentlichen Gewölbe; letzteres ist nur gerade so groß, daß die beiden Särge und ein halbes Dutzend Menschen darin Platz haben. In den Särgen ruhen die Gebeine des Markgrafen Johann und seiner Gemahlin. Eine Tafel an der Wand gibt Auskunft hierüber. In dem Vorraum stehen zu beiden Seiten des Ganges noch je ein Sarg.

Nach dem Besuch der Marienkirche wanderten wir durch einige Straßen zu dem östlichen Rande der Festung und bestiegen hier den höchsten Punkt der Wälle, den Hohen Kavalier. Er trägt eine ausgedehnte Plattform mit einer Orientierungstafel, so daß man die hervorragendsten Punkte der Umgebung leicht auffinden kann. Außerdem gab auch Herr Schimming hier wieder in liebenswürdigster Weise die weitgehendste Auskunft. Nach Süden blickt man in das Odertal hinein und erkennt leicht an dem schroffen Abhang die Spitze von Reitwein; das gegenüberliegende Ufer, der Westrand des Sternberger Horstes, hat eine bedeutend flachere Böschung. Nach Westen blickt man hinab auf die Straßen und Häuser der Stadt, und die Aussicht auf das dahinterliegende Oderbruch wird durch die Gebäude etwas eingeschränkt. Ähnlich beengt ist die Fernsicht nach Norden hin; hier sind die hohen Gebäude und die Fabrikschornsteine von Küstrin-Neustadt, welche die Aussicht versperren; doch tritt dahinter der südliche Zipfel der Neumärkischen Hochfläche so nahe an die Stadt heran, daß der bewaldete Rand sich über die Gebäude heraushebt. Nach Osten endlich dehnt sich das Wartebruch aus, da auch hier der begleitende Höhenrand des Sternberger Horstes weit zurücktritt, so macht seine Böschung einen sehr unscheinbaren Eindruck. Merkwürdiger aber ist noch der Blick auf die allernächste Umgebung; er läßt die Bedeutung des Platzes als Sumpf- und Wasserburg schätzen; überall in dem grünen Wiesenteppich blitzen

nämlich schmale oder breite Wasserflächen auf; sie lassen ahnen, daß bei Hochwasser die ganze Fläche eine weite Wasserwüste sein wird.

Der nächste Punkt des Programms war der Marsch zum Bahnhof Küstrin-Neustadt, der Weg führt zum Zorndorfer Tor hinaus und geht auf einem hohen Damm über die lange Wartebrücke in die sogenannte Kurze Vorstadt.

Auf dem Bahnhof hatten wir noch etwas Zeit und fuhren um 2 Uhr weiter nach Tamsel. Nach einer kurzen Promenade erreichten wir den Gasthof von Urban, wo die Tafeln schon hergerichtet waren.

Während der Tafel brachte Herr Bürgermeister Securius aus Küstrin den Toast auf Seine Majestät aus, der in drei kräftigen Hochs endete. Darauf ergriff der Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel das Wort und dankte den Herrn für die freundliche Unterstützung. Seine Worte klangen aus in drei Hurras für die alte Residenzstadt Küstrin. Den Damentoast, und zwar in gebundener Rede und in besonders schön empfundener Weise, brachte Herr Schimming aus. Zum Schluß der Tafel gab Herr Rektor Thur einige Daten aus der Geschichte von Tamsel, insbesondere über die Epoche, die mit dem Aufenthalt Friedrichs des Großen in Küstrin verknüpft ist. Friedrich der Große hatte wahrscheinlich auf seinen Informationsreisen die Schloßherrin von Tamsel, Frau von Wreech, kennen gelernt und hat auch mehrere Briefe mit ihr gewechselt, die erhalten sind. Aus den Schriftstücken geht hervor, daß beide Korrespondenten die Situation richtig erfaßt hatten und nichts weiter erstrebten, als sich in heiterer und gefälliger Weise die Zeit zu verkürzen.

Nach Tisch brach nun die Gesellschaft auf, um das Schloß und die Kirche zu besichtigen. Der Schloßherr, Graf von Schwerin, hatte in entgegenkommenster Weise die nötigen Anordnungen für die Dienerschaft gegeben. Gleich hinter dem Parktor in der Nähe des Schlosses befindet sich ein stilles Plätzchen mit Tisch und Bänken, hinter welchen die Büste des Prinzen Heinrich in Bronze und die des Großen Kurfürsten in Marmor stehen. In der Nähe dieser Gruppe befindet sich dann noch die Bronzebüste der Frau von Wreech.

Das Schloß ist ein Putzbau, die Front blickt auf einen weiten Rasenplatz, der im Hintergrunde von Bäumen abgeschlossen wird, vor denen auf hohem Postament die vergoldete Statue der Siegesgöttin von Rauch steht. Die Vorderfront des Schlosses ist geziert mit einer Säulenhalle, über welcher sich in Höhe des ersten Stockes ein Balkon ausbreitet. Die Hinterfront hat zwei kurze Flügel, zwischen denen ein geschützter Platz mit Tischen und Bänken eingefügt ist. Das Gebäude hat 13 Fenster Front und besitzt über dem Erdgeschoß einen Oberstock und ein niedriges Dachgeschoß.

Von der Säulenhalle tritt man in einen geräumigen Flur, von dem links und rechts die Treppen zum Oberstock in die Höhe führen. Rechter

Hand liegt die Bibliothek und linker Hand das Empfangzimmer. Dieses ist mit sehr schönen Porzellangefäßen ausgestattet; alle mit blauer und weißer Bemalung. Im Oberstock befinden sich die Wohnzimmer. Das erste Zimmer linker Hand, der Salon, ist mit zahlreichen Bildern ausgestattet. Hier hängen z. B. ein Porträt des berühmten Generals Hans Adam von Schöning und seiner Gemahlin, sodann das Porträt des bei Prag gefallenen Grafen von Schwerin und endlich zwei Bilder der Frau Eleonore Luise von Wreech An dieses Zimmer schließen sich dann das Speisezimmer und die übrigen Gebrauchsräume. In allen Räumen herrscht eine schlichte, gediegene Ausstattung, die von der Pietät zeugt, mit der in unseren märkischen Adelsfamilien das Hausgerät konserviert wird.

Tamsel befand sich seit 1640 im Besitz der Familie von Schöning; im Jahre 1664 trat Hans Adam von Schöning den Besitz an, er war es, der die brandenburgischen Truppen nach Ungarn führte und mit ihnen 1686 Ofen stürmte; auf ihn folgte sein Sohn und nach seinem Tode 1713 dessen Tochter Eleonore Luise, welche den Obersten von Wreech heiratete, als sie 14 Jahre alt war. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne und eine Tochter, nach dem Tode der Söhne erbte die Tochter die Güter; sie war in erster Ehe vermählt mit einem Grafen Dönhoff. Der männliche Zweig der Dönhoffs starb aber schon in der zweiten Generation aus, und so gingen die Güter an die einzige Tochter Rosalie Ulrike über, welche sich im Jahre 1816 mit dem Reichsgrafen Schwerin-Wolfshagen vermählte.

Hinter dem Schloß steht die Kirche; sie besitzt neben dem Schiff einen kleinen seitlichen Anbau, in welchem einige Kunstwerke und Altertümer aufgestellt sind. An der einen Wand stehen die Standbilder des Vaters und der Mutter der Frau von Wreech, an der anderen die Büsten der Großeltern und an der dritten endlich sind Fahnen und Wappen aufgehängt.

Darauf wanderte die Gesellschaft durch den Park zurück zum Gasthof. Der Weg führte vorüber an der Rauchschen Viktoria. Den hohen Stein mit dem vergoldetem Standbild hat Graf Hermann von Schwerin errichtet und zwar ist er am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung des Großen Königs, nämlich am 31. Mai 1840, eingeweiht worden. An den vier Seiten des Sockels sind Bildwerke und Inschriften angebracht, welche sich auf die Taten des Königs beziehen.

Nachdem im Gasthof der Kaffee eingenommen worden war, begab sich die Gesellschaft zum Bahnhof zurück; hier verabschiedeten wir uns von unseren liebenswürdigen Küstriner Führern und fuhren um 7,30 Uhr nach Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Irrlichter und Aufhocker. Es ist nicht selten, daß in derselben Gegend, wo das Volk Irrlichter, Lüchtermännchen u. dergl. sieht, auch die Aufhocker, meist (aber nicht immer) weibliche, hausen. Beliebt sind Brücken, wo die alte Frau ächzend und wimmernd mit der schweren Kiepe steht und den Wanderer bittet, ihr die schwere Last auf den Rücken zu helfen. Kaum hat er sich gutmütig gebückt, um dies zu tun, so sitzt ihm die Alte schon auf der Schulter, schnürt ihm mit den Knochenhänden die Gurgel zu bis er sich in Bewegung setzt und die immer schwerer werdende Aufhockerin mühsam fortschleppt. Schon will er der Last erliegen, da schwindet beim Anblick der Kirche oder beim Kreuzweg der nächtliche Unhold, und der fast zu Tode Geängstigte ist befreit. Ein Seitenstück zum nächtlichen Alb, der den Schlafenden nicht minder entsetzlich peinigt.

Von einem männlichen Aufhocker erfuhren bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museumz am 25. September 1904 in der Gegend des ansehnlichen Ritterguts Steinhöfel im Lebuser Kreise. Bei der südöstlich des Dorfes liegenden Hohen Brücke spukt es. Überhaupt ist die östliche Nachbarschaft verrufen; auf dem Wege nach Demnitz zu liegt das unheimliche Teufelsbruch. Früher zogen sich zwischen dem waldigen Hochplateau tiefe finstere Schluchten hin, welche mit Wasser ausgefüllt waren. Über eine derselben führte die Hohe Brücke, welche eigentlich gar keine hohe mehr genannt werden kann, seit dem sie mit der neuen Chaussee in in einer Ebene liegt. Der Wald hat dem Ackerbau fast überall hier Platz gemacht und das Wasser ist so gut wie verschwunden, wenigstens war diesmal, allerdings nach langer Dürre, der Wasserlauf unter der Brücke völlig versiegt. 1892 wurde die alte hölzerne durch eine eiserne Brücke ersetzt, an welcher links vom Dorf aus eine gußeiserne Platte mit folgender Inschrift angebracht ist:

„Unebner Weg ward hier zum graden,
Nicht Irrlicht und nicht Spukgesicht
Soll'n Wandrer Dir mehr schaden.
Hohe Brücke. Renoviert 1892."

Es ist interessant, daß sogar die Person des Aufhockers, der an der Hohen Brücke sein Unwesen trieb, bekannt ist. Die Sache hängt mit einer Gewalttat zusammen, welche einer der Gutsherren begangen. Es ist der Oberstleutnant Balthasar Dietloff von Wulffen, geboren 1669 und in der mittelalterlichen aus Feldsteinen erbauten Steinhöfeler Kirche 1726 beerdigt, wo ein mit Waffen reich geschmücktes Epitaphium an der linken Wand das farbige Brustbild des Kriegsmannes aufweist.

Nach Theodor Fontane: Das Oderland, S. 159, war Wulffen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Er unterhielt große, eingefriedigte Waldstrecken, in denen Wild gehegt wurde. Im Dorf aber lebte ein alter Schäfer, der ein ebenso leidenschaftlicher Sackpfeifer wie sein Herr ein Nimrod war.

Er blies, wenn der Wulffen auf die Jagd ritt und machte dadurch die Hirsche aufmerksam. Schon oft war ihm das verboten worden, als er es dennoch immer wieder tat, schoß ihn Wulffen im Zorn tot. Die Gerichte, d. h. König Friedrich Wilhelm I, verurteilte Wulffen zum Verlust seiner Güter, nur Steinhöfel verblieb ihm. (Ob dies geschichtlich, vermag ich nicht zu sagen.)

Nach einer weiteren Überlieferung hatte die Seele des Dudelsackspielers keine Ruhe und spukte bei der Brücke herum. Dort hockte er den Vorübergehenden auf und ließ sich eine Strecke Weges von ihnen schleppen. Jetzt muß der Spuk nach der Inschriftstafel wohl gebannt sein.

Auch von Irrlichtern scheint nichts in der, wie gesagt, auffallend wasserarm gewordenen Gegend mehr zu verlauten. Auf die Anschauungen bezüglich dieser rätselvollen Erscheinungen beziehen sich die Mitteilungen in der Brandenburgia u. a. XII. 404 und XIII. 163.

Unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle macht mich anläßlich dieser Mitteilung noch darauf aufmerksam, daß auch in der Spandauer Stadtforst gegenüber Heiligensee, unweit des verrufenen Teufelssees ein Aufhocker sein Wesen treibt. Angeblich ist das gleiche der Fall bei der Dicken Marie, so heißt die vereinzelt stehende, kurzstämmige Eiche unweit der Humboldt-Gräber in Tegel, nahe dem Fenn, welches sich zum Großen Malchsee hinzieht. Hier soll es ein Weibsbild sein. Ernst Friedel.

Aus Basdorf, Kreis Nieder-Barnim.

1. Der Sage nach führte ein unterirdischer Gang vom Dorf aus zum Rahmer See.

2. Die „wüsten Höfe" werden Ländereien zwischen einigen Gehöften genannt. Dort sollen vor dem großen Brande noch mehrere Bauerngehöfte gelegen haben, die dann nicht wieder aufgebaut wurden. Das Schulhaus steht auf einem solchen wüsten Hof, und im Schulgarten, dicht an der Dorfstraße hat man vor 20 Jahren einen mit Feldsteinen ausgemauerten verschütteten Brunnen aufgedeckt.

3. Eine Viertelstunde östlich vom Dorf liegt südlich vom Bernauer Wege auf einer Anhöhe mitten im Felde ein scharf hervortretender Hügel, der von weitem wie ein Hünengrab aussieht; es ist der Rest einer 1850 eingerichteten kleinen Ziegelei, welche etwa 30 Jahre lang im Betrieb war und für den Bau verschiedener Häuser in Basdorf die Steine lieferte. Auch die Kirchhofsmauer besteht aus Steinen, die dort gebrannt worden waren. Ebenso wurden Basdorfer Steine beim Bau des jetzigen Schulhauses verwandt.

4. Der Weg von Schönow nach Basdorf heißt der Püttweg, weil an ihm früher die Teerschwelerei Pütten lag. Als sie einging, baute man dort eine Försterei auf. Diese Försterei Pütten wurde dann an das Westufer des Gorinsees verlegt. Otto Monke.

Franzosengräber in und bei Zehdenick, Kreis Templin.

1. Auf dem Friedhof des 1250 gegründeten und 1638 von den Schweden teilweise zerstörten Cistercienser-Nonnenklosters, des jetzigen Zehdenicker Stiftes, wird eine Stelle als „Franzosengrab" bezeichnet. Ein Hügel ist nicht mehr zu erkennen; auch fehlen andere Merkzeichen. Doch geht die

Sage, daß hier mehrere, 1806 im Kampf gefallene Franzosen begraben worden seien. Die Bürger von Zehdenick „wollten sie nicht haben", d. h. nicht auf dem städtischen Kirchhofe begraben lassen (so erzählte mir eine Stiftsdame), da gewährte ihnen die Oberin des Stiftes die Ruhestätte.

2. Im Walde zwischen Zehdenick und Vogelsang soll ein Stein stehen, welcher als einzige Inschrift die Jahreszahl 1806 trägt. Hier sollen ebenfalls im Kampfe gefallene Franzosen und Preußen begraben liegen.

3. Am Wege, der von Zehdenick nach Gransee führt, stehen westlich von Badingen drei mächtige Linden, weithin sichtbar, hart an der Chaussee. Sie sollen die Stelle bezeichnen, an welcher Franzosen, die im Kampfe gefallen waren, begraben wurden. Man sagt auch, hier liegen drei französische Offiziere begraben; auf jedes Grab habe man eine Linde gepflanzt.

Die Linden stehen zwischen den von der Granseer Grenze zählenden Kilometersteinen 1,2 und 1,3 in einer Reihe in Abständen von je 5 Schritten; die größte hat in 1½ m Höhe einen derartigen Umfang, daß zwei Männer sie nicht umspannen können. Die Verästelung erfolgt in etwa 2 m Höhe.

Berlin, den 22. März 1903. Otto Monke.

Edles Vogelwild in der Mark (Spielhahn, Fasan, Trappe, Wildgänse, Rebhuhn). Bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 2. Oktober 1904 wurden wir in der Gegend zwischen Treuenbrietzen und Jüterbog auf der Fahrt von Kemnitz, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, nach Bardenitz, als wir nach dem zwei Kilometer südlich Niebelhorst mitten in den Bardenitzer feuchten Wiesen belegenen wendischen Burgwall Nachmittags zwischen 4 und 5 entlangfuhren, durch eine Menge interessanten jagdbaren Wildes erfreut. Zunächst begrüßte uns eine Schaar Trappen (Otis tarda L.), über deren häufiges Vorkommen bei Treuenbrietzen uns erst kürzlich unser liebenswürdiger Führer bei dieser Fahrt, Postrat Steinhardt, berichtet hat. Weiter westlich nach dem Zahrt zu, einem feuchten Buschwald, wimmelt es geradezu von Fasanen, die in dieser Zeit viel Schaden auf den Feldern anrichten, z. B. die jungen Mohrrüben ausziehen und verspeisen. Über unseren Häuptern zog hoch in den Lüften mit Geschrei ein gewaltiger Schwarm, weit über hundert, wilde Gänse, anscheinend Saatgänse (Anser segetum Gmel.), kleiner als die Graugans (Anser cinereus), in einem offenen Dreieck dessen hintere Seite offen und dessen eine Seite bedeutend länger als die andere war, geführt von einem besonders kräftigen Gänserich (plattd. Gänter). Mehre starke Völker Rebhühner (Perdix cinerea Briss.) liefen geschäftig über den Sturzacker, meist alte Tiere, ziemlich sorglos, wohl wissend, daß ihnen zur Zeit nicht mehr nachgestellt wird.

Unsere besondere Aufmerksamkeit und Freude erregten aber die zahlreichen Birkhühner (Tetrao tetrix L.) — ich persönlich habe mindestens 50 Stück gesehen — welche ebenfalls ziemlich dreist umherschweiften über dem wiesigen, mit „Warften" (kleinen mit Weiden bestandenen Hügelchen, hier „Hüllen" genannt) übersäten weiten flachen Gelände. Wenn man weiß, mit welcher Wichtigkeit in Ober-Bayern und Tirol dem Touristen die seltenen Spielhähne gezeigt werden, so kann man wirklich auch diese ausgezeichnet schönen Tiere unserer heimischen Avifauna stolz sein. Die Hähne, welche

sich durch die schönen geschwungenen, als Hutschmuck viel begehrten Schwanzfedern schon auf weithin kenntlich machten, heißen auch Brummhähne, die Birkhenne auch Kurre. Sonst ist mir in der Mark das Spielwild bekannt aus der Warthe- und Havelgegend. Zwischen Tegel und Oranienburg ist es nicht selten. U. M. Dr. med. Carl Bolle hat ab und zu Spielwild auf seiner Insel Scharfenberg im Tegeler See erlegt.

Ernst Friedel.

Am Stechlin-See, Kreis Ruppin. Am Nordwestufer liegt ein Sumpf; dort ist einst — vor 40, 50 Jahren — ein Kind aus Bärenbusch versunken. „Die Mücken haben es totgestochen und die Ameisen aufgefressen." Nach einigen Tagen fand man die stark benagte Leiche im Sumpf. So erzählte mir ein Fischer am Ufer in der Nähe von Neu-Globsow. Otto Monke.

Woltersdorf bei Menz, Kreis Ruppin. Vor der Kirche steht ein mächtiger Lindenbaumstumpf, dessen Umfang $7^1/_4$ m beträgt. Die Bauern haben den prächtigen Baum im vorigen Jahre, als der Pastor verreist war, in $2^1/_2$ m Höhe gekröpft, und nun ist es fraglich, ob der Baum diese Schandtat überstehen wird; jedenfalls hatte er gestern noch kein Blatt.

Trotzdem wäre es wünschenswert, wenn der Riesenstumpf als Wahrzeichen des Dorfes erhalten bliebe, und ich habe dem Pastor empfohlen, in den Stumpf hinein einen neuen Baum zu pflanzen. Er scheint Lust zu haben, auf den Vorschlag einzugehen. Der Stumpf müßte natürlich mit Erde ausgefüllt werden. Es fragt sich nur, ob nicht der neue Baum so gepflanzt werden müßte, daß er schließlich mit der Wurzel auch das natürliche Erdreich erreichte. Leider hat die Jugend des Dorfes seit Jahrzehnten den stellenweise hohlen Baum mit Steinen ausgefüllt, und es dürfte schwer halten, sie zu entfernen. Otto Monke 26. 5. 1904.

Die Steine müßten entfernt und im Innern des Stumpfes ein Loch gegraben werden, so daß die zu pflanzende neue junge Linde das natürliche Erdreich erreicht. Bei der Genügsamkeit und Schnellwüchsigkeit der Linde würde der Versuch höchstwahrscheinlich gelingen. E. Fr.

Vom Koschenberg. Kreis Calau N./L. Dieser Berg ist besonders interessant, weil er in der Provinz Brandenburg der einzige Punkt ist, wo sehr altes Gestein bergartig zu Tage tritt. Es besteht aus unansehnlich ausschauender graubrauner Grauwacke durch welche sich plutonisches Gestein, Diabas, hindurch gearbeitet hat. Dieser Stein sieht schön laichgrün aus und hat eine ungewöhnliche Härte und Zähigkeit. Dieser Umstand in Verbindung damit, daß er die Neigung hat, unregelmäßig im Bruch zu zersplittern, machen ihn leider, zumal auch aus den beregten Gründen seine Bearbeitung teuer ist, als Pflastermaterial und Form von Würfeln u. dgl. zu kostspielig. Auch nimmt er bei der Abnutzung im Straßenpflaster eine wenig wünschenswerte Glätte ein. Versuche hat die Stadt Berlin auf Überwegen gemacht, z. B. sieht man Koschenberger Diabas in dieser Weise an der Invalidenstraße vor dem Ausstellungsgebäude seit etwa 20 Jahren liegen.

Um so erfreulicher ist es, daß die Gemeinde Rixdorf jetzt einen neuen Versuch und zwar zur Ausnutzung beider Gesteine Grauwacke und Diabas macht. Es ist eine neue Befestigungsart unter Verwendung von Sternzement und Diabas hergestellt worden. Die Ausführung der Straßenbefestigung nach diesem neuen Verfahren erfolgt in der Weise, daß auf dem 15 cm starken Tragebeton aus zerkleinerter Grauwacke mit Zement der 5 cm starke Fahrbeton aus Diabaskleinschlag feinsten Kornes und Sternzement nach einem patentierten Verfahren unter einer Schablone festgestampft wird. Die Versuchsstrecke in der Hermannstraße befindet sich zwischen der Knesebeckstraße und der Ringbahn-Unterführung. Nach Vollendung dieses Pflasters wird hier eine Gelegenheit geboten sein, die verschiedenen bisher in Rixdorf verwendeten Arten von Straßenbefestigung einem Vergleich zu unterziehen insofern, als im südlichen Teil der Herrmannstraße der Damm in Granitreihensteinen auf Sandunterbettung gepflastert ist und hieran sich zunächst die Diabaszementstrecke anschließt, darauf folgt die Stampfasphaltstrecke auf dem Unterführungsbauwerk, sodann die Strecke in Kieserlings Basaltzement und schließlich Granitreihensteinpflaster auf fester Unterbettung aus Pack- und Schüttlage. Hoffentlich bewährt sich diese neue heimische Pflasterung.

E. Friedel.

Vom heissen Sommer 1904. Der heiße Sommer zeitigt auch in der Nähe der Reichshauptstadt Berlin ganz interessante Erscheinungen. Geht man von der Vorortbahnstation Rahnsdorf in östlicher Richtung an der Südseite der Bahn entlang, so kommt man in ganz kurzer Zeit an ein kleines Flüßchen mit hellem, klarem Wasser. Es ist das Mühlfließ, auch Schönebecker Fließ genannt, das von Klein-Schönebeck und Fichtenau kommend unter niedrigem Brückenbogen des Bahnkörpers hervortritt, um bald darauf den schattigen Wald zu durchfließen, Gegenwärtig sucht das Auge vergebens das muntere Bächlein, an dem sonst tausende Berliner Kühlung und Erfrischung fanden. Wohlgemut kann man in das Flußbett hineinsteigen und darin weiter wandern, ohne den Fuß zu netzen; es ist — trocken! Auch den letzten Tropfen Wasser hat die langanhaltende Dürre verzehrt und das Flußbett in einen Weg verwandelt, der sich in weiten Bogen durch den Wald schlängelt. Weißer reingewaschener Sand bedeckt die Sohle des Flußbettes, zu dessen Seiten üppige Kräuter wuchern. Die Kronen hochstämmiger Erlen und Eichen werfen ihr Schatten darüber. Weiterhin zeigt sich rechts am Flußbett eine Vertiefung, die in wasserreichen Sommern wohl einen kleinen See bildet, jetzt aber mit üppiger Vegetation bedeckt ist. Mächtige Erlen streben hoch empor; ihre vielteiligen, weit über den moorigen Boden hervorragenden Wurzeln vereinigen sich erst meterhoch über der Erde zu einem Stamm. Bei dem Restaurant „Paradiesgarten“ geht das Fließ in den Teich der Rahnsdorfer Mühle, jetzt ein — Teich ohne Wasser. 1811, also vor 93 Jahren, war dieser Teich, wie der alte Besitzer der Rahnsdorfer Mühle erzählte, auch ganz ausgetrocknet, seitdem nie wieder. B. L. A. 25. VIII. 1904.

Der Plauer See, der aus mehreren großen zusammenhängenden Seen besteht und in der Hauptsache von der Havel gespeist wird, gehört zu den

größten Seen Norddeutschlands. Infolge der großen Trockenheit hat auch sein Wasserstand unterhalb Brandenburg so bedeutend abgenommen, daß nicht nur weite Uferstrecken vollständig trocken liegen, sondern auch eine Menge Untiefen, die gänzlich unbekannt waren, zutage getreten sind. Die Inseln im See haben jetzt eine bedeutend größere Ausdehnung erlangt, und die Grenzen der zusammenhängenden Seen sind zurzeit deutlicher als sonst zu beobachten. B. L. A. 25. 8. 1904.

Bücherschau.

Jahresbericht über das Königliche Pädagogium zu Putbus. Ostern 1905. Ein altmärkisches Rittergut in zwei Jahrhunderten von Oberlehrer Dr. Wilhelm Steffen.

Es handelt sich um die wirtschaftliche Geschichte der Dörfer Falkenberg und Schöneberg aus den Seehauser Wischen in der Altmark. Beide waren von 1667—1793 im Besitze der Familie von Bülow, und zwar waren die letzten Besitzer der Sieger von Dennewitz und sein Bruder, der Militärschriftsteller. Nach einer kurzen Einleitung über die Kolonisation der Altmark folgt eine Darstellung der gutsherrlichen Verhältnisse, die aus reichem Aktenmaterial geschöpft ist. Wir erhalten einen neuen und sehr eingehenden Einblick in die wirtschaftlichen Kämpfe jener Zeit, d. h. in die Streitigkeiten zwischen Bauern und Gutsherrschaft.

Beilage zum 51. Jahresbericht 1905 des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums in Krotoschin. Zum dreißigjährigen Kriege. Regesten aus dem städtischen Archiv zu Strausberg, gesammelt und geordnet von B. Seiffert.

Der Herr Verf., seit Jahren als eifriger Mitarbeiter unserer Monatsblätter und des Archivs bekannt, bringt einen neuen Beitrag zur Geschichte unseres Vorortstädtchens. Er bietet die aktenmäßigen Unterlagen für den geschichtlichen Abschnitt von 1620—1649. In den ungefügen Sätzen jener Aktenstücke erscheint uns die Not der Zeit viel dringlicher als in einer fortlaufenden Darstellung, und das Bild von der Zerstörung unserer Landschaft erhält besonders lebhafte Farben und scharfe Umrisse; werden wir doch durch jedes Schriftstück vor eine neue Kalamität gestellt: einmal handelt es sich um die Aufbringung von Geld, dann um die Herbeischaffung von Getreide oder um die Stellung von Gespann und Menschen u. ä. Aber auch für den heimischen Geschichtsforscher werden diese Dokumente von Wichtigkeit sein, denn die genauen Zeitangaben gewinnen eine immer größere Bedeutung.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

6. (2. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Mai 1905, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Berliner Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVIII her.

A. Allgemeines.

I. Deutscher Geographentag zu Danzig. XV. Tagung 12. — 15. Juni 1905. Ich lege das reichhaltige Programm mit Bitte um möglichste Beteiligung vor; u. A. wird u. M. Dr. Friedrich Solger über fossile Dünenformen im norddeutschen Flachland, also über ein Thema sprechen, für welches unsere Provinz zahlreiche Vergleichs- und Anhaltspunkte bietet.

II. Hauptversammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Verbindung mit dem fünften deutschen Archivtag und dem sechsten Verbandstag der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Altertumsforschung zu Bamberg vom 25. bis 29. September 1905. Ich stelle die Entnahme von gedruckten Einladungen anheim und ersuche auch hier um fleißige Anteilnahme, da die Tagesordnungen sehr reichhaltige sind; selbst — beiläufig erwähnt — „die Papierfeinde aus dem Insektenreich“ stehen (vor den Archivaren) auf einer Tagsatzung.

III. Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz für 1904/05. Wie immer nehmen wir gern von den erfreulichen Fortschritten dieses berühmten vaterländischen Instituts Kenntnis.

IV. Aus Speyer. Der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs zu Speyer in Rheinbayern teilt einen kleinen Führer durch Speyer

a. Rh. mit und ladet zu einem Besuch ein, den ich aus eigener Anschauung nur empfehlen kann. Allein der Dom mit seinen deutschen Kaisergräbern lohnt die Reise.

V. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. Nr. 8, Mai 1905. Beherzigen Sie daraus, bitte, die Einladung zu der Bundes-Generalversammlung in Goslar vom 12. bis 14. Juni 1905. Der Bund schützt erfreulicher Weise gleichmässig Natur und Kultur, sucht auch bei den unausbleiblichen Konfliktsfällen zwischen beiden Faktoren eine Vermittelung und gerade dies macht die Bestrebungen den heimatkundlichen Vereinen so sympathisch.

VI. Oberverwaltungsgerichtliche Entscheidung in Sachen Städtebau.

Berlin. Ein Grundeigentümer am Pariser Platze beabsichtigte auf seinem Hausgrundstück am Brandenburger Tor, das keinen Hof besaß, einen Neubau aufzuführen. Es wurde dem Polizeipräsidenten ein Vorprojekt für ein Haus mit fünf Geschossen zur Genehmigung eingereicht. Die Erlaubnis wurde nicht erteilt, da ein Hof von 40 qm nicht vorhanden sei. Gleichzeitig bemerkte der Polizeipräsident, der Abbruch des alten Hauses dürfe nur mit Erlaubnis erfolgen, zur Fassade sei ferner, weil das Haus auf königliche Kosten erbaut sei, die Genehmigung des Monarchen erforderlich. In seiner Beschwerde führte der Eigentümer aus, nach einer alten Urkunde sei seinem Besitzvorgänger das Grundstück frei von jeder Baubeschränkung geschenkt worden. Nachdem der Oberpräsident die Beschwerde abgewiesen hatte, erging eine Polizeiverordnung, wonach die Fronthöhe der Gebäude an der Westseite des Pariser Platzes das Maß von 16,50 m und an der Nord- und Südseite das Maß von 20 m nicht überschreiten dürfe. Der Polizeipräsident nahm darauf seine Verfügungen zurück und erklärte dem Eigentümer, die Fronthöhe des Neubaus dürfe 16,50 m nicht übersteigen, auch sei nach der Baupolizeiordnung vom 13. August 1897 ein Hof von 40 qm erforderlich. Als der Eigentümer seine Klage aufrecht erhielt, wurde er vom Oberverwaltungsgericht abgewiesen. Es erachtete die polizeilichen Vorschriften für rechtsgültig und führte u. a. aus: Die zuletzt erwähnte Polizeiverordnung sei erlassen, um eine Verunstaltung der Plätze am Brandenburger Tor zu verhüten; hierzu sei die Polizeibehörde nach § 66 ff. I. 8 des Allgemeinen Landrechts befugt. Auf dem Gebiete des Bauwesens sei der Polizei auch die Wahrung ästhetischer Interessen in gewissem Umfange überwiesen. Unter Verunstaltung sei nur eine grobe Verunstaltung zu verstehen, die jedes offene Auge verletze. Eine Mietkaserne würde ohne Zweifel den Pariser Platz gröblich verunstalten. Der Neubau würde das Brandenburger Tor mit dem Siegeswagen teilweise überragen; es handle sich hier um ein Monumentalwerk, das

großen vaterländischen Erinnerungen geweiht sei. Der beabsichtigte Bau würde allgemein Anstoß und Ärgernis erregen.

(Deutsche Städte-Ztg. vom 3. Mai 1905.)

B. Persönliches.

VII. Exzellenz Freiherr von Tratt zu Solz ist an Stelle unseres Ehrenmitgliedes jetzigen Ministers des Innern von Bethmann-Hollweg zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und von Berlin ernannt worden. Wir erlauben uns, das neue Provinzial-Oberhaupt ehrerbietig zu begrüßen und erhoffen von ihm, wie von seinem Herren Amtsvorgängern, eine wohlwollende Förderung der Brandenburgia und der von ihr vertretenen vaterländischen Interessen.

VIII. Friedrich von Schiller †, 9. Mai 1905. Wir stehen alle noch unter den erhebenden Eindrücken der Schiller-Feier, welche uns, mehr wie mancher voraussetzte, bewiesen hat, wie tief der große Sänger von Marbach im Herzen des deutschen Volkes fortlebt, in weit breiteren Schichten, als sein universellerer Genosse Goethe. Mit der Provinz Brandenburg hat Schiller wenig zu tun gehabt. Über Leipzig-Wittenberg traf er am 30. April in Potsdam, in Berlin Dienstag, den 1. Mai mittags ein und stieg Unter den Linden 23 ab im Obermannschen Gasthof zur goldenen Sonne, später Jagorsche Säle, abgebrochen gelegentlich der Anlegung der Passage Kaiser-Galerie. Am 17. Mai reiste Schiller nach Potsdam ab, von dort am 18. dess. über Wittenberg, Leipzig, Naumburg zurück nach Weimar, wo er am 21. ankam, ohne jemals wieder Berlin oder die Mark zu berühren.

Von der eigentlichen Mark hat also Schiller wenig zu sehen bekommen und uns als Märkern haftet nur noch das etwas zweifelhafte Distichon aus den „Flüssen“ in der Erinnerung:

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Caesar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Auf denselben Ramler ist das Xenion 74 „Zeichen des Krebses“ zu beziehen:

Geht mir dem Krebs in Berlin aus dem Wege,
manch lyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs,
kneipte die Schere zu Tod.

Karl Wilhelm Ramler, Professor beim Kadettenkorps in Berlin, geb. 1725, † 1798, versündigte sich bekanntlich an den Werken älterer und gleichzeitiger Lyriker durch sogenannte Verbesserungen, die nicht selten viel Gutes wegschnitten*). Daniel Chodowiecki zeichnete ihn als

*) Viehoff, Schillers Gedichte II, 395.

Barbier des im Sarge liegenden Dichters Ewald von Kleist, an dessen „Frühling“ er auch seine Feile, schon mehr Raspel, gelegt hatte und schrieb darunter: Laß die Toten ruhen.

Es sind also nur wenige und nicht besonders rühmliche Verbindungen zwischen der Mark Brandenburg und Schiller zu konstruieren.

Dies hindert die Brandenburgia selbstverständlich nicht, auch ihrerseits mit begeisterter tiefer Empfindung dem großen Genius zu huldigen.

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Julius Rodenberg überreicht für den heutigen Abend seinen Aufsatz „Schiller und Berlin“, eine Huldigung der Deutschen Rundschau zum 9. d. M. Namentlich die Beziehungen zum Theater und zum Drama werden hier trefflich und in der angenehmen Darstellung, welche unserm Rodenberg eignet, auseinandergesetzt.

Ein anderes vortreffliches Büchlein lege ich Ihnen desgleichen vor: „Fest-Schrift zum Hundertsten Todestage Schillers. Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804, herausgegeben im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins von Professor Dr. Albert Pick. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Georg Voß“. Die interessante, in jeder Beziehung lobenswerte Schrift, durch deren Veröffentlichung sich der uns befreundete Verein ein großes Verdienst erworben hat (Heft 40 der Schriften des Vereins), ist mit anziehenden Abbildungen geschmückt: vor dem Titel das ungemein sympathische Brustbild, welches Professor Weitsch, Direktor der Kgl. Akademie der Künste, während Schillers Aufenthalt malte, ohne daß es die schon keimende Todeskrankheit des Dichters entfernt ahnen läßt; das National-Theater auf dem Gendarmen-Markt, erbaut 1802, abgebrannt 1817; Ifflands von Schiller bewohntes Wohnhaus in der Thiergartenstrasse jetzt No. 29; der Krönungszug in Schillers „Jungfrau von Orleans“ auf der Bühne des Kgl. Schauspielhauses in Berlin, dem Direktor Aug. Wilh. Iffland gewidmet, gezeichnet von H. Dähling, gestochen von Fr. Jügel, und das Brustbild Hofschauspieler Fleck.

Ich erwähne ferner die Schiller-Ausstellung des Giordano Bruno-Bundes im Festsaale des berlinischen Rathauses, auf die ich schon in der April-Sitzung hindeutete und die namentlich literarisch sehr bedeutend war. Das Märkische Museum hatte einen mit Rosenholz ausgelegten Schreibschrank ausgestellt, der zu der Zeit, als Schiller in Dresden verkehrte, im Hôtel zum Goldenen Engel, Wilsdruffer Straße stand. Er benutzte das Zimmer und den Schreibschrank, wenn er von Loschwitz aus nach der Sächsischen Hauptstadt kam. Teile des Don Carlos, Korrespondenzen und kleinere Gedichte sind der Überlieferung nach an diesem Schreibschrank entstanden. Er bildete den 2. Hauptgewinn der Schiller-Lotterie von 1859, fiel dem Zahnarzt Dr. Morin hierselbst zu und dieser hatte vor Jahren bereits die Güte, dieses Möbel,

das man früher allgemein Schreibsekretär nannte, dem Märkischen Museum zu verehren. Mit Rührung wurde auch die Locke vom Haupthaar Schillers betrachtet, welche das Märkische Museum ebenfalls unter Glas und Rahmen, von weiblicher Hand mit Blumen reich dekoriert, ausgestellt hatte.

Lassen Sie uns unsere kurze Betrachtung mit Goethes Worten schließen*):

Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

IX. Heinrich Eduard Kochhann. Blätter der Erinnerung herausgegeben von einem der Söhne, Herrn Kaufmann Albert Kochhann zum 11. Mai 1905; zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des langjährigen ehemaligen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers H. Kochhann sind die Lebenserinnerungen gewidmet, welche sich im Nachlasse dieses wackern Bürgers vorgefunden haben.

Zwei Tage nach dem Tode Schillers 1805 in verhängnisschwerer Zeit zu Berlin als Sohn eines Bäckermeisters Dresdener Straße (damals No. 34) geboren, hat mein verehrter Freund, Heinrich Kochhann Erinnerungen niedergeschrieben, von denen der Sohn nunmehr diesen Auszug unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ hergestellt hat (72 S. 8), lediglich zur Verteilung an Bekannte bestimmt. Vieles von allgemeinerm Interesse steht darin. So S. 17: „Die Dresdener Straße im Zuge der Neuen Roßstraße war wenig über unser Haus hinaus zusammenhängend bebaut. Es wechselten Wohnhäuser mit Mauern und Zäunen, welche die von Gärtnern und Ackerbürgern bewohnten Gegenden begrenzten. Am Knie der Straße, wo ehemals ein Försterhaus stand, befand sich eine Scheune, welche den Anfang des Köpenicker Feldes bezeichnete.“ Das Geburtshaus galt als mehrere Jahrhunderte alt, die Steine sollten von altem Klosterformat sein, die Bedachung bestand aus wellenförmigen Dachpfannen, das einzige derartige Wohnhaus Berlins.

S. 6. Die wissenschaftlichen Forschungen des Wirkl. Geh. Oberbaurats Adler, eines Neffen Kochhanns, gehen dahin, daß das Haus erst im 17. Jahrhundert erbaut worden, wie Fidicin schon 1843 annahm, vermutlich war es vom berühmten Andreas von Schlüter und seiner Familie 1712 und 1713 bewohnt. (D. Bär, Jahrg. 14 No. 28.) Im Volksmunde hieß das Gebäude das Spukhaus. Mönche sollten im Haus und Garten nachts umgehen und aus den Fenstern schauen. Noch zu

*) Epilog zu Schillers Glocke, wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Kochhann Vaters Zeit waren ängstliche Gesellen nicht zu bewegen, zur Nachtzeit in den Garten zu gehen und vom Brunnen Wasser zu holen.

Die Familie Kochhann (Kochhan wendisch soviel wie Lieber oder Liebling, also mit dem Deutschen verglichen entsprechend dem Namen Friedel, der auch Liebling bedeutet) stammt aus der Nieder-Lausitz. Im Dorfe Streganz bei Storkow war Kochhanns Großvater Johann Georg als der Sohn des Ackermanns Martin Kochan 1724 geboren, er kam als Knabe nach Berlin in die Lehre seines Vetters, um Bäcker zu werden.

Der alte Herr Kochhann hat mir mehr als einmal erzählt, daß er auch sonst noch schriftliche Lebenserinnerungen hinterlassen habe, eine Zeitlang sprach er davon, sie im Märkischen Museum verwahrlich niederzulegen bis der geeignete Zeitpunkt sie ganz oder teilweise zu veröffentlichen, gekommen sein werde. Wir müssen vorläufig das Weitere abwarten.

X. Louis Schneider. Ein Lebensbild zu seinem hundertsten Geburtstage am 29. April 1905. Verfaßt und vorgetragen in der 200. Sitzung des Potsdamer Geschichts-Vereins am 25. April 1905 von Dr. med. Friedrich Netto (Druck und Verlag von A. W. Hayns Erben Berlin und Potsdam. Kl. folio, 21 S.).

Obwohl die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit Louis Schneiders mehr in das Gebiet des Vereins für die Geschichte Berlins und des von ihm begründeten, jetzt in erweiterter Form wiederbelebten Vereins für die Geschichte Potsdams fällt, so sei die pietätvolle fleißige Arbeit unseres Mitglieds doch gern hier erwähnt, da Louis Schneider in die intimere Hausgeschichte der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. sowie Kaiser Wilhelms tiefe Blicke getan und uns in seinen Lebenserinnerungen mancherlei aus Gebieten hinterlassen hat, welches der Rahmen unserer Heimatsgeschichte gern mit umspannt. Wir unterschreiben aus voller Überzeugung was Verfasser am Schluß von Louis Schneider sagt: „Ein reiner Christ, ein treuer Mann, ein überzeugter Preuße, ein Arbeitsgenie mit offenen, gesunden Sinnen — so steht Schneider vor uns. Mögen Preußens Könige stets solche Diener finden, wie er war.*)

XI. Numismatiker Julius Lange †.

Der Senior der Münzsammler Julius Lange ist zu Potsdam kürzlich im 90. Lebensjahre verstorben. Der Verstorbene aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, aber im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, hat es im Laufe der Jahrzehnte verstanden eine Münzsammlung zusammenzubringen, welche nach manchen Richtungen hin

*) Wegen des Verhältnisses zu Kaiser Wilhelm dem Großen vgl. was ich Brandenburgia VI. 511 flg. gesagt.

Die Schrift des Herrn Dr. Netto ist für 50 Pf. von demselben zu beziehen.

zu den besten in Deutschland gehört. Dies gilt besonders von mittelalterlichen brandenburgischen Prägstätten, die bei Vater Lange großartig vertreten sind. Lange hatte für Neuheiten und Seltenheiten eine bewunderungswürdige Witterung. In den weitesten Gelehrtenkreisen ist er durch den phänomenalen Münzfund von Michendorf bei Potsdam in den achtziger Jahren v. J. bekannt geworden. Die näheren Umstände bei der Adoption Albrechts des Bären durch den anfangs heidnischen Heveller-Fürsten Pribislaw, der in der Taufe den Namen Heinrich angenommen haben sollte, und durch seine Gemahlin, eine norwegische Fürstentochter Petrissa oder Petrussa, galten bis dahin als als etwas dunkel und verdächtig, weil die meisten Nachrichten darüber erst aus dem 14. Jahrhundert datieren. Da sicherte sich Julius Lange in Michendorf eine große Menge von Münzen, welche in einem wendisch ornamentierten Topf zu Tage kamen, den Lange dem märkischen Museum schenkte. Unter den Münzen erschien hier mit einem Male die numismatisch bis dahin gänzlich unbekannte Petrussa — beiläufig mit langen herabhängenden Zöpfen ausgestattet, ferner ihr Gemahl Heinrich, der Adoptivsohn Albrecht u. s. f. — Lange besaß außerdem z. B. den Cöpenicker Wendenfürsten Jazko, den die Sage vor seinem Verfolger Albrecht dem Bären durch die Havel schwimmen, bei Schildhorn landen und Christ werden lässt, in verschiedenen Prägestücken. Eins davon mit der Inschrift: Jacza de Kopanik Knes, d. h. Jazko Herr von Cöpenick ist deshalb besonders interessant, weil es in unseren Landen die einzige Münze mit wendischer Inschrift ist. Der Deutschenfeind Jazko erscheint hier übrigens zwar bereits mit einem Kreuz geschmückt, jedoch im Gegensatz zu den damals kurze oder meist gar keine Bärte tragenden Deutschen, mit langem Haar und noch längerem Bart. — Lange unterstützte die Wissenschaft wo er konnte und hat von seinen numismatischen Schätzen vieles an die öffentlichen Museen verschenkt oder doch unter billigen Bedingungen vertauscht. — Potsdam verliert in ihm eine originelle und volkstümliche Persönlichkeit.

XII. Eberhard von Rochow auf Reckahn (Kr. Zauch-Belzig), der hochverdiente Jugend- und Volksfreund, dessen Gedächtnis die Brandenburgia am 22. Februar d. J. (XIV. S. 25—35) feierte, bei welcher Gelegenheit uns einer der bewährtesten Kenner des wackern Philianthropen Herr Schulrat Dr. Jonas den Festvortrag hielt, ist inzwischen der Gegenstand mannigfaltiger Ovationen gewesen, wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben. U. a. hat unser Mitglied Dr. Gustav Albrecht in den Monatsheften der uns befreundeten Comenius-Gesellschaft (Heft 3, 1905) einen interessanten Aufsatz (S. 162—168) veröffentlicht: „Eberhard von Rochow. Ein Gedenkblatt zu seinem 100-jährigen Todestage.“ 16. Mai 1805. Ich lasse es zirkulieren.

Außerdem stellt uns ein Pädagoge, Herr Friedrich Wienecke, den beifolgenden Aufsatz über die kurmärkischen Landgnadenschulen im Nachfolgenden zur Verfügung.

Die Landgnadenschulen der Kurmark.

Von Friedrich Wienecke, Berlin.

Der hundertjährige Todestag des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow (16. Mai) ruft die Erinnerung an die Landgnadenschulen wach, deren Fundierung hauptsächlich sein Werk ist.

Nach gewaltigen Opfern an Menschen und Geld war das kleine Preußen aus dem siebenjährigen Kriege siegreich hervorgegangen. Jetzt galt es dem großen König, durch Werke des Friedens dem geschwächten Staat aufzuhelfen und die schweren Wunden zu heilen. Wie alle Zweige der Kultur lag auch das Schulwesen gänzlich danieder, und sollte dem kleinem Staate eine fortschreitende Entwicklung gesichert sein, so bedurfte es einer geistigen und materiellen Verbesserung.

Es ist für den alles umfassenden Geist des Monarchen ein schöner Beweis, daß er inmitten der Kriegesstürme auch der Volksbildung gedachte und auf seinen Zügen durch Sachsen und Schlesien Erfahrungen zu seiner Hebung sammelte. Mit Vorliebe nahm der König Quartier in Pfarr- und Küsterhäusern, um mit den Geistlichen und Lehrern Fragen der Erziehung und des Unterrichts zu besprechen.*) Sieben Tage vor dem Hubertsburger Frieden erließ der König eine Kabinettsorder an den Chef des Geistlichen Departements, „daß, nachdem das Schulwesen in Schlesien geordnet sei, die Mark Brandenburg an die Reihe kommen sollte." Es wurden 8 sächsische Lehrer geworben und 4 in märkischen, 4 in hinterpommerschen Amtsdörfern angestellt. Am 12. August 1763 erschien das „Allgemeine Landschulreglement", daß dem preußischen Schulwesen eine feste Gestalt geben sollte. Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Seiner strikten Durchführung stellten sich Schwierigkeiten mancher Art entgegen, die ihren Grund in der Interesselosigkeit der Patrone und Geistlichen, in der mangelhaften Ausbildung der Lehrer und in der drückenden Armut der Bevölkerung hatten. Alle späteren Verordnungen „Über Erhöhung des Schulgeldes" vom 3. Dezember 1764 und 11. Januar 1771, „Über Schulvisitationen durch die Inspektoren" vom 1. März 1764 und „Über die Führung des Schulkatalogus" vom 27. Juni 1765 und 10. Oktober 1771 hatten die Schulzustände wenig gebessert. Sollte etwas Durchgreifendes geschehen, so mußte der Staat selber zutreten und die Mittel zur Verbesserung geben. Der König bestimmte im Jahre 1771 für die Landschulen der Kurmark die Zinsen eines Kapitals von 100 000 Tl. mit dem Bemerken:

*) D. Küster, Soldatenkatechismus. Vorrede. Stendal 1792.

„Die Erziehung der Jugend, besonders auf dem Lande ist bis daher noch ganz vernachlässigt worden und also höchst notwendig, daß die schlechten Schulmeister weg- und tüchtige, brauchbare Lehrer dagegen angeschafft würden".

Auch für Pommern und Westpreußen überwies der König die Zinsen des Meliorationsbaufonds zur Verbesserung der Schulen. Diese hießen Landgnadenschulen.

Mit ihrer Fundation wollte der König seine Lieblingsidee verwirklicht sehen, sächsische Lehrer in Preußen anzustellen. Die Vorliebe für sie hegte der Monarch seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Er hielt sie für gebildeter und gewandter als die märkischen, und insbesondere leuchtete ihm die zweckmäßige Verbindung des Lehr- mit dem Erwerb- oder Industrieunterricht ein, die von vielen Lehrern in den gewerbreichen Städten Sachsens mit Erfolg durchgeführt war. In Berlin entstanden sechs solcher Industrieschulen, die von den Kindern der ärmeren Bürger und der Soldaten besucht und von sächsischen Lehrern verwaltet wurden.

Es ist erklärlich, daß der 1771 ins Amt getretene Minister von Zedlitz sich bei der Verwendung der ihm vom Könige zur Verfügung gestellten Gelder an Pädagogen von Ruf wandte und von ihnen Rat und Gutachten forderte. So trat er auch mit Eberhard von Rochow in Verbindung, dessen Bestrebungen die Aufmerksamkeit erregten. Es entspann sich zwischen beiden Männern ein Briefwechsel, der bis zum Jahre 1787 fortgesetzt worden ist. Unter den 32 Zedlitz-Briefen beziehen sich 6 und unter den 16 Rochow-Briefen 5 auf die Fundierung der märkischen Landgnadenschulen.*)

Das „Wie" der Verbesserung war für Zedlitz keine leichte Aufgabe. Was sollte mit den 4000 Tl. Zinsen geschehen? Die Kurmark hatte 682 königliche und 1315 adliche Dörfer, insgesamt also 1997. Es waren aber nur 996 Küster und 601 Schulmeister, zusammen 1597 vorhanden. Dazu kamen noch 163 Winterlehrer, die von den Bauern für die Wintermonate angenommen wurden und im Dorfe mit ihrer Schule und mit Kost und Wohnung „Reihe um" gingen. Ohne Schule waren 337 Ortschaften. Nach einem Verzeichnis aus dem Jahre 1774**) gab es:

49	Schulstellen	mit	einem	Einkommen	über	100	Tl.
33	„	„	„	„	bis	100	„
47	„	„	„	„	„	90	„
64	„	„	„	„	„	80	„
77	„	„	„	„	„	70	„

*) Dr. F. Jonas, Literarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Berlin 1885. Das Werk bietet außer dem Briefwechsel Rochows seine umfassende Biographie und ein Verzeichnis seiner Schriften. Zahlreiche Anmerkungen erhöhen den Wert des Buches.

**) Preuß, Lebensgeschichte etc. Berlin 1884. II. S. 73.

132	Schulstellen	mit	einem	Einkommen	bis	60	Tl.
164	„	„	„	„	„	50	„
185	„	„	„	„	„	40	„
250	„	„	„	„	„	30	„
304	„	„	„	„	„	20	„
184	„	„	„	„	„	10	„
111	„	„	„	„	„	5	„

Zedlitz hatte zunächst dem Könige vorgeschlagen, die Lehrerstellen, welche ein Einkommen bis 5 Tl. hatten, mit je 10 Tl. und die, welche 10—20 Tl. gewährten, mit je 5 Tl. zu verbesseren. Ferner sollten 156 Winterschullehrer, welche nur vom Schulgelde leben, 5 Tl. erhalten, 7 Winterschulstellen sollten in ständige mit einem Gehalt von 50 Tl. umgewandelt werden. Der Realschule in Berlin sollten zur Informierung von 10 jungen Leuten je 20 Tl. überwiesen werden. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, da die Zinsen nur spärlich einliefen.*)

Zedlitz mußte von ihm Abstand nehmen und beschloß, nun nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

1. Es werden einzelne Schulen verbessert und neue errichtet,
2. die Verbesserung wird distriktsweise vorgenommen,
3. das Schulgeld in den betreffenden Orten wird aufgehoben,
4. die sonstigen Küstereinnahmen werden mit zum Gehalt gerechnet und
5. die Besetzung der Schulstellen geschieht mit sächsischen Lehrern.

Diese Grundsätze teilte Zedlitz am 17. Januar 1773 dem Domherrn von Rochow mit und bat ihn, die Berufung der Lehrer zu bewirken.

Rochow war gegen die Berufung sächsischer Lehrer; er hielt sie zum Schulehalten nicht besonders geeignet. „Widriger Akzent, verwöhnte weichliche Lebensart, Orthodoxie, das ist nur Pünktlichkeit in der Form, nicht im wesentlichen etc. sind, leider! die charakteristischen Züge dieser Nation und am Ende immer noch keine patriotische Wärme für unsern Staat.“ Er glaubt, „daß, wenn Märker, Preußen und Schlesier geehrt und bezahlt würden, man aus ihnen gute Schullehrer bilden könne.“ Er machte dem Minister folgende Vorschläge:

1. Um das Gehalt der Lehrer zu verbessern, ziehe man Schulstellen zusammen,
2. das Schulgeld ist nur den ganz armen Leuten, die ihre Armut öffentlich erklären, zu erlassen; für sie tritt die Kirchenkasse ein,
3. neue Auflagen sind für den Landmann nicht zu machen; er ist durch Abgaben und durch Bettelei genug belastet,

*) E. Clausnitzer, Zur Geschichte der preußischen Volksschule unter Friedrich dem Großen. Berlin 1901.

4. sollte seine Methode Eingange finden, so müsste ihre Anwendung öffentlich gut geheißen werden, und
5. soll etwas „Tüchtiges“ geschehen, so muß der Staat ein Kapital von 500000 Tl. zur Verfügung stellen und die Zinsen zur Verbesserung der Schullehrerstellen und zu Schulhausbauten verwenden.

In seiner Antwort vom 23. Februar 1773 erklärte Zedlitz, daß er gar nicht für sächsische Lehrer eingenommen und froh sei, wenn jede Provinz ihre Lehrer selbst bilden würde. Die weiteren Briefe enthalten den Gedankenaustausch über Höhe der Besoldung, Wahl der Orte, Bücher, Methode usw. Zedlitz bestimmte für jede Gnadenschulstelle ein Einkommen von 100—120 Tl.; Rochow wollte es auf 200 Tl. erhöht wissen. Die Auswahl der Orte erfolgte auf Grund der Schultabellen; es wurden zunächlt 8 Orte bestimmt, und unter diesen waren auch die bekannten Dörfer Reckahn, Krahne und Gettin. Der König bemerkte hierzu: „Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schulmeisters seindt Schneiders die Meisten und Müste Man Sehen, ob man Sie nicht in kleinen Stetten könnte Schneidern lassen, oder wie Man Sie sonsten Unterbringet, damit die Schuhlen desto eher im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist.“*)

Trotz dieser Bemerkung lag die Fundierung der Landgnadenschulen nicht in der Absicht des Königs; auch Rochow und Zedlitz waren nicht für eine solche Verteilung der Mittel. Die ganze Einrichtung war ein Notbehelf, der durch die Unzulänglichkeit der Mittel bedingt war. Gewichtige Stimmen erhoben sich gegen die Landgnadenschulen. Ihre Geschichte reicht nur bis zum Jahre 1807; als die Hilfsmittel versiegten, ging sie ein.

In der Kurmark bestanden 1788 mit Einschluß einer 1764 fundierten Amtsschule 44 Landgnadenschulen, im Jahre 1796 gab es 55, darunter 47 königliche und 9 Patronats-Stellen. Nach den im Geheimen Staatsarchiv vorhandenen Schulen waren folgende Landgnadenschulen vorhanden:

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kinderzahl	Gehalt Tl.	Darunter Zuschuß des Staates Tl.	Gr.	Pf.
1	Buchholz	Berlin	1776	Drehne	41	120	79	14	6
2	Blankenburg	„	nach 1788	Wendt	60	„	28	12	—
3	Marzahne	„	1773	Goldelius	65	„	114	6	—
4	Boxhagen	„	nach 1788	Giriczeck	15	„	24	—	—
5	Niederschönhausen	„	1775	Seidel	35	„	111	18	—

*) Preuß, Friedrich der Große. III. S. 115.

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kinderzahl	Gehalt	Darunter Zuschuß des Staates		
						Tl.	Tl.	Gr.	Pf.
6	Schönhausen-Plantage	Berlin	1784	Ritter	60	120	120	—	—
7	Werbellin	Bernau	nach 1788	Kulicke	54	„	120	—	—
8	Gettin	Brandenburg	1774	?	26	„	114	19	—
9	Krahne	„	1774	Schliephake	54	„	92	—	—
10	Gohlitz	„	1774	Baatz	40	„	109	21	—
11	Reckahn	„	1773	Liebetruth	52	„	112	4	—
12	Lehnin	„	1774	Pabst	75	„	120	—	—
13	Göhlsdorf	„	1775	Buge	47	„	120	—	—
14	Damsdorf	„	1774	Batte	65	„	120	—	—
15	Berge	Dom Brandenburg	1781	Riez	35	„	54	8	—
16	Lietzow	„ „	1781	Endewald	35	„	54	11	—
17	Schmerzke	„ „	1775	Neumann	40	„	88	3	—
18	Rixdorf	Kölln	1772	Doppelhammer	30	„	120	—	—
19	Schöneberg	„	1775	Wuga	66	„	76	22	—
20	Charlottenburg	„	1776	Wagner	135	„	120	—	—
21	Friedrichshagen	Friedrichswerder	1775	Neumann	50	„	92	—	—
22	Lebus	Frankfurt	1780	Laumann	72	„	120	—	—
23	Neu-Langsow	„	1782	Jakob	82	„	105	—	—
24	Lebuser Kolonie	„	1778	Reichmeister	22	„	120	—	—
25	Fürstenwalder Kolonie	Fürstenwalde	1783	Stein	123	„	120	—	—
26	Zinna	Luckenwalde	1779	Hoffmann	55	„	120	—	—
27	Joachimsthal	Neustadt Eberswalde	1773	Orth	154	„	120	—	—
28	Nowawes	Potsdam	1783	Lange	136	„	120	—	—
29	Nauendorf	„	nach 1788	Schwarz	21	„	15	—	—
30	Fahrland	„	1777	Kapplitz	65	„	59	—	—
31	Löcknitz	Prenzlau	1779	Rese	63	„	120	—	—
32	Hohennauen	Rathenow	1776	Rhein	40	„	74	4	8
33	Witzke	„	1785	Bergemann	35	„	120	—	—
34	Neu-Friedrichsdorf	„	1776	Wiggert	84	„	120	—	—
35	Claden	Salzwedel	nach 1788	Horn	17	?	20	—	—
36	Thielbeer	„	nach 1788	Bemsdorf	15	?	20	—	—
37	Ganzin	„	nach 1788	Busse	16	?	20	—	—
38	Luckstädt	Seehausen	nach 1788	Rhode	19	?	20	—	—
39	Bötzow	Spandau	1780	Schulze	60	120	52	18	8
40	Zinndorf	Straußberg	nach 1788	Preuße	37	„	25	—	—
41	Kagel	„	nach 1788	Voß	36	„	25	—	—
42	Rehfelde	„	nach 1788	Hermann	38	„	25	—	—
43	Werder	„	nach 1788	Nojahn	29	„	25	—	—
44	Grünheide	„	1780	Dellschau	50	„	120	—	—
45	Kalkgrund	„	1779	Lehmann	48	„	120	—	—
46	Hartwinkel	„	1782	Nojahn	18	„	15	—	—
47	Stansdorf	Storkow	1781	Schwäder	45	„	120	—	—
48	Spreehagen	„	1782	Schulze	71	„	117	12	—
49	Prieros	„	1782	Deutsch	24	„	30	—	—

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kinderzahl	Gehalt	Darunter Zuschuß des Staates		
						Tl.	Tl.	Gr.	Pf.
50	Neu-Lübbenau	Storkow	1780	Haase	18	120	24	—	—
51	Lüderitz	Tangermünde	nach 1788	Krickau	56	„	54	16	—
52	Freienthal	Treuenbrietzen	1785	Lindemann	86	„	120	—	—
53	Leddin	Wusterhausen	1785	Streich	40	„	17	8	—
54	Wendisch Wilmersdorf	Zossen	1781	Clausius	45	„	74	4	—
55	Wietstock	„	nach 1788	?	27	„	50	—	—
	Eggersdorf*	Fürstenwalde	1764	Lemke	?	?	?	?	?
	Döberitz*	Potsdam	1784	Müller	?	?	?	?	?
	Kummerdorfs*	Storkow	1781	Schröder	?	?	?	?	?

Die drei letzgenannten finden sich im Verzeichnis von 1788, nicht aber in dem von 1796.

Namens der Brandenburgia wird Herrn Wienecke für die sorgfältige und mühsame Arbeit bestens gedankt.

XIII. Corona Schröter Denkmal in Guben. Als die Brandenburgia unter der vortrefflichen Führung unsers Ehrenmitgliedes Professor Dr. Hugo Jentsch am 11. Juni 1899 in Guben war,*) kamen wir an der Stelle, wo der großen in Guben gebürtigen Künstlerin ein Denkmal gesetzt werden sollte, vorbei und erlaubte ich mir namens unserer Gesellschaft den Wunsch auszusprechen, daß die Herstellung und Enthüllung der Denkmalsbüste für die Freundin Goethes nicht lange möge auf sich warten lassen. In einem Aufsatz von mir Corona Schröters Grabstätte zu Ilmenau betreffend,**) drückte ich mich im folgendem Jahre weiter dahin aus, daß wir das Fleischer Schmidtsche, vormals Kaufmann Neumannsche Haus, woselbst die Künstlerin i. J. 1751 geboren sei, bei unserer Wanderversammlung mit Interesse betrachtet und dabei den Wunsch ausgesprochen hätten, die Bürgerschaft Gubens möge ihrer berühmten Landsmännin den seit ungefähr einem Menschenalter verheißenen Gedenkstein endlich setzen: Der Platz vor dem Stadttheater wäre würdig und geeignet. Ich schloß mit den Worten: „Guben ist eine wohlhabende Stadt, ihre Bevölkerung kunstsinnig und historisch veranlagt. Möchten doch diese Zeilen bei den Bewohnern Gubens und allen Verehrern Coronas Veranlassung geben, die Denkmalssache wieder in Fluß zu bringen."

Nunmehr ist der Wunsch der Brandenburgia in Erfüllung gegangen. Am Sonnabend Nachmittag, den 20. Mai 1905, wurde die Büste Coronas

*) Brandenburgia VIII. 153.

**) E. Friedel: Corona Schröters Grabstätte zu Ilmenau. Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. VI. S. 310 flg. Guben 1900.

vor dem Theater auf der Schützeninsel enthüllt; auf dem Sockel stehen zwei Zeilen von Goethe ihr gewidmet:

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

Nachdem der Vorsitzende des Denkmalausschusses Justizrat Hoemann in längerer Rede die Bedeutung Coronas gefeiert und das Denkmal Herrn Oberbürgermeister Bollmann überwiesen hatte, der es dankend namens der Stadt Guben übernahm, führte der bekannte Literaturhistoriker Geh. Regierungsrat Dr. Erich Schmidt, Professor an der Berliner Universität, etwa folgendes aus:

Hochansehnliche Festversammlung! Der Tag ist mir sehr gegenwärtig, wo wir 1902 in Ilmenau in festlicher Versammlung der großen Goethe-Gesellschaft zusammen waren. Ein wohlgeschulter Chor erbaute uns durch den Sang von Coronas Weisen und wir, die wir die Ehre haben, der Goethe-Gesellschaft anzugehören, traten damals auch in persönliche Beziehungen zu Guben, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich als Vertreter dieser über ganz Deutschland verbreiteten Gesellschaft heut hier teilnehme. In ganz schlichter Weise lassen sie mich noch Coronas mit einigen Worten gedenken, auch ihres armen Vaters, dem seine vier Kinder im Tode vorangingen. Als Corona erst ein paar Jahre zählte, zog er mit ihr voller Ehrgeiz nach Polen, später nach Leipzig, einer Stätte regsten künstlerischen Lebens, wo sie in der Schule des bel canto eine wirkliche Künstlerin wurde und, noch ein Kind, eintrat in das von Hiller geleitete große Konzert, aus dem die späteren Gewandhaus-Konzerte entstanden sind. Mehrere Jahre war sie dort tätig und wir wissen, daß nicht bloß die Reize des Talentes, des Körpers sie schmückten, daß sie auch von unantastbarer Sittenreinheit war. Der Bürgermeister von Leipzig warb um ihre Hand, ebenso Körner, der Vater Theodor Körners, sie wies alle Bewerber ab, allein der Kunst war sie ergeben. Unter ihren enthusiastischen Bewunderern saß auch ein blutjunger Studiosus, Johannes Wolfgang Goethe. Seine eigenste Tat war später ihre Gewinnung für Weimar. Er allein vollzog im Einverständnis mit der Herzogin Amalie, dieser überaus kunstsinnigen Fürstin, ihr Engagement nach Weimar, wohin Corona Schröter im November 1776 übersiedelte, als Vokalistin der Hofkapelle, Kammersängerin würde man heute sagen. Sie behauptete sich in dieser Stellung nicht bloß durch ihre Stimme, nicht bloß durch ihre ungewöhnliche Bildung, die um so ungewöhnlicher ist, als sie damals für Frauen schwieriger zu erwerben war als heute, auch nicht bloß durch ihre Sprachkenntnisse — sie beherrschte die französische, engliche, italienische und polnische Sprache — sie trat hervor mit gar mannigfaltigen Künsten und durch die Sicherheit einer ernsten und sittlichen Persönlichkeit und eroberte sich ihren Platz in dieser erlauchten Gesellschaft, und nun ist Corona Schröter

die Führerin des weimarischen Kunstlebens gewesen bis zu Goethes italienischer Reise. Die Frauengestalten, die Goethes Muse in dieser Zeit schuf, hat sie zuerst dargestellt, die eigentliche Kunstbühne hat sie aber nie betreten. Das ganze Kunstleben Weimars in jener Zeit ist nicht denkbar ohne sie, nicht so denkbar. Nur sie konnte im Aufzug der weiblichen Tugenden, die Bescheidenheit verkörpernd, vor die Herzogin treten und ihr Band und Kranz überreichen. In der dramatischen Kunst giebt es Gipfel, an die der Dilettantismus nicht heranreicht. Die „Iphigenie" hätte keine andere, als eine große Künstlerin, so zu spielen vermocht. Wir können wohl der Meinung sein, daß es für Goethes Entwicklung nachteilig war, daß er an einem Orte lebte, an dem kein Theater war; daß dieses in seinen Werken nicht so ganz in die Erscheinung tritt, das verdanken wir vor allem dieser Künstlerin. Sie allein war damals würdig und fähig, die Iphigenie zu verkörpern. Es ist jetzt über ein Dutzend Jahre her, als in dem lieblichen Tiefurt die Fischerin aufgeführt wurde; es war alles so wie in der berühmten Aufführung von 1782 und doch nicht genau so. Corona Schröter fehlte, denn sie war nicht bloß die Darstellerin, sie war die Mitwirkende Goethes. Sie sang damals ihre eigene Komposition des „Erlkönig", und ebenso hatte sie zu den anderen Liedern die Musik komponiert. Mit einem solchen Erfolge wuchs ihr auch der Mut, doch ist es geradezu rührend, mit welcher Schüchternheit sie ihre Kompositionen, u. a. die des „Erlkönig", veröffentlichte. — Der Redner schilderte dann, wie nach dem Aufhören des herzoglichen Liebhabertheaters in Weimar der Verkehr Coronas mit Goethe mehr und mehr nahließ. Der Verkehr mit Frau von Stein nahm ihn ganz in Anspruch, bis mit der italienischen Reise auch dieses Band sich löste. Corona ist auch Schiller nahe getreten. Schiller wußte, daß sein Freund Körner einst um sie geworben hatte; er war begierig, sie kennen zu lernen. Er preist wie natürlich sie sei; er hat sie vortragen hören und schreibt: sie las gut, sehr gut. Kurz schilderte E. Schmidt die späteren Lebensjahre Corona Schröters. Vieles veränderte sich. Nicht bloß Goethe war nach Italien gegangen, auch die Herzogin Amalie reiste später dorthin. Corona zog sich mehr und mehr zurück. In Ilmenau, wo sie ihre letzten Lebensjahre in leidendem Zustande verbrachte, war es ja sehr schön, aber der Winter ist sehr lang und rauh, und mit der treuen Gefährtin Wilhelmine Probst hat sie sicherlich manche bittere Stunde gehabt. Einsam ist sie dann gestorben. Von der damaligen Hofgesellschaft folgte nur einer ihrem Sarge, Knebel, der bei der Iphigenie-Aufführung den König Thoas gespielt hatte. Das „Lebt wohl", das er damals seiner Rolle gemäß zu ihr sagte, rief er ihr jetzt in die Gruft nach. — Die Bitternisse, die Corona Schröter in ihren letzten Jahren auszukosten hatte, werden wenigen erspart. Es ist schwer, für die Schöne, nicht zu altern, für die Künstlerin ihre Stimme zu behalten.

Daß sie in Weimar nicht ganz vergessen war, zeigt, daß des Herzogs Tochter Karoline selbst den Grabstein für sie entworfen hat. Zum Schluß verteidigte der Redner Goethe gegen die Anklagen derer, die ihm vorwerfen, daß er nicht nochmals 1802 nach ihrem Tode sein Wort erhoben habe. Er sei sich bewußt gewesen, daß er besseres als früher nicht mehr sagen könne, und so erinnert er nochmals an die Versreihe, in der er in dem Gedichte „Auf Miedings Tod" Corona Schröter feierte und schreibt: „Da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so vielen Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten vermocht hätte." Der Redner zitierte die bekannten Verse Goethes und schloß: Ich habe die Ehre, im Namen der großen Goethe-Gesellschaft, die in Weimar ihren Sitz hat, diesen Kranz am Denkmal niederzulegen.

Corona Schroeter-Denkmal in Guben (Bronze).

Geschenk des Herrn Hofphotographen Rosenthal in Guben.*)

Die Musik spielte eine Schlußweise, Gluck's Iphigenie, und die Feier war beendet. Verschiedene Kränze mit Widmungsschleifen wurden am Denkmal niedergelegt, außer dem der Goethe-Gesellschaft solche von Goethe-Freunden in Frankfurt a. O., von Herrn Theaterdirektor Hänseler, von der Prima des Gubener Gymnasiums und vom Turnerbund Gymnasium.

Anwesend waren die Prinzessin Marie Alexandrine Reuß VI, Urenkelin Karl Augusts, des Freundes Göthes und auch der Corona, ferner Professor Donndorf, Stuttgart, der Schöpfer des Denkmals unser Mitglied Prinz Carolath Schönaich nebst Gemahlin, der kunstsinnige Regierungs-Präsident von Dewitz aus Frankfurt, unser verehrtes Ehrenmitglied, u. a.

Bei der Festtafel traf folgender telegraphischer Glückwunsch Ernst von Wildenbruchs ein, womit ich meine heutige Mitteilung schließe:

*) Vergl. über das C. Schroeter-Denkmal die Mitteilungen des Herrn Professor Dr. Jentsch in den Mitteilungen der Niederlausitzer Anthrop. Gesellsch. 7, S. 61 und S. 193 ff. und S. 326.

Corona, einst im Deutschen Dichterhain,
Verkünderin von neuem Frühlingsweben,
Gegrüßt mir, Auferstand'ne, sollst Du sein,
Und Dank und Gruß für alle schließ' ich ein,
Die Deinen Tag verknüpft mit unserm Leben.

Diesem Festesgruß schließt sich unsere Brandenburgia von Herzen an.*)

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben, welcher ebenfalls zur Förderung des Corona-Schröter-Denkmals eifrigst beigetragen, hat die Güte gehabt, uns eine Photographie des Denkmals zu verschaffen, wonach das beiliegende Bild angefertigt werden konnte.

C. Naturgeschichtliches.

XIV. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten im Jahre 1904 bis 1905. 5. Bericht, abgestattet von unserm Mitgliede Direktor Professor Dr. Otto Reinhardt (Berlin 1905).

Zur Entnahme wird eine größere Anzahl von Exemplaren auf den Tisch der Versammlung gelegt.

Die Reichhaltigkeit der Vorlesungen und Exkursionen, von denen manche für die Heimatkunde Interesse haben, springt auch aus diesem sorgfältigen Bericht wiederum in die Augen. So z. B. ein vortrefflicher Bericht meines verehrten Freundes Professor Dr. Paul Magnus: Die Pilze mit Berücksichtigung der durch sie veranlaßten Krankheiten der Kulturpflanzen. Ferner ein geologischer Ausflug nach Frankfurt a. O. unter Führung des K. Landesgeologen Professor Dr. Konrad Keilhack. Dem von Herrn Oberlehrer Dr. Wilhelm Schjerning S. 45—49 abgestatteten sorgfältigen und lichtvollen Berichte entnehmen wir folgende, unsere Heimatkunde angehenden Einzelheiten. Die Fahrt begann bei Trettin.

Hier ist das Odertal 7 km breit, während es bis Frankfurt nur eine Breite von 5 km besitzt. In dem weiten, zum großen Teile mit Schlickboden, zum kleineren mit Sand bedeckten Tale fließt die Oder zwischen Deichen dahin. Scharf erheben sich aus der ganz ebenen Niederung die Ränder der diluvialen Hochflächen zu beiden Seiten, im Westen des Lebuser Plateaus, von dessen Rand die kleine Stadt Lebus schon auf der Fahrt sichtbar geworden war, im Osten des Sternberger Plateaus.

Die Endmoränen der Sternberger Hochfläche sind nicht als bogenförmig angeordnete Züge von Blockpackungen entwickelt, wie in der Uckermark, sondern als breitere Streifen von Sand und Kiesmoränen, die eine unregel-

*) Zur Orientierung lagen aus: „Die Gubener Zeitung" vom 23. Mai 1905, „Der Tag" vom 26. Mai 1905, enthaltend eine Abbildung der Enthüllungsfeier und des Denkmals, sowie andere Zeitungsblätter. Das erstgenannte Blatt diente uns in der Hauptsache zur Wiedergabe der Rede Erich Schmidt's.

mäßig wellige Oberfläche bilden und regellos angeordnete abflußlose Becken in großer Zahl enthalten. Wegen der großen Durchlässigkeit des Sand- und Kiesbodens sind diese Becken wasserlos; sie unterscheiden sich so wesentlich von den mit Lehm ausgekleideten Seebecken der echten Grundmoränenlandschaft. Die Entstehung dieser Becken läßt sich darauf zurückführen, daß die Randzone des Inlandeises beim Stillstand durch Spalten in einzelne bewegungslose „tote" Eisklötze aufgelöst wurde und daß nun beim weiteren Abschmelzen in den Spalten durch Sedimentbildung eine Aufhöhung des Bodens stattfand, die bis zum völligen Verschwinden der Eisreste dauerte. Dieser Entstehung entsprechend weisen auch die Sande und Kiese zwischen den einzelnen Kesseln eine deutliche Schichtung auf.

In diese „Kameslandschaft" — der Name ist dieser Oberflächenform zuerst in Schottland gegeben worden — bekamen wir auf einer kurzen Wanderung östlich von Trettin schöne Einblicke; dann bestiegen wir wieder die Wagen, fuhren nach Trettin zurück und nun nach Südosten in der Richtung auf Bischofsee. Die Fahrt führte quer durch eine mit Talsand erfüllte Rinne und dann wieder in ähnliche, meist mit Wald bestandene Gebiete hinein wie vorher. In der Nähe des kleinen Heiligen-Sees der in einer solchen Einsenkung ausnahmsweise bei undurchlässigem Untergrunde sich gebildet hat, aber schon stark vertorft ist, verließen wir wieder unsere Fuhrwerke, um den Weiterweg nach Bischofsee zum großen Teile auf dem Rücken eines Ås, eines glacialen Grandrückens, anzutreten, der in einer Länge von mehreren Kilometern ziemlich gradlinig mit beiderseits steilen Flanken die Gegend durchzieht. Solche Åsar sind aus den alten Glacialgebieten von zahlreichen Orten bekannt geworden; sie bestehen aus mehr oder weniger geschickten Sanden und Kiesen und bilden in typischer Ausprägung ein auffallendes Landschaftselement. Ein Aufschluß in dem Rücken zeigte horizontale Schichtung, die auf Flußabsatz hinweist. Da die Sohle erhalten ist, die Ufer fehlen, so können diese nur aus Eis bestanden haben. Die Entstehung der Åsar kann auf zweierlei Weisen erklärt werden: entweder sind sie aus Ablagerungen in Längspalten des Gletschers entstanden, in denen Wasser floß, oder sie sind die Betten subglacialer Flüsse, die allmählich ihr Bett erhöht und die über ihnen lagernde Eismasse von unten her angeschmolzen haben, indem sie so zugleich durch den im Eise enthaltenen Schutt neuen Stoff zur Erhöhung des Bettes lieferten.

Am Vereinigungspunkte der Chausseen von Kunersdorf und von Ziebingen wendeten wir uns nach Süden und fuhren nun am sandigen Hange des Odertales entlang nach Schwetig. Wenige Schritte brachten uns von da aufwärts zur Schwetiger Windmühle, die auf der Höhe des Talrandes steht, einen prächtigen Überblick talaufwärts und abwärts bietet und so unserem Führer die Gelegenheit gab, die einzelnen Stadien in dem Rückzuge des Eises und die Bildung der verschiedenen, diesen Einzelstadien zuzuschreibenden Terrassen zu erläutern. Zu der Zeit, als der Eisrand noch in der Nähe von Frankfurt lag und die Schmelzwasser zum Abflusse das Berliner Haupttal benutzen mußten, dessen Abzweigung vom heutigen Odertale wir deutlich im Süden sehen konnten, war die Wassermasse vor dem Eise bis zu einer Meereshöhe von 60 m aufgestaut. In dieser Höhe liegen die Terrassen des

Berliner Haupttals, aber auch die Talsandfläche hinter der Schwetiger Mühle. Beim Rückzuge des Eises wurde der Weg durch das Eberswalder Haupttal frei: der Spiegel der angestauten Wassermasse sank auf 40—45 m. Dieser Periode gehört eine Terrasse am Kleistturm an; bei Schwetig ist diese Höhenlage nicht vertreten. Erst als ein weiteres Zurückweichen des Eises den Schmelzwassern den Weg vom Pommerschen Haff durch Vorpommern und Mecklenburg freigab, und der Wasserspiegel auf 30 m gesunken war, bildete die untere Terrasse sich aus, auf der das Dorf Schwetig steht. Seit die Oder endlich ihre jetzige Mündung besitzt, sind die Alluvialfläschen ihres Tales entstanden, die etwa 5 m unter der Schwetiger Terrasse liegen. Meist fließt die Oder inmitten des Alluviums; wo sie aber die diluvialen Hochflächen annagt, entstehen steile Abstürze des Geschiebemergels, wie an der „Steilen Wand", die am jenseitigen Ufer etwas aufwärts von unserem Standpunkte liegt und hinter der in nur noch ganz kurzer Entfernnng vom Steilrande die Eisenbahn von Frankfurt nach Breslau in tiefem Einschnitte durchzieht.

Am Rande der Terrassen treten die älteren Schichten des Diluviums hervor; so deutete schon dicht unter der Mühle die Schilfvegetation einen diluvialen Tonmergel an, der hier ausstreicht, und unter der jüngeren Terrasse des Dorfes Schwetig ist hart am Flusse der Geschiebemergel der Haupteiszeit angeschnitten.

XV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. I. Mai 1905. Diese Nr. 5 enthält u. a. die elektrische Beleuchtung des Trarbachhauses in der Behren-Straße, welches wir am 11. Februar d. J. besichtigten. Siehe auch Bericht der März-Sitzung d. J.

XVI. Moorbrand während der abnormen Hitze im Sommer 1904. Unser Mitglied W. v. Schulenburg teilt folgendes mit: „Im vorigen Sommer war am Teltow-Kanal, zwischen dem Elektrizitätswerk und den Brücken vor dem Klein-Machnower See ein Moorbrand, den ich im Laufe einiger Wochen mehrmals gesehen habe. Man hatte die Brandstelle kreisförmig durch einen Graben abgeschlossen. Vgl. März-Sitzung 1905 uud Brandenburgia XIII. 429, 439.

XVII. a) Eolithisch-Palaeolithisch. Hermann Klaatsch, Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal.*) Verfasser, der bekanntlich zu den namhaftesten Erforschern der ältesten menschlichen Spuren in Europa gehört und sich zur Zeit in Australien zu anthropologischen Studien aufhält, führt in der hochinteressanten Abhandlung die Ergebnisse seiner wiederholten Untersuchungen in Frankreich, im Cantal, speziell bei Puy-Courny und Puy-Boudieu aus:**) Bereits 1877 waren von Dr. med. Rames in den

*) Archiv für Anthropologie — Neue Folge, Band III, Heft 3, S. 153—160 mit einer Tafel.

**) Vergl. Zeitschrift für Ethnologie 1903. — Verhandlungen des D. Anthrop. Kongresses zu Worms 1903. — Korrespondenzblatt und Kommissionsberichte, Zeitschrift für Ethnologie 1903 enthalten die auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Vorarbeiten Klaatschs.

obermiocänen, von Basaltmassen zugedeckten Alluvionen Feuersteinstücke aufgefunden, die Bearbeitungsspuren tragen, in gleichem Horizont wurden dort Knochenreste vorgefunden von Dinotherium giganteum, Mastodon longirostris, Rhinoceros Schleiermacheri, Hipparion gracile, Tragoceras amaltheus, Gazella deperdita. Gemeinsam für beide Lokalitäten ist es, daß die frgl. Silex in miocänen Sanden vorkommen, diese Sande sind eingeschlossen zwischen obermiocänen vulkanischen Massen und den oligocänen, hier bei Aurillac marinen Ablagerungsprodukten, welche von den französischen Geologen als Aquitanien bezeichnet werden.

Zur Tertiärzeit hat also in Frankreich ein menschähnliches Wesen gelebt; die Mortilletsche Vorstellung eines Zwischenwesens zwischen Mensch und Menschenaffen wird von Klaatsch mit Recht zurückgewiesen, da man jetzt erkennt, daß der Mensch nur an der Wurzel des gemeinsamen Stammes mit dem sog. anthropoiden Affen zusammenhängt. Nachdem einmal, fügt der Heidelberger Forscher S. 160 hinzu, der Bann, der über dem Problem des Tertiärmenschen lagerte, gebrochen ist, erwächst für die Zukunft der Anthropologie die Aufgabe, den Spuren der ältesten Menschheit gründlicher nachzugehen, als es bisher geschehen ist. Hierfür ist eine systematische Durchforschung der mittel- und spättertiären Ablagerungen auf primitive Steinwerkzeuge erforderlich. In Europa selbst ist auf diesem Wege eine Vermehrung der bisherigen Fundorte tertiärer Menschenspuren, wie sie, von Frankreich abgesehen, nur in Portugal (Otta-Ribeiro) und England (Kalkplateau von Kent und Sussex) bisher bekannt wurden, zu erhoffen; noch aussichtsreicher aber ist eine Ausdehnung derartiger Untersuchungen auf außereuropäische Gebiete.

Was unter den genannten Tieren übrigens das Mastodon anlangt, so liegt mir gerade eine Arbeit des Herrn Dr. Max Blanckenhorn, Assistenten am hiesigen mineralogisch-geologischen Museum der Universität, vor: „Oberpliocän mit Mastodon avernensis auf Blatt Ostheim vor der Rhön“, einer mir aus der bayerischen Rhön wohlbekannten Örtlichkeit (Jahrb. der K. Preuß. Geol. Landesanstalt 1901, Bd. XXII, Heft 3), wonach der oberpliocänen Fauna des genannten Mastodon arvernensis und des Elephas meridionalis die Fauna des Mastodon longirostris oder dem Dinotheriumsande von Eppelsheim, als aus dem Unterpliocän gegenübergestellt wird. Ist hiernach die Frage erlaubt, ob das von Rames gefundene miocäne Mastodon auch wirklich das „langschnäblige Zitzentier“ d. h. Mastodon longirostris ist?*)

*) Im übrigen verweise ich auf meine wiederholten gelegentlichen Angaben über die menschlichen Spuren im französischen oberen Miocän des Cantal in den letzten Jahrgängen unserer Zeitschrift, z. B. auf die geologische und Kultur-Zeitfolge Jahrg. XIII. S. 314. E. Fr.

XVIII. b) Hieran schliesse ich unmittelbar eine 2. wichtige Arbeit des Herrn Dr. M. Blanckenhorn in seinem Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Aufnahmen auf Blatt Ostheim v. d. Rhön i. d. Jahren 1901 u. 1902. Sonderabdruck loco cit. Bd. XXIII, Heft 4, herausgegeben Berlin 1905. Bl. erhielt aus einer Ostheimer Sandgrube, die früher Zeichen von Mastodon arvernensis geliefert hatte, einen Zahnrest vom Elephas meridionalis oder noch wahrscheinlicher Elephas trogontherii Pohl. Dieser E. trogontherii Pohl, der anscheinend auch in der Mark, z. B. in Rixdorf-Britz vorkommt, gilt als Leitfossil für das unterste Diluvium. In der groben eisenschüssigen Schotterlage mit Holzresten und El. cf. trogontherii hätte man, wie Bl. S. 677 ausführt, ein wichtiges Aequivalent der sog. Plateau- oder Trogontherien-Schotter Thüringens zu suchen, die der drittletzten Eiszeit oder den jüngeren Deckenschottern der Alpen entsprechen. Die Sande mit M. avernensis aber könnten ebenso wie die gleich alterigen Kiese, Sande, Thone, Walkerde und Schieferkohle mit Mastodon Borsoni und avernensis und Elephas meridionalis von Fulda, Jüchsen, Rippersroda, Dienstedt und dem Hohen Kreuz bei Stadtilm der Meridionalisstufe, der viertletzten oder ersten (alpinen) Eiszeit oder auch der zwischen den beiden ersten Eiszeiten gelegenen ersten Interglazialzeit entsprechen. Wir sähen also — schließt Blanckenhorn — in der Sandgrube von Ostheim 2 verschiedene Unterstufen der Eiszeit übereinander vertreten, eine ältere pliocäne des El. meridionalis und eine jüngere altdiluviale des El. trogontherii, die man ja auch sonst unterscheidet, aber soweit Bl. bekannt, noch niemals an einem Ort zugleich übereinander beobachtet hat.

XIX. c) Klaatsch a. a. O. (Nr. XVII) bemerkt am Ende seiner Abhandlung S. 160 noch: „Die reichen palaeolithischen Schätze, welche Schweinfurth in Ägypten gefunden hat, versprechen auch für das Tertiär eine Ausbeute auf dem Terrain alter Kulturländer.“ Ich habe Ihnen, wegen der Ähnlichkeit unserer heimischen ältesten Artefakte mit den altägyptischen wiederholt von letzteren Ausstellungen gemacht, wozu Herr Professor Dr. Georg Schweinfurth liebenswürdigst das Material geliefert, habe mich auch in unserer illustrierten Festschrift X (Archiv 10. Band, 1904) des Längeren über diese Gegenstände verbreitet. Daran anschließend muß ich noch auf weitere bedeutsame Arbeiten des Herrn Dr. Max Blanckenhorn aufmerksam machen: Die Geschichte des Nilstroms in der Tertiär- und Quartärperiode, sowie des palaeolithischen Menschens in Ägypten (Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde, 1902, S. 694—762). Sie ersehen darin im Kapitel III die Schilderung des ersten Auftretens des Menschen in Ägypten. Es werden darin u. a. die Vereisungs-Perioden Europas mit den Pluvial-Perioden Ägyptens verglichen und wird nachgewiesen, wie es kam, daß, als in

Nord-Europa die dritte größere Gletscherausbreitung zu Ende ging und endlich ein für den Menschen erträgliches und förderliches Klima in unseren Gegenden anbrach, die Bewohner Ägyptens bereits auf einige Jahrtausende fortschreitender Kultur zurückblicken konnten. Übrigens sind die urältesten Anfänge des Menschen (für das Tertiär) noch keineswegs erschöpfend nachgewiesen, und müssen Geologen und Prähistoriker hier zusammen noch viele weitere Untersuchungen vornehmen.

XX. d) Nach Asien aber nach Teilen, welche stets zu Ägypten Fühlung gehabt greift der zweite kürzlich publizierte Vortrag Max Blanckenhorns in der Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 447–468: „Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina."

Blanckenhorn unterscheidet 10 Perioden:

1. Eolithische Periode während des Oberpliocäns und Unterdiluviums (Haupt-Pluvialzeit).

2. Älteres Palaeolithicum oder Chelléen im weiteren Sinne. Erst in dieser Zeit rückte der Mensch nach Westen und zwar vielleicht schon bis zur Küste vor.

3. Mittelpalaeolithische Periode oder Moustérien und unteres Solutréen oder Eburnéen, zeitlich dem letzten großen Interglazial der deutschen Geologen, d. h. der Periode, in welcher wir auch im nordischen Deutschland die bislang ersten ganz zweifellosen Spuren des Menschen beobachten, entsprechend.

4. Spätpalaeolithische Periode oder Magdalénien während des jüngern Diluviums oder der letzten Eiszeit. Der Mensch ist Jäger und Kannibale.

5. Frühneolithische Periode, etwa 10000–5000 v. Chr., dürfte zeitlich nicht der eigentlichen Neolithischen Periode in Deutschland entsprechen, sondern einer etwas früheren Epoche — vgl. auch das unter XXIX c) Gesagte — und zwar wahrscheinlich der ganzen langen Übergangszeit vom Palaeolithicum ins Neolithicum, der Ancylus- oder ersten postglazialen Wald- und Torfstufe, außerdem der Zeit der Kjökkenmöddinger oder Litorina-Eichenstufe oder zweiten postglazialen Wald- oder Torfstufe, also der Epoche, die man jetzt als mesolithisch begreift. Auftreten von geschliffenen Werkzeugen und Töpferei.*)

6. Spätneolithische Periode, etwa 4000 (? 5000) bis 2000 (2500) v. Chr. Erster Ackerbau (Getreide), Viehzucht, erste Ansiedlungen an festen Plätzen in den Ebenen, künstliche Höhlen u. drgl. (Vergl. bezüglich Norddeutschland meine Fußnote zu 5.).

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß in der nordeuropäischen, mesolithischen Zeit der Kjökkenmöddinger, Küstenfunde und Litorinaschichten keine geschliffenen, sondern nur roh zugeschlagene Steinwerkzeuge auftraten. Wohnstätten kommen hierbei auch bereits vor, z. B. in Erdgruben. E. Friedel.

7. Bronzeperiode 2000 (2500) bis 1250 v. Chr.

8. Beginn der Eisenzeit 1250—1050 v. Chr.

9. Zeit des israelitischen Königstums.

10. Zeit der Fremdherrschaften und der Makkabäer 600—0 v. Chr.

Dieser kühne Versuch, die Kultur im fernen Asien vom Tertiär bis zur geschichtlichen Zeit geologisch und archaeologisch zu gliedern, verdient alle Achtung und spornt zu ähnlichen Versuchen in anderen Landstrichen an. Es tut bei dergleichen Synthesen durchaus nicht viel schaden, wenn kleine Unrichtigkeiten, chronologische Fehler u. dergl. mit unterlaufen, sofern nur in der Hauptsache das Gesamtbild richtig ist.

XXI. Eugen Geinitz-Rostock: Wesen und Ursache der Eiszeit. Güstrow 1905. (Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 59. Jahrg. 1905.)

Vor vielen Jahren habe ich einmal den Versuch gemacht, die Titel und kurz den Inhalt aller Bücher, Büchlein, Abhandlungen und Artikel — wohlgemerkt nur der wissenschaftlichen — aufzuschreiben, die mir bezüglich der Eiszeit vorgekommen sind; ich habe dies aber schließlich aufgegeben, die Zahl der bez. Arbeiten ist Legion und die Anzahl der Theorien über die Entstehung der Eiszeit so groß, daß einem bei der Lektüre elend werden kann.*) Kein Wunder, falls man mit einem gewissen Mißtrauen an jede neue Lösung des verzweifelten Phänomens herangeht, dennoch fesselt im vorliegenden Falle die Argumentation des gelehrten Verfassers, unsers verehrten korresp. Mitgliedes, durch die Klarheit der Darstellung und die Überzeugtheit desselben der Art, daß man das Buch gern sofort bis zu Ende durchliest, und mit Dank für die anregenden Gedanken aus der Hand legt. Wer auf eine bestimmte Erklärung, z. B. auf den kosmischen Ursprung oder auf einen Rythmus, eine Periodizität u. dergl. der Eiszeit eingeschworen ist, wird seine Überzeugung schwerlich durch Geinitz beeinflussen lassen, wer aber in der überaus schweren Materie vor einem Non Liquet bislang stand, dem werden die Gründe des Verfassers nunmehr vielleicht doch zu einer festen Stellungnahme verhelfen.

Geinitz hat die rühmenswerte Gepflogenheit, seine Ansichten als Thesen voranzustellen und dann erst, gerade wie es für die richterlichen Erkenntnisse Vorschrift ist, die Tatsachen und die Schlüsse folgen zu lassen. Dadurch hat man den Vorteil, daß man die Ausführungen in jedem Stadium vorprüfen kann, weil man genau weiß, wo der Verfasser hinaus will. Viele deutsche Gelehrte, in ihrer veraltet schwerfälligen

*) Auch in der Brandenburgia ist die Eiszeit zum öfteren erwähnt, z. B. XI. 376 (Credner: Non liquet); XI. 377 (Hildebrandt: Kosmisch); XII. 152 (Geinitz: Keine Zwischeneiszeiten); XIII. 433 (Solger).

Darstellungsweise machen es gerade umgekehrt und erschweren dadurch das Verständnis ihrer Arbeiten unnützer Weise.

Wesen und Ursache der Eiszeit sind nach Geinitz folgende:

1. Die Ursache der Eiszeit war keine kosmische, sondern eine terrestrische, meteorologische, nämlich: vermehrte Niederschläge, bedingt durch die eigenartige Konfiguration der Kontinente am Schlusse der Tertiärzeit.

2. Die Eiszeit ist nicht als allgemeine Kälteperiode aufzufassen. Im Gegenteil, zu Beginn und zum Teil auch noch während der Eiszeit hat nicht kälteres Klima geherrscht, sondern ein gegenüber dem heutigen sogar etwas wärmeres oder wenigstens das heutige Klima.

Periodische Unterbrechungen dieses einheitlichen Ganges haben nicht stattgefunden, nur Oszillationen, Vorstöße und Rückzüge, aber nicht vollständiges Aufhören des Eisphänomens. Dies hat Geinitz schon in seiner in der Brandenburgia am 29. April 1903 (Jahrg. XIII., S. 152) besprochenen Schrift von der Einheitlichkeit der quartären Eiszeit ausgeführt.

Infolge der meteorologischen Verhältnisse des ältern Quartärs haben sich dann wahrscheinlich die Jahresisothermen nach und nach etwas nach Süden verlegt; aber wenn in denjenigen Gebieten, die eine Vergletscherung erfuhren, eine Verschlechterung des Klimas und ein Sinken der Temperatur stattfand, so war dies doch, im Vergleich zum Gesamtcharakter des quartären Klimas überhaupt, nur eine, wenn auch ausgedehnte Lokalerscheinung; eine die gesamte Erde betreffende eiszeitliche Klimaerniedrigung hat nicht stattgefunden. Es darf hier daran erinnert werden, daß das diluviale Glazialphänomen nach Pencks Ausspruch nichts als eine gewaltige Vergrößerung der heutigen Gletscherverhältnisse war.

Aber auch am Schluß des Tertiär, im Pliocän hat nach Geinitz wahrscheinlich eine Gletscherzeit geherrscht, eine Meinung der ich mit Rutot beipflichte und der ich u. a. auf der geologisch-archaeologischen Tabelle, Brandenburgia XIII. S. 314 (mittleres Pliocän-Glaciär), Ausdruck gegeben.

Also vorzugsweise haben tektonische Vorgänge die Eiszeit hervorgerufen. In der Präglazialzeit lag Skandinavien mindestens 400 m höher, überhaupt waren Europa und auch Amerika größer, d. h. breiter und höher. Daß diese Verhältnisse auf die Verteilung der atmosphärischen Minima und Cyclonenwege und damit auf die Niederschläge, auf die Meeresströmungen pp. von großem Einfluß waren, ist ganz selbstverständlich; auch bei gleichen sonstigen klimatischen Verhältnissen mußten sich damals unter anderen Bedingungen andere atmosphärische Beziehungen entwickeln als heute.

Unter Heranziehung des Rostocker Wetterkundigen Professor Dr. Kümmel gelangt Geinitz zu folgenden weiteren Ergebnissen S. 13:

Nach der Tertiärzeit, im Präglazial, war das Allgemeinklima der Erde ein dem heutigen ähnliches, ein etwas milderes und verblieb so, ohne sprungweise Änderung.

Die veränderte Landkonfiguration bedingte meteorologische Verhältnisse, welche den heutigen im großen und ganzen zwar ähnelten, von ihnen aber dadurch verschieden waren, als die Zugstraßen der barometrischen Minima gegenüber den heutigen wahrscheinlich derart verschoben waren, daß a) diejenige von Nordamerika etwas südlicher verlief, b) in Europa neben einer andern Zugstraße eine der heutigen Zugstraße analoge, nur etwas nach Süden verschobene vorherrschte.

Dadurch wurden nördlich von jenen Hauptzugstraßen reichlichere Niederschläge (Schnee) und kühleres Wetter verursacht, während südlich davon, z. B. in den Mittelmeerländern, reichliche Niederschläge die Pluvialperiode bedingten.

Erhöhte Niederschläge ergeben bei geeigneten erographischen Bedingungen, d. h. Vorhandensein von Gebirgen, die Ausbildung und Vergrößerung von Gletschern.*)

Des weitern werden noch geprüft die präglazialen Binnenablagerungen, das Marine-Präglazial, die Glazialpflanzen und die Reliktenflora, ferner der Schluß der Eiszeit sowie das Spät- und Postglazial und die Gliederung des Quartärs.

Wir können hierauf bezüglich nur auf die geistvollen und überzeugenden Ausführungen des Herrn Verfassers selbst verweisen, dem wir dafür auch in der Brandenburgia zum aufrichtigsten Dank verbunden sind.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Professor Dr. Georg Voss: Grabdenkmäler in Berlin und Potsdam. Aus der Zeit der Neubelebung des antiken Stils Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit 30 Tafeln. Fol. Otto Baumgartens Verlag, Berlin 1905. Ich lasse dies hervorragende heimatkundliche Prachtwerk zu Ihrer Kenntnisnahme umlaufen. Unser verehrtes kunstverständiges Mitglied hat aus der Fülle der Grabdenkmäler spätfridericianischer Zeit eine treffliche Auswahl getroffen und die einzelnen meist aus Pirnaer Sandstein, z. T. auch aus Marmor — beides leider der Verwitterung mehr als wünschenswert ausgesetztes

*) Ein italienischer Forscher hatte deshalb vor Jahren ausgeführt, daß eine Erhöhung der Durchschnittstemperatur auch nur um ganz wenige Centigrade eine neue Eiszeit herbeiführen werde: nämlich stärkere atmosphärische Niederschläge, die sich auf hohen Bergen zu Schnee verdichten und ein gewaltiges Anwachsen und Vorschieben der Gletscher zur Folge haben würden. E. Fr.

Material — gehauenen, z. T. auch in Eisen gegossenen Denkmäler mit kunstwissenschaftlichem und historischem Text in knapper und dabei höchst ansprechender Fassung versehen. Wir wünschen dem vornehm ausgestatteten Werk eine recht weite Verbreitung. Beiläufig habe ich außerdem noch vortreffliche Grabdenkmäler gleicher Epoche bemerkt in Sakrow, Bornim und Bornstädt bei Potsdam.

XXIII. Friedrich Jaennicke: Führer für Sammler und Liebhaber von Gegenständen der Kleinkunst, von Antiquitäten, sowie von Kuriositäten, Leipzig 1905. Geb. 8 M.

Recht oft bin ich im Laufe der letzten Jahre in meiner Eigenschaft als Dirigent des Märkischen Provinzial-Museums um Auskunft über ein derartiges Buch gebeten worden, welches in gedrängter Kürze die zahlreichen Liebhaber befriedigt. Hier sind alle Zweige vertreten, je nach dem Material: Marmor, Alabaster, Holz, Elfenbein, Wachs, Speckstein, Solnhofer Schiefer, Perlmutter, Bernstein, Gold, Silber, Eisen, Niello, Email, Glas, Mosaik, Bronze, Kupfer, Zinn, Blei. Speziell geschnittene Steine, Gemmen und Kameen, Uhren, Musikinstrumente, Webereien (Gobelins), Kunsttischlerei, Waffen (Plattner, Armbrustmacher, Schwertfeger, Büchsenmacher). Die Beschau- und Werkzeichen sind überall angegeben. Sie wollen sich persönlich von dem großen Reichtum dieses Kleinkunst-Vademecum überzeugen, das gleichzeitig eine 3., gänzlich umgearbeitete Auflage des Guide de l'amateur d'objets d'art et de curiosités von Dr. J. G. Th. Graesse darstellt. Graesse, Geh. Hofrat, aus dem preußischen Thüringen stammend, einer der größten uud vielseitigsten Sammler des 19. Jahrhunderts, ein Polyhistor von unglaublichem, dabei gründlichem Wissen, war viele Jahre Direktor des Grünen Gewölbes in Dresden.

XXIV. Porzellan-Führer. Einen solchen vermissen Sie bei der Durchsicht des Buchs zu XXIII. Er liegt vor in dem 1904 in 10. Auflage erschienenen Guide de l'Amateur de Porcelaines et de Faïences (y compris grès et terres cuites). Collection complète de marques de porcellaines et de faïences connues jusqu'à présent. 10 me édition du Guide de l'amateur de Porcellaines et de Poteries par Dr. J. G. Th. Graesse, entièrement refondue et considérablement augmentée par F. Jaennicke. Enthält über 6000 Marken. (Preis 8 M.)

Jaennicke hat die keramischen Künste aus dem vorgedachten Kleinkunst-Führer absichtlich fortgelassen. Derselbe würde sonst zu umfangreich geworden sein, außerdem ist gerade Porzellan jetzt wieder Sammler-Modesache, daneben auch die sonstigen harten und weichen Erzeugnisse der edlen Tonbildnerei und die betreffenden Interessenten wollen, namentlich für die Bestimmung der Künstler- und Fabrikzeichen (Marken), ein Buch für sich besitzen.

Ich werde mir erlauben, fortan bei allen einschläglichen Anfragen seitens unserer Mitglieder auf die beiden Werkchen zu XXIII und XXIV zu verweisen.

XXV. Aus Küstrin. Herr Major z. D. Noël, welcher die große Güte hatte, die Brandenburgia bei dem Ausflug nach Küstrin am 14. d. M. zu führen, hatte zu Vorbereitung eine besondere Schrift (Druck von Heinicke, Berlin, 17 Seiten Text) herstellen und verteilen lassen. Dieselbe enthält folgende Überschriften: Johann von Küstrin. — Kurprinz Friedrich Wilhelm in Küstrin. — Kronprinz Friedrich als Arrestant in Küstrin. — Aufenthalt des Königs Friedrich II. in Küstrin-Neustadt. — Vor und nach der Schlacht bei Zorndorf 1758. — In Küstrin-Neustadt wird ein Absteigequartier mit Küche eingerichtet, 1764. — Friedrich Wilhelm III. in Küstrin. — Das Küstriner Schloß. — Gouverneure von Küstrin. — Literatur.

Ich lege noch einige Exemplare dieser Gelegenheitsschrift mit nochmaligem herzlichen Danke für Herrn Major Noël zur Verteilung vor. Jedenfalls wird das Wesentliche des Inhalts in den Bericht der Brandenburgia über die herrlich gelungene Wanderfahrt aufgenommen werden.

XXVI. Aus Werder a. H. lege ich Ihnen vor eine ansprechende „Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens der Schützengilde zu Werder (Havel) am 31. Juli 1904.“ 46 S. 8. mit 3 Abbildungen des im Jahre 1796 erbauten Schützenhauses nach dem Umbau vom Jahre 1822, dasselbe nach dem Umbau im Jahre 1855 (Rückansicht) und als Titelblatt dasselbe in seiner jetzigen Gestalt nach den Erweiterungsbauten von 1865 und 1892.

Ich habe als Student selbst am Schützenfest teilgenommen und mehr als eine Büchsenkugel durch die hölzernen Scheiben gejagt, ich kenne die Kleinodien und geschichtlichen Sammlungsstücke, insbesondere aber den guten Geist der werderschen Schützengilde auch von später her und gestatte mir derselben seitens unserer Gesellschaft ferneres Blühen und Gedeihen zu wünschen.

XXVII. „Chronik von Glindow. Festschrift zum 50jähr. Jubiläum der Kirche von Glindow verfaßt von G. Andrich, Kantor und Hauptlehrer in Glindow.“ Druck und Verlag von Wilhelm Pein, Werder (Havel) 1903. 42 S. 12.

Glindow ist eine Art Vorort von Werder, uns Berlinern dadurch bekannt, daß Berlin, genauer gesprochen Kölln, dort vom Mittelalter her Erdberge besessen hat und zum Teil noch jetzt besitzt.*) Herr Andrich ist der beste literarische Ortskundige der Gegend, er hat stets mit Eifer und Hingebung die dorthin gerichteten Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums unterstützt und in dem Schriftchen eine kleine

*) Vergl. Nr. XXXVIII dieses Protokolls.

vortreffliche und nachahmenswerte Dorfchronik niedergelegt, geschmückt mit zwei Bildern: der alten Kirche, wie sie bis 1852 aussah, nach dem 30jährigen Kriege erbaut, und der jetzigen 1853 im Rohziegelbau gotisch mit schlankem Turm, nach Entwürfen des bauberatenden Freundes Friedrich Wilhelms IV. Geh. Oberbaurat Stüler ausgeführt.

XXVIII. Das Rathaus der Stadt Eberswalde 1300 bis 1905: Eine Festschrift von Rudolf Schmidt. Verf. u. M., und Redakteur der Eberswalder Zeitung hat dies vorliegende Büchlein (51 S. gr. 8°) der Bücherei unserer Brandenburgia gewidmet, wofür selbige verbindlich hierdurch dankt.

Jetzt, wo das ungemein stattliche in dem gut altdeutschem Stil der Hochrenaissance erbaute neue Stadt- und Gemeindegebäude am 30. März d. J. eingeweiht worden ist, kommt dies fesselnd geschriebene Buch gerade zur rechten Zeit. Es berücksichtigt auch die früheren verschwundenen Rathäuser und die Ortsgeschichte. Mehrere Bilder schmücken die hübsch ausgestattete Schrift: Eberswalde i. J. 1652 nach Merian (S. 6), das Rathaus nach seiner Vollendung (S. 47) und das älteste Eberswalder Stadtwappen (Baum bekrönt mit dem Adler, gegen den Stamm zu rechts und links ein Eber anspringend) von 1257 (S. 52).

XXIX. Das Königlich Preußische Statistische Bureau hat am 28. Mai 1905 sein 100jähriges Bestehen gefeiert.

Die Statistik, die Wissenschaft vom Stande der Dinge im Staate, die heute das Rückgrat der Volkswirtschaft ist, hat ihre Geburtsstätte in Berlin und einen geborenen Berliner zum Vater, den Doktor der Theologie Johann Peter Süßmilch, geb. am 3. September 1704. Von 1742—1767 Probst an St. Petri und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein Mann, dem ein besonderer Vortragsabend in der Brandenburgia wohl gebühren würde. Sein dreibändiges Werk, das die Wissenschaft der Statistik begründete, führt den Titel: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen.

Friedrich Wilhelm III. erkannte gleich anderen Ländern die Notwendigkeit der Statistik für einen geordneten Haushalt und rief durch Allerhöchsten Erlaß vom 28. Mai 1805 das statistische Bureau, zunächst als ein „statistisch-topographisches Archiv“ ins Leben. Es stand unter dem Minister Freiherrn von Stein. Sein erster Direktor war der Geh. Oberfinanzrat von Beguelins. Indem ich im übrigen auf die Festschrift verweise, will ich nur des Mannes noch gedenken, welcher um die Förderung des wichtigen Instituts sich am meisten verdient gemacht hat, des am 1. April 1860 aus Dresden als Direktor hierher berufenen Dr. Ernst Engel. Sein Konflikt mit dem Eisernen Kanzler und die ungerechten Kränkungen, die dem berühmten Fachmann daraus erwuchsen, sind ja noch in aller Erinnerung.

Das Gebäude in der Lindenstraße mit seinen altertümlichen aber höchst bequemen Zimmern und Sälen, worin sich das Preuß. Statistische Amt jetzt befindet, wird wohl auch nicht mehr lange vom Fiskus unverschont bleiben, zumal der für Berliner Verhältnisse ungewöhnlich große Garten unsere Finanzmänner zu praktischer Verwertung schon längst angelockt hat.

Wir wünschen dem trefflich geleiteten Institut, dessen Beziehungen zur Heimatkunde von selbst gegeben sind, auch fernerhin alles Gute.

E. Bildliches.

XXX. Herr H. Böckler überreicht drei neue Ansichtskarten vom romantischen, Herrn Amtmann Degner gehörigen Pehlitzwerder im Parsteinsee bei Chorin und Oderberg i. M., wofür bestens gedankt sei.

XXXI. U. M. Herr Otto Hasselkampf-Potsdam übersendet zwanzig große Photographien von Potsdam und Umgegend, von Werder a. H. und Berlin nebst näherer Umgegend (Untergrundbahn, Liebesinsel im Tiergarten, Kolonie Grunewald). Unser sehr geehrtes Mitglied pflegt sich bescheidentlich Amateur-Photograph zu nennen, die Anwesenden überzeugen sich aber gewiß aus diesen neuen Proben der Kunst des Herrn Hasselkampf, daß ein Berufsphotograph nichts Vortrefflicheres leisten kann. Die Bilder werden für das Märk. Museum herzlich dankend angenommen.

XXXII. Herr Lehrer Otto Mielke, Schriftführer des Vereins für Heimatkunde von Nowawes-Neuendorf und Umgegend, überreicht verschiedene von ihm aufgenommene Photographien:

1. Marienwerder am Finow-Kanal, Kreis Nieder-Barnim. Das stattliche von Friedrich dem Großen erbaute ehemalige Lehnschulzenamt, jetzt dem Kaufmann E. Teichmann gehörig. Ausgemauertes Fachwerk mit Ziegeldach. Ostern 1905.

2. Die romantisch in Birken- und Föhrenwald belegene Knüppelbrücke zwischen Marienwerder und Biesenthal. Ostern 1905.

3. Die Schleusenanlage Leesenbrück am Finow-Kanal unweit Marienwerder. Ostern 1905.

4. Die Freiarche des Finow-Kanals bei Grafenbrück. Romantisches Stimmungsbild. Ostern 1905.

5. Pechteich und Werbellin-Kanal nahe dem romantischen Werbellin-See. Ostern 1905.

Für alle diese und die noch später zu erwähnenden photographischen Dedikationen des Herrn Otto Mielke sage ich Namens des Märkischen Museums herzlichen Dank.

XXXIII. Unser Ehrenmitglied Herr Schulrat Dr. E. Fischer, ebenfalls eifriger Amateur-Photograph überreicht folgende Aufnahmen:

1. Der Kinderchor bei der Berliner Schillerfeier am 9. Mai d. J. auf der Freitreppe des Schauspielhauses; trotz der Kleinheit des Bildes 8 × 10 cm sind die vielen Köpfe sehr deutlich.

2. Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 21. d. M. Kirche in Neu-Golm bei Fürstenwalde mit großer gotischer Kirche;

3. Desgl. vom 21. d. M. Gasthaus Pechhütte am Schermützelsee, Kreis Beeskow-Storkow;

4. Der kleine Markgrafenstein auf den Rauenschen Bergen mit der Windschliffseite, desgl. am 21. d. M. Vgl. auch Nr. XXXVI.

XXXIV. Herr Mittelschullehrer Johann Schimming in Küstrin, welcher sich um unsere Wanderfahrt nach Küstrin so verdient gemacht hat, stiftet 6 Stück ältere Photographien dieser Stadt, die sich auf die interessanten jüngst von uns daselbst in natura besuchten Baulichkeiten beziehen. Besten Dank.

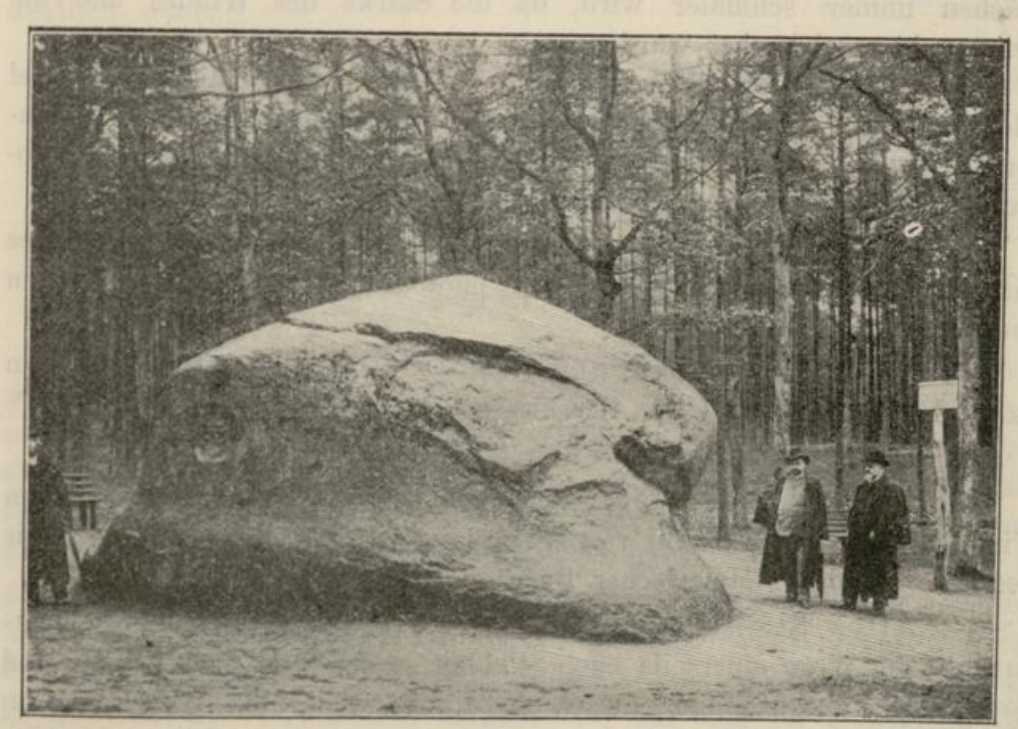
XXXV. U. M. Herr Kaufmann L. Reuter legt 9 Aufnahmen von Küstriner Ansichten vor, welche bei der Brandenburgia-Wanderfahrt nach Küstrin und Tamsel am 14. d. M. von ihm aufgenommen worden sind. Auch hierfür verbindlichen Dank.

XXXVI. Über die Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen. Herr Bibliothekar F. Lüdicke, ebenfalls eins unserer photographisch tätigen Mitglieder, hat bei der Pflegschaftsfahrt am 21. d. M. eine vorzügliche Aufnahme des kleinen Markgrafensteins und zwar ebenfalls der Windschliffstelle gemacht.*) Eins unserer Mitglieder, Teilnehmer des interessanten wissenschaftlichen Ausflugs, hat darüber in der Täglichen Rundschau vom 25. d. M. wie folgt berichtet:

Die beiden Markgrafensteine der größten märkischen Geschiebe-Blöcke, welche bislang bekannt sind, liegen südöstlich vom Dorfe Rauen auf einem bewaldeten Höhenzuge, 148 Meter über dem Meeresspiegel, dicht beieinander. Der große Markgrafenstein, der ehemals einen Umfang von 29,5 Metern und eine Höhe von 8,5 Meter hatte, ist im Jahre 1826 zur Herstellung der Granitschale im Lustgarten gesprengt und dadurch auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe verkleinert worden. Er ist aber bei seiner jetzigen Höhe von 4,7 Meter über und 1,9 Meter unter der Erde immer noch einer der größten Geschiebeblöcke der Mark, und der unweit davon auf der Höhe liegende zweite Stein giebt ihm bei einem Umfang von 21,6 Meter und einer Höhe von 3,7 Meter über und 2 Meter unter der Erde wenig nach. Beide Steine zeigen noch heute deutliche Spuren ihrer Fortbewegung durch die Gletscher uud ihrer Abreibung durch die Eismassen in Form von sogenannten „Gletscherschliffen“ auf den breiteren Seiten. Der kleinere Stein trägt außerdem

*) Vgl. hierzu meine Reprod. des Steins nach Bekmann in Brandenburgia II. S. 122, ferner ebendaselbst 142, 146, 149.

in Meterhöhe, fast ringsum laufend, eine breite Auskehlung, deren Entstehen man gleichfalls der Wanderung zur Eiszeit und der reibenden Wirkung von Schmelzwasser und Geröll zuschrieb. Nach einer neuerdings von dem geologischen Assistenten des Märkischen Museums Dr. F. Solger aufgestellten Ansicht scheint die Auskehlung aber durch die Einwirkung von Wind und Sand entstanden zu sein. Herr Dr. Solger, der an der Pflegschaftsfahrt teilnahm, legt seiner Erklärung die Theorie der Dünenbildung durch starke östliche Winde zugrunde. Die bezeichnendste Form der Wüsten und Steppendünen, die sogenannte Bogendüne, läßt durch ihre nach Westen geöffneten Bogen und die nach Osten gerichteten,



abgerundeten Ausläufer erkennen, daß sie ihre Gestalt den aus Osten wehenden Winden verdankt. Heutzutage treten Ostwinde weniger häufig auf; an ihre Stelle sind, dem Klima entsprechend, Westwinde und Südwestwinde getreten. Die Bildung der Bogendünen muß also in einer Zeit erfolgt sein, wo starke östliche Winde regelmäßig wehten, und dies war der Fall zur Zeit des großen Inlandeises, wie aus klimatologischen Gründen erklärlich und außerdem durch Beobachtungen am Rande des Südpolareises festgestellt ist. Die Entstehung der bogenförmigen, an den Kuppen abgerundeten Steppendünen ist also aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit nach dem Abschmelzen des Inlandeises zu setzen, als die östlichen Winde die durch die Gletscher abgelagerten Sandmassen an besonders geeigneten Stellen auftürmten und durch beständige Reibung abrundeten. Auf diese Weise und zur erwähnten Zeit sind auch die

Bogendünen entstanden, die sich östlich von Nauen im Spreetal erheben und sich im Westen zwischen Spreenhagen und Stansdorf hinziehen. In dieser Zeit, als die Mark einen Steppencharakter annahm, hat auch die Auskehlung des kleineren Markgrafensteines stattgefunden, denn sie zeigt ihre breiteste Stelle gegen ONO und verläuft, immer schmäler werdend, zu beiden Seiten des Steins in fast westlicher Richtung. Der Angriff der Winde ist also von Osten her erfolgt, und an der östlichen Fläche des Steins erkennt man die Angriffsstelle auch daran, daß hier der Block vom Erdboden an bis zur halben Höhe durch Wind und Sand stark abgeschliffen ist, während die Auskehlung auf den angrenzenden Flächen immer schmäler wird, da die Stärke des Windes und die Reibung hier schwächer wurden.

Der kleine Markgrafenstein mit seinem hohlgeschliffenen Gürtel bildet also ein wichtiges Dokument für unsere mesolithische Wüstenperiode und es möge deshalb die wohlgelungene Lüdickesche Photographie hier reproduziert werden.

XXXVII. U. M. Herr Chemiker E. Schenk-Fürstenwalde a. Spree hat die Güte, fünf seiner neuesten photographischen Aufnahmen zu überreichen.

1. Die Spreebrücke und linkes Ufer mit Gutshof von Sabrodt-Trebatsch, Kreis Beeskow-Storkow.

2. Das rechte Spreeufer mit kleinen Inseln bei Sabrodt.

3. Freistehende Kiefer (Pinus silvestris) mit stelzenartigen vom Winde blosgelegten Wurzeln von Wilmersdorf bei Pfaffendorf, Kreis Beeskow-Storkow. Malerischer Baum.

4. Altes Steinkreuz am Ende der Dorfstraße von Trebatsch, am Wege einerseits nach Skuhlen, andrerseits nach Rocher und Cossenblatt, aufgenommen am 7. d. M. Entweder ein Wegekreuz an der Teilung mehrer Wege bezw. Gemarkungen oder ein Sühnekreuz für einen Mord oder anderweitigen mit Lebensverlust verbundenen Unglücksfall. Es wird dieserhalb auf Otto Monkes vielfache Mitteilungen in der Brandenburgia verwiesen.

5. In Trebatsch wurde am 23. Oktober 1813 der in Australien verschollene auf einer Forschungsreise höchstwahrscheinlich verdurstete bekannte Friedrich Ludwig Leichhardt geboren. 1841—46 unternahm er seine erste Reise nach Australien. Bald darauf ging er, durch die englische Regierung mit 21000 Mark unterstützt, zum zweiten Male in das Innere von Neuholland, kehrte aber nicht zurück. Sein letztes Schreiben datiert vom 3. April 1848; seitdem ist er verschollen.

Das ist und bleibt eine Berühmtheit für das weltentrückte Dorf Trebatsch, eine zweite ist der Umstand, den Herr Rektor Otto Monke, unser scharfspürendes Mitglied, radelnder Weise entdeckte, daß dort im

Schankverkehr die Kerbhölzer zwischen Wirt und Konsument wie in guter alter Zeit so noch jetzt in guter allerneuster Zeit gebraucht werden.

An die dritte Merkwürdigkeit will ich aber nicht recht glauben. Es ist der bei Sabrodt-Trebatsch durch Herrn Gastwirt E. Richter in Sabrodt in der Königlichen Kiefernheide ausgegrabene Block, den derselbe aufgerichtet hat und für eine große Merkwürdigkeit, als zum Gedächtnis eines in der Nähe verstorbenen Mannes gesetzt, auffaßt. Die Photographie ist von Herrn E. Schenk sehr deutlich aufgenommen. Aus dem daneben stehenden Jüngling, Primaner Gerhard Schenk, Sohn des genannten Herrn, können Sie die Größenverhältnisse des pyramidenartigen Steins deutlich ersehen.

In den Stein roh und nur seicht eingeritzt ist folgende Inschrift:

Jul. Scp.
† MCCCVI

Memonte
mori.

Soll es heißen Julius sculpsit oder soll Scp. der Anfang des Vaternamens des Mannes sein? Daß man 1306 bereits ähnliche mit Jahreszahl ausgestattete Steine errichtet habe, ist mir nicht bekannt, auch sieht die Form von dergleichen in die gotische Periode fallenden lateinischen Ziffern ganz anders aus. Damals irrte die Geistlichkeit — denn die müßte man als mitwirkend hier mit heranziehen — sich nicht so gröblich, daß sie memonte! statt memento geschrieben hätte. Endlich entsprechen die Formen auch dieser lateinischen Buchstaben keineswegs den im 14. Jahrhundert üblichen. Damit ist die Inschrift für mich abgetan, ich halte sie, höflich ausgedrückt, für eine auf Unwissende berechnete Mystifikation.

Noch eine vierte Denkwürdigkeit teilt mir Herr Rektor Otto Monke bezüglich Trebatsch mit. Auf dem Marsche des General Graf Soltikows nach Lieberose, nach der Schlacht bei Kunersdorf 1759, wurde hier im August der preußische Oberst Hordt von Kosaken gefangen genommen, indem sein Pferd sich bis zum Gurt in einen Sumpf verlaufen hatte. Hordt ward nach Petersburg gebracht und über zwei Jahre in Haft behalten. (Mémoires du Comte de Hordt und Thomas Carlyle: Geschichte Friedrich des Großen V. 475.)

XXXVIII. Die Berliner Berge in Glindow. Diese ehemaligen Ziegelberge der Stadt Kölln im Mittelalter und seit der definitiven Vereinigung aller bei dem eigentlichen alten Berlin belegenen Städte 1709 die Berliner Berge zu benennen, sind von der Pflegschaft des Märkischen Museums wegen ihrer schönen Lage und Aussicht am Glindower See, auch

wegen ihrer naturgeschichtlichen*) und kulturgeschichtlichen Beziehungen öfters auf dem Wege von Glindow nach Petzow begangen worden.

Im Grundbuch der Stadt Berlin, herausgegeben vom Stadtarchivar E. Fidicin, heißt es darüber:

„Im Zauchischen Kreise: Die Erdberge zu Glindow zwischen Potsdam und Brandenburg (Grdb. des Kreises Potsdam von Glindow. (Vol. III., Fol. 109, Nr. 138). Das Recht, auf einem 7 Mrg. 148 □ Ruth. großen Terrain auf der Feldmark Glindow Ziegelerde zu graben, deren die Städte Berlin und Cölln für ihre Ziegeleien bedurften, haben dieselben schon im 15. Jahrhundert besessen und ließen solche in Prahmen und eigenen Schiffen von dorther anfahren. Im Jahre 1778 gab die Stadt Berlin dies Recht in Erbpacht, mit der Bestimmung, daß insofern sich keine Ziegelerde mehr vorfindet, das gedachte Grundstück an Berlin als freies Eigentum zurückfällt. Bis dahin haben die Erbpächter einen jährlichen Canon von 10 Thalern zu entrichten, wovon 2 Thlr. an den Oberprediger in Werder, 2 Thlr. an den Besitzer des Krügerschen Bauernguts in Glindow und 6 Thlr. an den Magistrat in Berlin zu zahlen sind."

Diese Berge werden im Volksmunde in Glindow und Umgebung „Die Berliner Berge" oder „Der Berliner Berg" genannt, unter dieser Bezeichnung kennt sie jeder Ortskundige.

Unlängst machte der Berliner Berg davon in der Öffentlichkeit reden, daß sich Nachbaren in Glindow gefunden hatten, welche der Stadt ihren Anteil abkaufen wollten. Dies hat der Magistrat zu nicht geringer Freude der Berliner, namentlich der hiesigen Touristen, abgelehnt. Die stattlichen Berge mit köstlicher Aussicht weit bis zu den in der Obstblüte so besuchten Werderschen Aussichtspunkten (Wachtelburg, Bismarckhöhe u. s. f.) haben mit Potsdam Dampfschiffverbindung und werden namentlich Donnerstags und Sonntags viel besucht.

Unter der Führung der Herren Hauptlehrer Antrick - Glindow (vgl. dieses Protokoll unter XXVII) und Lehrer Otto Mielke - Nowawes unternahm die Pflegschaft nach dem Berliner Berg am 7. Mai d. J. eine genußreiche wissenschaftliche Pflegschaftsfahrt. In dem Bericht eines der Teilnehmer heißt es, daß der Rat von Kölln den im Berge anstehenden Ton abgraben und auf Prahmen durch den Strenggraben und die Havel nach Berlin schaffen ließ, wo er zu Ziegeln verarbeitet wurde. Jahrhunderte hindurch hat diese Ausbeutung des Berliner Berges bei Glindow stattgefunden, bis der Abbau nicht mehr lohnte, und noch heutzutage lassen tiefe Schluchten, die sich vom Glindower See auf die Höhe des

*) In dem östlichsten sandigen Abhang im Diluvium des Berliner Berges habe ich u. a. die für das untere Diluvium als Leitfossil geltende Deckelschnecke Paludina diluviana Kunth gefunden. Auch kommen dort im obern Decksand Windschliffsteine vor als Zeugen der Wüstenperiode. E. Fr.

Hügelzuges hinaufziehen, und die Massen des zu beiden Seiten der Schluchten aufgehäuften Abraums erkennen, daß die Ausbeute an Ton ziemlich ergiebig gewesen sein muß. Jetzt haben sich Schluchten und Abhänge mit Pflanzen bedeckt, und im Laufe der Jahre ist hier ein idyllisches Fleckchen Erde entstanden, das im urwüchsigen Schmucke von knorrigen Kiefern und helleuchtenden Birken, von struppigen Dorn- und Ginstersträuchern und von dichtem Unterholz zu beschaulicher Ruhe und Träumerei einladet. Dazu kommt der anmutige Wechsel von tiefeingerissenen Schluchten und steilaufsteigenden Abhängen, und die herrliche Aussicht über den Glindower See auf die Obstpflanzungen der Insel Werder, auf Glindow, Werder, Alt-Geltow und Petzow und auf die dunklen Waldhöhen des Wildparks. Wasser und Wald vereinigen sich hier zu einem anmutigen Landschaftsbilde, und man kann es verstehen, daß der Berliner Magistrat alle an ihn bisher gestellten Anträge, das Gelände zu verkaufen, abgelehnt hat. Der Berliner Berg eignet sich durch seine Lage am See und durch sein Klima ganz vorzüglich zur Anlage einer Heimstätte oder einer Heilanstalt. Im Norden dehnt sich der weite Glindower See aus, im Westen liegen die Erdeberge mit ihren Ziegeleien, deren Betrieb keine Störung verursacht, im Süden liegt die zu Petzow gehörige Hasenheide, die Friedrich Wilhelm IV. der schönen Ausblicke wegen oft aufsuchte, und im Westen der Kurfürstenberg mit den vom Amtsrat von Kähne angelegten Akazien- und Birkenwäldern. Schöne Spaziergänge ziehen sich durch diese Anlagen nach Petzow zu und am Ufer des Sees entlang.

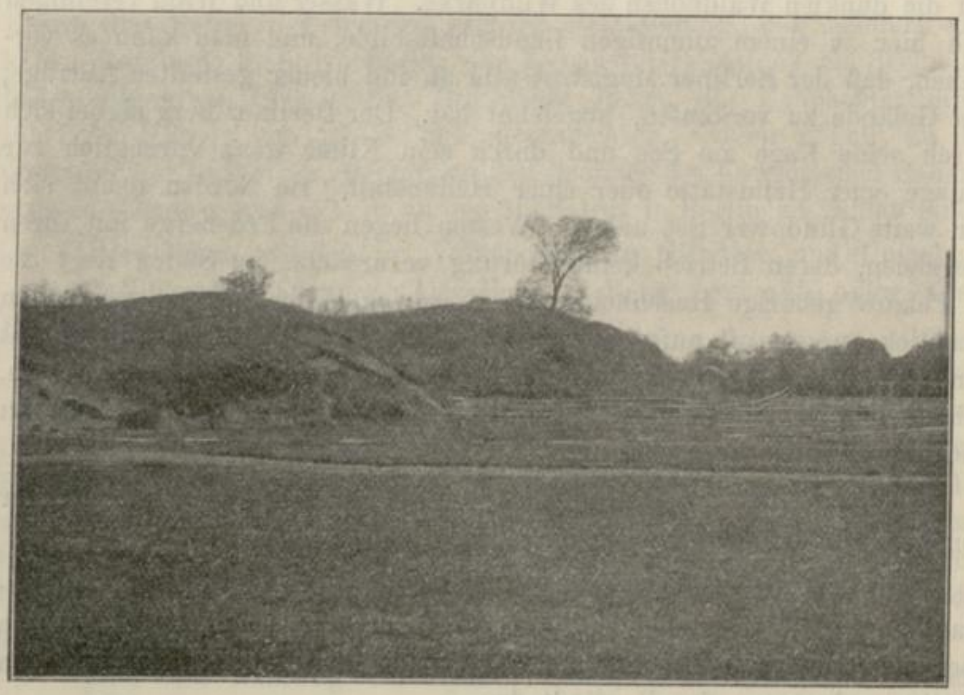
Dieses Urteil unterschreiben alle, welche sich dem Eindruck der dortigen schönen Gottesnatur hingeben.

Ich lege Ihnen drei von Herrn Otto Mielke aufgenommene Photographien vor. Zwei stellen das kesselförmige Innere und die Aussichten über den Glindower See und die Havel nach der Stadt Werder und den Obstbaumplantagen der Vorstadt dar.

Das dritte Bild zeigt den Eingang in die Berliner Berge vom Glindower See aus dar. Zwischen den beiden Bergen zieht sich eine tiefe Schlucht hinein, welche den Weg kennzeichnet, auf welchem die Ziegelerde früher abgefahren wurde. Rechts darunter sieht man eine, nach meiner Meinung zum Schaden des Besitzstandes der Stadt Berlin ganz neuerdings angelegte Koppel, auf der ein Pferd weidet, hergestellt von dem Besitzer rechts, der den Berliner Berg gern erwerben möchte und dessen Parkeinfriedigung deutlich ersichtlich ist. Die Fläche davor ist natürlich Alluvion, entstanden teils durch Abspülung von den Bergen, teils mittels Anspülung durch bewegtes Wasser, teils durch Sinken des Seewasserstandes. Dies Vorland gehört doch wohl auch von Rechts wegen zum Berliner Berge.

Wir nahmen bei dieser Gelegenheit ferner Einsicht und Kopie einer im Besitz des Herrn Amtsrats von Kähne auf Petzow gehörigen Flurkarte von etwa 1775, auf die uns Herr Andrich (s. Nr. XXVII) aufmerksam gemacht. Hieraus geht u. a. folgendes hervor.

Auf der Karte lautet die Reihenfolge der behördlichen Besitze an den Ziegelerdbergen von Westen nach Osten wie folgt: XIV: 9 Stücken zum Amte Lehnin, königl. — XIII: 8 Stücken zum Amte Lehnin, königl. — XII: 8 Stücken zum Schloßbauberge, jetzt königl. Invalidenhause. — XI: 10 Stücken zum Schloßbauberge, königl. — X: 5 Stücken zum Kaputschen Berge. — IX: 3 Stücken zur Neustadt Brandenburg. —



Der Berliner Berg in Glindow.

VIII: 4 Stücken zum Kölnischen Berge. — VII: 12 Stücken zum Spandauischen Berge. — VI: 2 Stücken zum Kurfürstenberge. — V: 5 Stücken zum Altstadt Brandenburger Berge. — IV: 4 Stücken zum Kölnischen Berge. — III: 3 Stücken zum Neustadt Brandenburger Berge. — II: 18 Stücken zum Kurfürstenberge. — I: 4 Stücken zum Potsdamschen Berge.

Die Trennstücke I bis XI, also auch die beiden Kölnisch-Berlinischen, grenzen bis hart an den Glindower See. Am Rande hat der alte Herr von Kähne den auffälligen Vermerk gesetzt: „Kurfürstinnen Berg vid. alten Plan v. Berlin: Die Kurfürsten — Zigellei (Moabit)". Darnach

möchte man annehmen, daß die 18 Stücken unter II zur Kolonie Moabit gehört haben. Von der nördlichen Grenze dieser XIV Anteile bis zu dem südlichen Wege von Glindow nach Petzow liegen eine Menge schmaler Streifen, verschiedenen Besitzern gehörig, doch führt zwischen Nr. XIII (Pfarrland) und XIV (Gottfried Krüger) ein schmaler Streifen von Nr. IV (Kölnischer Berg) zu dem ebenbemeldeten Wege.

XXIX. Uber Volksheilmittel (Sassafras und Sassaparille). U. M. Herr Sökeland macht hierzu folgende Mitteilung:

In der Dezembersitzung der Brandenburgia, deren gedruckter Bericht mir erst kürzlich zuging, sprach Herr Rektor Monke über das Volksheilmittel „Sassafrass“ und bemerkte schließlich, er höre, Holtei habe „Sass und Frass“ bearbeitet, das Gedicht stehe ihm aber nicht gleich zu Gebote. Die Bearbeitung von Holtei ist mir lange bekannt und erlaube ich mir unten dieselbe folgen zu lassen. Die ihr zu Grunde liegende Erzählung deckt sich aber nicht mit der von Herrn Lehrer Busch angegebenen, das ist nun durchaus nicht verwunderlich und gegenstandslos, denn wie bekannt, werden alle mündlichen Überlieferungen allmählich mehr oder minder geändert. Holtei behandelt aber nicht nur „Sassafrass“, sondern im Zusammenhang mit ihm auch „Sassaparille“.

Von „Sassaparille“ (Zassa oder Salsa stachlige Schlingpflanze und Parilla diminutivum von Parra Rebe) brauchte man eine Abkochung der Wurzeln zu den gleichen Zwecken wofür früher vielfach Sassafrass verordnet wurde (s. Näheres in Meyers Lexikon unter „Smilax“). Häufig wurde auch Sassafrass mit Sassaparille zusammen verordnet und diesem Rezepte, welches aber lauten muß: „sassafrasa cum sassaparille“ entsprangen wohl die Erzählungen, ebenso wie die Bearbeitung von Holtei.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß heute noch in jeder Berliner Apotheke nicht nur Sassafrass, sondern auch Sassaparille zu haben ist.

Das Gedicht Karl von Holteis lautet:

Sassafras und Sassaparille.

De gnädje Frau ruft zum Fanster naus:
Wu is der Brasselsche Bote?
„Do drunden stieht a am Gärtnerhaus
Und wurgt ahn sem Frühstücksbrote.“
He, hier' amol Spille, mei Hundel is krank.
Gieh fix ei de Stad nei, Spille,
Und feedre dihch uf deinem Gang;
Hul Sassafras und Sassaparille.

Mei Spille gieht und schwadreniert,
Ihm giehn de dunnerschen Wohrte,
Se giehn i'm vum Munde als wie geschmiert:
Nu is a am rechten Ohrte,
Nu rufft a zum kleenen Fänsterle nein
Mit großem Praasch, der Spille:
„Herr Abdecker, wihl a su gutt wul sein?
A sass, a frass, a hatt' anne Prille!"

Der Herr Aptheker, in guder Ruh,
Ass just anne Putterschniete
Und ooch a Kammewürschtel derzu, —
(Seine Prille hott' a immer miete,)
Där hürt nich gutt, weil a juste kaut,
Und spricht: „Hae wahs is sei Wille?"
Do schreit der Spille irschte recht laut:
„A sass, a frass, a hatt' anne Prille!"

Do reckt der Aptheker de rechte Faust
Zum Fänsterle naus: „Du Uckse!"
Und gibt i'm eene, das's ock a su saust,
Und spricht: „Du Lümmel, nu muckse;
Was schiert disch meine Prille, du Viech?
Do gieh, und verschluck' nu de Pille:
Do gieh, do Raekel, im giehn do spriech:
‚A sass, a fraß, a hatt' anne Prille!'"

Mei Spille schüttelt wul a Kupp,
De Zähne tun i'm nich süsse;
A sat: De Medizin is gar grub.
Derweilen rührt a de Füsse,
Und wie a kümmt zur Herrschaft naus,
Do gieh a in aller Stille
Zum Hundekürbel, zerrt's Möpsel raus:
„A sass, a frass, a hatt' anne Prille!"

Und schlaet, als waer'sch anne Mandel Kurn,
Und schlaet, als sölld' a se dräschen!
Die gnädje Frau in vullem Zurn
Ruft a Jäger, a sol en präschen!
Der Jäger kallascht i'n wie nich gescheidt,
('s war wul sei Freund nich, der sille!)
Der Spille mit blutiger Gusche schreit:
„A sass, a frass, a hatt' anne Prille!"

Und wie a nu derheeme war,
Do tat sich die Sache äntscheiden:

Zum Narren gehat han s' i'n manches Jahr,
Sei laebelang mußt' a's derleiden;
Wenn a mid Seiner geurbert hat,
Do sproch se: „Du sei mer ack stile,
Suste schick' ich dich glei wieder nei in de Stadt
Nach Sassafras und Sassaparille!"

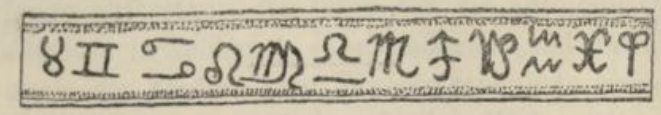
XXXX. Vortrag des Herrn Dr. Friedrich Netto: Über das Tabakskollegium in Potsdam. Der Vortrag war ein Auszug aus einem Werk des Herrn Redners, das druckfertig vorliegt, weshalb wir hier auf seine Wiedergabe verzichten müssen.

XLI. Herr Kustos Buchholz unter Vorlagen:

a) Durch Vermittelung des Herrn Rektor Monke sind vom Herrn Lehrer Kolzer in Schönerlinde Fundstücke aus einem Brandgrabe bei Milow Kreis Westprignitz in das Märkische Museum gestiftet worden. Darunter ein innen hohler, außen blutegelartig geriefter Bronzearmring, den ich hier vorzeige und eine Perle von blauem Schmelz. Beide Sachen lagen im Leichenbrand einer größeren Urne und gehören der jüngeren Bronzezeit, also dem 8. bis 5. Jahrhundert vor Christus an.

b) Ebenfalls durch Herrn Monke erhielt das Märkische Museum eine kleinere Urne mit senkrecht geripptem Bauch und abgerundetem Boden, die auf dem Voglerschen Acker in Wustrau Kreis Ruppin ausgegraben ist. Ein abgerundeter Boden ist eine Eigentümlichkeit vieler Gefäße aus der Übergangszeit von dem neolithischen zum Bronze-Zeitalter, sowie solcher aus dem 12. bis 13. Jahrhundert nach Chr.; Technik und Verzierung dieser Urne spricht aber für die Zeitperiode, der die meisten ostgermanischen Gräber angehören, nämlich für die letzten Jahrhunderte vor Christus. Das bestätigt auch Form und Verzierung einer dabei gefundenen Bronzefibula.

c) Von Herrn Oberlehrer Dr. Credner in Jüterbog ist ein auf einem Acker bei Jüterbog gefundener goldener Fingerring zur Prüfung gebracht worden; ein einfacher flacher Reifen von 2,3 cm Durchmesser und 1 cm Breite, dessen Außenfläche die 12 Zeichen des Tierkreises in den althergebrachten Formen zeigt. Die Zeichen sind durch Vertiefung der Fläche erhaben ausgearbeitet unter Belassung eines Schutzrandes zu beiden Seiten, und unter Zwischenlage von je zwei feinen geperlten Fäden (Filigran) als Ornament.



Die Bedeutung der einzelnen Zeichen ist zwar den meisten Mitgliedern bekannt, doch mögen sie hier nach der Folge der vorstehenden

Abbildung des gerade gelegten Ringes genannt werden: Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder.

Da diese Zeichen schon aus dem Altertum übernommen sind, bis in die neuere Zeit fortgefürt wurden, und der Ring sonst wenig Anhalt für die Altersbestimmung bietet, so wird die letztere wohl immer ein zweifelhaftes Ergebnis haben. Die wenig präzise Form der Zeichen in Verbindung mit der feinen Filigranarbeit könnte auf die Zeit der arabischen Hacksilberfunde, also etwa auf das 10. Jahrhundert, schließen lassen, doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß es sich um ein Symbol der Rosenkreuzer und Illuminaten handelt, daß also der Ring der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts angehört.

Nach der Sitzung geselliges Beisammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

Einbaum-Fund. Im Möllensee bei Alt-Buchhorst unweit Erkner wurde infolge des niedrigen Wasserstandes ein Boot freigelegt. Es ist aus einem kiefernen Stamm gearbeitet und besitzt eine Länge 5,60 m und eine Breite von 48 cm. Wie lange das Boot, dessen Seitenwände allerdings schon weggebrochen sind, hier schon versunken liegen mag, und an welche Zeit es erinnert, konnte noch nicht ermittelt werden. B. L. A. 25. 8. 1904.

Erinnerungen aus Müncheberg. An dem Turm am Berliner Tor befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift:

Zum Andenken
an die Gründung der Stadt
am 29. Juni 1232
und an die Verwüstung
derselben durch die Hussiten
am 17. April 1432
Gestiftet vom
Verein für Heimatkunde
in Müncheberg 1882.

Volkssage (gehört am 17. 4. 04 in Müncheberg): Durch die Schießscharten („Löcher") des Turmes hindurch hat man die Hussiten mit Mehlsuppe begossen. Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die künstlichen Baustoffe Berlins (Tonziegel-, Kalksandsteine, Zementmauersteine), ihre Geschichte und ihre Herstellung.

Von Dr. M. Fiebelkorn.

Meine Damen und Herren! Ein Blick auf die von mir ausgehängte Karte zeigt uns, daß Deutschland in geologischer Hinsicht in zwei Teile zerfällt. Der südlichere von beiden ist auf der Karte durch zahlreiche bunte Farben gekennzeichnet, während der nördliche fast ganz weiß geblieben ist. Nur an wenigen Stellen sehen Sie auch hier Farben auftreten. Die Grenze zwischen beiden Teilen wird von den deutschen Mittelgebirgen (Riesengebirge, Erzgebirge, Thüringen, Harz, Deister und Wesergebirge) gebildet. Ausbuchtungen stellen die schlesische und die sächsisch-thüringische Bucht dar.

Die geologische Ausbildung beider Teile ist von einander wesentlich verschieden. Während im südlichen Teile feste Gesteine aus älteren Formationen vorherrschen, besteht der nördliche in der Hauptsache aus den mehr oder weniger lockeren Massen der Quartärformation. Wir finden hier Sand, Lehm, Mergel und ähnliche Gebilde. Nur selten wird der Mantel lockerer Massen durch anstehendes Gestein älterer geologischer Zeitalter durchbrochen, so z. B. bei Segeberg, Lüneburg, Altmirstedt, Rüdersdorf, Bartschin uud einigen anderen Orten.

Es ist naturgemäß, daß die Bewohner des nördlichen Teiles, den man als das norddeutsche Flachland zu bezeichnen pflegt und der westlich in Belgien und Holland und östlich im russischen Reiche seine Fortsetzung hat, in der Auswahl ihrer Baustoffe weit schlechter gestellt waren, als diejenigen des südlichen Teiles, in dem natürliche Hartgesteine in Menge auftreten. Es blieb für sie infolgedessen, zumal die Verkehrsverhältnisse in früheren Jahrhunderten viel zu wünschen übrig liessen und auch die Ströme zum Wassertransporte keineswegs überall geeignet waren, nichts anders übrig, als ihre Wohnstätten entweder aus Holz zu errichten, das in den großen Wäldern massenhaft vorhanden war,

oder aber die für längere Dauer bestimmten Gebäude aus den Steinen aufzubauen, die die Felder hergaben.

Wer die Lehm- und Mergellager des norddeutschen Flachlandes in den häufig in ihnen angelegten Gruben beobachtet, bemerkt, daß sie mit vielen kantengerundeten und mehr oder weniger glattgeschliffenen kleinen und großen Gesteinsstücken durchsetzt sind, die sich dort, wo die nach Norden zurückgehenden Eismassen die Endmoränen entstehen ließen, zu gewaltigen Blockanhäufungen ausbildeten. Da man im norddeutschen Flachlande neben dem Holz kaum über anderes Baumaterial verfügte, so waren diese Steine, die als Erratische Blöcke, Findlinge oder Geschiebe bezeichnet werden, ein willkommener Baustoff, und in der Tat sehen wir nicht nur viele noch erhaltene Bauwerke früherer Jahrhunderte aus derartigen Findlingen unter Zuhilfenahme von Kalk- oder Gipsmörtel errichtet, sondern wir finden auch heute noch in denjenigen Gegenden, in denen die Geschiebe in größeren Mengen auftreten, die Fundamente und Häusermauern aus ihnen gebaut. Ganz besonders beliebt war die Verwendung der erratischen Blöcke in den Dörfern zur Herstellung von Kirchen, und man verstand es, aus ihnen ein überaus haltbares Mauerwerk herzustellen.

Auf die Dauer konnten jedoch weder das Holz noch die Findlinge zur Herstellung von Bauwerken genügen, besonders als die Kirche anfing, ihre Gotteshäuser in größerem Maßstabe und mit größerer Pracht aufzuführen. Es kam infolgedessen ein anderer Baustoff zur Verwendung; dies war der aus gebranntem Ton hergestellte Ziegel.

Wann in Norddeutschland zum ersten Male der gebrannte Tonziegel Verwendung gefunden hat, läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Jedenfalls wissen wir aber, daß Herzog Heinrich der Löwe zusammen mit dem Bischof Heinrich im Jahre 1173 den Grundstein zum Dom zu Lübeck legte und ebenfalls den Dombau zu Ratzeburg mit jährlichem Geldbeitrage unterstützte. Mit diesen Bauten begann die Übertragung des Backziegelbaues nach Norddeutschland.

Woher er gekommen ist, ist eine Frage, über die von Architekten und anderen Fachleuten ebenfalls vielfach gestritten worden ist. Im allgemeinen stehen sich hier zwei Richtungen gegenüber, von denen die eine den Ursprung des norddeutschen Backziegelbaues in den Niederlanden, die andere in Oberitalien sucht. Die Ansicht, daß ein wandernder Niederländer den Backziegelbau um die Mitte des 12. Jahrhunderts in den Ländern östlich der Elbe eingeführt habe, hat nach den Angaben von Stiehl im Jahre 1846 zuerst H. Otte ausgesprochen. 1850 wies dagegen von Quast auf die Übereinstimmung einzelner Eigentümlichkeiten des märkischen und des italienischen Backziegelbaues hin. Ihm schlossen sich Lübke und Essenwein sowie im Jahre 1868 Hase an. Adler verfocht dagegen in seinem Werke über die mittelalterlichen Baudenkmäler

des preußischen Staates wieder die Ansicht, daß die Niederlande als die Ursprungsstätte und Heimat des nordischen Backziegelbaues anzusprechen sind.

Der Streit wogte, nachdem auch andere Gelehrte sich mit der Behandlung der Frage beschäftigt hatten, lange Zeit hin und her. Neuerdings hat sich Stiehl in seinem vortrefflichen Werke über den „Backsteinbau romanischer Zeit besonders in Oberitalien und Norddeutschland“ der Frage von neuem angenommen, und er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der norddeutsche Backziegelbau seinen Ursprung unzweifelhaft in Oberitalien zu suchen hat. Es ist anzunehmen, daß diese Anschauungen zutreffend sind, da die von Stiehl aufgeführten Gründe die innigen Beziehungen zwischen dem norddeutschen und oberitalienischen Backziegelbau auf das Deutlichste erkennen lassen, wennschon selbstverständlich auch Stiehls Arbeit nur einen Indizien-Beweis darstellt.

Wenn man die Backziegelbauten Berlins verstehen will, so kann man dies nur, wenn man nicht nur die Reichshauptstadt, sondern das ganze norddeutsche Flachland mit in Betracht zieht. Wir finden hier Bauten der verschiedensten Zeiten vor. Diejenigen der romanischen Zeit hat, wie angegeben, Stiehl zusammengestellt und bearbeitet.

Bekanntlich zeichnet sich der romanische Stil dadurch aus, daß er vorzugsweise an Gotteshäusern zur Anwendung gekommen ist. Gerade nach Kirchen war damals ein besonderes Bedürfnis, und da die Kunst hauptsächlich in den Klöstern gepflegt wurde, zeigt uns naturgemäß der Kirchenbau den romanischen Stiel in bester Entwicklung. Überall finden wir den Rundbogen vertreten, und wir sehen ferner, als dem romanischen Stil angehörig, immer wieder an den Kirchen die Türme, von denen zwei als Glockentürme an dem westlichen Ende des Langschiffes dem Ganzen eingegliedert sind, während zwei kleinere rechts und links neben der Hauptkuppel stehen. Für das Ornament ist die einheimische Pflanzenwelt beim romanischen Stil wenig vorbildlich gewesen, dagegen sind mythologische Gestalten reichlich verwendet. Beliebte Zierraten waren das Treppen- und das Zickzack-Muster, sowie das Flächen- und Schachbrettmuster. Die romanischen Bauten sind durchweg von malerischer Wirkung, machen aber doch einen etwas massigen Eindruck.

Es folgte später die Zeit der Kreuzzüge, und unter ihrem Einflusse entwickelte sich zunächst im nördlichen Frankreich der Spitzbogenstil, der sich von Frankreich aus unter dem Namen gotischer Stil weiter verbreitete, namentlich auch über Deutschland. Er herrschte hier in den Jahren 1250—1500. Seine Entwicklung aus dem romanischen Stil war bedingt durch die Aufnahme des orientalischen Spitzbogens und die dadurch hervorgerufene Fortentwicklung des Gewölbebaues. Der Spitzbogen ermöglichte die Überwölbung rechtwinkliger und ungleichgroßer

Flächen bis zur gleichen Scheitelhöhe. Die Pfeiler wurden beim gotischen Stile zusammengerückt, die Gewölbe leichter und schlanker. Kräftige aus der Mauerlinie heraustretende Strebepfeiler wurden eingeführt, um den Seitenschub aufzunehmen, und die Wände wurden damit lediglich zu Schutzmitteln gegen Wetter und Kälte geradegerückt, verloren aber ihre Bedeutung als tragende Glieder. Die Eigenart des gotischen Stiles besteht in dem Streben aller Bauglieder nach oben und in der Auflösung aller Pfeiler und Giebel in die feinsten Spitzen. In der ersten Zeit der Gotik wurden die einheimischen Pflanzenformen möglichst den Naturformen entsprechend behandelt. Später wurde die Form gestreckt und mehr wandartig gestaltet.

Wir haben im norddeutschen Flachlande eine große Reihe gotischer Bauwerke erhalten, von denen ich Ihnen in Bild 1—19 eine Anzahl vorführe. Zu einzelnen Bauwerken will ich folgendes bemerken:

Bild 1 und 2 zeigen Ihnen das Kloster Chorin, dessen architektonische

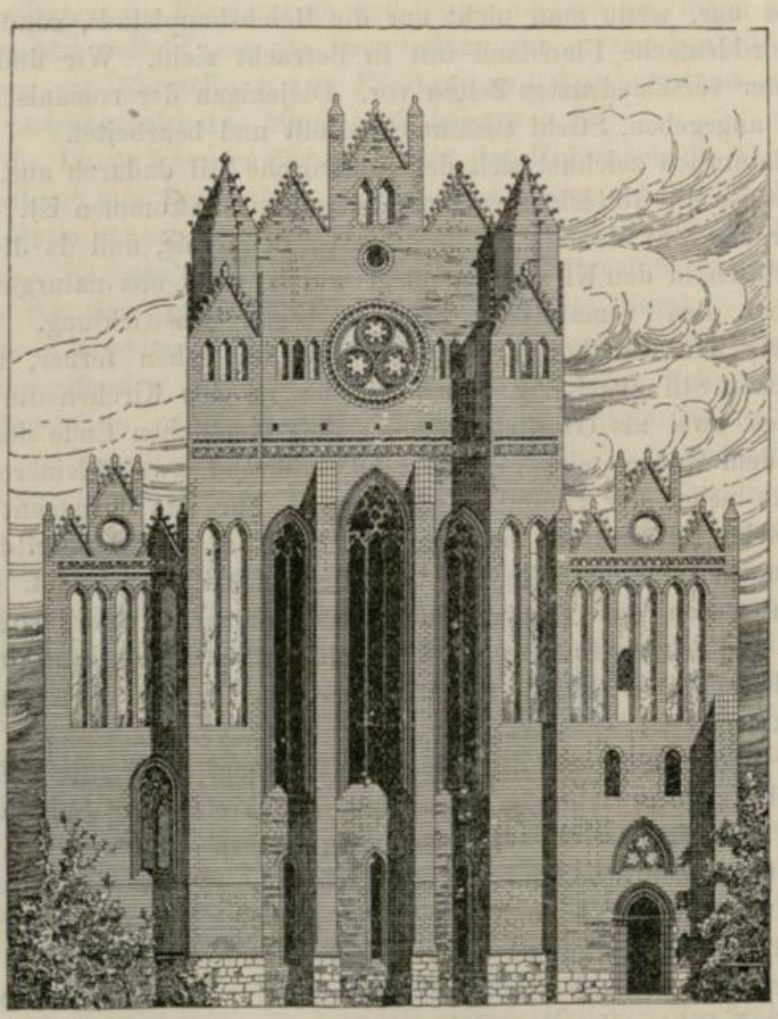


Bild 1. Kloster Chorin.

Schönheit Ihnen allen zu bekannt ist, als daß ich dazu weiter etwas zu bemerken hätte. Die Katharinenkirche in Brandenburg (Bild 3—5) zeichnet sich durch eine reiche Ausschmückung mittels verschiedenfarbig gebrannter oder gar glasierter Ziegel aus. Auch bemerken wir die Verwendung durchbrochenen Ziegelmauerwerks in den reizvollsten Formen.

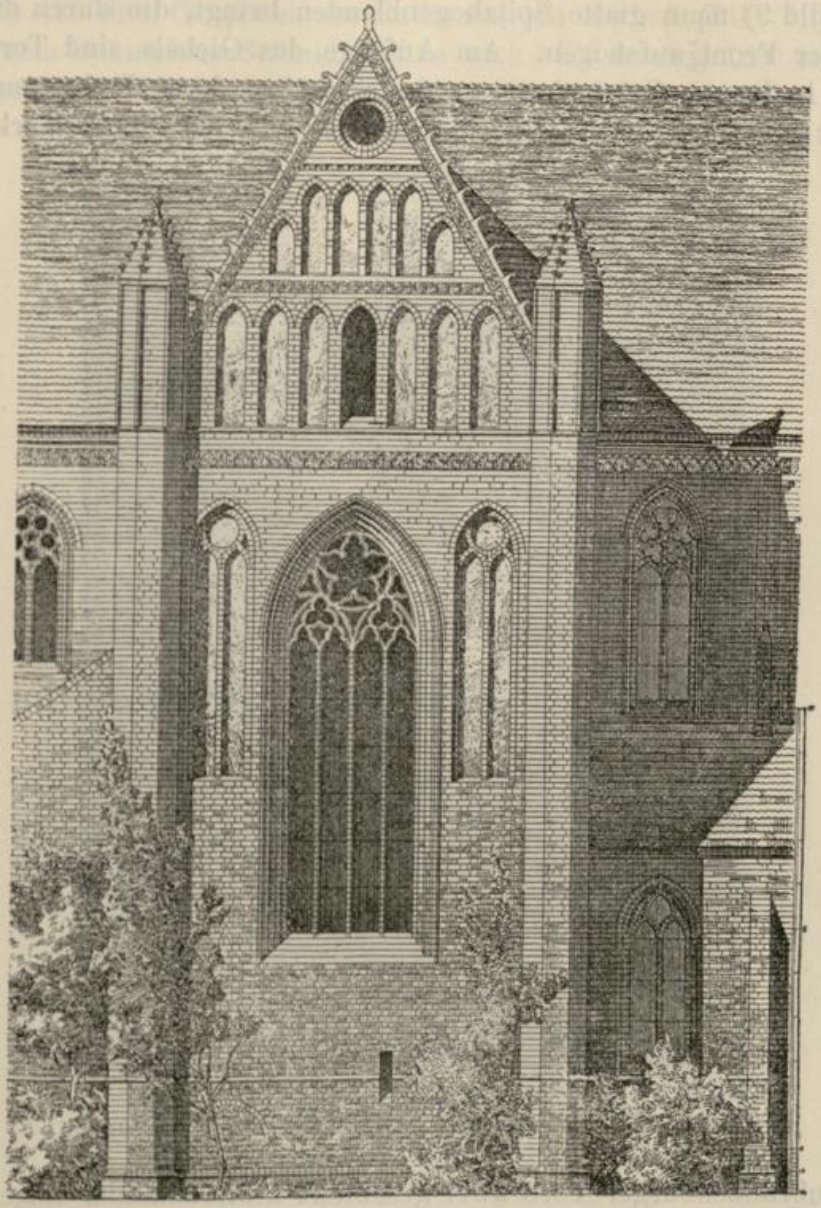


Bild 2. **Kloster Chorin.**

Das Ziegelmauerwerk ist manchmal von der Wandfläche etwas abgerückt, um die plastische Wirkung zu erhöhen. Bei dem Neuen Tor in Neubrandenburg (Bild 6) ist die Blendenarchitektur nischenförmig ausgebildet. Die Nischen schließen oben mit Kleeblattbogen ab. In den Blenden des Giebelfeldes oben bemerken wir 8 Terrakottafiguren. Das

Friedländer Tor in Neubrandenburg (Bild 7) weist recht zierliche Verhältnisse auf. Über dem Spitzbogen der Eingangspforte ist die Wandfläche zwischen Gitterfriesen in sieben Blenden zerlegt. Das Stargarder Tor in derselben Stadt (Bild 8) zeigt zwischen fünf schlanken Pfeilern vier Giebel mit reichem Reliefmasswerk, während es auf der Stadtseite (Bild 9) neun glatte Spitzbogenblenden bringt, die durch die ganze Höhe der Front aufsteigen. Am Anfange des Giebels sind Terrakottafiguren in langen Gewändern angebracht, über deren Bedeutung nichts bekannt geworden ist. Einschaltungsweise will ich hier bemerken, daß

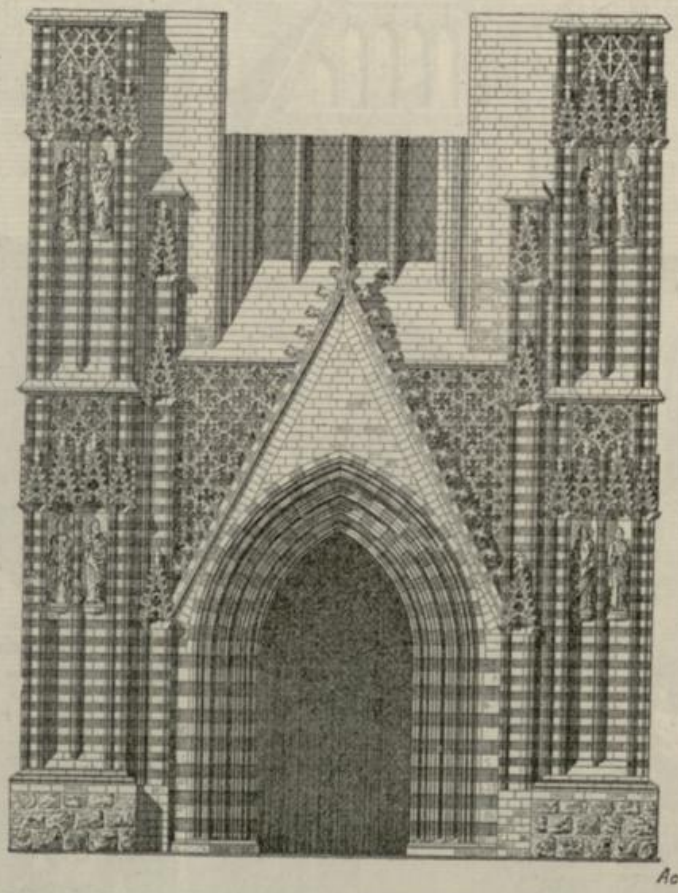


Bild 3. **Katharinenkirche zu Brandenburg (Südeingang).**

die Neubrandenburger Tore zwei gesondert hintereinander liegende Bauwerke darstellen. Sie waren die Hauptverteidigungswerke der Stadt und stellten jedes eine kleine Festung für sich dar. Dies läßt auch das Treptower Tor (Bild 10) erkennen, das zweifellos das schönste aller Tore der Stadt ist. Man hat es ohne Verwendung gerundeter oder profilierter Ziegel erbaut. Durch seine Höhe von 35 m übt es eine großartige Wirkung aus. Oben sehen wir einen fünfteiligen Treppengiebel mit Bogenblenden. Von sonstigen Gebäuden Neubrandenburgs erwähne ich

schließlich noch die St. Marienkirche (Bild 11), eins der eindrucksvollsten Gotteshäuser Norddeutschlands. Von der äusseren Architektur ist besonders der Ostgiebel sehenswert, der noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten ist.

Ich wende mich jetzt anderen Städten zu und lenke Ihre Aufmerksamkeit auf den Ostgiebel am Rathause von Zerbst (Bild 12). Er ist von einem Baumeister Schmidt etwas nach 1479 erbaut, 1891 aber durch Brand vernichtet worden. Interessant an ihm ist besonders der Umstand,

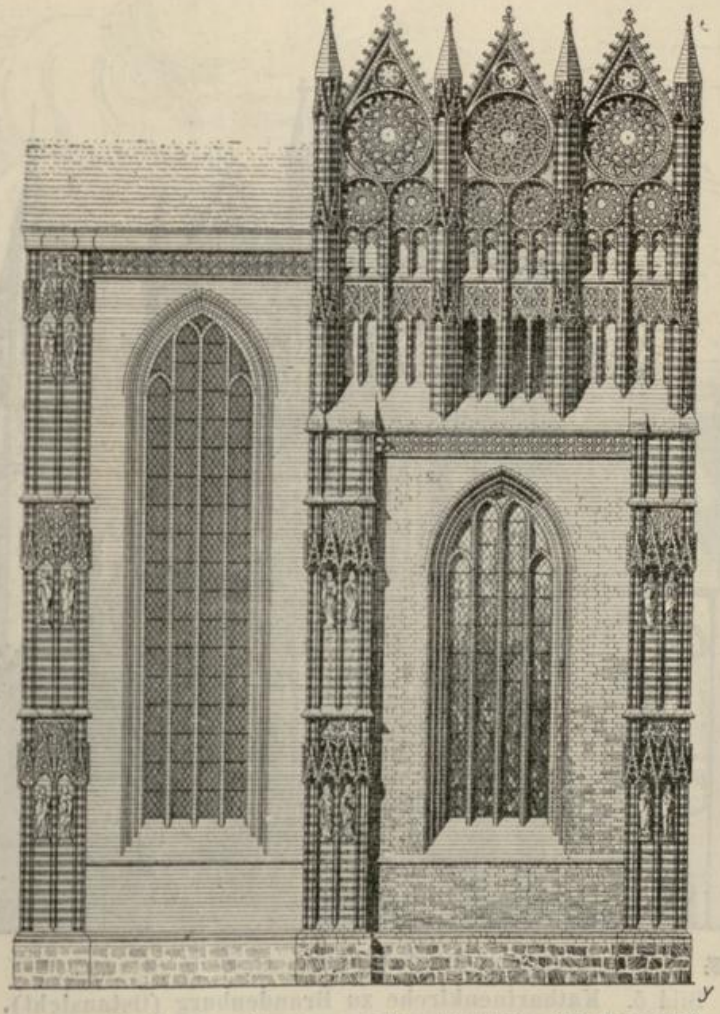


Bild 4. **Katharinenkirche zu Brandenburg (Südkapelle).**

daß er sehr farben- und formenprächtig gewesen sein muß. Spuren von Farbe und Gold konnte man noch kurz vor dem Brande, also 412 Jahre nach seiner Bearbeitung sehen. Die Kirche in Prenzlau ist ebenfalls ein hervorragend schöner gotischer Backziegelbau. Sie sehen sie in Bild 13, und ich will hoffen, daß uns noch in diesem Jahre Gelegenheit geboten werden wird, sie auf dem längst geplanten Ausfluge nach Prenzlau in Natur zu erblicken. Für Freunde der alten Stadt füge ich in Bild 14 den alten Mauerturm bei.

In Bild 15 haben Sie das Portal der Schloßkirche zu Wolmirstedt vor sich. Es erinnert an das der Katharinenkirche in Brandenburg (Bild 3). Das Neustädter Tor in Tangermünde zeigt Ihnen Bild 16. Es ist 1300 erbaut und 1436—1440 ergänzt. Kaiser Wilhelm II. hat es dann vor einigen Jahren neu ausbauen lassen. Teile des Domes zu Stendal sind in Bild 17 und 18 wiedergegeben. Der Giebel des nördlichen Kreuzschiffes ist ein außerordentlich geschmackvoller und unter reicher Ver-

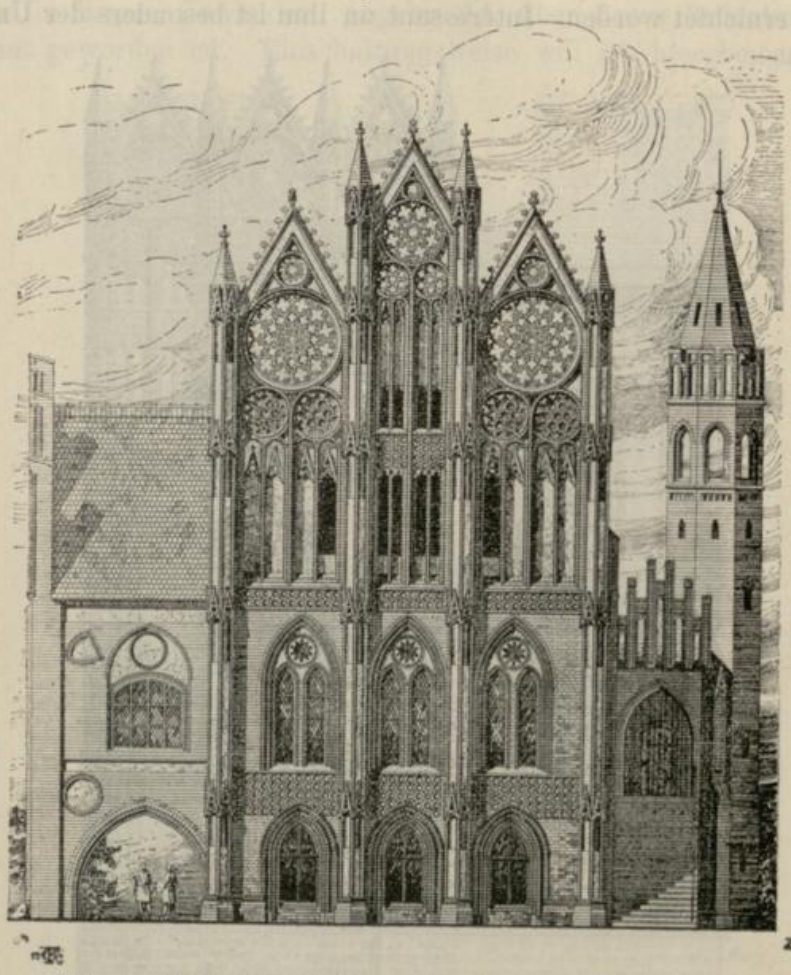


Bild 5. **Katharinenkirche zu Brandenburg (Ostansicht).**

wendung von Formziegeln aufgeführter Staffelgiebel. Die Ziegel, aus denen der Dom errichtet ist, sind auffallend ungleich und schlecht. Der Ton ist bei ihrer Herstellung mit dem zum Magern benutzten Sande so schlecht gemischt, daß stellenweise aus den Ziegeln Schichten von Sand herausgewittert sind. Den Schluß der alten gotischen Bauwerke soll der nördliche Anbau der Nicolaikirche in Jüterbog (Bild 19) bilden, dessen Giebel sieben Staffeln zwichen acht Pfeilern trägt.

An den gotischen Stil schließt sich der Renaissance-Stil an, der in

Italien mit der Wiedergeburt des klassischen Altertums schon zu Ende des 14. Jahrhunderts seinen Ursprung fand. Er hatte kein bestimmt ausgesprochenes organisches Prinzip, sondern mußte sich den verschiedensten Baugedanken anpassen. Im wesentlichen ist er ein Dekorationsstil. Die Entwicklung des Renaissancestiles und seine Verbreituung von Italien aus über Europa verdanken wir den Päpsten und der Unterstützung durch die Mediceer in Florenz. In Norddeutschland sind ebenfalls eine Reihe von Backziegelbauten aus dieser Zeit erhalten.

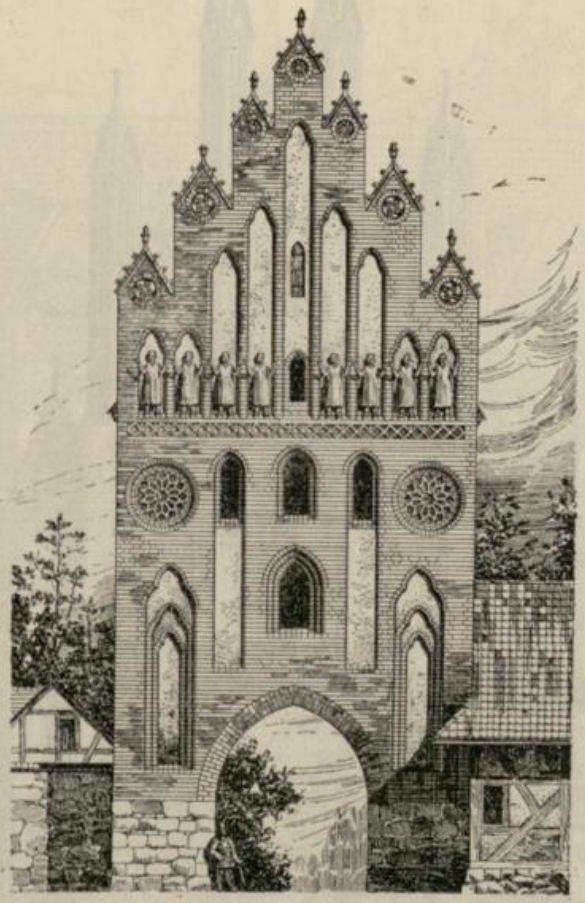


Bild 6. **Neues Tor in Neubrandenburg.**

Berlin weist anscheinend keine Reste hiervon auf. Wir finden sie in Lübeck, Husum, Lüneburg, Freyenstein und an anderen Orten, besonders im Norden des Flachlandes.

In den darauf folgenden Jahren kann man von einem Stil des Backziegelbaues nicht mehr reden. Er verfiel immer mehr und kam schließlich überhaupt kaum noch zur Verwendung. Die Weiterentwicklung des Backziegelbaues ist besonders durch die Einführung des Putzbaues geschädigt worden, und dies gilt auch heute noch. Man glaubte, als man den Putzbau mehr und mehr zur Anwendung brachte,

die in Marmor ausgeführten Vorbilder aus den klassischen Zeiten der Griechen und Römer auf angenehme und leichte Weise auch bei uns nachahmen zu können. In der Tat gelingt dies ja auch. Indessen vergißt man dabei, daß der Putz nur ein Surrogat ist und den echten Stein niemals ersetzen wird, sondern bei seiner Verwitterung das Gebäude in höchstem Grade verunziert. Andererseits wurde und wird

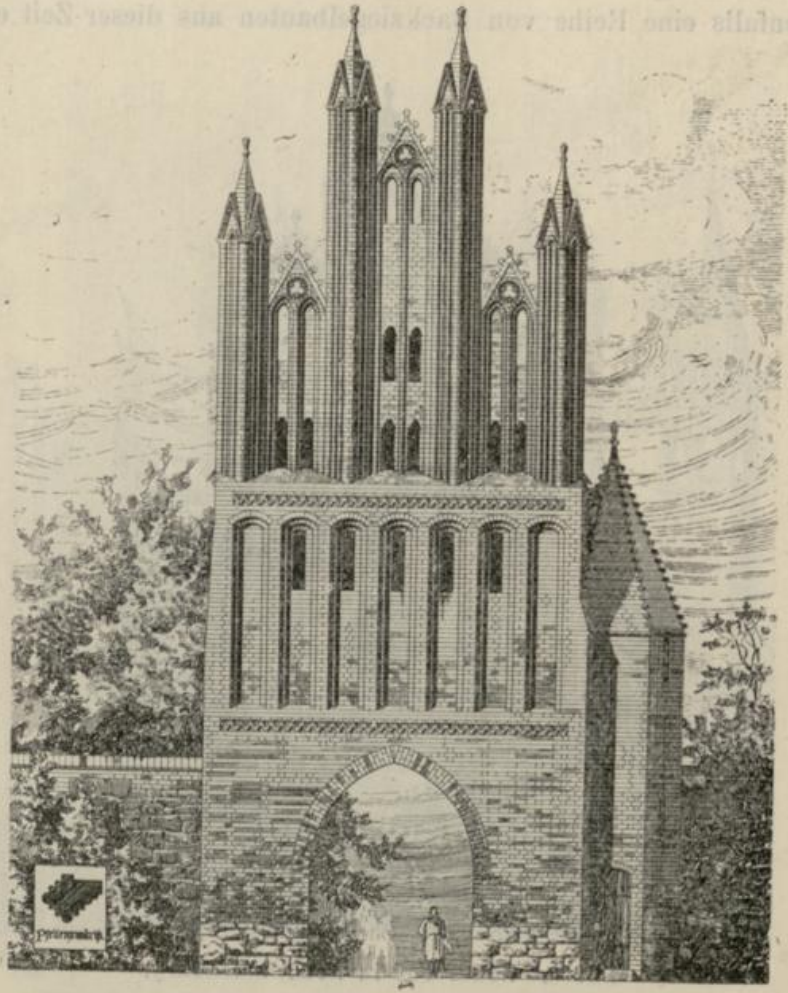


Bild 7. **Friedlaender Tor in Neubrandenburg.**

auch jetzt noch mit dem Putz durch mißverständliche Anwendung vielfach Böses geschaffen, sodaß die auf solche Weise aufgeführten Gebäude auch in dieser Hinsicht in keiner Weise Anspruch auf Schönheit erheben konnten.

In den letzten Jahren haben sich Architekten gefunden, die eine vermittelnde Stellung einnehmen und den Putz mit dem Backziegelbau zu vereinigen suchen. Hierzu gehört u. a. Ernst Mehl, der uns in

seinem Werke „Der Ziegelputzbau“ eine Sammlung von Entwürfen für die verschiedensten Bauzwecke vorgelegt hat. Man kann nicht leugnen, daß ein Gebäude, welches aus einem Gemisch von Rohbau und Ziegelputzbau hergestellt ist, vielfach einen recht geschmackvollen Eindruck macht und sich besonders dadurch auszeichnet, daß das etwas glatte Aussehen des Backziegelbaues dadurch gemildert wird. In Berlin haben wir bereits eine ganze Anzahl derartiger Gebäude. Die Wirkung wird

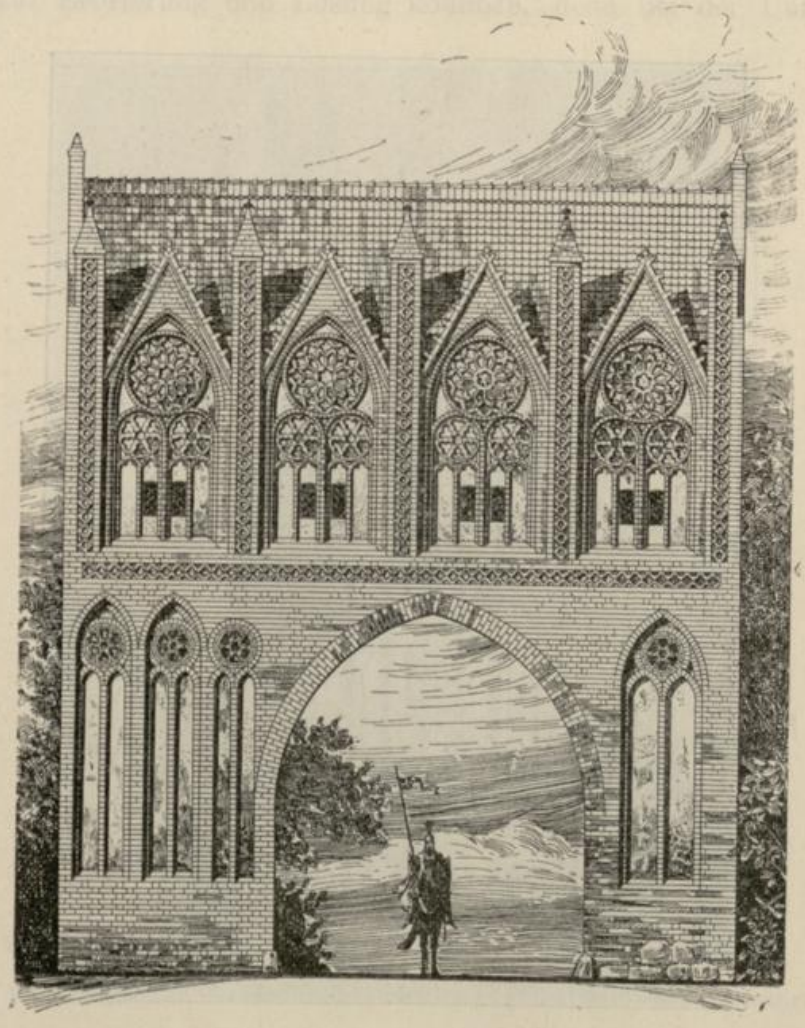


Bild 8. **Stargarder Tor in Neubrandenburg.**

jedoch im Laufe der Jahre wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß der Putz schadhaft wird und, wenn man ihn nicht fortgesetzt ausbessert, rissig wird und abfällt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie ich gleich hier vorweg bemerken will, die weitere Ausbildung des Backziegelbaues in Norddeutschland und auch Berlin auf einem toten Punkt angekommen ist. Dies zeigt am besten das Streben der Architekten nach Neuerungen, und in neuerer Zeit haben wir ja erst wieder die große Frage mit bearbeiten können,

welches Format sich für Ziegelbauten am besten eignet. Ich will dieser Frage eine kurze Zeit widmen, da sie für die ganze Entwicklung unseres Backziegelbaues von besonderer Bedeutung hätte werden können.

Sieht man sich die Formate der Ziegel im Mittelalter an, so findet man, daß hier die verschiedensten Größen zur Anwendung gekommen sind. Stiehl hat uns in seinem schon erwähnten Werke eine größere Anzahl solcher Formate aus den verschiedensten Ländern vorgeführt,

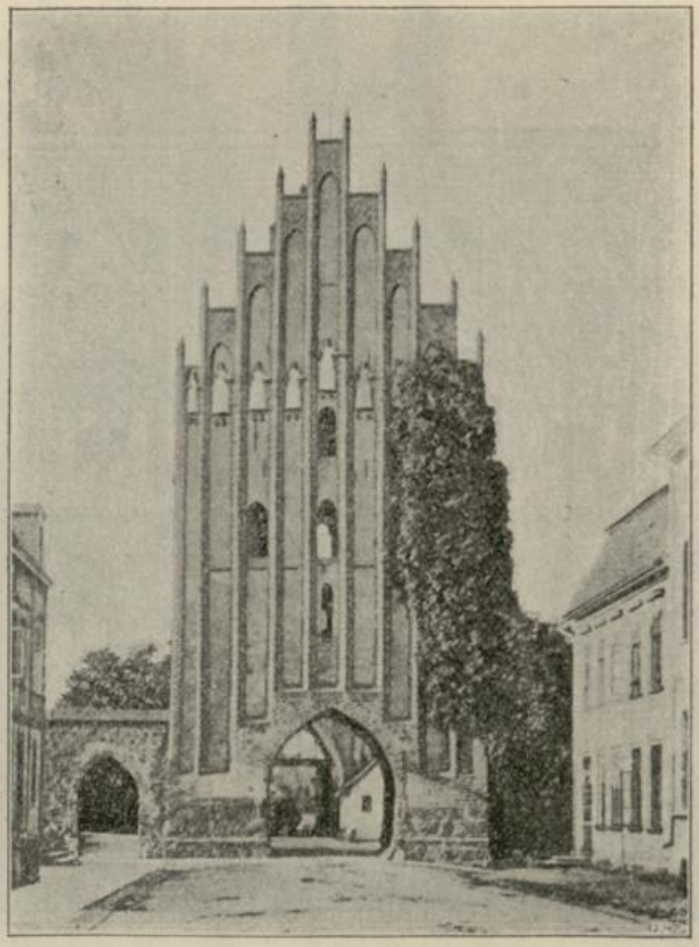


Bild 9. **Stargarder Tor zu Neubrandenburg.**

und wir sehen daraus, daß nicht nur die Länge und Breite, sondern was am auffälligsten ist, auch die Dicke der Backziegel in hohem Maße schwankt. Die Gründe hierfür sind außerordentlich schwierig, vielleicht gar nicht mehr zu finden. Vermutlich sind sie aber darin zu suchen, daß der Geschmack der einzelnen Baumeister und Architekten damals genau dieselbe Rolle spielte, wie heute. Der eine glaubte, eine bessere architektonische Wirkung durch ein kleineres Format zu erzielen,

während der andere das größere Format bevorzugte. Im allgemeinen sehen wir jedoch, daß im Mittelalter ein ziemlich großes Format vorherrschte, wie dies z. B. auch heute noch in Bayern stellenweise der Fall ist.

Als die Ziegelindustrie sich mehr und mehr entwickelte und besonders die Herstellung der Maschinenziegel einen immer größeren Umfang annahm, mußte die Frage eines einheitlichen Formates naturgemäß zur Erörterung und Lösung kommen, denn bei der Unzahl der

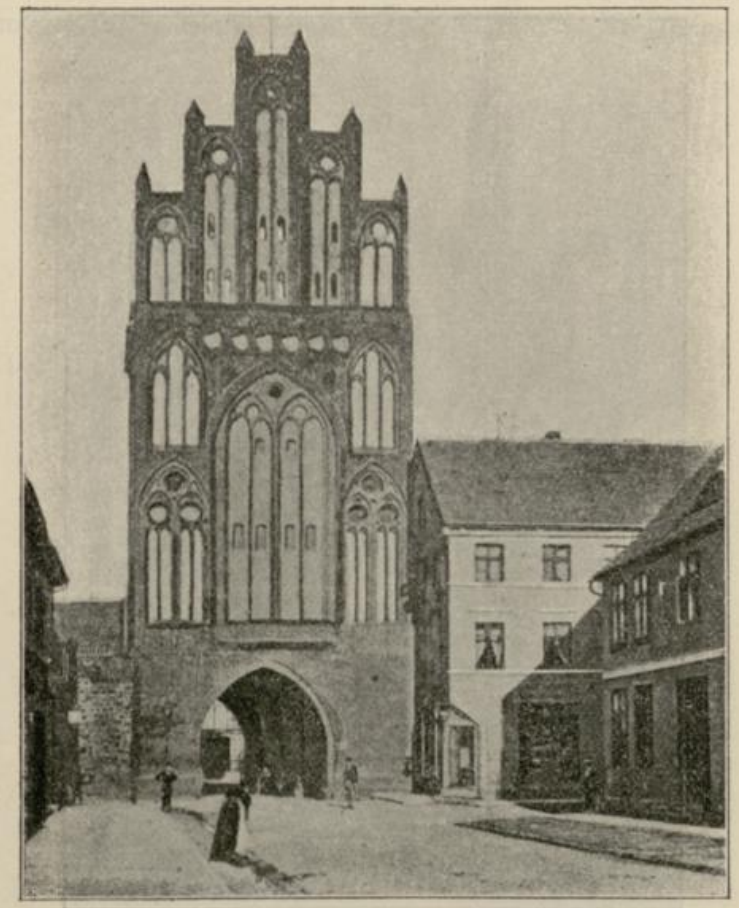


Bild 10. **Treptower Tor in Neubrandenburg (Stadtseite des Innentors).**

verschiedenen Formate waren die Ziegeleien gezwungen, eine große Anzahl von Mundstücken für ihre Ziegelpressen vorrätig zu halten, und sie konnten andererseits bei der verschiedenen Größe der Formate wenig auf Vorrat arbeiten, da sie immer Gefahr liefen, eine größere Menge von Ziegeln wegen ihres verschiedenen Formates nicht zum Verkauf bringen zu können. Infolgedessen nahm sich vor mehreren Jahrzehnten der jetzige Deutsche Verein für Ton-, Zement- und Kalkindustrie der Frage an, und er brachte es nach längeren Verhandlungen mit den

Behörden für Preußen dahin, daß das Normalformat 12 · 6,5 · 25 cm für Staatsbauten zur Einführung kam. Die Kommunalbehörden schlossen sich dem fast sämtlich an, und so haben wir tatsächlich lange Jahre in Preußen sowie in vielen Bundesstaaten das erwähnte Normalformat besessen. Sowohl die Ziegeleibesitzer als auch die Architekten haben sich dabei wohl gefühlt. Indessen wurde die Sachlage in den letzten Jahren anders. Den Anstoß hierzu gab in erster Linie Berlin. Wer die Literatur der Ziegelindustrie in den letzten Jahren verfolgt hat, weiß

Bild 11. **St. Marienkirche in Neubrandenburg** (Ostgiebel).

sich zu erinnern, daß ziemlich plötzlich die Nachfrage nach handgestrichenen Ziegeln im Klosterformate (28,5 · 13,5 · 8,5 cm) rege wurde, und von seiten des Ministeriums (Geh. Baurat Hossfeld) wurde ziemlich deutlich klargelegt, daß man die Einführung des Klosterformates für Staatsbauten fördern würde. Selbstverständlich bemächtigte sich der deutschen Ziegelindustrie eine starke Aufregung, und man fürchtete in Fabrikantenkreisen allgemein, daß die alten Zeiten mit den verschiedenen Formaten wiederkehren würden. Es ist hier nicht der Ort, auf die

Erörterungen, die sich an die Frage anschlossen, näher einzugehen. Selbstverständlich muß es jedem Architekten überlassen bleiben, Ziegel zu verwenden, die seinem Geschmacke entsprechen. Das Ministerium und der bauleitende Architekt in Berlin hätten sich jedoch meiner Auffassung nach darüber klar sein müssen, daß irgend welche Verwendungsbestrebungen in Berlin auf die Provinz von großem Einfluß sind und daß das, was man in Berlin für gut hält, von vielen Architekten in den Provinzen kritiklos nachgeahmt wird. Einen Grund für die Anwendung von handgestrichenen Klosterformatziegeln, abgesehen bei Monumentalbauten, vermögen viele Leute beim besten Willen nicht einzusehen, und

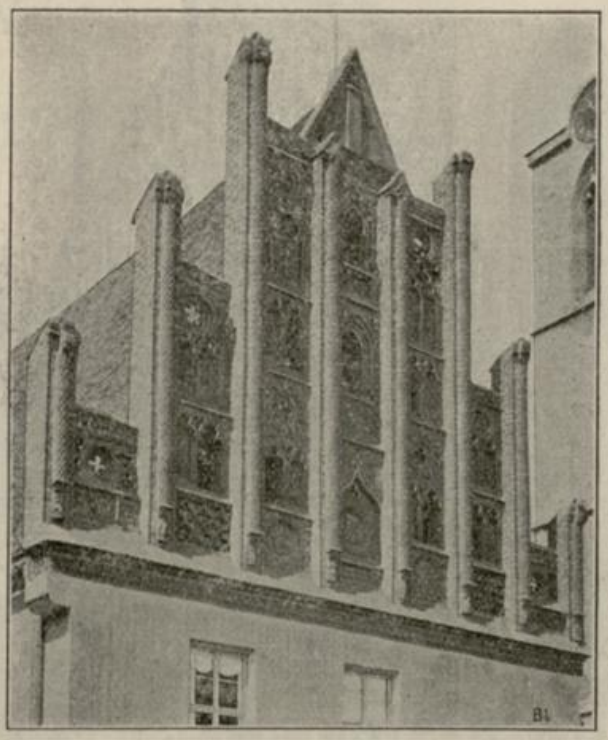


Bild 12. **Ostgiebel am Rathaus zu Zerbst.**

es gibt sogar solche, die behaupten, daß man in einer gewissen Entfernung überhaupt nicht mehr unterscheiden kann, ob man Klosterformat-Handstrichziegel vor sich hat oder nicht. Andere wieder meinen, daß man auch mit kleineren Formaten, so z. B. sogar mit dem unter dem Reichsformate stehenden holländischen Formate recht wirkungsvolle Bauten herstellen kann, wie uns die Ziegelrohbauten in den holländischen Städten überall erkennen lassen. Hiervon aber ganz abgesehen, mußte es befremden, daß weder das Ministerium noch der Stadtbaurat Berlins eine klare Übersicht über ihre wirkliche Absicht gaben. Hätten sie von Anfang an mitgeteilt, was wir später erfuhren, daß das Bestreben nur dahin

geht, handgestrichene Klosterformatziegel in der Hauptsache für Monumentalbauten im mittelalterlichen Stil zu verwenden, so wäre die ganze Aufregung vermieden worden. Dies haben die bauleitenden Stellen jedoch nicht für nötig gehalten, trotzdem sie aus den Fachzeitschriften ersehen mußten, welcher Sturm durch die Kreise der Ziegelfabrikanten ging. Ein Vorwurf kann ihnen hier nicht erspart werden.

Bild 13. **Kirche in Prenzlau.**

Ein Wiederwecken des Backziegelbaues fand, wenn ich wieder etwas zurückgreifen darf, erst durch Schinkel statt, der in künstlerischer wie in technischer Hinsicht als der Vater der modernen Backziegelarchitektur angesehen werden muß. Als erstes größeres Werk schuf er 1825–28 die Werdersche Kirche in Berlin. Die Verblendziegel sowie

die einfacheren Formziegel hierzu wurden aus der königl. Ziegelei bei Joachimsthal bezogen, während die reicheren Ornamente und größeren Baustücke in der Feilnerschen Ofenfabrik gefertigt wurden. Der Werderschen Kirche folgten der Packhof, einige kleinere Gotteshäuser, die Kaserne des Lehrbataillons in der Lindenstraße usw.

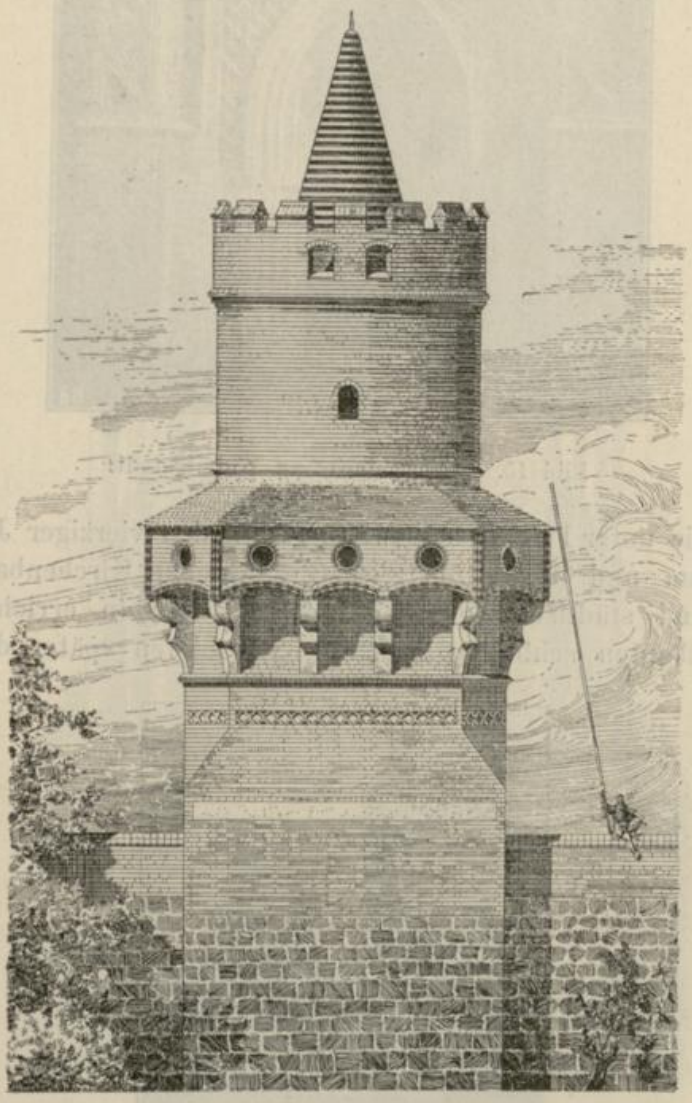


Bild 14. Turm in Prenzlau.

Leider fanden diese Bauten zunächst wenig Nachfolger und erst einige Jahrzehnte später entstanden wieder architektonisch nennenswerte Werke. Ganz besondere Verdienste hat sich hierbei durch Anfertigung guten Materials, vorzugsweise Terrakotten, die Marchsche Fabrik in Charlottenburg erworben. Daneben sollen auch die Verdienste des noch lebenden Kommissionsrats Augustin in Lauban hier ausdrücklich hervorgehoben werden. Ihre Tätigkeit fiel in die Zeit regerer Bautätigkeit

Bild 15. **Schloßkirche zu Wolmirstodt.**

in Berlin, die unter Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren ihren Anfang nahm und dahin führte, daß zahlreiche Kirchenbauten, einige Kasernen und städtische Schulgebäude aus Ziegeln errichtet wurden. Viele Privatbauten schlossen sich an. Es folgten später das Rathaus,

Bild 16. **Neustädter Tor zu Tangermünde.**

das Chemische Laboratorium in der Georgenstraße und viele andre, die noch heute der Stadt Berlin zur Zierde gereichen.

Von Bauten aus der neuesten Zeit führe ich Ihnen eine Anzahl im Bilde vor. Zunächst sehen Sie die Haltestelle Schlesisches Tor der Hochbahn in Berlin (Bild 20), ein recht nett anmutendes Bauwerk.

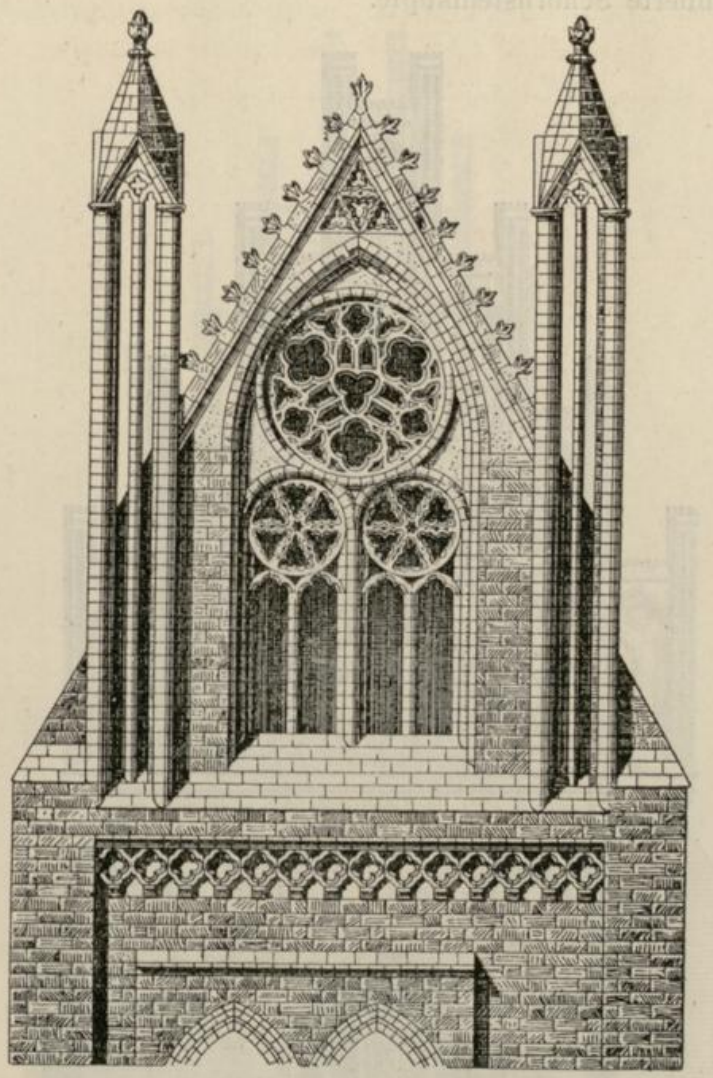


Bild 17. **Dom zu Stendal (Giebel des Kreuzschiffes).**

Ferner führe ich Ihnen einige Villen aus der Umgebung Berlins vor. In Bild 21 finden Sie die Villa Spalding in Südende. Gegenüber den Dutzend-Landhäusern ist dies ein Kunstwerk, das volle Beachtung verdient. Mit bescheidenen Mitteln hat der Baumeister hier eine hohe Wirkung erzielt. Sockel und Erdgeschoß sind in Rathenower Handstrichziegeln mit weißer Fugung hergestellt. Das erste Stockwerk ist nach den beiden Straßenseiten zu mit roten Ziegeln von abwechselnder

Zeichnung bekleidet. An der Garten- und Nachbarseite ist das Ziegelmauerwerk ohne Unterbrechung bis an die Hauptgesimse resp. bis an die Stirnbretter der Giebel glatt hochgeführt. Die Umrahmungen von Fenstern, Türen usw. sind teils in Putz, teils in Holz dargestellt. Die Dachrinnen sind dunkelgrün, das Dach zeigt dunkelrote Falzziegel und kräftig profilierte Schornsteinköpfe.

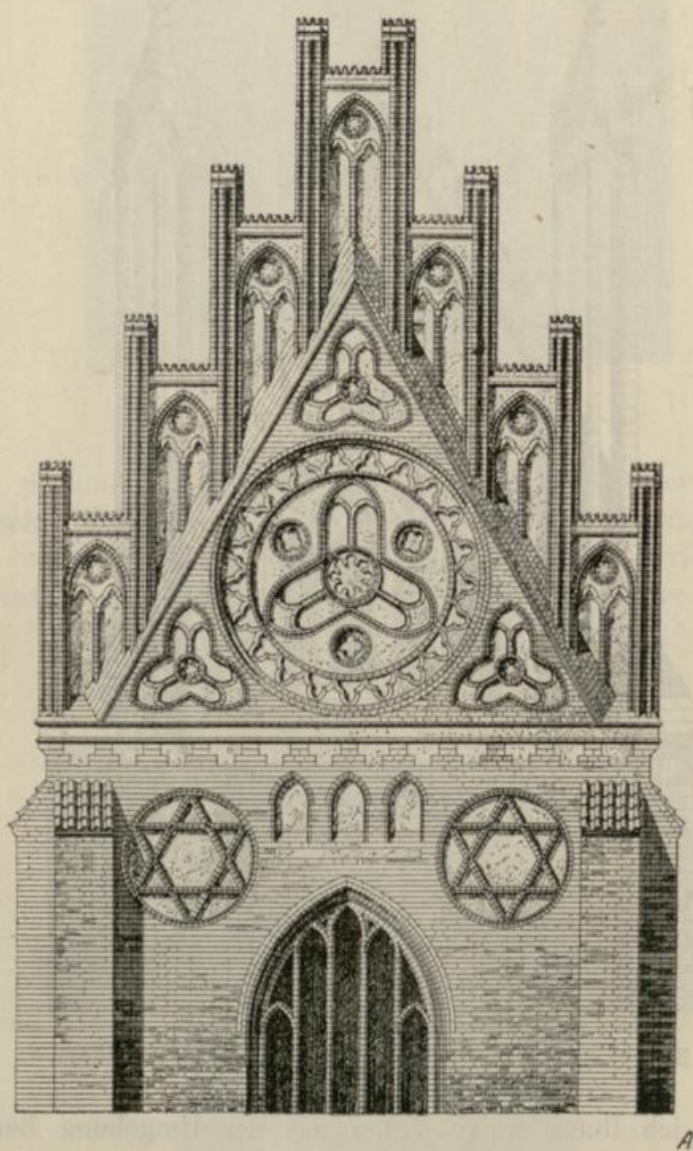


Bild 18. **Dom zu Stendal (Giebel des Kreuzschiffes).**

Eine Villa in Kolonie Grunewald (Boothstr.) (Bild 22) führt uns die Wirkung des Ziegelrohbaues in Verbindung mit (Cottaer) Sandstein vor. Der Baumeister hat rote Maschinenziegel mit ausgekrazten Fugen verwendet. Die Gesimse, Eckbossen und Erker bestehen aus Sandstein.

Das Holzwerk des Daches und des Verandaanbaues bildet Kiefernholz von dunkler Färbung. Zur Deckung des Daches ist rheinischer Schiefer benutzt.

Eine andere Villa in der Wissmannstraße der Kolonie Grunewald erwähne ich nebenher. Sie ist ein völlig reiner Backziegelbau, nur im Dachgeschosse sind einige Hölzer sichtbar. Das Mauerwerk besteht aus

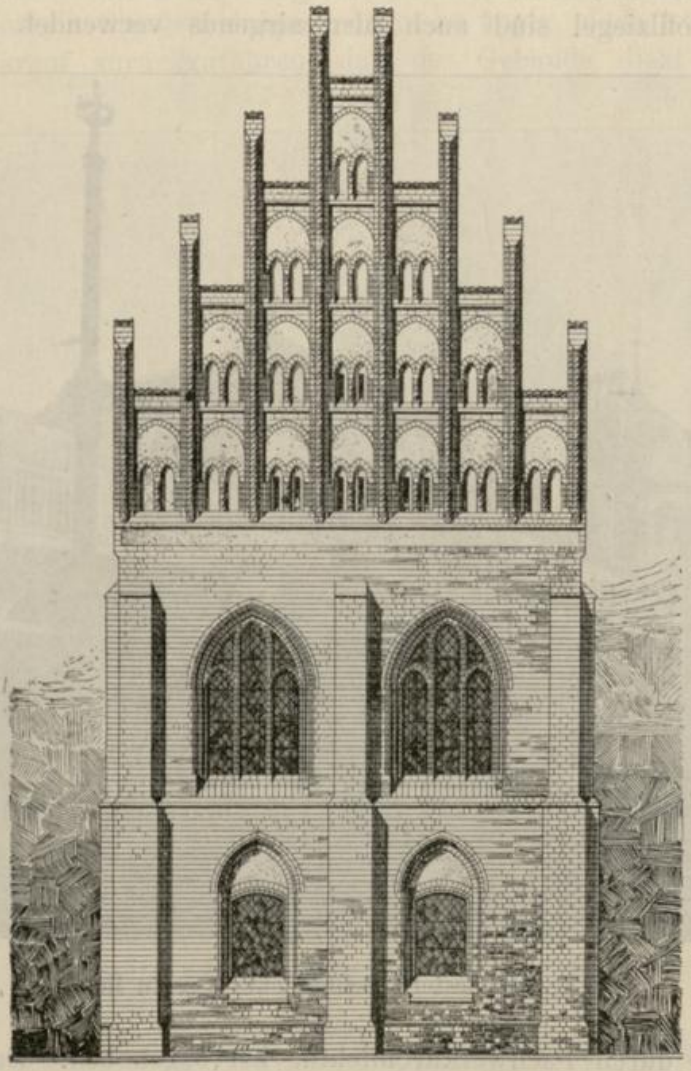


Bild 19. **Nicolaikirche zu Jüterbog (Nördlicher Anbau).**

einem kräftig roten Handstrichziegel im Normalformate mit weißer Fugung. An den Mauern spinnt sich Epheu bis über das Dach hin empor. Hierdurch erhält das Haus zwischen den hochragenden Kiefern einen etwas düsteren Anstrich. Der Epheu ist aber auch der einzige Schmuck an dem Gebäude. Nicht einmal Profilziegel haben Verwendung gefunden.

Bild 23 zeigt ein Landhaus, das in der Königsallee in der Kolonie

Grunewald errichtet ist. Den Namen des Architekten aufzufinden, ist nicht mehr gelungen, da das Haus, trotzdem es erst verhältnismäßig wenige Jahre alt ist, nach einander in die Hände mehrerer Besitzer übergegangen ist und niemand sich mehr um den Erbauer gekümmert hat. Das Haus zeigt eine recht glückliche Zusammenwirkung malerischer Bauformen der Renaissancezeit. Untergeschoß, Erdgeschoß und Treppenturm bestehen aus roten Handstrichziegeln im Normalformate mit weißen Fugen. Profilziegel sind auch hier nirgends verwendet. Das Ober-

Bild 20. **Haltestelle Schlesisches Tor in Berlin.**

geschoß ist durch Fachwerkarchitektur hervorgehoben. Das Dach des Turmes ist mit besonders geformten kleinen roten Biberschwänzchen gedeckt. Die übrigen Dachziegel sind rote Pfannen.

Ecke Mattäikirchstraße und Margarethenstraße in Berlin W. finden wir einen besonders reizvollen neueren Ziegelbau. Er macht den Eindruck eines adligen Landsitzes aus der Zeit Ludwig XVI. Wir haben hier ungemein wohltuende Farben des Mauerwerkes. Die Formen der barocken Architektur klingen in einem zarten rosagelben Ziegel prächtig zusammen mit dem gelbbraunen Tone der Kapitelle, Fenster-

umrahmungen, Konsolen, Sockel usw. Die Gitter sind grau, die Fensterkreuze weiß gehalten. Architekt und Ziegelfabrikant haben bei diesem Hause zur praktischen wie künstlerischen Lösung der Aufgabe sehr mühsam zusammen arbeiten müssen.

Lebhaftes Interesse verdient das Straßenreinigungsdepot am Köllnischen Park (Bild 24). Es dient als Aufbewahrungsort für Kehrbesen, Gummikratzer und Handkarren. Der Bau ist malerisch und reizvoll und eigentlich für ein Straßenreinigungsdepot zu üppig, doch ist der letztere Umstand darauf zurückzuführen, daß das Gebäude dicht neben dem

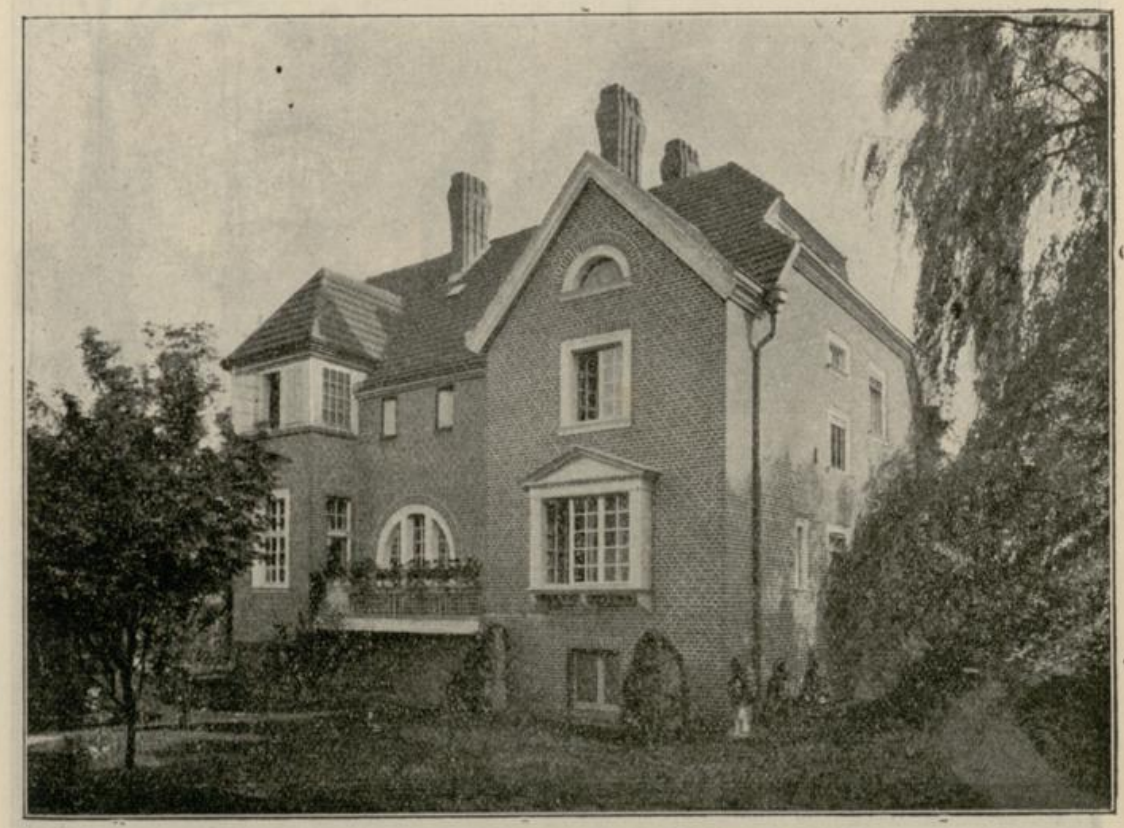


Bild 21. **Villa Spalding in Südende bei Berlin.**

Märkischen Museum aufgeführt ist, das ich Ihnen in Bild 29 vorgeführt habe und das Ihnen zu bekannt ist, als daß ich darüber besonders viele Worte verlieren müßte. Das Museum wie das Depot mußten zu einem einheitlichen Architekturbilde zusammengefaßt werden. Der Bauherr wurde dieser Forderung dadurch gerecht, daß er die an dem Museum zur Geltung kommenden Formen der gotischen Ziegelbauweise an dem Depot nachklingen ließ. Als Ziegel wurden Handstrichziegel im Normalformate mit weißen Fugen benutzt. Das Dach ist mit Biberschwänzen gedeckt, während der Giebel reich mit braun glasierten

Terrakotten geschmückt ist. Dieselben zeigen in humoristischer Weise den Berliner Bären, wie er die Straßen kehrt.

Ich wende mich nun einem Bauwerke zu, das mich als alten Klosteraner besonders interessiert, dem neuen Lehrerwohnhause des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster (Bild 25—28). Es handelte sich hier darum, den Neubau den alten Bauwerken anzupassen, so besonders der Klosterkirche. Wir finden daher den gotischen Stil auf das Voll-

Bild 22. **Villa in Kolonie Grunewald (Boothstraße).**

kommenste ausgebildet. Ein mächtiger Giebel ragt weithin sichtbar in die Klosterstraße hinein; einen kleineren auf die Straße Rücksicht nehmenden finden wir an der anderen Seite in der Waisenstraße. Die Architektur des Gebäudes ist schlicht, sachlich und ernst und von hohem malerischem Reize. Da sich, wie erwähnt, die Formensprache an die

klassischen Beispiele märkischer Dachziegelgotik anschließt, ist auch die Materialbehandlung entsprechend durchgeführt. Wir finden hier den Handstrichziegel im Klosterformate, eingefugt im gotischen Verbande zur Verwendung gebracht, und selbst der ärgste Feind der neuen Bestrebungen für Benutzung des Klosterformat-Handstrichziegels wird hier die Waffen strecken. Für dieses Bauwerk hätte man bei dem besten Willen kein anderes Format wählen dürfen, wollte man nicht

Bild 23. **Villa in Kolonie Grunewald (Königsallee).**

die ganze Wirkung zerstören. Die Farbe der Ziegel ist gelbrot in verschiedenen Abstufungen. Sämtliche sogenannte Formziegel sind nicht wie üblich geformt, sondern geschnitten. Ebenso sind auch die vielen Fratzen vom Bildhauer aus Ton geschnitten. Die Wirkung davon ist die, daß tatsächlich nicht eine einzige der anderen gleicht, sondern alle unter einander verschieden sind. Dies war ein außerordentlich glück-

licher Gedanke, der die architektonische Wirkung des Gebäudes wesentlich erhöht hat. Bedauerlich ist es, daß die ursprünglich über der Eingangstür an der Straße angebrachten sieben Fratzen auf Einspruch der Hausbewohner wieder entfernt werden mußten. Sie sehen sie noch auf Bild 28 wiedergegeben. Ich muß bekennen, daß dies nicht gerade einen großen Zug der Herzen der Lehrer verrät; selbstverständlich hätten boshafte Schüler gern die willkommene Gelegenheit benutzt, Vergleiche zwischen den Gesichtszügen der Fratzen und der Lehrer anzustellen, und gewiß wären Anklänge zwischen beiden zu finden gewesen. Ich

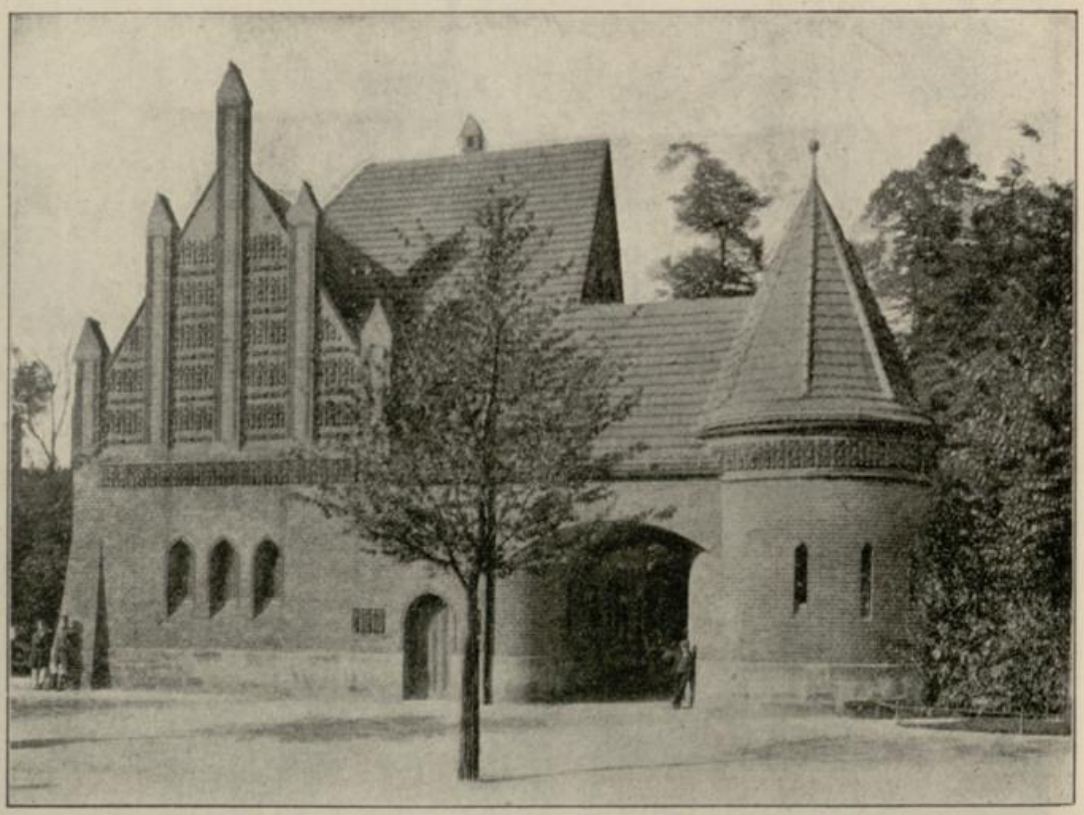


Bild 24. **Straßenreinigungsdepot am Köllnischen Park in Berlin.**

zweifle sogar nicht einmal daran, daß bald die Fratzen ganz bestimmte Namen erhalten hätten. Trotzdem hätten die Lehrer ruhig weniger kleinlich sein können. Auch zu meiner Zeit gab es auf dem Kloster manchen Lehrer, dessen Schwächen gehörig ausgebeutet wurden. Trotzdem ist ihr Name aber tief in unsere Herzen geschrieben worden. Wir erinnern uns auch heute noch mit einer gewissen Schadenfreude ihrer schwachen Seiten, aber wir denken auch daran, daß sie das Beste gewollt haben, und alle diese Lehrer, von denen schon ein Teil der grüne Rasen deckt, stehen uns als Muster treuer Pflichterfüllung vor

Augen, und jeder ihrer Schüler denkt gern an sie zurück. Auch der ihnen gegebene Spitzname hat hieran nichts ändern können. Wenn ich auf das Bauwerk wieder zurückkomme, so will ich ihre Aufmerksamkeit zum Schluße noch auf die kleine Erkergruppe lenken, die Sie in Bild 26 wiedergegeben sehen. Der Architekt hat hier dem Gebäude das ihm unweigerlich anhaftende Herbe etwas nehmen wollen und deshalb versucht, den Eindruck zu erwecken, als ob das Haus zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Jahrhunderten vollendet ist. Er hat deshalb einzelne Bauwerke, so diesen Erker, in anderem Stile als dem gotischen

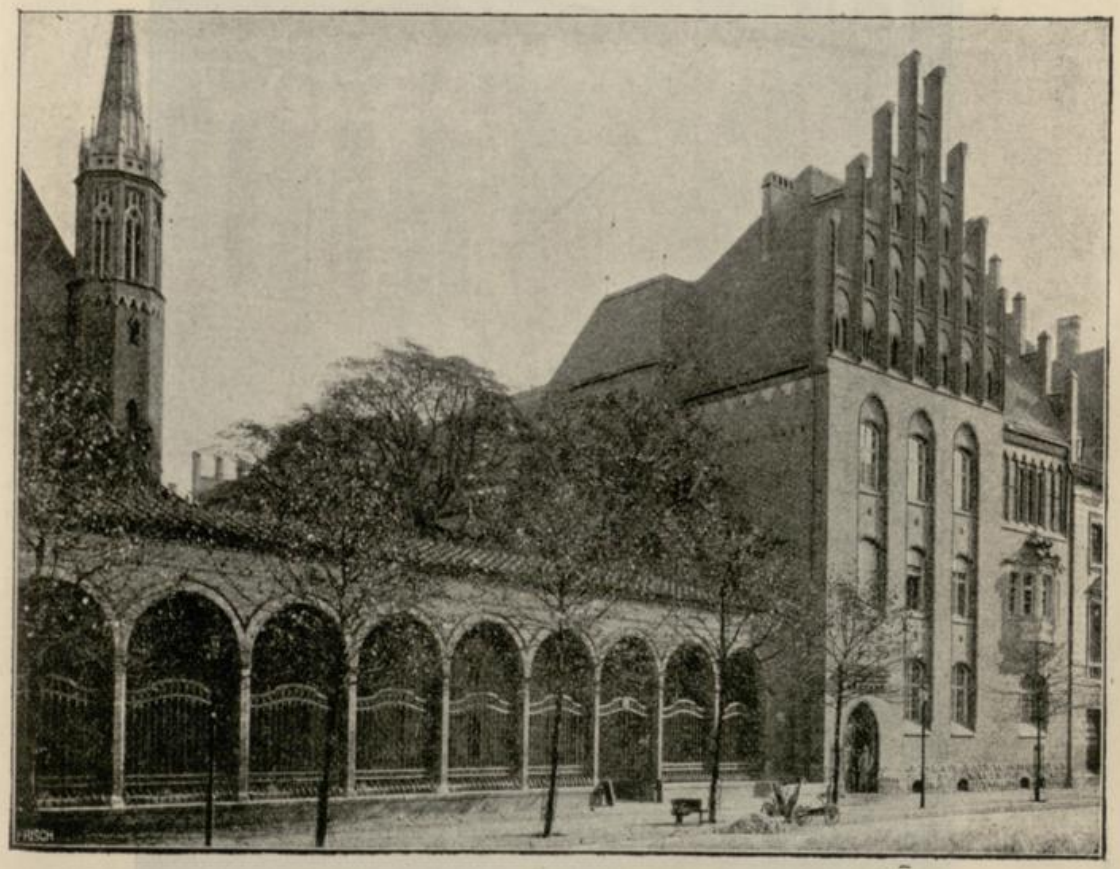


Bild 25. **Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster" in Berlin.**

zur Ausführung gebracht, und so sehen wir ihn hier mit Kupferdach in Rokoko ausgeführt, ein eigenartiger und nicht übler Gedanke.

In Bild 30 erblicken Sie den Bahnhof Nikolassee. In dieser neuen Kolonie sind viele Landhäuser aus echtem Material errichtet. Der äußere Sockel des Bahnhofes besteht aus dunkelroten, gesinterten Hartbrandziegeln. Das Mauerwerk ist zum Teil verputzt; soweit dies nicht der Fall ist, besteht es aus sehr glatten roten Maschinenziegeln im Normalformate mit weißen Fugen. Die Dächer, sowie die Abdeckungen

der Zimmer und der Fensterbrüstungen zeigen dunkelbraune glasierte Falzziegel. Das Gebäude wirkt nicht unschön, hat aber meinem Empfinden nach etwas zu viel Putzflächen.

Zum Schluß meiner Beschreibung neuerer Ziegelbauten führe ich Ihnen noch in Bild 31 einen Wasserturm aus Deventer in Holland vor.

Bild 26. **Lehrerwohnung „Zum grauen Kloster", Straßenfront mit Erkergruppe.**

Wir finden hier den mittelalterlichen Stil gut zum Ausdrucke gekommen, trotzdem das holländische Format angewendet worden ist, das bekanntlich in seiner Größe dem deutschen Normalformate noch nachsteht, wie

oben angeführt, ein Beweis dafür, daß man auch mit kleinformatigen Ziegeln geschmackvoll bauen kann.

Um den Ziegelbau in Norddeutschland noch mehr zu heben und zu fördern, hat der Verein deutscher Verblendstein- und Terrakottenfabrikanten vor einigen Jahren ein Preisausschreiben für die Fassade

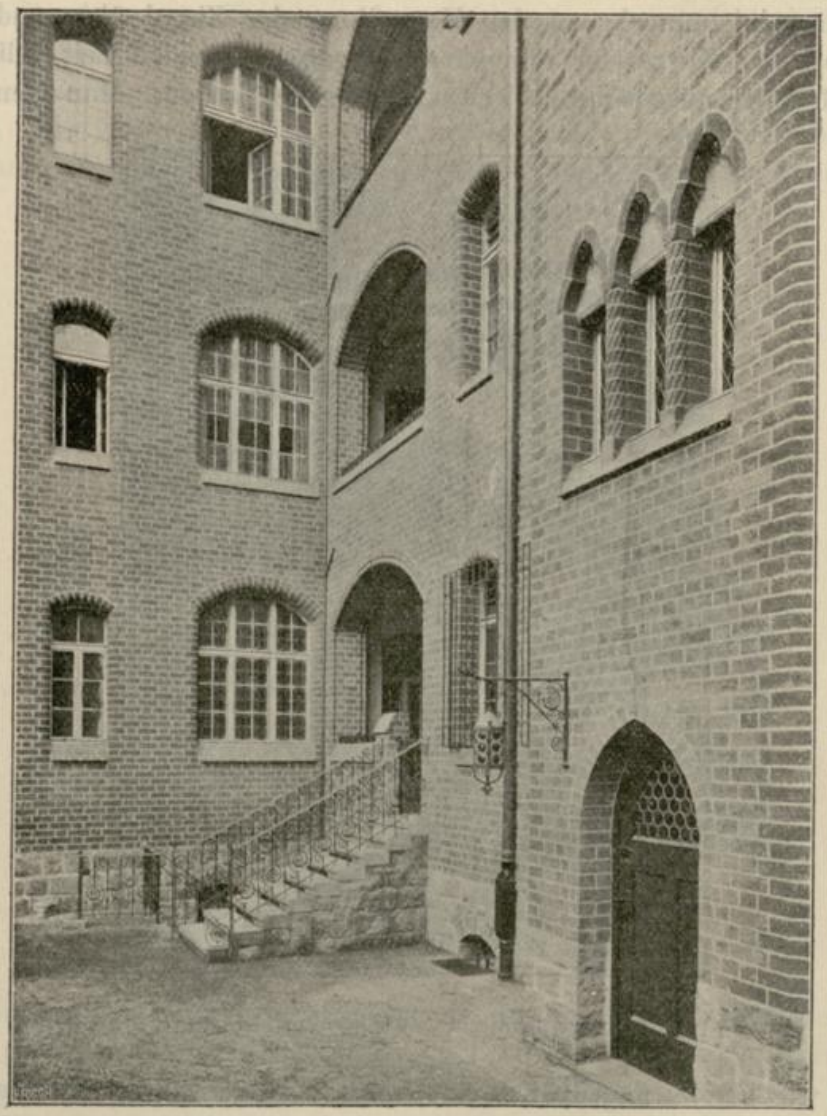


Bild 27. **Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster", Hofansicht.**

eines Geschäftshauses veranstaltet. Auf dasselbe sind eine größere Anzahl Entwürfe eingelaufen, von denen tatsächlich einige wenige prämiiert worden sind. Eine Freude an dem Ergebnis hat aber eigentlich so recht niemand gehabt, und wenn man sich z. B. den mit dem Kennworte „Geschmack" ausgezeichneten Entwurf ansieht, so wird

man sich nach meiner Auffassung sagen müssen, daß der Geschmack des entwerfenden Architekten und der des Publikum doch himmelweit auseinander liegen. Man hätte zweckmäßig als Kennwort setzen sollen: „Mangel an Geschmack“. Vielleicht lag das minderwertige Ergebnis an dem Umstande, daß bedeutendere Architekten sich an dem Preisausschreiben nicht beteiligt haben.

Ich gehe nunmehr zu der Herstellung der Ziegel über und kann Ihnen bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit selbstverständlich keine ausgedehnte Vorlesung hierüber halten. Man trennt die

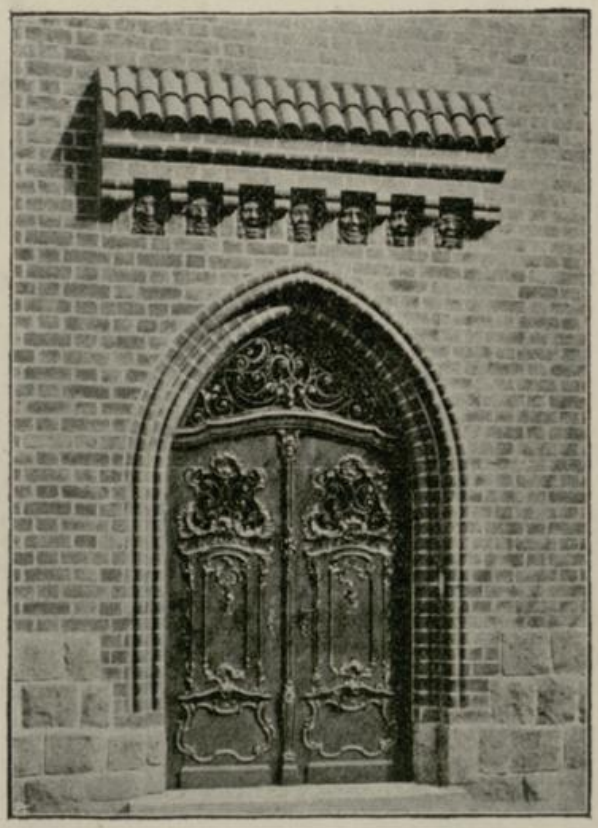


Bild 28. **Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster“, Portal.**

Ziegel, wie bereits angedeutet, einerseits in Hintermauerungsziegel, andererseits in Verblendziegel. Erstere sind zur Aufführung von Wänden und dergl. bestimmt, und man legt keinen Wert darauf, dass sie besonders schön und gleichfarbig aussehen. Die Verblender dagegen benutzt man zur Herstellung von Fassaden und Aussenseiten und erwartet von ihnen, daß sie eine reine Farbe haben, frei von Ausschlägen sind und eine gute Form (scharfe Ecken und Kanten) besitzen. In früheren Zeiten ging das Bestreben der Architekten dahin, Fassaden aufzuführen, bei denen jeder Ziegel genau dieselbe Farbe wie der andere hatte. In neuerer

Zeit ist man von diesem Standpunkte vielfach abgegangen und wünscht jetzt eine weniger sorgfältige Durchführung der Sortierung, um der Wand das geleckte Aussehen zu nehmen und dem Auge nicht von unten bis oben genau dieselbe Farbe vorzuführen.

Beide Sorten, sowohl die Hintermauerungsziegel wie auch die Verblender, werden teils mit der Hand, teils mit der Maschine hergestellt. Wollen Sie das erste Verfahren kennen lernen, so empfehle ich Ihnen, eine märkische Hintermauerungssteinziegelei zu besuchen, wie wir sie in der näheren und weiteren Umgebung Berlins besitzen. Der Ton wird hier in der Grube gegraben und dann gewöhnlich den Einflüssen der Witterung längere oder kürzere Zeit ausgesetzt. Auf diese Weise zer-

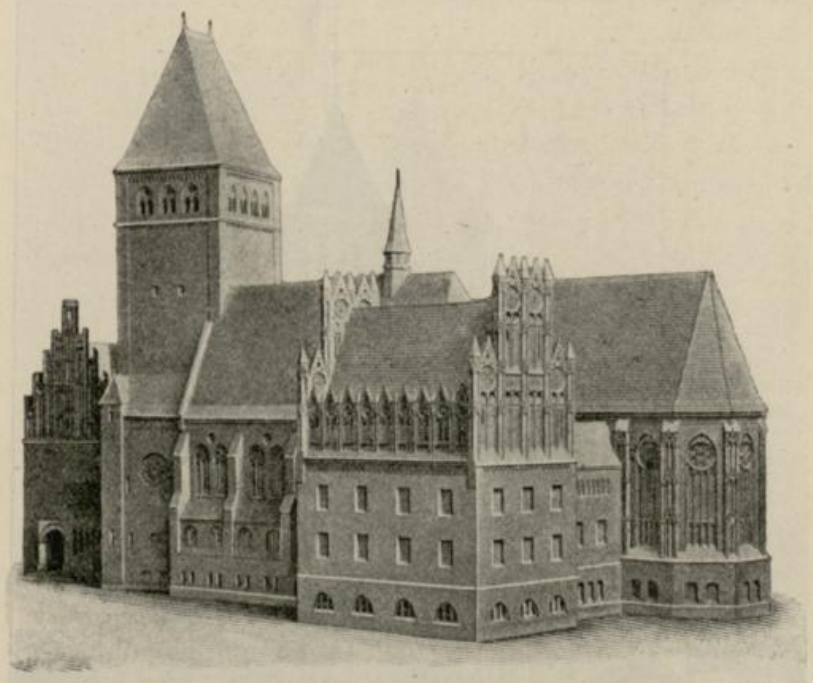


Bild 29. **Das Märkische Museum in Berlin.**

fallen die größeren Tonklumpen sehr bald, und gleichzeitig findet eine gewisse Auslaugung der löslichen Salze statt. Ist die Menge der letzteren sehr groß, so hilft mitunter ein Zusatz von Chlorbaryum. Von den Halden kommt der Ton mittels Kippwagen oder Karren in die Sümpfe, d. h. in gemauerte Behälter, die im Winter durch Röhren heizbar sind und in denen der Ton schichtenweise mit Wasser begossen wird, wobei man gleichzeitig zu einer etwaigen Magerung den nötigen Sand hinzufügt. In den Sümpfen liegt der Ton wiederum einige Zeit und kommt dann bei den Hintermauerungsziegeleien mit Handstrich, bei denen der Sumpfraum vielfach auch fehlt, in den Tonschneider, d. h. einen zylinderförmigen Apparat, in dem sich eine mit Messern besetzte Welle bewegt,

die den Ton weiter mischt und schließlich durch eine Öffnung in Strangform nach außen führt.

Von dem Tonschneider wird der Ton den Streichtischen zugeführt und hier in Formen zu Ziegeln verstrichen, die man, so lange sie noch nicht gebrannt sind, als Formlinge bezeichnet. Von dem Streichtische tragen die Abtragejungen die Formlinge in Formen auf die Trockenplätze, damit die Ziegel hier in einigen Tagen an der freien Luft mög-

Bild 30. **Bahnhof Nicolassee.**

lichst ihr Wasser verlieren. Damit alle Seiten gleichmäßig trocknen, werden die Formlinge nach einiger Zeit von Frauen und Mädchen aufgekantet, sodaß also die Luft auch an die noch nicht getrockneten Seiten herankommen kann. Ist die Trocknung vollendet, was mehrere Tage dauert, so werden die Formlinge aufgestapelt und in sogenannte

Gamben d. h. überdeckte Hürden gebracht. Von hier aus kommen sie dann je nach Bedarf in den Ofen.

Anders ist es bei der Herstellung der Ziegel auf maschinellem Wege. Hier dient eine große Menge verschiedenster Apparate zum Zerkleinern des Tones, zu denen u. a. der Kollergang, der Desintegrator usw. gehören. Ich versage mir, diese Maschinen hier alle aufzuführen, da Ihnen die Bauart derselben selbst aus der Abbildung nicht ohne weiteres klar werden würde. Nur so viel will ich bemerken, daß der Ton nach sonstiger Aufbereitung gewöhnlich zwischen mehreren Walzwerken hindurch geht, um schließlich in die Presse, das heißt eine liegende zylinderförmige Maschine mit darin befindlicher Schnecke, zu gelangen. Er verläßt die Presse in Strangform und wird mit Abschneide-

Bild 31. **Wasserturm in Deventer (Holland).**

drähten in Ziegelform zerschnitten. Die Trocknung findet bei dieser Art der Herstellung gewöhnlich auf künstlichem Wege statt. Die Intelligenz der Ziegeleiingenieure hat eine große Anzahl künstlicher Trockenanlagen geschaffen, deren jede nach Angabe ihres Urhebers natürlich am rationellsten arbeitet.

Die fertigen trockenen Formlinge werden in Öfen verschiedenster Art gebrannt. In alten Zeiten benutzte man den deutschen Ofen oder später den Kasseler Ofen, die periodische Brennapparate darstellten. Später kam durch den vor einigen Jahren verstorbenen Baurat Friedrich Hoffmann der Ringofen auf. Er ist ein früher runder, jetzt gewöhnlich

oval gebauter Brennofen, den das Feuer in horizontaler Richtung durchstreicht. Die Formlinge werden in den Ofenkanal eingesetzt und hier von dem fortschreitenden Feuer angewärmt und vorgeschmaucht; alsdann kommen sie in das Vorfeuer und die Vollglut, und schließlich kühlen sie wieder ab, um ausgefahren zu werden. Der Hauptwert dieses Ringofens, der seinen Brennstoff durch Öffnungen in der Decke des Gewölbes enthält, besteht darin, daß das Feuer in ihm, falls nicht besondere Umstände eintreten, nicht zum Erlöschen kommt, sondern ständig seinen Weg im Ofenkanal herum fortsetzt. Die Bauart der Ringöfen, so einfach sie an und für sich zu sein scheint, ist ziemlich verwickelt, und zahlreiche Abänderungen, besonders zum Brennen von Verblend- und Dachziegeln, machen selbst dem gewiegtesten Ofenkonstrukteur häufig genug Schwierigkeiten.

Sind die Ziegel fertig gebrannt, so werden sie aus dem Ofen ausgekarrt und kommen zum Verkauf.

Seit einigen Jahren haben die Tonziegel eine lebhafte Konkurrenz durch eine Steinsorte erhalten, die man als Kalksandsteine bezeichnet. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es Gesteine gibt, die zum größten Teile aus Sand bestehen, dem als Bindemittel Kieselsäure, Ton, Kalk und dergl. beigesellt ist. Man hat versucht, diese Steine künstlich nachzubilden, und bei den Kalksandsteinen ist dies in vorzüglicher Weise gelungen. Wie schon der Name besagt, bestehen die Kalksandsteine aus Kalk und Sand. Ihre Verwendung ist längst bekannt, denn schon die alten Römer haben solche hergestellt, indem sie 1 Teil gepulverten Kalkes mit 2 Teilen Sand und Steinabfällen vermischten und daraus Steine formten, die der freien Luft so lange ausgesetzt wurden, bis sie hart waren. In der Schweiz und in Norddeutschland verwandte man schon seit langen Jahren Kalksandsteine, die meistens in der Weise hergestellt wurden, daß man eine Mischung aus 4 Teilen Kalk, 1 Teil Zement und 15 Teilen Sand mit der Presse zu Formlingen verpresste und letztere an der freien Luft erhärten ließ.

Eine Massenerzeugung konnte aus dieser Herstellungsweise aber nie hervorgehen, weil der hohe Zusatz an Kalk zu kostspielig wird und der Tonziegel sich daher immer billiger stellt, als der Kalksandstein. Ganz anders wurde die Sache, als Dr. Michaelis im Jahre 1880 zeigte, daß man mit einem viel geringeren Kalkzusatze auskommt und dabei noch den Vorteil genießt, daß die mehrere Monate dauernde Lufterhärtung ganz fortfällt, wenn man an ihre Stelle eine beschleunigte Erhärtungsweise im hochgespannten Dampfe eintreten läßt, die eine Härtung der Formlinge in 5—12 Stunden ermöglicht. Damit war der Weg zum Großbetriebe geebnet, und wir haben jetzt in Deutschland schon rund 180 Kalksandsteinfabriken, die jährlich mindestens 800 Millionen Kalksandsteine liefern.

Als Rohstoff kommt der Kalk in Betracht. Durch Brennen wird die Kohlensäure ausgetrieben, und es verbleibt der sogenannte Ätzkalk. Ist er rein und enthält er weniger als 10 v. H. fremde Beimengungen, so nennt man ihn Fettkalk. Enthält er dagegen mehr fremde Bestandteile, so nennt man ihn Magerkalk. Als Sand findet in der Hauptsache Quarsand Verwendung, der der Sandgrube unmittelbar entnommen wird.

Bild 32. **Haus aus Kalksandsteinen.**

Manchmal baggert man ihn auch aus dem Wasser. Für die Dampferhärtung der Kalksandsteine soll der Sand im Korn nicht zu grob sein und durch ein Sieb mit 1—2 mm weiten Maschen fallen. Bei der Lufterhärtung kann man gröberen Sand von beliebiger Beschaffenheit verwenden. Fehlt natürlicher Sand, so kann man ihn durch Zerkleinerung natürlicher Gesteine künstlich herstellen. Der so gewonnene Sand ist splitterartig und hat eine rauhe Oberfläche. Die Körner schieben sich

infolgedessen beim Verformen in einander und halten mit geringerem Zusatz an Bindemitteln zusammen.

Über die Art und Weise, wie Kalk und Sand bei der Dampferhärtung sich zu einander verhalten, ist man sich noch nicht ganz klar, obwohl man in den Lehrbüchern ziemlich genaue Mitteilungen darüber findet. Im allgemeinen nimmt man an, daß sich das Sandkorn bei der Dampferhärtung verändert und daß sich durch Einwirkung des Kalkes an seiner Oberfläche eine Schicht kieselsauren Kalkes bildet. Ist diese Annahme richtig, so wird natürlich derjenige Kalksandstein am besten sein, bei dem Kalk und Sand derartig gemischt sind, daß jedes Sandkorn von einer Kalkhülle umgeben ist.

Bild 33. **Haus aus Kalksandsteinen.**

Ihnen über die Herstellung der Kalksandsteine nähere Mitteilungen zu machen, muß ich mir versagen, da hierzu die Zeit nicht ausreicht. Ich will daher bei diesem neuen Baustoff nur bemerken, daß er sich, wenn die Kalksandsteine gut hergestellt sind, anscheinend gut bewährt. Der Verein der Kalksandsteinfabriken hat vor einigen Jahren den Beschluß gefaßt, nur diejenigen Fabriken seine Mitglieder sein oder werden zu lassen, deren Kalksandsteine eine Mindestdruckfestigkeit von 140 kg/qcm haben. Dieser Beschluß hat einen außerordentlich segensreichen Erfolg gehabt und auch derartig gewirkt, daß selbst das Ausland, zum Beispiel Österreich, dazu übergegangen ist, eine derartige hohe Druckfestigkeit von den Kalksandsteinen zu verlangen. Der Kalksandstein hat sich bei uns in Deutschland überall dort, wie ein brauchbarer Sand zur Ver-

fügung steht und Kalk von nicht all zu weit her bezogen werden kann, gut eingebürgert und macht selbstverständlich den Tonziegeln eine starke Konkurrenz. In Berlin kann man vielfach beobachten, daß ganze Häuser aus ihnen errichtet werden, so z. B. im Norden der Hauptstadt in der Torfstraße und an anderen Stellen. Ebenso aber wird er auch mit den Tonziegeln zusammen vermauert, ohne daß man irgend einen Unterschied macht. Dies konnte man besonders gut an dem Neubau

Bild 34. **Haus aus Kalksandsteinen.**

des Kriminalgerichtes Ecke Turm- und Rathenowerstraße sehen, wo Kalksandsteine und Tonziegel nach Gutdünken durch einander gemauert wurden, gerade wie man sie anfuhr.

Es ist früher und auch noch in neuerer Zeit häufig darauf hingewiesen worden, daß der Kalksandstein bei einem größeren Schadenfeuer nicht stand halten wird, da der Kalk sich beim Brennen in ein lockeres

Pulver verwandelt, und zahlreiche Ziegeleibesitzer glauben, dies am besten dadurch nachweisen zu können, daß sie die Kalksandsteine zusammen mit den Tonziegeln im Ringofen brennen. Naturgemäß kam ein loses Pulver heraus. Indessen haben diese Herren dabei ganz übersehen, daß ein Schadenfeuer von einer so hohen Temperatur und so langer Dauer, wie das Feuer im Ringofen, kaum jemals ausbrechen dürfte. Die Brandproben des Kgl. Materialprüfungsamtes in Großlichterfelde haben dagegen regelmäßig erwiesen, daß der gute Kalksandstein einen vollwertigen Baustoff darstellt, der dem guten Tonziegel nicht nachsteht, vorausgesetzt natürlich, daß diese Herstellung mit aller Sorgfalt vorgenommen ist. Bild 32—34 zeigen Ihnen einige aus Kalksandstein erbaute Häuser.

In neuerer Zeit hat sich neben den Kalksandsteinen noch ein zweiter künstlicher Baustoff Eingang verschafft. Dies ist der Zement-

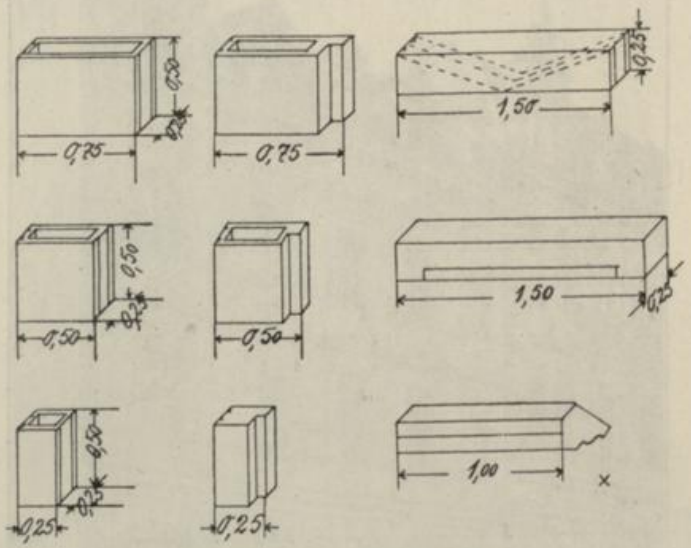


Bild 35. **Zementmauersteine.**

mauerstein (Bild 35), der jetzt anfängt, ebenfalls in größeren Massen zur Benutzung zu kommen.

Seine Stellung auf dem Baumarkte ist allerdings noch nicht ganz sicher, und es wird gewiß noch einer ganzen Reihe von Jahren bedürfen, um ihm dieselbe Verbreitung zu geben, wie den Kalksandsteinen, wenn dieser Fall überhaupt in der gleichen Weise wie bei den Kalksandsteinen eintritt.

Wer der erste Hersteller der Zementmauersteine gewesen ist, steht nicht fest. Herr Jörgensen aus Wedel in Holstein hat vor einigen Jahren in einer Versammlung von Zementwarenfabrikanten in Berlin einen Zementmauerstein vorgelegt, der seit einer Reihe von Jahren vermauert war und sich gut gehalten hatte. Dieser Stein erregte damals allgemeines Aufsehen, trotzdem hierfür eigentlich gar kein Grund vorlag.

Dachsteine aus Zement gibt es nämlich schon seit dem Jahre 1883, und es hätte also nichts näher gelegen, als in gleicher Weise wie Dachsteine auch Mauersteine mit Hilfe von Zement und Sand herzustellen. Warum dies nicht geschehen ist, ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich glaubte man, daß eine ganze Reihe eingebildeter Nachteile dem Zementmauerstein anhaften würden, die sich später tatsächlich als nichtig erwiesen haben. Wir können annehmen, daß die ersten Zementmauersteine etwa vor 10 bis 15 Jahren in größeren Mengen hergestellt sind, während man die Steine vereinzelt gewiß auch schon früher angefertigt hat.

Die Einführung auf den Baumarkt fand erst in umfangreicherem Maße statt, als sich am 19. März 1901 die Schutzvereinigung der Zementdachstein-Fabrikanten Deutschlands, der heutige Zementwaren-Fabrikanten-Verein Deutschlands, gründete. Dieser Verein war ursprünglich ins Leben gerufen worden, um die Angriffe der Landfeuersozietäten gegen die Zementdachsteine abzuwehren und vor allen Dingen zu zeigen, daß dieses Dachdeckungsmaterial nicht die ihnen angedichteten Nachteile bei einem Brande besitzt. Es lag auf der Hand, daß der Verein, nachdem die Angriffe der Landfeuersozietäten glücklich abgeschlagen waren, sich nicht wieder auflöste, sondern sich nunmehr weiter mit der Frage beschäftigte, wie die Zementdachsteinindustrie zu heben und zu fördern ist. Hierbei kam man naturgemäß auch auf den Zementmauerstein, und so finden wir in den Hauptversammlungen besonders der letzten Jahre nicht selten den Zementmauerstein und seine Herstellungsart sowie die mit ihm gemachten Erfahrungen angeführt und besprochen. Auch die Fachpresse hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Aufsätzen gebracht, die sich vom praktischen wie vom theoretischen Standpunkte aus mit dem Zementmauerstein eingehend befassen.

Zur Herstellung der Zementmauersteine nimmt man einen guten Portland-Zement und einen geeigneten Sand. In der Literatur findet man gewöhnlich angegeben, daß der Sand fein, sehr scharfkantig und von gleichmäßiger Korngröße sein muß. Die Erfahrungen haben ergeben, daß dies unrichtig ist, und daß man bei der Wahl eines Sandes von gleichmäßiger Korngröße verhältnismäßig geringe Druckfestigkeiten erzielt. Der Sand darf im Gegenteil kein zu gleichmäßiges Korn haben, sondern er soll neben groben Teilen auch viele feine besitzen. Der Verfertiger der Zementmauersteine tut infolgedessen gut, wenn er seinen Sand siebt und dann die verschiedenen Sorten derartig miteinander mischt, daß ein möglichst hohes Litergewicht herauskommt. Ist dasselbe erreicht, so ist damit gekennzeichnet, daß durch das Mischen des feinen und groben Sandes die geringste Menge Hohlräume erzielt wird. Besondere Aufmerksamkeit muß der Zementmauersteinhersteller darauf verwenden, daß er immer mit demselben Gemisch arbeitet. Dies wird vielfach unberücksichtigt gelassen, und es kommt

dann sehr leicht vor, daß die Festigkeit der Steine erheblich sinkt. Der Grund hierfür liegt gewöhnlich darin, daß die Korngröße des Sandes im Lager wechselt, und, wenn der Sand unmittelbar vom Lager aus verwendet wird, dann entsprechend der wechselnden Korngröße im Lager auch die Festigkeit eine andere wird. Gleichzeitig ist darauf zu achten, daß im Sande Gips und Schwefelkies, die zur Entstehung von Auswitterungen im fertigen Zementstein Veranlassung geben, fehlen.

Was den zu benutzenden Zement betrifft, so muß er in erster Linie ausschlagfrei sein, da sich sonst die Steine leicht mit einer weißen Schicht überziehen, die nach jedem Regen von neuem wieder auftritt. Auch das zur Verwendung kommende Wasser ist daraufhin zu untersuchen, ob es keine auffallenden Mengen von Salzen in gelöstem Zustande enthält.

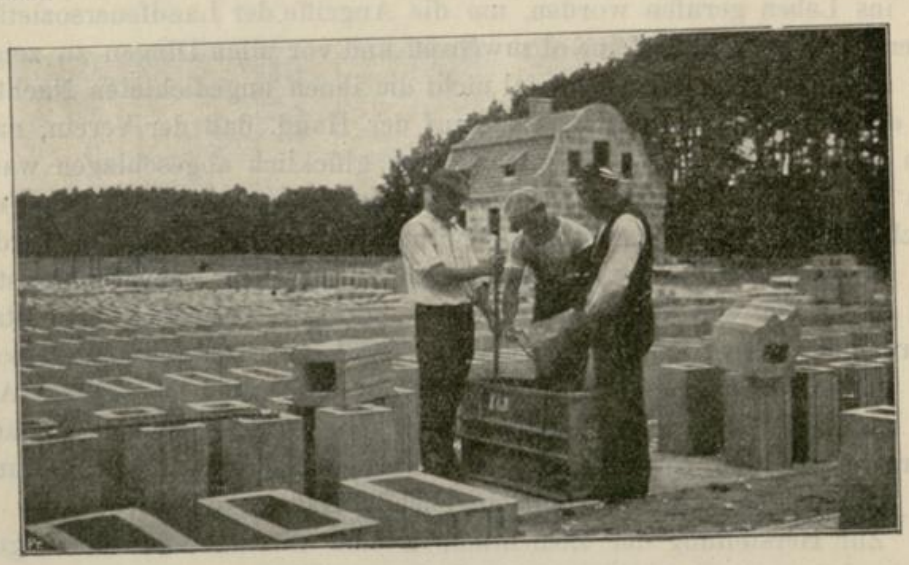


Bild 35a. **Werkplatz für Zementsteine mit Arbeitergruppe.**

Zement und Sand werden mit einander gemischt. Das Verhältnis beider zu einander ist verschieden, entsprechend der zur Verwendung kommenden Sandmischung. Eine vortreffliche Festigkeit erreicht man naturgemäß mit einer Mischung von 1 Zement : 3 Sand. Die auf diese Weise hergestellten Steine werden jedoch über Gebühr teuer und haben schließlich auch eine Festigkeit, die für viele Zwecke unnütz hoch wäre. Infolgedessen geht man mit der Sandmenge bedeutend höher und wählt im Durchschnitt das Verhältnis 1 : 6 bis 1 : 9, in den meisten Fällen 1 : 8.

Während der Mischung von Zement und Sand wird gleichzeitig Wasser zugegeben, und zwar soviel, daß die Mischung gut zusammenhält, wenn sie in Formen eingeschlagen wird. Die vorerst noch sandige und sich wenig feucht anfühlende Masse wird in die Form gebracht, die dem künftigen Mauerstein Gestalt gibt. Man füllt die Form mit der

Masse an und schlägt mehrmals mit einem Holzhammer oder ähnlichem Schlagwerkzeug darauf. Je dichter die Masse geschlagen wird, um so fester wird der Stein. Es sind auch Vorrichtungen im Betriebe, bei denen das Schlagen maschinell betrieben wird. Die Formtische sind so eingerichtet, daß mehrere Formlinge gleichzeitig hergestellt werden. Nach erfolgtem Einschlagen bleiben die Formlinge auf den Unterlagsblechen oder Brettchen so lange stehen, bis sie durch das Abbinden des Zementes hart geworden sind. Die fertigen Steine besitzen dem Aussehen nach eine große Ähnlichkeit mit Sandsteinen. Hinsichtlich der Festigkeit bleiben sie meist hinter Ziegeln und Kalksandsteinen zurück.

Die Herstellungskosten für Zementsteine schwanken entsprechend den örtlichen Verhältnissen und den sonstigen in Frage kommenden Umständen. In der Literatur findet sich angegeben, daß 1000 Steine in einer Fabrik kosteten:

1,5 cbm Sand	0,90 M.
320 kg Zement	8,32 „
Arbeitslohn einschl. Wegfahren	2,50 „
Verzinsung und Bruch . . .	0,50 „
	12,22 M.

Die Herstellungskosten mit 12,20 M. für das Tausend erscheinen außerordentlich niedrig und sind auch nur dadurch zu verstehen, daß als Größe 22 · 10 · 5,6 angegeben wird. Beim deutschen Reichsmaß kann man darauf rechnen, daß sich der Preis sicher auf 16—18, selbst auf 20 M. für das Tausend stellt.

Hinsichtlich ihrer Verwendung sind die Zementmauersteine, wenn sie gut hergestellt sind, an und für sich in keiner Weise beschränkt, abgesehen vielleicht von dem Bau von Fabrikschornsteinen, zu denen man sie nicht benutzt, sondern für die man zweckmäßiger Steine aus Zementbeton anwendet. Besonders interessant ist die Verwendung von Zementmauersteinen als Verblender, vorausgesetzt, daß sie eine schöne Farbe, gefälliges Aussehen und möglichst hohe Wasserundurchlässigkeit besitzen. Man erzielt eine schöne Färbung beim Zementmauerstein durch Farbzusätze und die innige Mischung der Masse mit den Farben. Das Mischungsverhältnis zwischen Zement und Sand ist hier gewöhnlich 1 : 3 oder 1 : 4.

Die Verwendung für Tiefbauzwecke ist sehr naheliegend, da die Festigkeit durch die Einwirkung der Feuchtigkeit wächst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Zementmauerstein gerade für Kanalisationszwecke und unterirdische Bauten sich ein umfangreiches Feld erobern wird, vorausgesetzt, daß man darauf achtet, daß das mit ihm in Berührung kommende Wasser nicht stark kohlensäure- oder gipshaltig ist.

Die Baubehörden stellen sich dem Zementmauerstein gegenüber verschieden. Die einen verbieten seine Anwendung noch vollkommen,

so z. B. in Hamburg, Perleberg u. s. w., während die anderen weniger streng vorgehen und die Verwendung des Zementmauersteines innerhalb gewisser Grenzen zulassen. So darf man ihn z. B. in den Vororten von Hamburg benutzen.

Im Anschlusse an die Ihnen genannten Zementmauersteine will ich noch einen kurzen Blick auf die Zementhohlquadern (Bild 35 bis 37) werfen, die neuerdings nicht nur in Amerika Verwendung finden, wo sich besonders die nach ihrem Erfinder Palmer benannten Blöcke großer Beliebtheit erfreuen, sondern auch in Deutschland zu vielen Bauten bereits benutzt werden. Es handelt sich hier um größere Werkstücke aus gestampftem oder gegossenem Beton, die wie Quadern aus natürlichem Stein versetzt werden. Früher hat man solche Blöcke ohne Hohlräume hergestellt und sie besonders bei Wasser- und Hafenbauten Verwendung finden

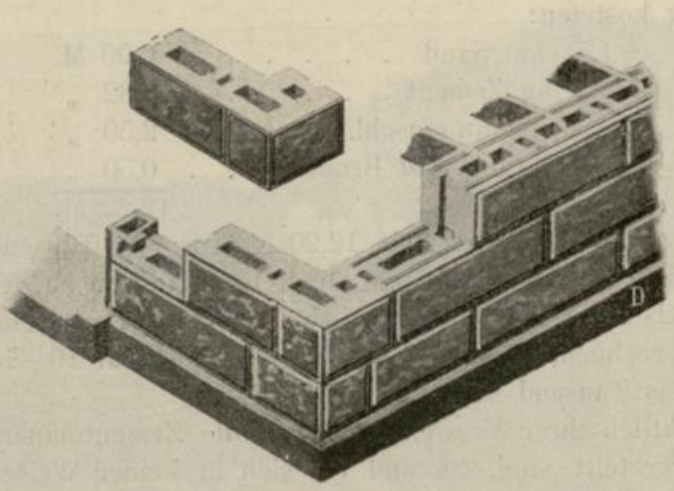


Bild 36. **Hohle Betonquadern.**

lassen, neuerdings stellt man sie hohl her, achtet jedoch darauf, dass ihre Festigkeit gegenüber der der massiven Blöcke in keiner Weise vermindert wird. Gewöhnlich sind die Außenmaße so, daß ein solcher Block bis zu einem halben Quadratmeter Ansichtsfläche darbietet, was bei einer Wand von 1/1½ Stärke etwa 50 Ziegeln deutschen Reichsmaßes entspricht. Die Dicke des Quaders ist dabei 250 mm und sein innerer Hohlraum ungefähr 80—120 mm breit. Ein Block von solcher Abmessung hat nur verhältnismäßig geringes Gewicht und läßt sich bequem verlegen, wobei noch der Umstand günstig mitwirkt, daß er mit scharfen Kanten genau rechtwinklig hergestellt werden kann. Der Mörtelverbrauch ist bei Anwendung dieser Blöcke naturgemäß ungleich geringer als bei Ziegelmauerwerk. Ein guter Verband wird auf einfache Weise dadurch hergestellt, daß man die Fugenflächen mit ineinander greifenden Falzen versieht. Die Hohlräume dienen gleichzeitig dazu, Leitungsröhren

für Gas und Wasser sowie Drähte für den Fernsprecher und das elektrische Licht aufzunehmen. Außerdem wirken sie als vortreffliches Isolier- und Ventilationsmittel. Auch können die Außenflächen der Quadern ohne große Kosten mit Ornamenten, Blendfugen u. s. w. versehen werden. Damit der Innenputz gut haftet, wird die der Innenseite der Wände zugewandte Seitenfläche der Blöcke zweckmäßig durch flache Rillen aufgerauht. Gewöhnlich werden die Blöcke in der natürlichen grauen Farbe hergestellt, doch kann man sie auch durch Beimischung von passendem Steinmehl granitartig gestalten, wobei man sich oft darauf beschränkt, nur die Schauflächen zu färben.

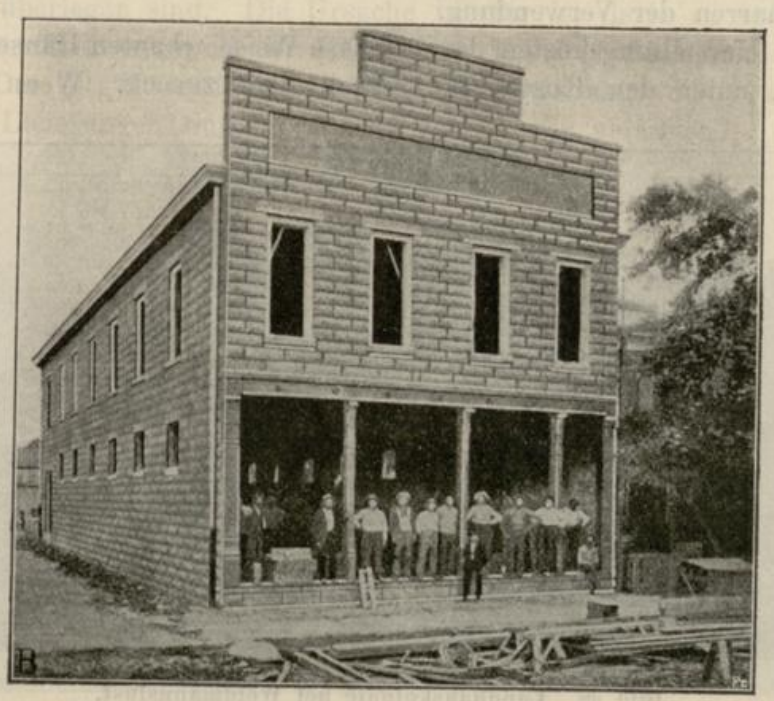


Bild 37. **Haus aus hohlen Betonquadern.**

Besonderes Interesse bietet die Gründung verschiedener Baugenossenschaften, deren Entstehung durch die Verwendung solcher Betonblöcke bedingt ist. Eine dieser Gesellschaften ist die Baugesellschaft „Freie Scholle“ zu Berlin, E. G. m. b. H., welche im Jahre 1896 gegründet wurde und mitten im märkischen Kiefernwald im Norden Berlins zwischen Weidmannslust und Tegel eine freundliche Landhauskolonie hervorgezaubert hat.

Hübsche Häuschen (Bild 38—40) stehen dort inmitten kleiner Gärten aufgebaut. Unmittelbar an sie schließt sich der märkische Kiefernwald an. Alle diese Häuschen, z. Z. etwa 60 an der Zahl, sind von einer oder 2 Familien bewohnt, welche die Freuden des Landlebens genießen wollen, ohne von Berlin all zu weit entfernt zu sein. Zum Bau

der Häuschen sind allein Zementhohlquadern verwendet worden. Auch für die Bedachung der Häuser sind fast überall Zementdachsteine gewählt. Die Häuser sind warm und trocken und in kurzer Zeit nach ihrer Erbauung beziehbar.

Zur Herstellung der Blöcke wurde der Sand benutzt, der sich unmittelbar an Ort und Stelle befindet. Die Betonblöcke sind 75 cm lang, 25 cm stark und 50 cm hoch. Sie werden in eisernen Formen durch Handarbeit in einer Wandstärke von 6 cm hergestellt. Zement und Sand werden mit der Schaufel gemischt, und ein nahes Fließ bietet das Wasser dazu. In kurzer Zeit stehen Tausende von Blöcken fertig da und harren der Verwendung.

Die Herstellungskosten der auf diese Weise erbauten Häuser bleiben erheblich unter den Kosten für Ziegelbauten zurück. Wenn man für

Bild 38. **Landhauskolonie bei Weidmannslust.**

eine $1^1/_2$ ziegelstarke Wand 20 M. für den cbm annimmt und berücksichtigt, daß eine solche Wand durch Hohlblöcke von 25 cm Stärke ersetzt werden kann und daß der Innen- und Außenputz erspart werden, so stellt sich der Preis für den qm bei Ziegelbauten auf etwa 9 M., für den qm Hohlquaderwand einschließlich eines wasserundurchlässigen Anstriches auf 6,50 M. Die Ersparnis gegenüber dem geputzten Ziegelbau beläuft sich auf etwa 28 v. H.

Sie werden mich nun fragen, ob der Zementmauerstein, mag er im deutschen Reichsmaß oder größer hergestellt werden, gegenüber den Tonziegeln nicht irgend welche Nachteile besitzt. Ich muß hierauf erwidern, daß es ziemlich schwer ist, hierauf eine Antwort zu erteilen. Wie Sie wissen, sind auch die Tonziegel hinsichtlich ihrer Güte großen Schwankungen unterworfen. Man versteht darunter nicht selten auch

schwach gebrannte Formlinge aus sandigem Lehm, die noch so weich sind, daß sie in der Hand abfärben; andererseits wieder sind Ziegel oft so dicht wie Klinker. Es befinden sich Ziegel am Markt, deren Druckfestigkeit nicht 100 kg/qcm erreicht, andererseits sind Klinker bekannt mit einer Druckfestigkeit von über 600 kg. Die Zementmauersteine lassen sich hinsichtlich der Festigkeit nur mit dem minderfesten Ziegel vergleichen, die durchschnittliche Festigkeit wird 120 kg/qcm nicht übersteigen, während für Ziegel eine Durchschnittsfestigkeit von 200—300 kg/qcm angenommen werden kann. Von Belang ist, daß die Zementmauersteine hinsichtlich der Größe und Ebenflächigkeit dem Ziegel vielfach überlegen sind. Die Ursache hierfür ist darin zu suchen, daß der Zementstein während der Herstellung keine große Veränderung erleidet. Der Ziegel weist aber eine Längsschwindung von 10 v. H. auf. Bei den Lieferungen sind oft alle Zwischenstufen vertreten.

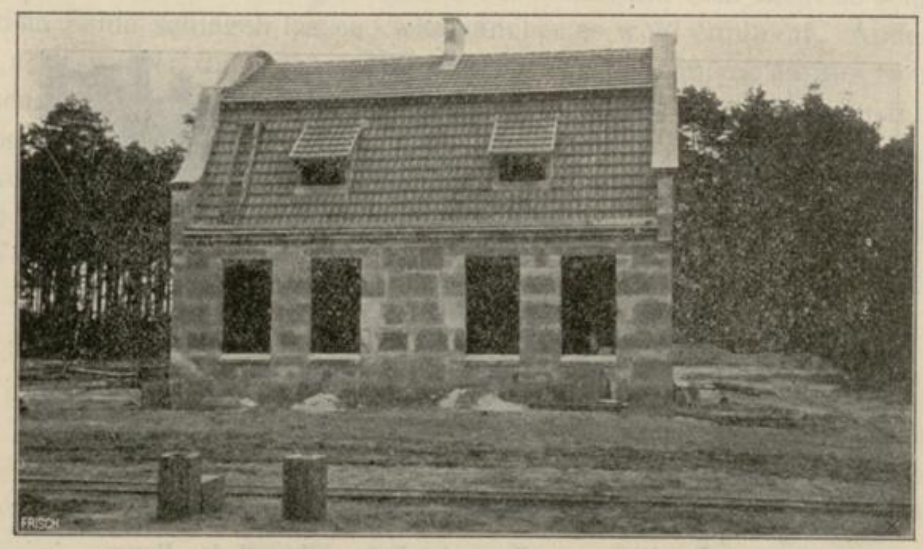


Bild 39. **Fertiger Rohbau aus Zementsteinen.**

Ein Umstand, der vielfach ins Feld geführt wird, ist die geringere Wasseraufnahmefähigkeit und Luftdurchlässigkeit der Zementmauersteine. Alle Wandungen der Wohnräume sollen luftdurchlässig sein. Die Größe der Durchlässigkeit richtet sich nach der Wasseraufnahme des Stoffes, aus welchem dieselben hergestellt sind. Selten kommt nur ein einziger Baustoff in Frage, meist sind es mehrere. Sehen wir uns eine Hausmauer an, so finden wir: 1. Ziegel, 2. Mörtel für die Ziegel, 3. Innenputz, 4. Außenputz, 5. Innenanstrich oder Bekleidung, 6. Außenanstrich. Die Luftdurchlässigkeit jedes einzigen Stoffes ist von Belang. Es ist bekannt, daß durch Ölpapier die Luft abgeschlossen werden kann. Denken wir z. B. nur an die Einschlagpapiere für die Butter. Was nutzen also leicht luftdurchlässige Wände, wenn sie außen mit einem luftundurchlässigen Farbenanstrich versehen werden?

Daß Wände aus Ziegeln oder Zementmauersteinen allein ausgeführt werden, kommt nicht vor. Immer wird Mörtel mit verwandt. Wollen wir Wände aus beiden Stoffen miteinander vergleichen, so darf die Beschaffenheit des Mörtels nicht außer acht bleiben. Unter Umständen hat man es durch geeignete Auswahl des Mörtels in der Hand, die Luftdurchlässigkeit zu fördern oder zu hemmen.

Das Gleiche, was vom Mörtel gesagt ist, trifft auch für die übrigen Baustoffe zu. Wir haben Ziegel, welche luftundurchlässig sind (Klinker) und solche, welche leicht durchlässig sind (poröse Ziegel). Auch diese Eigenschaft trifft für Zementmauersteine zu, wenn auch nicht in so weiten Grenzen.

Fragen wir uns nun, welche Nachteile eine geringere Wasserdurchlässigkeit bringt, so kommt zunächst die mehr oder minder schnelle Lüftung in Frage. Aber selten macht sich diese unangenehm bemerkbar.

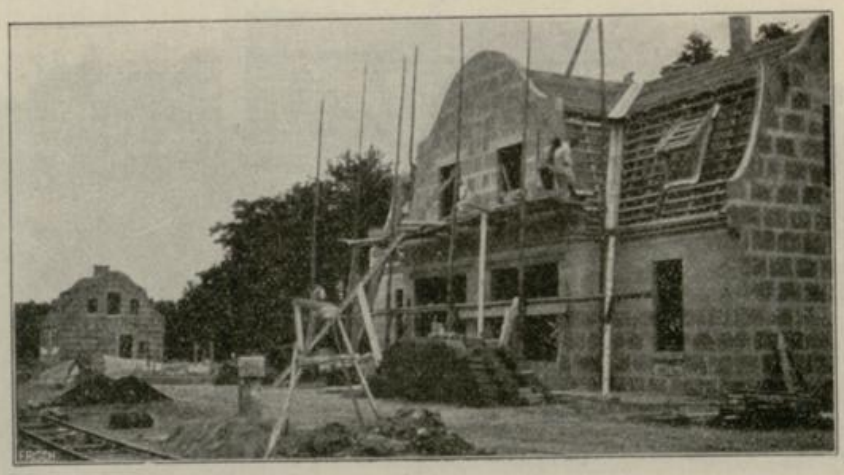


Bild 40. **Landhaus aus Zementsteinen während des Baues.**

Schlimmer ist das Feuchtwerden der Wände. In jedem bewohnten Raum gibt es Wasserdämpfe, die sich verdichten, wenn die Wandflächen abgekühlt werden. Sie schlagen sich dann auf den Wänden nieder. Sind die Wände leicht luftdurchlässig, so führt die austretende Luft das Wasser fort, weil die Luft ein guter Wasserträger ist, was wir ja vom Trocknen der Wäsche wissen. Die minder große Luftdurchlässigkeit der Zementmauersteine gegenüber dem Ziegel ist von wenig Belang, da sogar ganz dichte Steine, wie Kalksteine und Sandsteine, zu Hausbauten Verwendung finden.

Ein wirklicher Nachteil der Zementsteine ist ihr Gewicht, das etwas höher ist als das der Tonziegel, doch wird allgemein angegeben, daß sich die Maurer auch hieran sehr bald gewöhnen. Dem Kalksandstein hatte man anfangs genau denselben Übelstand nachgesagt, ohne

daß dies der Verbreitung und der Verwendung der Kalksandsteine jedoch nachteilig geworden wäre.

Gewiß ist es bedauerlich, daß, nachdem die Kalksandsteine den Tonziegeln schon so lebhaften Wettbewerb machen, nunmehr auch die Zementmauersteine mit in den Wettbewerb eingetreten sind. Es wird sich wenig gegen dieselben machen lassen, und sie haben unzweifelhaft, wenn man die Sachlage objektiv betrachtet, dieselbe Daseinsberechtigung wie die Tonziegel. Wir werden uns also mit ihrem Vorhandensein abfinden müssen, und ich glaube, der Tonziegelfabrikant wird am besten fahren, wenn er sich bemüht, dem Wettbewerb der neuen Steine dadurch entgegenzutreten, daß er seine Ziegel so gut und scharfkantig und ebenflächig wie möglich macht und ihnen eine möglichst saubere Form zu verleihen sucht. In diesem Falle werden die Tonziegel auch ferner von den Bauunternehmern gern gekauft werden und sich nicht so schnell aus dem Felde schlagen lassen, wie mancher es wohl annimmt. Andererseits aber werden die Tonziegelfabrikanten ihr Augenmerk darauf richten müssen, wenn irgend möglich billiger als bisher Ziegel herzustellen. Gelingt dies, so werden sie auch in dieser Richtung den Kampf mit den Konkurrenten nicht zu fürchten brauchen. Ferner sollte ihr Streben dahin gehen, daß die Festigkeiten der Ziegel besser ausgenutzt werden. Die Vorschriften der Bauordnungen, die Mauern so und so viel Ziegel stark zu machen, stehen z. T. auf veralteten Grundregeln.

---

7. (5. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Sonntag, den 4. Juni 1905.

Geselliges Beisammensein in den Räumen und im Garten der „Ressource zur Erholung", Oranienburgerstr. 18. Beginn 4½ Uhr.

Von der festgesetzten Stunde ab versammelten sich die Mitglieder unserer Gesellschaft auf der Terrasse des Gartens, wo an einzelnen Tischen der Kaffee eingenommen wurde.

Danach begann der Rundgang durch das Gebäude und den Garten, wobei Herr Saxenberg die Führung übernommen hatte. Den Mittelpunkt in der Zahl der vorhandenen Räumlichkeiten bilden die beiden großen Säle, die durch ein breites Foyer mit einander verbunden sind. Dazu kommen alsdann der Damensalon und mehrere kleinere Zimmer, z. B. ein Musikzimmer und die Spielzimmer. Alle Räume sind ihrer

Bestimmung entsprechend ausgestattet, besonders hübsch macht sich der Damensalon mit seinen hellen Farben. An den Wänden hängen einige schöne Gemälde: in den Herrenzimmern sind es die Porträts von Männern, welche sich besondere Verdienste um die Gesellschaft erworben haben.

Nach dem Garten zurückgekehrt, besichtigten wir zunächst die Kegelbahn, die sich an der einen Längswand des Grundstückes entlang zieht. Auch hier sind die Wände mit hübschen Bildern geschmückt. Zwei von ihnen haben ein lokalhistorisches Interesse; sie stammen aus den Anfängen der Ressource, also aus dem Jahre 1784 ungefähr. Das eine stellt einen Blick in den Garten dar mit der Sophienkirche im Hintergrunde, und auf dem zweiten erblickt man die ehemalige Straßenfront, es ist dargestellt ein bescheidenes Häuschen und ein hölzernes Tor, das in den Garten führt. Auf der Straße sind einige Herren und Damen abgebildet, welche sich dem Gartentor nähern, sowie eine Portechaise.

Der Garten nun zerfällt in zwei Teile, der größte Teil des vorderen besteht aus einem umfangreichen Rasenplatz mit hübschen Blumenbeeten und einer großen Laube, im hinteren Teil befinden sich die Spielplätze mit den Turn- und Schaukelgeräten. An den Gängen des Gartens stehen besonders schöne und hohe Kastanien und Ahornbäume, welche reichlich Schatten spenden.

Nach dem Rundgang nahm die Gesellschaft in der großen Laube Aufstellung und Herr Photograph Bartels machte einige Aufnahmen.

Hierauf versammelte man sich in einem der beiden großen Säle und Herr Geheimrat Friedel ergriff zunächst das Wort, um dem Vorstand der Ressource, insbesondere Herrn von Holten, sowie unserem liebenswürdigen Führer, Herrn Saxenberg, den Dank der Brandenburgia abzustatten, sodann aber gedachte er mit warmen Worten des hohen Brautpaares und wünschte ihm Glück und Segen für die Zukunft. Die Gesellschaft erhob sich als Zeichen der Anteilnahme von den Plätzen.

Darauf ergriff Herr Saxenberg das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte der Ressource. Wir wollen im folgenden aus dem reichen Material nur die wichtigsten Punkte hervorheben. Der Ursprung der Ressource läßt sich auf einen bereits im Jahre 1783 bestehenden geselligen Verein zurückführen. Eine feste Form erhielt die Gesellschaft jedoch erst am 10. Oktober 1784, und zwar gehörten zu den tätigsten Gliedern der Kriegsrat Schönebeck und der Kaufmann Devrient. Das Ölgemälde des letzteren schmückt die eine Wand des Spielzimmers. Der Verein trat mit 114 Mitgliedern ins Leben und rekrutierte sich aus dem höheren Bürger- und Beamtenstande. Er hatte sich das Ziel gesetzt, seinen Mitgliedern im Sommer und Winter Gelegenheit zur Geselligkeit zu geben. Für die Sommervergnügungen hatte man bald

ein geeignetes Lokal gefunden und zwar in dem Garten, den wir eben durchwandert hatten, der dem Kriegsrat Therbusch gehörte. Am 29. Oktober 1792 wurde der Mietskontrakt abgeschlossen, und im Jahre 1800 ging das Grundstück in den Besitz der Ressource über. Anders war es mit den Räumlichkeiten für die Wintervergnügungen bestellt; hier war man lange Jahre hindurch auf die Wanderschaft angewiesen, bis man sich endlich im Jahre 1840 entschloß, die Vorderfront zu bebauen und in dem Erdgeschoß die für die Geselligkeit erforderlichen Säle und Zimmer sich selbst einzurichten. Die letzten Vergrößerungen datieren aus dem Jahre 1878, seit dieser Zeit bestehen die zwei schönen Säle, so daß das Ressource-Lokal mit seinem Garten entschieden das schönste aller Pivatlokalitäten Berlins ist. Der Herr Redner schilderte sodann die innere Geschichte der Ressource, das Aufundab ihres Mitgliederbestandes, die verschiedenen finanziellen Operationen, u. ä. Im großen und ganzen kann man wohl sagen, spiegelt sich in dem Gedeihen der Gesellschaft die Geschichte der letzten 150 Jahre wieder. Die Kalamitäten der Napoleonischen Zeit, das Jahr 1848 und die Feldzüge von 1866 und 1870 haben ihre Schatten und ihre Lichter auch in die Räume der Ressource geworfen. Zu dem Feldzug gegen Österreich hatte der Verein neun Mitkämpfer gestellt, und im französischen Krieg haben 38 Mitglieder, bezw. die Söhne von Mitgliedern, mitgefochten; von jenen war einer den Heldentod gestorben, während die übrigen glücklich, wenn auch z. T. blessiert, heimgekehrt waren. Eine Tafel mit den Photographien der Kombattanten hält die Erinnerung an die große Zeit lebendig. Aber auch die Männer, welche sich besondere Verdienste um die Gesellschaft, z. B. als Vorsteher, erworben haben, hat man im Bilde verewigt. Wir haben schon die Namen der Stifter genannt; es mögen noch zwei weitere erwähnt werden; nämlich der des Magistratsvorstehers Wentzel, welcher 25 Jahre hindurch das Amt des Vorstehers inne gehabt hatte, und der des Stadtrates und Apothekers Baerwald, der das Amt sogar 37 Jahre lang verwaltet hat. Die Bilder in der Kegelbahn stellen ebenfalls Wentzel in mehreren Situationen dar.

Die Vergnügungen der Gesellschaft bestehen im Winter in Bällen und im Sommer in Garten-Konzerten, daneben finden Réunions mit musikalischen und deklamatorischen Vorträgen, z. T. von den Mitgliedern der Gesellschaft unter kunstverständiger Leitung, statt. Auch prachtvolle Maskenbälle hat die Gesellschaft abgehalten.

Nach dem Schluß des Vortrages sprach Herr Geheimrat Friedel Herrn Saxenberg den Dank der Brandenburgia aus und rief der Ressource ein kräftiges Vivat, crescat, floreat zu.

Im Anschluß an die Geschichte des Grundstücks teilt Herr E. Friedel folgendes mit:

Zwei für unsere Gegend immerhin recht seltene Funde römischer

Münzen sind in der Nachbarschaft gemacht. Bereits i. J. 1857 erhielt ich eine ziemlich abgegriffene Kupfermünze von Domitian (81—96), ausgegraben auf dem den alten Berlinern noch wohl erinnerlichen Kraatzschen Gärtnereigrundstück Ecke Artillerie- und Oranienburger Straße; die andere von Constantin (316—337) ist Oranienburger Straße 59 ausgegraben. Der hier in der Ressource verwahrte große fast kugelige Stein, angeblich hier gefunden, scheint mir ein großer, schwerer Reibestein gewesen zu sein, passend zu einem der bekannten schweren germanischen Mahltröge (Hünenhacken), die fast immer an einem Ende abgeschlagen und allmählich mit Hülfe eines dgl. Mahlsteines beim Kornquetschen und Kornmahlen ausgehöhlt worden sind. Die Münzen sind unter 1039 u. 9878 im Märkischen Museum verwahrt.

Hierauf hielt Herr Professor Dr. Pniower einen Vortrag, den wir hierunter als besonderen Aufsatz bringen.

Nach dem Vortrage begab sich die Gesellschaft zurück in den Garten, wo das Abendbrot eingenommen wurde, und wo man noch lange bei munterem Geplauder zusammenblieb.

Aus der Chronik der Oranienburger Straße.

Von **Otto Pniower.**

Nachdem Sie die Geschichte der Gesellschaft, die uns heute gastlich aufgenommen hat, gehört haben, sei es mir gestattet, einiges aus der Geschichte der Straße, in der wir uns befinden, zu berichten.

Die Oranienburger Straße gehört nicht zum alten, wohl aber zum älteren Berlin. Ihr eigentlicher Geburtstag ist unbestimmt d. h. wann sie ihren heutigen Namen erhielt, ist nicht auf das Jahr anzugeben. Wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, schloß das alte Berlin im Norden das Spandauer Tor ab, das da stand, wo die Spandauer und Neue Friedrichstraße zusammentreffen. Von dort aus führte eine Heer- und Landstraße nach Spandau und Hamburg. Bei der neuen Befestigung der Stadt, die unter dem Großen Kurfürsten von 1658—80 durchgeführt wurde, ward die nächste Umgebung in der Spandauer Straße umgestaltet und auch die frühere Spandauer Heerstraße verändert. Streckenweise fiel sie nun mit der Straße zusammen, in der wir uns eben befinden.

In die Zeit nach der Beendigung der neuen Befestigung fällt ihre Entstehung, ohne daß sie jedoch sogleich einen bestimmten Namen erhielt. Der erscheint erst im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, wo wir ihn auf den Plänen der Königlichen Residenzstadt Berlin finden. Vgl. den Plan von Dusableau v. J. 1723. Das Werden und die Entwickelung der Oranienburger Straße hängt aufs engste mit der Geschichte

des in der älteren Zeit bedeutendsten in ihr befindlichen Grundstücks, des Schlößchens und Gartenterrains Monbijou, zusammen. Schon im 16. Jahrhundert besaßen die Kurfürstinnen hier ein Vorwerk. Das Gebiet wurde zeitweise bedeutend vergrößert. 1670 gehörte der Kurfürstin Dorothea das gesamte Gelände zwischen der Spree, der Oranienburger Straße und dem Zuge der Friedrichstraße nördlich von der Weidendammer Brücke. Allein schon ihre Nachfolgerin, Sophie Charlotte, entäußerte sich eines großen Teiles dieses Besitzes, indem sie 1691 das vor dem Spandauer Tore zwischen ihrem Lustgarten und den Festungswerken belegene Gelände zu Bebauungszwecken parzellierte und bis 1698 auch das Terrain westlich von dem Garten an Private überließ.

Das war so zu sagen die Geburtsstunde der Oranienburger Straße. Damals wurden die ersten Häuser in ihr errichtet. Die weitere Bebauung ging nicht eben rasch vor sich. Nicolai, der bekannte Schriftsteller und Geschichtschreiber Berlins, berichtet in seiner Beschreibung der Residenz (3. Aufl. 1786 1,38), daß 1697 etwa vier Häuser in der Straße vorhanden waren. Das moderne Tempo Berliner Straßenanlagen war dazumal noch nicht erreicht. Erst unter Friedrich Wilhelm I. füllten sich die Lücken mehr und mehr. Auf einem Plan der „Nordlichen Seite der Residenzstadt Berlin“ vom Jahre 1717, den Anna Maria Wernerin gezeichnet, Georg Paul Busch, der Lehrer Georg Friedrich Schmidts, gestochen hat, erscheint sie dann reichlich mit Häusern besetzt. 1713 wurde hier an der Ecke der Wassergasse, der heutigen Artilleriestraße, ein Wohnhaus für Postillione errichtet, zu dessen Aufbau sämtliche Postbedienstete freiwillig beitrugen. Auch der König steuerte eine Summe bei und gab einen Vorschuß. Unter Friedrich dem Großen wurde i. J. 1766 dieses Postillionhaus in eine Posthalterei umgewandelt. Denselben oder ähnlichen Bedürfnissen dient das Grundstück heute noch, nachdem in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollständig neue Bauten auf ihm aufgeführt worden sind.

Wie es in der Gegend hier aussah, bevor die Straße angelegt war, lehren zwei Momente. Das Terrain, auf dem heute die Häuser 24—27 stehen, hieß der Weinberg, auch Schinderberg. Vielleicht befand sich also hier einmal eine Richtstätte. Und das Gebiet zwischen der Artillerie- und Friedrichstraße, das der Magistrat im Jahre 1702 verteilte, führte den Namen Gänsepfühle.

Auch in der ersten Zeit ihres Daseins kann unserer Straße nur Vorstadtcharakter eigen gewesen sein. Viehmästereien und andere Wirtschaftsgebäude, Krüge, Ausspannungen, wenns hoch kommt, Gasthöfe werden sich in ihr befunden haben. In einem hier in der nächsten Nachbarschaft gelegenen Hause, das die Nummern 13—15 führt, befand sich noch vor dreißig Jahren ein Relief aus Sandstein, das jetzt im

Besitz des Märkischen Museums ist, (vgl. Rud. Buchholz, Verzeichnis der im Märkischen Museum befindlichen Berlinischen Privatalterthümer, Berlin 1890, S. 41) und von dem eine Nachbildung in einem Hofgebäude des Hauses eingemauert ist. Es stellt, wie die Abbildung zeigt, ein aufgezäumtes Pferd dar, dessen Zügel an einem Baum befestigt sind. Über ihm steht ein Adler. Auf einer Platte befinden sich die Buchstaben V. D. M. J. Ae., die das Psalmenwort Verbum Domini manet in aeternum bedeuten. Die Form des Adlers weist die Darstellung in die Zeit Friedrich Wilhelms I., und man hat mit Recht vermutet, daß es einst ein Schild zu einem Wirtshause war, das etwa „Zum schwarzen Adler" hieß.

Ich möchte Ihnen nun von einzelnen markanten Bauten der Straße das Wichtigste berichten, was am lebendigsten ihre Geschichte illustriert.

Zunächst kommt noch einmal Schloß Monbijou in Betracht und zwar zuerst der Gebäudekomplex. So wie wir ihn heute vor uns sehen, ist er nicht auf einmal geworden. Die Bauanlage hat verschiedene Phasen durchgemacht und ihre Physiognomie wiederholt geändert. Zuerst entstand der heute von der Straße aus nicht sichtbare Mittelbau. Er wurde von Eosander v. Goethe, Schlüters bekanntem Rivalen, für das Gräflich Wartenbergsche Paar im Anfang des 18. Jahrhunderts 1703 oder 1708 — das steht nicht genau fest, wahrscheinlich aber 1708 (s. Borrmann, Bau- und Kunstdenkmäler Berlins S. 315) — errichtet, Seine Hauptfront war, wie Sie auf den ausgelegten Bildern*) erkennen, nach der Spree gelegen. Das Gebäude war im üppigsten Rokoko gehalten. Die heute noch vorhandene Porzellangalerie ist eins der wenigen in Berlin noch existierenden Überbleibsel dieser malerischen Stilart. Zu dem Hauptgebäude gehörten eine Reihe von Nebenbauten mit Pavillons, Grotten und Gartenanlagen, was alles in seiner Vereinigung ein für den damaligen Geschmack höchst charakteristisches Ensemble bildete. Schloß und Garten galten für ein wahres bijou, woher es seinen Namen erhielt (Mémoires der Markgräfin von Bayreuth zum Jahr 1718).

Der Graf von Wartenberg behielt das Schlößchen nicht lange als Eigentum. 1710 fiel er in Ungnade, und das Besitztum wurde der Kronprinzessin Sophie Dorothea überlassen. Diese behielt es bis zu

*) Es waren zu dem Vortrag der Plan der Residenzstadt Berlin, gest. von Busch 1723, gez. von Dusableau, ferner die Ansichten des Schlosses Monbijou von C. J. Böcklin aus dem Theatrum Europaeum Bd. XVI und XVII 1717 und 1718, von G. P. Busch v. J. 1721 und die von Schleuen von c. 1765 ausgestellt.

ihrem Tode, der i. J. 1757 erfolgte. Sie hatte das Schloß prächtig ausschmücken lassen und erweiterte es i. J. 1726 durch Anbauten. In noch höherem Maße geschah das, als Friedrich d. Gr. zur Regierung kam. Er kaufte ein benachbartes größeres Grundstück und ließ den östlichen Bauteil mit zwei vortretenden Flügeln anlegen. Hiermit hatte das Gartenschloß seinen heutigen Umfang erreicht. Der ganze Komplex dagegen erhielt die Gestalt, die er jetzt bietet, erst fünfzig Jahre später. Nach dem Tode der Königin Sophie Dorothea blieb das Schloß an dreißig Jahre unbewohnt. Als Friedrich Wilhelm II. die Krone empfing, schenkte er es seiner Gemahlin, der Königin Friederike. Und wenige Jahre später 1789—90 wurden nach Ungers Plänen die beiden am Monbijouplatz liegenden Vordergebäude von Scheffler ausgeführt.

Damals hatte der zum Schloß gehörige Park einen bei weitem größern Umfang als heute. Immer mehr ward er seitdem eingeengt. Die erste Einbuße erlitt er, als er vor einem halben Jahrhundert i. J. 1854 für die Erbauung des Domkandidatenstifts den Grund und Boden hergeben mußte. Das Gebäude, von Stüler entworfen, trägt ganz den Charakter der in dieser Zeit in unserer Stadt errichteten kirchlichen Bauten z. B. der Jacobikirche in der Oranien-, der Lukaskirche in der Bernburgerstraße. Damals reichte der östlich von dem Stift gelegene Teil des Parkes noch tief in die Straße hinein. Dessen werden sich manche von Ihnen noch erinnern. Denn erst zwanzig Jahre später, im Anfang der siebziger Jahre, wurde sie an dieser Stelle auf die heutige Breite gebracht. Zu gleicher Zeit oder kurz darauf wurden die Häuser 77—78 errichtet, die die Wohnungen für die Beamten des Hofstaats enthalten.

1884—85 wurde im Park die englische Georgskirche gebaut, und vor etwa zwölf Jahren die Interimskirche für den Dom, die aber hoffentlich wieder verschwinden wird. Noch in der allerletzten Zeit erfuhr der Park eine nicht unbeträchtliche Einschränkung. Damit vom Nordwesten aus ein eigener Zugang zu dem neuen Kaiser Friedrichs-Museum geschaffen werde, wurde von der Oranienburger Straße aus eine neue, noch nicht einmal benannte zur Spree hin angelegt. Ihr Land führte über Parkgebiet, das abgetreten werden mußte. Auch den Abriß vorhandener Gewächshäuser und den Aufbau neuer hatte diese Änderung zur Folge.

Innerhalb der Mauern des Schlosses spielte sich manches Interessante ab. So nahm Peter der Große bei dem Besuch, den er i. J. 1718 dem Berliner Hof abstattete, mit seinem zahlreichen weiblichen Gefolge hier sein Absteigequartier. Die Aufnahme im Königlichen Schloß, die ihm angeboten wurde, soll er, der die Barbarei seines Gesindes nur zu gut kannte, abgelehnt haben. Seine Leute hausten denn auch in dem Palais nicht viel anders als vor etwa dreißig Jahren die Umgebung des

Schahs von Persien im Schloß Bellevue. „Nach der Abreise des Besuches sah es im Schloß aus wie in Jerusalem nach der Zerstörung. Nie sah ich Ähnliches. Alles war so zu grunde gerichtet, daß die Königin gezwungen war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“ So berichtet die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester in ihren Memoiren, in denen sie von dem Aufenthalt des russischen Kaisers recht ergötzliche Einzelheiten zu erzählen weiß. Auch der Baron v. Pöllnitz spricht in seinen Erinnerungen (1791 Bd. 2 S. 65 f.) von dem von den Fremden geübten Vandalismus.

Friedlicher ging es ungefähr hundert Jahre später hier zu. Damals bewohnte den größeren Südflügel des Vordergebäudes der Bruder der Königin Luise, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Er war 1815 eingezogen und blieb bis zu seinem Tode 1837 Bewohner. Er war ein Mann von vielen künstlerischen Interessen und besaß in ungewöhnlichem Maße die Gabe schauspielerischer Darstellung. Er und der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV, waren besondere Verehrer von Goethes damals noch allzu wenig gekanntem Faust (s. darüber Zelters Brief an Goethe vom 9. Mai 1816) und wünschten, das Drama auf der Bühne dargestellt zu sehen. Da das Unternehmen für ein ständiges berufsmäßiges Theater zu jener Zeit geradezu frevelhaft erschien, entschlossen sie sich, es mit Hülfe von Künstlern und zugleich halb dilettantisch durchzuführen. Jahrelange Versuche und Bemühungen, partielle Darstellungen gingen der Hauptaufführung voran. Sie fand endlich im Schlosse Monbijou am 24. Mai 1820 statt. Der Herzog spielte selbst den Mephisto, Pius Alexander Wolff den Faust, Madame Stich das Gretchen. Die Musik war vom Fürsten Radziwill komponiert.

Dies war die erste bühnenmäßige Verkörperung des Weltdramas. Erst neun Jahre später wagte der Intendant des Braunschweiger Theaters, Klingemann, dem Wunsch seines Herzogs nach einer Aufführung auf der Bühne nachzukommen. Am 19. Januar 1829 ging der erste Teil des „Faust“ zum ersten Mal über die Bretter, die die Welt bedeuten, mehr als zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen. Jetzt erst war das Wunderwerk für das Theater erobert.

Über die eingehenden Vorbereitungen zu der Darstellung im Schlosse Monbijou, die Proben, die Aufführung selbst berichtet Zelter eingehend und interessant in seinen Briefen an Goethe. (Die prächtige Korrespondenz der beiden Freunde ist kürzlich bei Reclam erschienen und jedem zugänglich.) Über die Hauptaufführung schreibt er an den Dichter: „Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle erster Art, wie man sie findet und endlich einen

Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrenteils schönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Konsistorialrat, ein Prediger, eine Konsistorialratstochter), Staats- und Justizräten besteht und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz [Graf Brühl], der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht, in der Residenz in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben.“ —

Herzog Karl spielte den Teufel mit größter Meisterschaft. Es war darüber damals ein Spottvers im Umlauf, als dessen Autor man einen als patriotischen und satirischen Dichter berühmten Staatsrat (Stägemann?) nannte.

Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsrats schofel,
Unübertrefflich aber stets als Mephistophel.

Vgl. Hermann Kletke, Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, Berlin 1873, S. 214.

Der vom Herzog von Mecklenburg nicht bewohnte Teil des Schlosses, das alte Gebäude im Park, diente seit dem Tode der Königin Friederike (1815) zur Unterbringung von Kunstsammlungen. So fanden i. J. 1816 die ersten in Paris gefertigten Gipsabgüsse nach Antiken hier Unterkunft. Hier wurden auch die aegyptischen Altertümer des Herrn v. Minutoli, aus denen unser aegyptisches Museum hervorging, aufgestellt. 1877 wurde dann in diesen Räumen das Hohenzollern-Museum eröffnet. Im Vordergebäude, das einst vom Herzog Karl von Mecklenburg bewohnt wurde, befindet sich heute die Hofapotheke.

Noch zu einem andern theatergeschichtlichen Faktum steht die Oranienburger Straße in Beziehung. Auf dem Terrain, das heute das Haus 81/82 einnimmt, das zugleich Monbijouplatz Nr. 5 bildet, auf dem sich ehemals die zum Vorwerk der Kurfürstin gehörige Schenke befand, stand am Ende des 18. Jahrhunderts ein Theater. Wann es errichtet wurde, steht nicht ganz fest. Nicolai[3], S. 43, erzählt, daß es der Pantomimenspieler Bergé i. J. 1760 erbaut habe, Plümicke in seinem Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin (Berlin 1781) bemerkt S. 148, daß es erst kurz nach dem siebenjährigen Kriege, S. 264 sagt er dagegen, daß es in seinen letzten Jahren geschehen sei. Darnach wird wohl Nicolai recht behalten. Vgl. noch Brachvogel, Geschichte des Königl. Theaters zu Berlin 1, 180. Es wurden hier zunächst kleine Pantomimen, später französische Singspiele aufgeführt. Hier spielte auch Franz Schuch der Sohn, der 1764 Possen gab. (Beitrag zu einem Theaterhandbuch für das Jahr 1799, Berlin, S. 11). 1769 erwarb es dann der bekannte Schauspieler und Theaterdirektor Döbbelin, dem schon das in der Behrenstraße Nr. 55 belegene gehörte, für 6880 Taler (Plümicke S. 264, Theaterhandbuch S. 11). Es wurde später nur wenig

benutzt, da, wie Nicolai berichtet, Döbbelin die Schauspiele fast beständig in dem Hause der Behrenstraße aufführen ließ.

Wie lange es existiert hat, gelang mir nicht genau festzustellen. Der von Nicolai selbst besorgte Auszug aus seinem großen Werk über Berlin vom Jahre 1793 kennt es nicht mehr (S. 152). Die „Anschaulichen Tabellen von der gesammten Residenz-Stadt Berlin" von Neander v. J. 1799 verzeichnen auf dem Terrain Stallung und Baustelle des später ziemlich bekannt gewordenen Gastwirts Corsica. Theatergeschichtlich wurde das Haus nicht gerade von hoher Bedeutung. Dennoch ist seine Errichtung in einer Hinsicht bemerkenswert. Bis dahin wurde nämlich, abgesehen von dem 1742 eröffneten Opernhause, entweder im Rathaus oder in Buden auf dem Dönhoffsplatz oder dem Gendarmenmarkt gespielt. Erst 1759 mietete sich Schuch einen Saal in einem Privatgebäude, dem Donnerschen Haus, das im Kastanienwäldchen dort stand, wo sich heute das Finanzministerium befindet. Das erste eigene, Theaterzwecken dienende Privatgebäude war das Bergésche in der Oranienburger Straße. Es ist doch wohl sehr wahrscheinlich, daß Lessing während seines letzten längeren Aufenthalts in Berlin, der vom Frühjahr 1765 bis zu dem von 1767 währte, öfters dieses Schauspielhaus besuchte, und man kann sich vorstellen, wie der künftige Verfasser der Hamburger Dramaturgie mit kritischem Blicke den harmlosen Darbietungen folgte.

Zum Schluß will ich Ihnen noch einige hervorragende Gebäude der Nachbarschaft nennen.

Einige Häuser östlich von hier, Nr. 6—9, befand sich in älterer Zeit ein Krankenhaus der jüdischen Gemeinde (Gädicke, Lexikon von Berlin, 1806, S. 434).

Elf Häuser weiter westlich von hier, Nr. 29, stand bis zum Jahre 1895 an Stelle des jetzigen, der Verwaltung der jüdischen Gemeinde dienenden Gebäudes ein Haus, in dem der bekannte Schulmann Diesterweg, dem die Pädagogik so viel verdankt, wohnte. Vorher diente es medizinischen Zwecken. Erst 1831 wurde das eben gegründete Seminar für Stadtschullehrer hierher verlegt, dessen Leitung zunächst Karl Bormann übertragen wurde. Aber schon im folgenden Jahre am 5. Mai 1832 zog Diesterweg als Direktor des Seminars und der Seminarschule hier ein und blieb bis zu seiner Amtsniederlegung im Jahre 1847 wohnen. Das Seminar selbst, für das die Räume von vornherein ungenügend waren, wurde i. J. 1879 nach der Friedrichstr. 226/227 verlegt.

Eine Nummer weiter steht das prächtige Gebäude der Synagoge mit seinen weithin sichtbaren Kuppeln. Sein Hauptraum im Innern ist von hervorragender architektonischer Schönheit. Der Bau wurde nach Plänen Knoblauchs, dem Berlin auch den glücklichen Umbau der Jerusalemer Kirche verdankt, von 1859—66 ausgeführt.

Wenige Nummern weiter nach Westen, Nr. 38, stand bis vor meh-

reren Jahren ein stilles Haus, dessen Bewohner, hauptsächlich Knaben und Mädchen in ihrer dunklen, gleichmäßigen Tracht zur Physiognomie der Straße für längere Zeit einen markanten Zug lieferten. Hier war nämlich von April 1853 bis April 1897 das ganz aus Privatmitteln zu einer segensreichen Wirksamkeit erwachsene Baruch Auerbachsche Waisenhaus für jüdische Knaben und Mädchen untergebracht. Die Anstalt befindet sich jetzt in stattlicheren Räumen mit schönen Höfen und Gärten in der Schönhauser Allee 162.

Auf der Südseite unserer Straße, Nr. 71/72, steht ein Gebäude, das seit einigen Jahren von der Post benutzt wird. Es fällt durch seine ruhige, vornehme Fassade mit zwei antikisierenden Köpfen als Schlußsteinen auf, eine Fassade, die den architektonischen Geschmack des Schlusses des 18. Jahrhunderts erkennen läßt. Es war bis zum Jahr 1898 der Sitz der großen Landesloge, die i. J. 1791 hier ihr Heim aufschlug, nachdem das Haus einen Umbau erfahren hatte.

Nicht weit ab davon auf derselben Seite stand bis vor wenigen Jahren das Haus — es trug die Nummer 67 — das Alexander v. Humboldt vom Juni 1842 bis zu seinem Tode am 5. Mai 1859 bewohnte. Ihm hatte es sein Freund, der Bankier Mendelssohn, eingeräumt. Als er hierher übergesiedelt war, schrieb er scherzhaft von den Greueln des Umziehens in ein abgeschmacktes Quartier des sibirischen Stadtviertels. Hier empfing der gewissermaßen offizielle Vertreter der Berliner Wissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so manchen vornehmen Gast. Hier erschien Friedrich Wilhelm IV oft zum Besuche seines Freundes und wissenschaftlichen Ratgebers.

Damals waren die Tage des Glanzes der Oranienburger Straße. Sie scheinen vorüber zu sein, aber wer will sagen, für immer? Die Straße gehörte einst zu den vornehmen der Residenz. Das lehrt ihre Geschichte, das lehren noch einzelne Häuser aus dem 18. Jahrhundert, die sich erhalten haben, wie beispielsweise gleich das Nachbargebäude Nr. 19. Noch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde sie von begüterteren und steuerkräftigeren Einwohnern bevorzugt. Der allmähliche Übergang des alten und älteren Berlin in eine Geschäftscity und der unheimliche Zug nach dem Westen, die beide in einer für den Geschichtsfreund betrübenden Weise die Physiognomie unserer Stadt so rasch und radikal veränderten, haben auch diesen Wandel bewirkt.

8. (6. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 6. September 1905.

Besichtigung des Schlosses und Parkes Bellevue im Tiergarten.

Pünktlich um 4 Uhr begann der Rundgang durch das Schloß. Man steigt zunächst eine halbe Treppe in die Höhe und gelangt in das Vorzimmer zu den Gemächern der Kaiserin, dessen Wände mit zahlreichen Bildern geschmückt sind: Ansichten der Stadt Berlin aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Hier steht auch die Standuhr, das Hochzeitsgeschenk des Badischen Herrscherpaares. Hinter diesem Raum folgen der Empfangssalon und der Speisesaal. Hier sind die Wände mit mehreren schönen Gemälden geschmückt. An der einen Wand hängt z. B. ein Gobelin, den König Ludwig XVIII. von Frankreich vorstellend, und an den anderen mehrere Poträts, wie das der Kurfürstin Dorothee, der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, und das des Herzogs Friedrichs V. von Schleswig-Holstein, des Vaters unserer Kaiserin. Hinter diesen Räumen befindet sich das Arbeitszimmer der Prinzessin Viktoria Luise.

Die durchwanderten Zimmer sind nach Südosten auf die Bellevue-Allee gerichtet, während die folgenden auf den Park hinausgehen und wunderhübsche Blicke auf die Rasenflächen und die Baumgruppen bieten. Die ersten drei Zimmer sind für den Prinzen Joachim bestimmt und die übrigen gehören zu den Räumlichkeiten der Kaiserin; es sind dies, der Gartensaal, der Kleine Salon und das Arbeitszimmer. Im Gartensaal hängt ein Bild König Karls X. von Frankreich, wiederum ein Gobelin, und ein Gemälde, die Königin Kleopatra mit der Schlange am Busen vorstellend. Das Arbeitszimmer ist mit zahlreichen übermalten englischen Kupferstichen geschmückt.

Eine breite Treppe führt in den ersten Stock hinauf. An den Wänden hängen große Gemälde, die Scenen aus der biblischen Geschichte darstellen. Auch hier betraten wir zunächst wieder ein Vorzimmer, an dessen Wänden wiederum die bunten englischen Kupferstiche als Schmuck dienten. Hier ist ein merkwürdiges Musikwerk aufgestellt, das von dem früheren Hofuhrmacher Möllinger angefertigt worden ist. Das Werk selbst ist nicht mehr im Betrieb nur die Uhr geht noch. Das erste Zimmer ist der Graue Salon, der als Musikzimmer dient; hier ist in einem Schrank eine Sammlung von Porzellansachen aufgestellt, die aus dem Besitz der Königin Luise stammt. Im folgenden Zimmer, dem Blauen Salon, hängen vier große Porträts: Karl XII.

von Schweden, Friedrich Wilhelm III., Friedrich der Große und Fürst Blücher. Den Schluß der Vorderfront bildet der Ovale Salon. Auf der Parkseite schließen sich an: der Balkonsaal, das Bibliothekzimmer und das chinesische Zimmer mit gemalten Tapeten und einer Uhr aus der Zeit Friedrich des Großen.

Nach der Besichtigung des Schlosses, welche in zwei Abteilungen vorgenommen worden war, versammelten sich die Teilnehmer vor dem Korinthischen Teehause im Park, wo Herr Kustos Buchholz das Wort ergriff und folgendes ausführte:

Hochgeehrte Versammlung!

Bevor wir die einzelnen Merkwürdigkeiten des Parks begehen, lassen Sie uns einen kurzen Rückblick auf seine Vergangenheit werfen.

Aus der Zeit vor 1710 besteht keine urkundliche oder sonstige ortsgeschichtliche Nachricht über dies Gelände; doch dürfte sich eine Urkunde von 1557, die eine größere Wiesenfläche zwischen Tiergarten und Spree betrifft, auf diesen Park mitbeziehen.

Bekanntlich hatte der Rat der Stadt Cölln im Jahre 1527 seine, von den Stadtmauern bis an die Lietzower Grenze sich hinziehende Heide an den Kurfürsten abgetreten, der das gewünscht hatte, weil ihm diese Heide als Jagdrevier bequemer lag, als die Jungfernheide jenseits der Spree.

Kurfürst Joachim II war dann bemüht, sein Jagdrevier, das damals schon „Tiergarten" genannt wurde, durch Ankauf der einspringenden oder angrenzenden Grundstücke zu arrondieren.

So kaufte er u. a. nach der genannten Urkunde im Jahre 1557 „einen bei der Lützen gelegenen Wiesewachs, der alte Tiergarten genannt, zu des Kurfürsten Hofhaltung und Notdurft, von Andres v. d. Gröben, Erbsassen zu Bornstedt, gegen die Zinse von Deetz, Schmergow und Kriele".

Zu diesem Wiesewachs wird auch das Areal von Bellevue gehört haben, das durch jenen Kauf mit dem Tiergarten vereinigt wurde.

Um 1710 erfolgte dann wieder die Abtrennung. König Friedrich I. hatte nämlich das Stück dieses Geländes, das zwischen der Spree und einem alten Wassergraben des Tiergartens lag, den französischen Einwanderern zur Anlage einer Maulbeerplantage überwiesen, um die Seidenzucht in seinen Landen zu befördern.

Der Betrieb dieser Maulbeerplantage scheint keinen Nutzen abgeworfen zu haben, denn schon in den 1730er Jahren befand sich das Grundstück im Besitz eines Gärtners Müller, der es im Jahre 1743 an den berühmten Baumeister des Königs, von Knobelsdorf, verkaufte.

Knobelsdorf legte darauf eine Meierei an, deren Grundriß aus dem hier vorgelegten Plan von 1765 ersichtlich ist. Einzelne Teile dieser

Gebäude stehen heute noch, u. a. das Wohnhaus des jetzigen Hofgärtners.

Als Knobelsdorf 1753 gestorben war, wurde das Grundstück zunächst von seinen beiden Töchtern, Frau von Putlitz und Frau von Rochow, verpachtet; dann nurde es kurz nacheinander gekauft vom Weinhändler Pompayra, vom Traiteur Dortu und vom Kommerzienrat Schneider.

Schneider verwendete es zur Anlage einer „russischen Juchten- und Maroquin-Fabrik" und ließ zu dem Zweck an der Spreeseite ein Fabrikgebäude errichten.

Dies Unternehmen scheint infolge der Kriegsverhältnisse eingegangen zu sein, denn nach dem 7jährigen Kriege kaufte die Besitzung der Staatsminister von der Horst, der das Fabrikgebäude innen zu einer Wohnung umbauen ließ. Als Horst 1774 seinen Abschied nahm, verkaufte er die Besitzung an den Hofrat Bertram.

Von diesem erwarb sie dann im Jahre 1785, also grade vor 120 Jahren, der jüngste Bruder Friedrichs des Großen, der damals im Schloß Friedrichsfelde wohnende Prinz Ferdinand, der durch den jüngeren Boumann in der Zeit von 1786—90 das Schloß in der noch heute erhaltenen Grundgestalt unter Mitbenutzung der ehemaligen Schneiderschen Fabrik erbauen ließ.

Gleichzeitig begann auch die Anlage des Parks nach französischen Mustern, zu dessen Vergrößerung der König das Tiergartenstück bis zum großen Stern unter der Bedingung hergab, daß der neue Park der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und mit einem niedrigen Eisengitter eingefriedigt werde.

An der Einrichtung des Parks scheint die Gemahlin des Prinzen Ferdinand, Prinzessin Luise, geb. Markgräfin von Schwedt, erheblichen Anteil gehabt zu haben.

Sie ließ, da die Baulichkeiten der alten Meierei zu Stall- und Wirtschaftsgebäuden verwendet wurden, für sich eine besondere Meierei weiter im Park bauen, die noch heute den Namen „Métairie de Louise" trägt. Ferner ließ sie unter dem Namen „Maison champêtre" einen Pavillon aus Holz und Rinde errichten, von dessen Mittelraum nach den 4 Seiten hin 4 kleinere Kabinette ausgingen. Jedes dieser Kabinette war für eins ihrer 4 Kinder, Heinrich, Louis, August und Louise, die spätere Fürstin Radziwill, bestimmt und die Kuppelspitze mit einer blauen Fahne gekrönt, wie das auf diesem Bilde von 1795 noch ersichtlich ist. Als im Jahre 1790 der älteste Sohn, Heinrich, im Alter von 19 Jahren gestorben war, brachte sie zum Zeichen ihrer Trauer auf dessen Kabinett eine schwarze Fahne an. Von diesem Pavillon ist keine Spur mehr übrig geblieben. Seine Stelle dürfte nach einem Plan von 1792 in der Nähe der Prinz August-Büste zu suchen sein.

Auf den Ansichtsbildern des großen Plans von 1795 figurieren

zunächst eine Anzahl kleiner überdachter Brücken über den Wassergraben, die das Parkbild beleben sollten. Ebenso das „Parasol", ein von einem Schirm geschützter erhöhter Aussichtsturm am Großen Stern; auch ein „Hangar" ist abgebildet, wohl ein Schuppen für die Kinder und deren Wagen und Geräte.

An der äußersten westlichen Ecke des Parks war ein merkwürdiger massiver Bau unter dem Namen „Otaheiti Kabinett" errichtet, der ebenfalls auf diesem Plan abgebildet ist. Von diesem pagodenartigen Tempel aus hatte man einen freien Ausblick bis nach Charlottenburg und nach der Jungfernheide. Berichtet wird, daß die Schöneberger Bauern, nachdem 1843 Bellevue in den Besitz des Königs übergegangen war, dem Könige diese freie Aussicht dadurch sichern wollten, daß sie ihm ihre vorliegenden Wiesen, auf denen jetzt das Hansa Viertel steht, für einen billigen Preis anboten. Friedr. Wilh. IV. soll darauf abweisend gesagt haben: „Unsinn, dort wird niemand ein Haus hinbauen". Die Aussicht ist bald gänzlich vergangen und mit ihr auch das Otaheiti Kabinett, von dem heute nur noch der gewölbte Unterbau steht.

Auch eine Reihe von Denkmälern schmückten den Park, von denen aber die beiden ältesten ganz verschwunden sind, das eine war dem Prinzlichen Leibarzt, Wilh. Baylies gewidmet, der 1787 gestorben war, das andere galt der 1781 gestorbenen Gouvernante der Prinzessin, der verwitweten Baronin von Bielefeld, geb. v. Boden. Die noch vorhandenen Denkmäler werden wir noch sehen.

Als der ältere Bruder Ferdinands, Prinz Heinrich, im Jahre 1802 gestorben war, zog Prinz Ferdinand mit seiner Gemahlin nach Rheinsberg und überließ Schloß Bellevue seinem älteren Sohn, dem Prinzen Louis Ferdinand.

Es ist bekannt, wie dieser geniale Prinz ein Mittelpunkt des geistigen, künstlerischen und auch des Freuden-Lebens Berlins war und wie die hervorragendsten Männer und Frauen Berlins bei ihm in seinem Hause Friedrichstr. 101, wie in diesem Schloß und Park verkehrten. U. a. weilten hier häufiger Friedrich Gentz, Wilhelm v. Humboldt, Johannes v. Müller, Friedrich v. Schlegel. Auch Schiller soll am 8. Mai 1804 hier bei ihm zum Diner gewesen sein.

Andrerseits fanden auch allerlei Festlichkeiten und Orgien im Schloß statt, an denen Damen aus den vornehmeren Ständen beteiligt waren. Ein besonders auf Achtung beruhendes sehr inniges Verhältnis unterhielt der Prinz mit der geistvollen Rahel Levin.

Mitten aus diesem Treiben zog 1806 der Prinz in den Krieg gegen Napoleon und starb den Heldentod bei Saalfeld im Alter von 34 Jahren.

Leider befindet sich kein Denkmal in diesem Park, das dem Andenken an diesen allbeliebten, jedoch dem sittenstrengen Könige unsym-

pathischen Prinzen gewidmet ist, während seine beiden Brüder hier verewigt sind.

Stille Ruhe herrschte von 1806 an in diesem bis 1820 unbewohnten Schloß. Nachdem Prinz Ferdinand 1813 und seine Gemahlin, Prinzessin Louise, 1820 gestorben waren, ging Schloß Bellevue auf den letzten noch lebenden Sohn, den Chef der Preußischen Artillerie, Prinzen August über, der das „Korinthische Theehaus", vor dem wir stehen, erbauen und eine in den Befreiungskriegen eroberte Kanone vor dem Schloß aufstellen ließ.

Nach dem 1843 erfolgten Tode dieses Prinzen kaufte König Friedrich Wilhelm IV das Schloß für 450 000 Mark von den Erben, den Kindern der Fürstin Louise Radziwill, zu denen auch die vom späteren Kaiser Wilhelm I in seiner Jugend gefeierte, schon 1834 gestorbene Prinzessin Elise gehört hatte.

Seitdem ist das Schloß teils als Quartier für Gäste des Hofes (Schah von Persien), teils als Aufenthalt für die Kaiserin Augusta, an den der „Augustaweg" mit einem Inschrift-Stein erinnert, teils auch als Ausgangsstelle für feierliche Einzüge nach Berlin benutzt worden.

Eine Promenade durch den Park wird uns jetzt an den verschiedenen Erinnerungsstellen zur näheren Betrachtung derselben vorbeiführen.

Vom Korinthischen Pavillon aus, der Stelle des Vortrags, besichtigen wir der Reihe nach:

1. Büste des Prinzen Heinrich jun.

   Auf einem Marmorsäulenstumpf die nicht ganz lebensgroße Büste eines Jünglings mit vorn toupiertem Haupthaar, das im Zopf hinten herabfällt. Auf der Brust der Stern des schwarzen Adlerordens.

   An der Säule sind noch die 4 Zapfen zu erkennen, die die Inschrifttafel getragen haben. Diese ist schon seit langer Zeit fehlend und jedenfalls ihres Bronzewerts wegen gestohlen.

2. Büste des Prinzen August.

   Auf viereckigem hohen Postament von rotem Sandstein die von Gladenbeck 1864 gegossene Bronzebüste des Prinzen. Unter einem lorbeerumkränzten eisernen Kreuz die Inschrift: „Dem Andenken S. K. H. des Prinzen August von Preußen gewidmet 1864."

3. Ein vierseitiger Denkstein aus Marmor.

   An der Frontseite oben auf einer kleinen Bronzetafel: „Au souvenir". Darunter, in den Marmor eingemeißelt:

   Friederika, Prinzes. v. Preußen
   geboren d. 1. November 1761
   gestorben d. 27. August 1773.

Friedrich, Prinz v. Preußen
geboren d. 21. October 1769
gestorben d. 3. Dezember 1773.
Paul, Prinz v. Preußen
geboren d. 29. Novbr. 1776
gestorben d. 2. Dezbr. 1776.

Auf der Seite rechts:

Friederika Dorothea Sophia, Prinzes. v. Preußen,
Herzogin von Würtemberg
geboren d. 18. Dezbr. 1736
gestorben d. 10. August 1798.
Philippine Auguste Amalie, Prinzes. v. Preußen,
Landgräfin von Hessen Cassel
geboren d. 10. October 1744.
gestorben d. 1. Mai 1800.

Auf der Seite links:

Helena Radziwill
geboren d. 5. Febr. 1803
gestorben d. 24. October 1803.

Es ist dies eine Art Kenotaph für verstorbene liebe Angehörige und Verwandte, offenbar von der Gemahlin Ferdinands, Prinzessin Luise, errichtet. Auffällig erscheint, daß nicht auch noch der 1806 gefallene Sohn der Prinzessin, Prinz Louis Ferdinand, darauf vermerkt ist, da die Prinzessin doch bis 1820 lebte. Es scheint danach, als wenn sie sich seit der Zeit, daß Prinz Louis Ferdinand dort residierte, um Bellevue nicht mehr sehr gekümmert hat.

4. Auf dem freien Boskett vor der Mitte des Schlosses steht ein dreiseitiges Marmordenkmal, unten auf drei Adlerklauen ruhend, oben mit Adlerköpfen geschmückt. Die Hauptseite zeigt eine Inschrift:

„Elevé en memoire du Jubilé de Cinquante ans de Mariage de Ferdinand de Prusse et de Louise de Prusse par leurs enfants.
Louise. Louis. Auguste."

5. Denkmal für den Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen und des Prinzen Ferdinand. Innerhalb eines Eisengitters ein anderthalb Meter hoher kannelierter Säulenstumpf aus Marmor, mit Lorbeer-Festons geschmückt, daran eine Inschrifttafel:

„Fréderic Henri Louis, Prince de Prusse, né le 18. Janvier 1726, mort le 3. Août 1802.
Il a tout fait pour l'état."

Darauf die Bronzebüste des Prinzen.

6. Eine nackte weibliche Kolossalfigur aus Sandstein, im Gebüsch am Ende der Lindenallee, am Sockel eingemeißelt:
„Galate“
7. Der Unterbau des einstigen Otaheiti-Kabinetts.
8. Das Denkmal für Prinz August mit einer Bronze-Relieftafel, die die Heldentat des Prinzen in der Schlacht bei Culm, 30. August 1813, darstellt. Von der Gräfin Waldenburg im Jahre 1869 ihrem Vater durch den Bildhauer Zumbusch errichtet.
9. Kaiserin Augusta Promenade.
Die Kaiserin hielt sich in ihren letzten Lebensjahren häufig in Bellevue auf und machte Sommer und Winter im Park Spaziergänge. Damit sie in ihrem Schwächezustande den nötigen Halt finden konnte, waren ihr an einem der Gänge Handleisten in Abständen von je 50 Schritt angebracht und der Weg wurde mit Koniferen bepflanzt, damit sie sich auch im Winter im Grünen ergehen konnte.
Hofmarschall Graf Perponcher ließ an diesem Wege einen Findlingsstein mit der vergoldeten Inschrift „Kaiserin Augusta Weg“ setzen.
10. Die Meierei der Prinzessin Louise, ein schlichtes Häuschen, in der Mitte der Front zum Aufenthalt im Freien ausgespart, darüber die Inschrift: „Métairie de Louise“. Nach der Inschrift an der nördlichen Giebelseite von Gilly jun. erbaut.
11. In den Anlagen vor der Meierei steht ein vierseitiger Stein, an dem 3 Seiten zu einer Sonnenuhr eingerichtet sind.
12. Beim Rückwege von diesem, auf der anderen Seite der Linden Allee, sieht man das Denkmal für den Hofmarschall von Bredow, das der Prinz Ferdinand um 1786 für seinen 1774 gestorbenen Hofmarschall durch den Bildhauer Tassaert errichten ließ. Die Inschrift lautet:
„L'Estime et l'Amitié ont erigé ce Monument aux Vertus et aux Mérites de C. F. E. de Bredow, Maréchal de la cour de S. A. R. Monseigneur le Prince Ferdinand de Prusse.
Il mourut le 13. Mars 1774“.
13. Nahe dabei ist eine Festungswall-Anlage, die von den Söhnen des jetzigen Kaisers unter Anleitung ihres Onkels, des Prinzen Heinrich, um 1893 zu ihrem Vergnügen aufgegraben wurde.

Nach der Besichtigung des Parkes fanden sich die Teilnehmer im Restaurant Charlottenhof wieder zusammen zum Kaffee und Abendbrot.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

9. (7. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Sonntag, den 10. September 1905.

Wanderfahrt nach Brandenburg a. H.

Die Abfahrt war auf 8 Uhr 35 Min. vom Potsdamer Bahnhof festgesetzt, und es hatten sich ungefähr 50 Teilnehmer eingefunden. Der Zug traf um 9 Uhr 40 Min. in Brandenburg ein, wo uns die Herren vom brandenburgischen historischen Verein in Empfang nahmen, darunter Herr Geheimer Regierungsrat und Oberbürgermeister a. D. Hammer, Herr Professor Dr. Tschirch, Herr Oberlehrer Dr. Gebauer, Herr Fabrikbesitzer Kehr, Herr Redakteur Jork u. a.

Wir wanderten zunächst durch die Schützenstraße zur Annen-Brücke, dahinter bogen wir links ab und folgten der Grabenpromenade, welche neben dem Schleusengraben um den südlichen Rand der Neustadt herumführt. Es sind hier noch lange Strecken der alten Stadtmauer vorhanden, in welche die Hinterhäuser der betreffenden Grundstücke eingebaut sind. In der Mitte des Abschnittes ungefähr steht die katholische Kirche, kenntlich an dem hohen Kruzifix, das über die Mauer hinwegragt. Von derselben Stelle aus hat man auch einen Blick auf den alten Klosterhof, der früher zur Paulikirche gehörte, und auf den Giebel nebst dem Dach der Kirche.

Die Promenade erreicht ihr Ende am Steintor, wo ein hoher Backsteinturm als letztes Wahrzeichen alter Wehrhaftigkeit in die Höhe ragt.

Wir bogen hier in die Stadt ein und versammelten uns im Hotel zum Bären, um das Frühstück einzunehmen.

Nach dieser kurzen Pause suchten wir die Paulikirche auf. Vor ihrem Altarraume gab Herr Redakteur Jork eine Darstellung der Geschichte des Gotteshauses. Zu den Mönchsorden, welche in der Mark ihre kulturgeschichtliche und seelensorgerische Tätigkeit entfalteten, gehörte auch der der Dominikaner. Die ersten askanischen Markgrafen

unterstützten diesen Orden nach allen Richtungen. Unter der Fürsorge Ottos III. und Ottos des Langen entstand hier ein Kloster mit Kirche und umfangreichen Gebäuden. Die Mönche begannen im Jahre 1286 mit dem Bau der Kirche und vollendeten sie im Jahre 1392. Am 11. Oktober 1560 wurde hier zum ersten Male evangelischer Gottesdienst abgehalten. Der schönste Schmuck der Kirche sind die hohen Fenster mit Glasmalerei im Chorraum. An der rechten Längswand befinden sich einige Tafeln mit Inschriften über die Gründung der Kirche. Unter der einen von ihnen ist ein Brustbild des Kurfürsten Joachim II. aus Holz angebracht, das älteste Denkmal eines brandenburgischen Fürsten. Die Kirche ist im gotischen Stil erbaut und zeichnet sich durch ihre schlanken Formen aus. Neben ihr befindet sich ein schöner Kreuzgang, der einen kleinen Hof mit hohen Bäumen einschließt. An den Wänden des Kreuzganges sind zahlreiche Altertümer aufgestellt, darunter Grabsteine und Holzschnitzereien. In der Sankristei werden fünf Abendmahlskelche aufbewahrt, von denen der älteste aus dem 14. Jahrhundert stammt; er ist aus vergoldetem Silber gefertigt und beherbergt in seinem Fuß einen Knochensplitter des Apostel Paulus.

Im Mittelpunkte der Neustadt steht das schönste Bauwerk der Stadt, die Katharinenkirche. Vor dem Altar hielt Herr Pfarrer Bölke den erläuternden Vortrag über die Geschichte und die Denkwürdigkeiten des ehrwürdigen Gotteshauses. Das gegenwärtige Gebäude ist im Jahre 1401 vollendet worden. Es steht an derselben Stelle, an welcher schon vor ihm eine Kirche gestanden hatte. Von dieser älteren sind aber nur wenige Bausteine bei der neuen verwertet worden. Sie hat mehrere Bauperioden aufzuweisen und außerdem sind mehrere Kapellen später angegliedert worden. Das Gebäude ist fünfschiffig. Das Hauptschiff wird von hohen Säulen begrenzt, daneben liegen unter den Emporen zwei schmale Nebenschiffe, und endlich sind noch in der Wand kleine Nischen eingefügt, welche die beiden äußersten Seitenschiffe darstellen. Der Altarraum ist mit den Figuren der zwölf Apostel geschmückt. Es sind das weit über lebensgroße Statuen, Kopien der Thorwalsenschen Schöpfungen, die von einem Künstler, namens Bredow, angefertigt worden sind. Die Ausführungen waren aus getriebenem Kupfer hergestellt und waren bestimmt für die Frauenkirche in Helsingfors, wo sie auf dem Rande des Daches aufgestellt werden sollten; als sie sich hierfür aber als zu schwer erwiesen, wurden sie in einem Schuppen untergebracht, aus welchem sie im Laufe der Zeit spurlos verschwunden sind. Die Modelle waren in Berlin angefertigt worden; als man nun keine Verwendung für sie finden konnte, wurden sie für diese Stelle bestimmt, und zwar hat König Friedrich Wilhelm IV. selbst ihre Aufstellung bezeichnet. Aus diesem Grunde hat man sie auch auf ihren Plätzen belassen, obgleich schon andere Vorschläge für ihre Unter-

bringung aufgetaucht sind. Der Altarraum ist noch mit mehreren Grabsteinen geschmückt, von denen einer besonders merkwürdig ist, denn er stellt einen Herrn von Schulenburg dar mit seinen zwei Frauen nebst vier Söhnen und sieben Töchtern. Das Denkmal stammt aus dem Jahre 1570. Die Kirche beherbergt außerdem aber auch eine große Menge kirchlicher Kunstwerke aus dem Mittelalter. Das bedeutendste ist der sog. Wagersche Altar. Er behandelt die Lebensgeschichte der heiligen Katharina und ist außerordentlich reich mit vergoldeter Holzschnitzerei in den zierlichsten Mustern geschmückt. In dem nördlichen Anbau, der Fronleichnamskapelle, steht ein hohes Taufbecken aus getriebenem Kupfer. An dem Rande des Beckens sind die zwölf Apostel dargestellt, nebst der heiligen Katharina und der heiligen Amalberga sowie Johannes dem Täufer, der den Heiland tauft; über dem Becken ruht auf zwei hohen Stützen eine Art von Krone, welche ihren Abschluß findet in einem Pelikan, der sich die Brust öffnet. Am Fuße endlich winden sich mehrere Ungeheuer, Lindwürmer, Löwen mit aufgesperrtem Rachen. Die Wände der Kapelle waren ehemals mit Reliefs und Gemälden geschmückt, von denen nur noch Reste erhalten sind. Auf der anderen Seite des Langschiffes befindet sich eine zweite Kapelle, in welcher der sog. Hedwigsaltar aufgestellt ist. In seiner Mitte steht die heilige Hedwig und rechts von ihr ein Ritter in goldener Rüstung und links neben ihr der heilige Rochus. Die Figuren besitzen sehr gute Verhältnisse, die auf einen tüchtigen Künstler schliessen lassen. Hier wird auch ein Abendmahlskelch und eine Taufschüssel aufbewahrt, welche nach den im königlichen Hause gebrauchten angefertigt sind. Nachdem wir das Innere eingehend besichtigt hatten, wanderten wir aussen um die Kirche herum. Der reiche gotische Schmuck macht diese Kirche zu dem schönsten Bauwerk der Provinz. Sie erhielt ihre gegenwärtige Gestalt im Jahre 1401 durch den Baumeister Brunsbergh aus Stettin. Am reichsten ausgestattet ist der Giebel über der südlichen Kapelle. Die gotischen Ornamente gleichen in ihrer Zierlichkeit und Fülle einem Spitzenschleier. In Nischen der 148 Strebepfeiler sind Statuetten aufgestellt, von denen allerdings nur noch zwei aus der Zeit der Erbauung sich erhalten haben, während die übrigen ergänzt worden sind. Jene beiden stellen die heilige Katharina und die heilige Amalberga dar.

Hierauf wanderten wir die Steinstraße nach Norden hin zum Dom. Dabei kamen wir am Rathause vorüber und warfen einen Blick auf den mächtigen grauen Roland aus Stein mit seinen langen dünnen Beinen und der flachen Brust; er trägt auf seinem Kopfe eine Kappe aus Hauslaub, die sein gelangweiltes Gesicht merklich verschönt. Am nördlichen Eingang zur Neustadt steht ebenfalls ein hoher Backsteinturm, der Mühlentorturm, und eine Inschrift besagt, daß er im Jahre 1411 von

dem Stettiner Baumeister Martin Nicolaus Craft erbaut worden ist. Eine breite Brücke, der Mühlendamm, führt über die Havel; unterhalb der Brücke sind Mühlen und Wehrgänge angelegt und oberhalb derselben verbreitert sich der Strom zu einem breiten Seespiegel, über den hinweg man einen hübschen Blick auf die grünen Wiesen und die blauen Berge im Hintergrunde hat. Hinter der Brücke beginnt der neue Stadtteil, der Dom.

Hier hatte Herr Oberlehrer Dr. Gebauer die Erläuterung übernommen. Auf einem geräumigen Hof, den man durch ein Portal betritt, steht das Gotteshaus. Wir traten durch das westliche Portal ein, das in seiner Wölbung einige figurliche Darstellungen in Sandstein besitzt. Linker Hand erkennt man den Fuchs, der den Gänsen predigt, während man die Figuren rechter Hand nicht deuten kann. Vor dem Altarraum gab unser Führer wieder die nötigen Daten über die Geschichte des Gebäudes. Auch der Dom hat mehrere Bauperioden aufzuweisen; der älteste Teil, das nördliche Langschiff, ist in der Zeit von 1165—1187 vom Bischof Wilmar erbaut worden und zwar als Sandsteinbasilika ohne Strebepfeiler. Im Jahre 1250 wurde sie zu einer dreischiffigen Kirche erweitert und im 13. Jahrhundert gotisch umgebaut, bei welcher Gelegenheit die hohen Pfeiler des Langschiffes nach außen hin verstärkt wurden, was so roh ausgeführt wurde, daß man an den Rissen im Putz die Grenzen zwischem den alten und den neuen Stücken erkennen kann. Es waren ursprünglich zwei Türme geplant, doch ist von ihnen nur der nördliche und zwar erst im 16. Jahrhundert aufgeführt worden. Auch im 19. Jahrhundert sind mehrfach große Erneuerungsarbeiten ausgeführt worden, so zwischen 1833 und 1836 von Schinkel, wobei besonders der südliche Querflügel umgebaut worden ist. Im Jahre 1848 tagte hier für ein paar Tage die preußische Nationalversammlung.

Von dem Hauptschiff führen 22 Stufen hinauf zum Chor, in dessen Mitte ein Taufstein aus Sandstein steht, der am Rande mit Reliefs aus der biblischen Geschichte geschmückt ist, während an seinem Fuße Tiergestalten, Hirsche, Hunde usw. angebracht sind. Zu beiden Längsseiten sind je zwei Reihen von Chorstühlen aufgestellt mit Wappen aus alter und neuer Zeit und dahinter noch ein besonders großer Stuhl mit Schnitzereien aus romanischem Blattwerk. Die größte Sehenswürdigkeit indes ist der große Altarschrein, der im Jahre 1518 von dem Abt Valentin für das Kloster Lehnin besorgt worden war. In seiner Mitte stehen Maria mit Paulus und Petrus zu beiden Seiten und über ihnen befindet sich ein schönes vergoldetes Schnitzwerk. Auf den beiden Innenseiten der Flügel sind treffliche Gemälde angebracht, deren künstlerische Ausführung auf bedeutende Meisterschaft schließen läßt. Auch die Außenseiten der Flügel sind noch mit Heiligen bemalt. Neben diesem großen Altarschrein sind noch die Reste eines kleineren aufgestellt aus

dem Jahre 1375 mit 52 kleinen Figuren von Heiligen. Im südlichen Querschiff ist ein kleines Museum eingerichtet worden; hier befindet sich ein hölzernes Sakramentshäuschen mit reicher Schnitzerei, das 4,5 m hoch ist und die Gestalt einer Pyramide besitzt, alsdann mehrere Schränke, angefüllt mit Meßgewändern, ferner das Modell der Marienkirche und zahlreiche Altertümer sonstiger Art. In einem Flügel des Erdgeschosses liegt die sog. bunte Kapelle, die mit ihrer ursprünglichen Malerei wieder hergestellt worden ist; in ihr sind eine Anzahl hoher Holzstühle aufgestellt, denn hier findet die Vereidigung der neuen Domherrn statt. In der Mitte des Erdgeschosses, also unter dem Chor, ist die Krypta eingerichtet worden, sie enthält mehrere Säulen mit romanischen Kapitellen neben jüngeren, und ihre Außenwand springt achteckig heraus. Auch im nördlichen Querschiff sind einige Altertümer aufgestellt worden, wie z. B. Grabdenkmäler. Ebenso sind in der Wand des Mittelschiffes zahlreiche Schmuckstücke eingelassen, so hängt unter der Orgel ein Grabstein mit der Marmorbüste der Gemahlin des Feldmarschalls von Barfus, geb. von Schlabrendorf.

An den Dom schließt sich ein Kreuzgang an und dahinter liegen die Gebäude der Ritterakademie.

Vor dem Eingange zum Domhof steht die Petri-Kapelle, die nicht im Gebrauch ist; sie besitzt ein sehr schönes Gewölbe mit zahlreichen kleinen bienenwabenähnlichen Kappen.

Nachdem wir diese historisch so merkwürdige Stelle eingehend besichtigt hatten, wanderten wir über die nördliche Brücke von der Dominsel herunter und bogen links in den Grillendamm ein; diese Promenade, welche zur Altstadt führt, wird von sehr merkwürdigen Bäumen eingefaßt, nämlich von der amerikanischen Sumpfcypresse, Taxodium distichum, die in den letzten Jahren eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, weil man gefunden hat, daß ihre Vorfahren das Hauptmaterial für die heimischen Braunkohlenflöze geliefert haben. Es sind offenbar schon recht alte Bäume, doch ist es nicht bekannt, wie sie hierher gekommen sind; sie gedeihen aber vorzüglich, ein Zeichen, daß der Sumpfboden ihnen zusagt.

In der Altstadt kamen wir an der Gotthard-Kirche vorüber, das älteste der brandenburgischen Gotteshäuser, da ein Teil ihrer Mauern schon von Pribislaw erbaut worden ist. Wir konnten sie leider nicht besichtigen, da sie ausgebessert wurde und daher mit Gerüsten angefüllt war.

Hinter der Kirche bogen wir rechts ab und folgten der schönen Wallpromenade noch ein kurzes Stück bis zu dem Restaurant Ahlerts Berg, wo das Mittagessen eingenommen werden sollte. Am Tisch brachte Herr Geheimer Regierungsrat, Oberbürgermeister a. D. Hammer den Toast auf Seine Majestät aus. Der I. Vorsitzende der Branden-

burgia Herr Geheimer Regierungsrat und Stadtrat Friedel erinnerte in seiner Rede an den ersten Besuch der Gesellschaft vor 13 Jahren*) und sprach den Mitgliedern des historischen Vereins der Stadt Brandenburg den Dank aus für die Bemühungen für den heutigen Tag; sein Hurrah galt der ehrwürdigen Residenz Brandenburg.

Darauf wurde gemeinschaftlich das Tafellied gesungen, das unser liebenswürdiger Führer Herr Professor Dr. Tschirch für diese Stunde gedichtet hatte und das wir hier zum Abdruck bringen.

Tafel-Lied

gewidmet der Brandenburgia vom Historischen Verein zu Brandenburg a. H. am 10. September 1905.

Nach der Weise: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.

Seid willkommen, werte Söhne
Der Millionenresidenz!
Brandenburg in Herbstesschöne
Macht Euch ihre Reverenz.
Euch entgegen tät sie wallen,
Grüßte Euch mit Freundlichkeit.
:,: Ihre Türme, ihre Hallen
Öffnen ihre Arme weit. :,:

Zwar das erste Jugendprangen
Schmückt nicht mehr ihr gut Gesicht.
Tausend Jahr sind bald vergangen,
Daß sie einst erwacht' zum Licht.
Lang vorbei die schönen Stunden,
Da sie jugendlich gekost.
:,: Ihre Züge zeigen Wunden,
Sind verwittert und bemost. :,:

Ihres Herzens erste Triebe
Galten einst Albrecht dem Bär,
Und des mächt'gen Helden Liebe
Hob sie über alle her.
Als des Fürsten Auserkor'ne
Schaut' herab mit stolzem Sinn
:,: Sie auf das nach ihr gebor'ne
Kleine Schwesterchen Berlin. :,:

Bald rächt' sich der Hochmutskoller.
Schwesterchen ward groß und schön.
Als sie schaut' der Hohenzoller,
Ging er flugs sie nah' zu sehn.
Mocht' sich ungebärdig wehren,
Wilder Knabe sie errang,
:,: Und zu kaiserlichen Ehren
Sich die Holde nun erschwang. :,:

Brandenburgia indessen
Mußte nun vor Neid vergeh'n.
Denn, von aller Welt vergessen,
Altert' sie, die einst so schön.
Mancher wilde Kriegsgeselle
Höhnt sie noch in ihrer Not,
:,: Doch ihr Aug' blieb allzeit helle,
Hofft' auf neues Morgenrot. :,:

Endlich ist ihr's nun gelungen,
Und man nennt sie weit und breit,
Seit aufs Stahlroß sie geschwungen
Sich als fesche Radelmaid.
In der Rennbahn wildem Tanze
Tut sie rühmlich sich hervor,
:,: Und sie bringt zu neuem Glanze
Nun den Namen Brennabor. :,:

Ja, nun schau nur, stolze Schwester!
Sieh, wie Brandenburgia
Im zweitausendsten Semester
Schmuck sitzt auf dem Rade da.
Euch, die heut' hierher gekommen,
Von der Spree zu uns gesandt,
:,: Heißt von Herzen sie willkommen
Fühlt sich treu Euch zugewandt. :,:

*) Jahrg. I. S. 69.

Und so soll'n im Zukunftslichte
Beide Namen strahlen hell.
In der märkischen Geschichte
Ihr die Mündung, wir der Quell.

Mag auch unseren Vereinen
Gleiches frohes Glück erblühn,
:,: Und der Ruf uns heute einen:
Brandenburg hoch! Hoch Berlin! :,:

Den Schluß der Reden bildete ein humoristischer Damentoast des Herrn Prof. Dr. Tschirch.

Nach Tisch pilgerte die Gesellschaft zum Kriegerdenkmal auf dem Marienberg in die Höhe. Am Fuße des Denkmals gab Herr Prof. Dr. Tschirch eine Übersicht über die Baulichkeiten, welche diese Landmarke einst geschmückt hatten. Der 62 m hohe Berg hieß früher Harlunger Berg und trug in heidnischer Zeit einen Tempel des Triglaf; aber schon der Wendenfürst Pribislaw erbaute hier eine Kapelle, an deren Stelle zwischen 1220 und 1250 die Marienkirche entstand, die bald zu einer berühmten Wallfahrtskirche wurde und in welcher unter Friedrich I. der adlige Schwanenorden seine Residenz hatte. Doch verfiel das Gotteshaus immer mehr, so daß König Friedrich Wilhelm I. es abtragen und seine Steine beim Bau des Potsdamer Waisenhauses verwerten ließ. Darauf befand sich hier eine Zeit hindurch eine Station des optischen Telegraphen, und endlich wurde nach dem Kriege 1870/71 hier ein Kriegerdenkmal für die Kurmark errichtet. Es ist ein 30 m hoher viereckiger Turm, in dessen Sockel auf vier großen Tafeln 3450 Namen in Goldschrift verzeichnet stehen. Über jeder Tafel ist ein Relief aus Sandstein angebracht. Das erste stellt den Einzug der Prämonstratenser in St. Gotthard im Jahre 1140 vor. Die Hauptpersonen sind der Bischof Wippert und Pribislaw mit der Wendenmütze sowie seine Gemahlin Petrussa, die sich demütig und sehnsüchtig dem Allerheiligsten zuneigt. Das zweite schildert die Huldigung der Brandenburger vor Kurfürst Friedrich I. Die Köpfe der Figuren tragen die Züge der Personen, welche zur Zeit der Denkmalserrichtung in der Stadt in angesehener Stellung waren, so ist z. B. in dem Ratsherrn leicht Herr Oberbürgermeister Hammer zu erkennen. Auf dem dritten Relief ist der Empfang der Salzburger durch König Friedrich Wilhelm I. dargestellt. Diese Gruppe ist die schönste, wenn sie auch nicht historisch treu ist, da die Kinder in Wirklichkeit zurückbehalten wurden, während hier ein zwölfjähriger Knabe sein kleines Brüderchen in einer Karre schiebt und ein kleiner nackter Bube mit gierigen Zügen aus einer Schale trinkt, welche ihm eine Prinzessin mundrecht hinhält. Das letzte Relief zeigt die Kaiserkrönung in Versailles nach dem Gemälde Anton von Werners. An den vier Ecken des Denkmals endlich stehen vier Statuen aus Bronze, und zwar Albrecht der Bär im Kettenpanzer und Eisenhaube, Kurfürst Friedrich I. in Ritterrüstung, der Große Kurfürst im Hermelinmantel und Kaiser Wilhelm der Große in Generalsuniform. Auf der breiten Plattform sind noch drei französische Geschütze aufgestellt. Von der Spitze

des Denkmals blickt man hinab auf die Häuser und Kirchen der Stadt und auf die flache Landschaft ringsherum.

In dem kleinen Garten am Fuße des Denkmals wurde der Kaffee getrunken, worauf wir zu der letzten Sehenswürdigkeit unseres Programms, der Nikolaikirche, wanderten. Diese Kirche befindet sich vor dem Plauenschen Tor auf einem Kirchhofe und diente bis vor kurzem als Leichenhalle, während sie jetzt wieder als Gotteshaus hergerichtet ist. Ursprünglich war es eine Dorfkirche, denn bis zum 13. Jahrhundert bestand hier das Dorf Luckenberg, das zu dieser Zeit mit der Altstadt vereinigt wurde. Die Kirche ist deshalb wichtig, weil sie die einzige Basilika der Provinz ist; sie stammt in ihren Anfängen aus dem Jahre 1173 und ist im 15. Jahrhundert durch den Baumeister Stephan Buxtehude erneuert worden, er hat den abgetreppten Westgiebel mit den zwei kleinen Türmen und die Apsis aufgeführt. Der Eingang liegt auf der Nordseite und seine Fassung ist auffällig, weil die Schlußsteine der Wölbung nach der Spitze hin immer größer werden, eine Ausführung, die man auf italienische Einflüsse zurückführt. In der Längswand des Hauptschiffes finden sich über dem Dache des Seitenschiffes merkwürdige Fenster, nämlich schiefgestellte viereckige und ovale, die mit einander abwechseln. Auch diese Einrichtung deutet auf italienische Vorbilder. Die Kirche ist dreischiffig, das Mittelschiff besitzt eine Balkendecke und ruht auf Pfeilern, die durch Bogen miteinander verbunden sind und zwar besitzen diese Bogen jedesmal eine andere Form und Verzierung. Jedes Schiff endet an der Ostseite mit einer runden Apsis, während die Westseite glatt abschneidet. Die Wände weisen noch Spuren von Ornament-Malerei auf, die man nicht vervollständigt hat, so daß nur ab und zu die Muster hervorleuchten. Auch Überreste von Bildern sind zu erkennen.

In der Kirche wird gegenwärtig das berühmte Antependium, das die Jagd des Einhorns vorstellt, aufbewahrt. Es ist renoviert, und man erkennt in der Mitte die Jungfrau, welche das Einhorn in ihrem Schoß hält, während rechts und links eine Jagdgesellschaft sich aufbaut. Die Jungfrau trägt eine burgundische Haube, wodurch wohl der flandrische Ursprung des Gobelins bewiesen ist. An ihren Außenwänden besitzt die Kirche keinen Schmuck, und nur an der Südseite zieht sich unter den beiden Dächern ein bescheidener Zierrat aus Winkeln und Bogen hin.

Nach der Besichtigung dieser Kirche war das Programm erschöpft und wir wanderten bei einbrechender Dämmerung nach dem Bahnhof zurück, von wo wir mit dem Zuge 7 Uhr 57 Minuten nach Berlin zurückkehrten.

10. (8. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Dienstag, den 19. September 1905.

Besichtigung des Städtischen Plänterwaldes und des Treptower Parkes unter Führung des Herrn Garten-Direktors Mächtig.

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen entstieg auf der Station Baumschulenweg um 3 Uhr 45 Min. nachmittags dem Vorortszuge. Hinter dem Bahnhofe wanderten wir die Anrampung für die Brücke über den Stichkanal in die Höhe. Die Anrampung vereinigt auf der Brücke die Alte Cöpenicker Landstraße und die Treptower Chaussee. Von dieser hohen Sandaufschüttung hat man einen sehr schönen Blick auf die Arbeiten im Kanal. Die Pfeiler für die Brücke waren schon fertig, so daß mit dem Aufbau der Eisenkonstruktion wird begonnen werden. Im Niveau des Geländes liegt noch die Chaussee, wodurch hier der Stichkanal noch unterbrochen wird.

Von dieser Stelle wanderten wir neben dem Plänterwalde hin und bogen nach einer kurzen Strecke rechts in ihn ein. Der Plänterwald wurde Ende der siebenziger Jahre baumschulenartig angelegt. Er bildet jetzt ein dichtes Gehölz aus jungem Holz von 3 m Höhe. In ihm sind in den letzten Jahren befestigte Steige angelegt worden, so daß dicht vor den Toren der Stadt ein schöner Park entstanden ist. Zu beiden Seiten der Wege befinden sich dichte Schonungen aus Eichen, Buchen und Birken, so daß man nicht hindurchsehen kann. Man wandert in tiefster Waldeinsamkeit. Ab und zu trifft man auf einen stillen freien Platz mit grünen Rasen. Der schönste Weg aber führt an der Spree entlang. Er ist noch nicht befestigt, doch wird das wohl in allernächster Zeit geschehen, denn mit der Befestigung der Uferböschung ist schon der Anfang gemacht worden. Man hat von ihm aus flußauf und -ab die schönsten Blicke. Das Wasser ist belebt mit großen Vergnügungsdampfern, deren Kapellen ihre Weisen spielen, und mit Schleppdampfern, die lange Reihen von Kähnen hinter sich herziehen. An den Abenden und Sonntags gehört das Wasser den Ruderklubs, deren Mitglieder hier ihre Kräfte stählen. Am jenseitigen Ufer ragen aus dichtem Gebüsch einige zierliche Bootshäuschen heraus und dahinter liegen breite Wiesen, die von dem hohen Kiefernwald begrenzt werden. Aber auch die Industrie hat schon Besitz von dem Ufer ergriffen; das idyllische Forsthaus Neue Scheune ist verschwunden und an seiner Stelle steht eine große Dampfschneidemühle mit allem Zubehör an Gebäuden und Holzstapeln. Dahinter stehen zwei große Petroleumbehälter, und große Stapel von Petroleumfässern sind aufgebaut.

Nachdem uns Herr Garten-Direktor Mächtig durch die schönsten Partien geführt hatte, kehrten wir im Alten Eierhäuschen ein, um Kaffee zu trinken. Leider war es zu kühl, um draußen sitzen zu können.

Nach der Kaffeepause besuchten wir den neu eingerichteten Teil des Treptower Parkes, der auf einer ehemaligen Schuttaufschüttung zwischen Treptow und dem Eierhäuschen angelegt worden ist. Der Hauptweg führt neben der Spree entlang und erlaubt einen schönen Blick auf die Inseln der Spree und die Einmündung des Rummelsburger Sees. An einer Stelle neben dem Wege steht die Kochhann-Eiche, die zu Ehren und zum Gedächtnis für den langjährigen Stadtverordneten dieses Namens errichtet worden ist. Darauf führte uns Herr Garten-Direktor Mächtig zu den Verkehrtlinden. Im Anschluß an die Sage von den Verkehrtlinden auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe ist hier auf Anregung des Herrn Geheimen Regierungsrates Friedel folgender Versuch gemacht worden: man hat drei hochstämmige Linden mit ihren Kronen zur Erde gebogen und sie dort im Boden eingeschlagen. Nachdem sie an den Kronen Wurzeln getrieben hatten, wurden sie über den alten Wurzelenden abgehauen, so daß nun das Unterste zu oberst gekehrt war. Sie trieben nun an den alten Wurzeln Zweige und Blätter und wachsen also „verkehrt“ weiter. Es hat sich am alten Wurzelende schon eine stattliche Krone gebildet, man erkennt zwischen den jungen Zweigen noch deutlich die Überreste der alten Wurzeln und sieht, wie der Stamm nach oben hin dicker wird.

Der Plänterwald liefert aus seinem Vorrat die nötigen Hochstämme für die Straßen und Anlagen der Stadt, und auf diesem neuen Stück sind große Beete mit den nötigen Sträuchern vorhanden.

Durch Treptow kehrten wir nach Berlin zurück, nachdem noch ein Rest der Gesellschaft bei Zenner zum Abendbrot Halt gemacht hatte.

II. (3. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. September 1905, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia zum Winterhalbjahr, teilt über die Vorträge während des-

selben, gleichzeitig über die Wanderversammlungen das Notwendige mit, bittet auch um rege Beteiligung und Förderung der Vereinsinteressen.

II. Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete. Mit 53 Karten. I. Teil. Nähere Umgegend Berlins. 1905. Von diesem bewährten Führer aus dem Verlag von Alexius Kießling ist soeben, bearbeitet von unserem verehrten Mitgliede Professor Dr. E. Albrecht, die 7. Auflage erschienen. Es ist kaum noch nötig zur Empfehlung dieses vortrefflichen Reisebuchs etwas hinzuzufügen. Manche von den früheren Mängeln sind beseitigt, ergänzend ist vieles Neue hinzugefügt. Die äußere Ausstattung entspricht den mit Recht in den weitesten Kreisen so beliebten Baedeker-Führern.

Das Buch ist nicht mit dem Straubeschen ähnlichen Unternehmen zu verwechseln, d. h. mit dem Märkischen Wanderbuch, welches unter der Redaktion unseres nicht minder geschätzten Mitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht unlängst erschienen ist.

Die Brandenburgia will ganz selbstverständlich beiden Unternehmungen gleich wohl und meint, daß wie auf jedem gemeinnützen literarischen Gebiet, so auch auf dem der Reisehandbücher eine gewisse Konkurrenz im Interese des Publikums nur erwünscht sein kann. Beiden Unternehmungen gönnen wir von Herzen Anerkennung und lohnenden Erfolg.

III. Auf dem Gebiet des Heimatschutzes liegen wiederum mehrerlei erfreuliche Erscheinungen vor.

a) Nr. 9 der Mitteilungen des Bundes Heimatschutz (die leidige Laufenburger Rheinstromschnellen-Affäre); Hans Wenzel „Ein Wort zum Schutze der alten Grabsteine“ will diese event. ganz zweckmäßig in die neuerdings sogen. Dorfmuseen aufgenommen wissen.

b) In No. 10—12 S. 165 schreibt F. v. F. manches Beherzigenswerte über Dorfmuseen, leidet aber m. E. an Überschwang. S. 167: „Wie soll aber ein Dorfmuseum beschaffen sein? Vor allen Dingen darf es nicht viel kosten und es muß „schön“ sein, d. h. in die Augen fallen. Ein Bauplatz für ein kleines, den Ansprüchen genügendes Gebäude findet sich gewiß im Dorfe. Aufgabe geschickter Architekten würde es sein, auf dem Platze einen Holz- oder Fachwerkbau zu errichten, der, äußerlich als Bauernhaus gehalten, in die Umgebung paßt und damit den Bauern zeigt, wie er billig und dem Auge wohlgefällig, aber auch praktisch bauen kann.“

Mit diesen zwei Sätzen glaubt F. v. F. die Frage des Grunderwerbs und der Baukosten abtun zu können. Wundersame Schwärmerei! Verf. kennt offenbar die deutschen Bauern nicht sehr genau.

Dagegen kann man folgende Leitsätze unterschreiben: „Bei der Gründung eines Dorfmuseums geht man eben auch nicht von dem Ge-

danken aus, ein wissenschaftlich-wertvolles, systematisch geordnetes Institut zu schaffen. Erinnerungen aus alter Zeit, die Geschichte des Dorfes und seine Bewohner sollen dort zur Anschauung gebracht werden, damit soll eben die Anhänglichkeit an die Geburtsstätte, die Liebe zur Heimat gepflegt werden."

Ich möchte die Sache so definieren: Die Dorfmuseen sollen möglichst, wenn auch nicht ausschließlich, eine Ergänzung zu der regelmäßig zu führenden handschriftlichen Chronik des Dorfes sein. Das Gutshaus, das Amtshaus, die Kirche können in vielen Fällen den Zwecken eines Dorfmuseums mindestens vor der Hand und in Ermangelung eines eigenen Gebäudes dienen.

c) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Von diesem neubegründeten Korrespondenzblatt, dessen Schriftleitung dem Prof. Dr. K. Helm in Gießen obliegt, lege ich die 2 ersten Nummern Januar und Juli 1905 vor. Aus der No. 1 ersehen Sie den Zweck und die Notwendigkeit dieses neuen heimatkundlichen Organs.

d) Heimatkunde. Zwei Festreden gehalten in der Großh. Realschule von Maximilian Haberland, Professor. Neustrelitz 1905. Von Begeisterung für die Sache erfüllte Ansprachen:

„Von den Quellen der Liebe zur Heimat" und

„Vom Segen der Heimatkunde."

e) Leipziger Bauzeitung. Wochenschrift für Bauwesen, 1905. No. 33 vom 12. Aug. 1905. Darin sehr beherzigenswert: Oberbaurat F. L. K. Schmidt-Dresden, „Sommerfrische und Heimatschutz" und Hermann Muthesius: „Über häusliche Baukunst."

f) Eine „Liga zur Erhaltung der malerischen Schönheit der Schweiz" wurde neuerdings in La Tour de Peilz (Kanton Waad) gegründet und hat den Zweck, der Verunstaltung der dortigen Naturschönheiten durch Bauten von Hotels, Eisenbahnen und ähnliche Unternehmungen Einhalt zu tun. Zuerst hatte man der Verunstaltung der Schweiz keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch ein herrlicher Aussichtspunkt dadurch an Schönheit verlor, daß auf einem Berg oder in einem Tal ein Riesenbau aufgeführt wurde, so blieben noch zahlreiche andere Punkte unberührt, an denen sich das Auge erfreuen konnte. Aber das moderne Bedürfnis nach schneller Beförderung hat zur Verbreitung von Lokalbahnen geführt, und zwar nicht nur den gewöhnlichen, sondern auch der hydraulischen und elektrischen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Riesenhotels auf Bergspitzen und an steilen Abhängen, Eisenbahnen an den Bergwänden nicht in Uebereinstimmung mit der Umgebung zu bringen sind und das Auge beleidigen, das gewohnt ist, sich an der feierlichen Schönheit der Höhen zu erfreuen.

Seit beispielsweise die Eisenbahn von Zermatt auf den Gorner Grat geführt wurde und eine aufdringliche Karawanserei inmitten der Gletscher erbaut wurde, hat nach der Meinung der obigen Liga diese imposante Rundschau, welche den Ausblick auf eine einzig dastehende Kette von schneeigen Gipfeln bietet, ihren ganzen Reiz verloren. Glücklicherweise sehen die Schweizer jetzt selbst ein, daß die Schweiz nach und nach zerstört wird, und erst vor einigen Wochen hat die „Ligue pour la Conservation de la Suisse pittoresque" gegen die Erteilung einer Konzession für eine Eisenbahnlinie über Groß-Scheideck nach Meirungen energisch protestiert. Da die Gründer dieser Liga auch andere Länder zur Mitwirkung heranziehen wollen, so fordert die Times die Engländer auf, ihre Ansichten über diesen Gegenstand deutlich zu erkennen zu geben, damit die Schweizer Hoteliers noch besser verstehen lernen, wo ihr wahres Interesse liegt. Vielleicht ließe sich die Vermehrung solcher Bahnen, wie es die Jungfraubahn sei, in Zukunft verhindern. „Der abscheuliche Anblick des Riesenauges mit der elektrisch beleuchteten Eigerwandstation und die Eismeerstation wären uns" — sagt das englische Blatt — vielleicht erspart geblieben, wenn dieser Protest früher erhoben worden wäre, ebenso wie die abgenagten Schinkenknochen, leeren Flaschen und fettigen Papiere, mit denen in der heutigen Schweiz Bergabhänge, Gletscher und Moränen dekoriert sind.

g) Heimatschutz in Ägypten. Wie mir Professor Dr. Schweinfurth mitteilt, wird unter der englischen Verwaltung energisch gegen die Verschandelung der Natur und alt überkommenen Kultur Front gemacht. So ist z. B. ein Antrag auf dauernde elektrische Beleuchtung der großen (Cheops-) Pyramide rundweg abgelehnt worden.

h) Schutz der anmutigen Blumenwelt. Nicht bloß in den Alpen tritt man der unvernünftigen Pflanzenausrottung aus Gewinnsucht seitens der Händler und aus Gedankenlosigkeit seitens der Touristen entgegen, sondern auch in unserer nordischen Heimat. So hat man auf der westlichsten der deutschen Nordseeinseln, auf Borkum, das liebliche Blümchen Wintergrün, Pirola rotundifolia, das übrigens auch in der Provinz Brandenburg vorkommt, in amtlichen Schutz genommen. Dagegen ist der Verkauf von gezüchteten Pflänzchen — dieselben werden ebenso wie der rundblätterige, in den Grunewald-Mooren vorkommende randblätterige Sonnentau, Drosera rotundifolia, in Töpfchen feil gehalten — auf Borkum gestattet.

An der Ostsee wird die hellgrüngeblätterte, bläulich-grau blühende, stachelblätterige Meerstranddistel, Eryngium maritimum, eine Charakterpflanze ersten Ranges der Dünen ernstlich bedroht. In der Nähe der größeren Bäder ist sie, wie ich glaube bemerkt zu haben, so gut wie ausgestorben. Es ist hohe Zeit, daß die Landratsämter hier

einschreiten, auch die botanischen Dozenten der vier Küstenuniversitäten Königsberg, Greifswald, Rostock, Kiel sollten für den Schutz dieser und anderer seltener Strandpflanzen eintreten.

B. Persönliches.

IV. Auf Wunsch teile ich folgendes mit über die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte.

Der am 16. Februar 1904 in Leipzig gegründete „Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte" hat am 21. November 1904 seine erste Jahresversammlung abgehalten und im April 1905 das erste Heft der „Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905) in vornehmer Ausstattung erscheinen lassen. Für die Idee, die dem jungen Unternehmen zugrunde liegt, ist schon mehrfach in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Organen Propaganda gemacht worden, aber alles, was sich darüber sagen läßt: was bei der Gründung beabsichtigt wurde, was bis jetzt geleistet worden ist und was zunächt getan werden muß, ist in diesem ersten Hefte der „Mitteilungen" enthalten, welches allen im Jahre 1905 noch beitretenden Mitgliedern (Jahresbeitrag mindestens 5 Mk.) geliefert wird.

Die Absicht der Zentralstelle geht dahin, die Genealogie, die Familien- und Personengeschichte zu fördern und zu diesem Behufe eine systematische Sammlung genealogischer Tatsachen in die Wege zu leiten. Der zugrunde liegende, ganz einfache Gedanke ist folgender: Erfreulicherweise finden sich jetzt in allen Kreisen des deutschen Volkes Personen, die sich mit ihren Vorfahren beschäftigen und große Mühe und Kosten aufwenden, um die für einen Stammbaum oder für eine Ahnentafel notwendigen Daten zusammenzubringen. Leider ist der Erfolg oft recht gering und zu einem großen Teile vom Zufall, von einem günstigen Griff abhängig, denn eine unendliche Fülle genealogischer Tatsachen ist bereits einwandsfrei festgestellt, selbst in gedruckten Schriften niedergelegt, aber der einzelne Forscher ist nicht in der Lage, diese wenigen oder vielleicht die einzige für ihn in Betracht kommende Angabe zu finden. Um dem einzelnen Nachforschenden dies zu ermöglichen, und zugleich, um für alle möglichen Untersuchungen, auch solche rein wissenschaftlicher Art, genealogische Tatsachen zu beschaffen, will die Zentralstelle umgekehrt verfahren, alle nur irgend denkbaren Nachrichten so, wie sie überliefert sind, mit genauer Quellenangabe auf Zettel übertragen, diese zu einem alphabetischen Zettelkatalog vereinigen und so allmählich eine große Sammelstelle aller erforschten genealogischen Tatsachen schaffen. Abgesehen von mehreren Nebenregistern, wie z. B. Zettelkatalog der im Druck vorliegenden Familiengeschichten, gibt es zwei Hauptregister: a) Große Zettel für genealogische Zusammenhänge;

b) kleine Zettel für einzelne, nur eine Person betreffende Tatsachen. Diese Formulare sind vorgedruckt und werden von Vereinsmitgliedern oder den Beamten der Zentralstelle ausgefüllt. Die großen Zettel nennen am Kopf eine Person und unter dem Strich 1) deren Eltern, 2) deren Kinder; jede als Vater oder Mutter oder als Kind genannte Person und ebenso der andere Ehegatte der am Kopf bezeichneten Person erhält einen besonderen Zettel. Einige Tausend derartige Formulare sind schon ausgefüllt, aber das Material, welches noch bearbeitet werden muß, ist außerordentlich groß. Da bekanntermaßen schon drei bis vier Generationen zurück die Verzweigung der Familien außerordentlich ausgedehnt ist, so muß schon nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit die einzelne am Ende des 18. Jahrhunderts genannte Person, soweit sie überhaupt Nachkommen gehabt hat, für zahlreiche jetzt lebende Personen als Ahne in Betracht kommen.

Die Zentralstelle will, so klein sie jetzt ist, eine öffentliche Anstalt sein, und der Verein ist lediglich das Mittel, um diese zu begründen und zu erhalten, weil nun einmal in Deutschland auf anderem Wege Geld für solche Zwecke nicht zu beschaffen ist und reiche Stifter (bisher wenigstens) ihre milde Hand noch nicht aufgetan haben. Die Vereinsmitglieder genießen, wenn sie um Auskunft ersuchen, nur Vorzüge vor anderen Personen und unterstützen die Sammelarbeit anderseits in jeder Weise. Mitglied kann jede Einzelperson und jede Behörde, Körperschaft oder Anstalt werden. Im ganzen sind 1904 an Mitgliedsbeiträgen M. 1392 eingezahlt worden, aber für 1905 ist ein wesentlich höherer Betrag zu erwarten. Je mehr Mittel zur Verfügung stehen, in desto höherem Maße wird die Ausfüllung von Zetteln betrieben werden können. Gegenwärtig gestattet die Finanzlage die Anstellung eines geschulten Beamten noch nicht; es ist vielmehr nur im Nebenamt ein Student der Geschichte beschäftigt, aber das nächste Ziel ist die Einrichtung einer vollständigen Geschäftsstelle.

Über den Stand den Arbeiten im November 1904 unterrichten die in dem genannten ersten Hefte mitgeteilten Darlegungen des Vorsitzenden und Schriftführers. Frgänzt werden diese Nachrichten durch die Berichte über die Gründungsversammlung am 16. Februar 1904 und die erste Hauptversammlung sowie den Abdruck der Satzungen und des Mitgliederverzeichnisses, welches durch die genaue Wohnungsangabe jedes einzelnen wertvoll wird. Außerdem sind aber zwei Vorträge abgedruckt, die auf der Hauptversammlung gehalten worden sind: Dr. Adolf von den Velden, Weimar, über „Wert und Pflege der Ahnentafel“ und Dr. Kekule v. Stradonitz über „Wissenschaftliche Genealogie als Lehrfach“. Sind die letzteren eindringlichen Ausführungen eine Mahnung für die Zukunft, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald Erfolg haben wird, denn neue akademische Lehrstühle zu errichten hat man

nicht allzugroße Eile, so greift von den Velden mitten in das Problem der genealogischen Arbeit überhaupt hinein und fordert allgemein neben dem Stammbaum die Ahnentafel, d. h. allgemeine Berücksichtigung der weiblichen Glieder bezw. deren Ahnen, gleichgültig welche Namen sie tragen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Zentralstelle an ihre Mitglieder Fragebogen ausgegeben hat, deren Inhalt veröffentlicht werden soll. Der Fragende teilt mit: „Für folgende einzelne Familien sammle ich Nachrichten jeder Art." Die Zentralstelle wird diese Fragen zusammenstellen und in Druck verbreiten, um etwaiges zur Beantwortung geeignetes Material von den Mitgliedern zu erhalten. Ebenso wird über einzelne Personen oder Familien dasjenige kurz zusammengestellt, was bekannt ist und daran die Frage nach bestimmten Einzelheiten angeknüpft. Auch diese Fragen werden der Öffentlichkeit (ohne Nennung desjenigen, welcher fragt), mitgeteilt. Die Adresse der Zentralstelle ist Leipzig, Neumarkt 29.

V. Herr Direktor Dr. F. Weineck-Lübben bedankt sich in liebenswürdiger, nur zu bescheidener Weise für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede.

VI. Mitglied P. Offermann grüßt mittels zierlich verschönerter Ansichtspostkarte aus Tientsin in Nord-China vom 8. Juli d. J. den Vorsitzenden und die Brandenburgia-Mitglieder. Wir bitten die beiden Fräulein Schwestern, welche wir als gern gesehene Gäste begrüßen, unsererseits zu danken.

VII. Professor Oskar Krause †. Herr Oberrealschuldirektor Krause-Oldenburg teilt uns den am 7. August 1905 erfolgten Tod seines lieben Bruders, Professor Oskar Krause, in dem ich einen hochgeschätzten langjährigen Freund verliere, mit. Unser Mitglied Oskar Krause nahm, wenn er konnte, stets an unseren Sitzungen teil, interessierte sich überhaupt sehr für die Brandenburgia, deren Mai-Protokoll noch eine Mitteilung von ihm über den neuentdeckten Greifswalder Roland enthält.

Schwer erkrankt mußte O. Kr. mit dem 31. März d. J. aus dem Gymnasiallehrer-Verein ausscheiden. Durch Allerhöchste Huld wurde ihm noch auf dem Schmerzenslager der Rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen. In der Greifswalder Zeitung vom 12. April d. J., welche uns deren Besitzer freundlichst zur Verfügung stellt, heißt es:

Nur widrige Krankheit konnte ihn dazu bringen, aus seinem Amte zu scheiden, mit dem er verwachsen war in Liebe und Treue zu den vielen Generationen von Schülern, die durch seine milde Hand gegangen sind und die reiche Fülle seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse genossen haben. Ein Mann, immer offenen Blickes für die Schönheit der Natur und voll sinnigen Empfindens für das Leben der Menschen hat er auch die Erfahrungen seiner Reisen in den Dienst des Unterrichts

gestellt, und mancher Schüler wird sich dankbar der Stunden erinnern, wo er sich so ganz hingab, um ihn noch einmal die Reise mitmachen und leuchtenden Auges hören zu lassen von den Wundern der Natur und der Eigenart des Menschenlebens. So hat er manchen Schüler tiefer schauen gelehrt und ihm für immer den Blick geschärft für alles Schöne und Edle, gerade in dem dafür empfänglichen Alter. — Oskar Krause ist geboren in Sorau 1839 und trat, nachdem er in Halle und Berlin studiert hatte, Ostern 1864 zu Dortmund in das höhere Schulfach ein und war dort als Probandus und wissenschaftlicher Hilfslehrer bis Michaelis 1865. Nach Greifswald kam er Michaelis 1865 unter Gymnasialdirektor Nitzsch und erteilte zuerst vorwiegend mathematischen, zuletzt fast nur naturwissenschaftlichen Unterricht, in dem er seit 1896 auch die Leitung der naturwissenschaftlichen Sammlung geführt hat. Vielfache öffentliche Tätigkeit zeichnete ihn aus. Voll Begeisterung für das neue Deutsche Reich führte er mit gesinnungsverwandten Männern die ersten Sedanfeiern in Greifswald ein und hielt selbst die erste Sedanrede im Gymnasium 1872. Zur Stiftung von Gedenktafeln, auch der vom Fürsten Bismarck, gab er wesentliche Anregung, und später konnten wir bei der Pflanzung der Bismarckeiche auf dem Wilhelmsplatze seine begeisterten Worte hören. Von seiner reichen Vereinstätigkeit muß besonders hervorgehoben werden sein liebevolles und erfolgreiches Wirken für den hiesigen Handwerkerverein, an dessen Spitze er im ganzen 22 Jahre, gerade in der Blütezeit des Vereins, stand und unablässig bemüht war, seinen Mitgliedern durch Vorträge aus allen Gebieten des Wissens, für die er Vertreter zu gewinnen wußte, durch Theateraufführungen und sonstige lehrreiche Darbietungen Nutzen und Erholung edler Art zu schaffen. Ja, manches Mitglied hatte durch die langen Jahre hindurch in ihm einen Freund gewonnen und hörte gern seinen Rat in Sachen der Familie. Ungern sah man ihn schließlich von der Leitung scheiden und ernannte ihn zum Ehrenmitglied des Vereins. Auch im Vorschußverein war er seit Ostern 1897 bis jetzt Mitglied des Aufsichtsrats. Vielfach war Professor Krause auch literarisch auf dem Gebiete der Ortsgeschichte tätig, und mancher Aufsatz zeigt uns, wie er verwachsen war mit dem Leben der alten Greifswalder Bürger, deren Sitten bis ins Einzelne nachzugehen ihm eine Lust war. Wir erwähnen: „Eine Greifswalder Hochzeitordnung vom Jahre 1569“ in den Baltischen Studien, Bd. 28; „Greifswald und der große Kurfürst im Jahre 1678“ in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1883; „Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald 1397—1541“ im Jahresbericht des Gymnasiums 1898, die später noch eine Fortsetzung erfuhren. So hat sich Professor Oskar Krause auch durch seine öffentliche und literarische Tätigkeit um unsere gute, alte Stadt wohlverdient gemacht, und wenn ihm jetzt nach 40jähriger Dienstzeit als Anerkennung

der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen wurde, kann er doch mit noch größerer Befriedigung auf die Liebe blicken, die ihm jetzt in seinen Ruhestand folgt, auf die herzliche Teilnahme, die allerseits den sehnlichen Wunsch hegt, daß er bald gesunden möge, um sich wiederum, wenn nicht öffentlicher Tätigkeit, so doch seinen Lieblingsstudien aus der heimatlichen Geschichte zu widmen.

Nur wenige Monate waren dem unermüdlich Schaffenden noch vergönnt. Im Juni nahm ich, wie von einem Sterbenden, von ihm in Greifswald persönlich Abschied.

Fräulein Agathe Krause, eine Schwester des Verewigten, die ich, als sie noch in Sorau wohnte, als eine Freundin und Förderin der brandenburgischen Heimatkunde und des Märkischen Museums kennen lernte, führte unserem ledigen Oskar Krause viele Jahre die Wirtschaft. Er hatte noch den großen Schmerz, sie einige Wochen vor sich ins Grab steigen zu sehen.

Ehre dem Gedächtnis dieses würdigen Geschwisterpaares!

VIII. Hermann Dannenberg †. Am 14. Juni d. J. starb zu Bad Salzbrunn der hiesige Landgerichtsrat a. D. Hermann Dannenberg im fast vollendeten 80. Lebensjahre. Die Brandenburgia betrauert in dem vortrefflichen, gefälligen Manne einen unserer bewährtesten Numismatiker, der namentlich durch seine Brandenburgische Münzkunde sich Verdienste um uns erworben hat und sich, ohne der Brandenburgia anzugehören, stets für deren kulturwissenschaftliche Tätigkeit interessiert hat.

IX. Auch Julius Stinde, verstorben zu Olsberg in Hessen am 8. August d. J., sei hier ebenfalls erwähnt, da er in seinem Wilhelmine Buchholz-Cyclus in vorzüglicher Weise den Typus der Berlinerin und Märkerin im Lichte eines wohltuenden Humors, wie niemand vor ihm, zu schildern verstanden hat. Um so erstaunlicher als er zu Kirch-Nüchel bei Eutin (28. August 1841) in Holstein geboren und erst seit 1875 in Berlin ansässig geworden ist. Aber Wilhelmine Buchholz ist ja selbst keine eingeborene Spreeathenerin, vielmehr eine aus Holstein stammende Hamburgerin. Unser Heinrich Seidel hat in trefflicher Weise seinen Freund Julius Stinde im „Tag“ vom 13. v. M. geschildert. Am 11. ward Julius Stinde unter großer Beteiligung in Lensahn bestattet. Von den Angehörigen waren beide Schwestern anwesend. Es herrschte eine weihevolle Stimmung. Mit Glockengeläute und dem Klang der Orgel, die Julius Stinde einst oft gespielt, wurde die Trauerfeier eingeleitet. Dann hielt Pastor Meyer ein ergreifende Ansprache. Er betonte das warme Herz Stindes, seine Treue und Liebe zu Eltern und Geschwistern. Von der Kirche ging es in strömendem Regen nach dem Friedhof, wo Stinde unter einer großen Blumenfülle gebettet ward. Von literarischen Freunden Stindes waren nur der Schriftsteller Marx Möller und des Verstorbenen

Verleger Carl Freund aus Berlin anwesend. Aus Harzburg war Stindes intimer Freund Baron Asche, und als Vertreter des Großherzogs von Oldenburg Baron Blome erschienen. Stinde ist unvermählt gestorben.

C. Naturgeschichtliches.

X. Aus der Naturw. Zeitschrift für alle Naturfreunde. I. Jahrg. 1905, Heft 1. Auf Ansuchen des Verlags von Erwin Nägele in Stuttgart lege ich diese neue Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde vor. Ob ein Bedürfnis schon wieder für eine dergl. Zeitschrift vorhanden sei, wage ich nicht zu entscheiden. Für den Rahmen der Brandenburgia enthält die Nummer nichts besonderes.

XI. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke mit ihren trefflichen Abbildungen sehen wir allemal gern, diesmal No. 6—9, Juni bis September d. J.

XII. Kgl. Preußische Geologische Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin. Tätigkeitsbericht für das Jahr 1904 und Arbeitsplan für 1905. Im Vergleich mit anderen Landesteilen ist unsere Provinz diesmalig etwas mager ausgestattet.

XIII. Dr. M. Fiebelkorn: Der Ziegeleibesitzer-Verein zu Berlin und sein Einfluß auf die märkische Ziegelindustrie in wirtschaftlicher Beziehung. Mit einem Anhange: Verzeichnis der für den Berliner Markt in Betracht kommenden Ziegeleien mit ihrer derzeitigen Produktionsfähigkeit. Berlin 1905.

Unser verehrtes Mitglied bietet für die Heimatkunde noch mehr als der Titel verrät: eine Geschichte der ältesten Bauweise in und bei Berlin. Zur Orientierung über das für Berlin so überaus wichtige Ziegeleigewerbe ist das Schriftchen vortrefflich geeignet.

XIV. Tonindustrie-Zeitung. Von diesem durch Prof. Dr. H. Seger und E. Cramer herausgegebenen Organ lege ich zuvörderst die Nummer vom 9. August 1904 vor, da dieselbe unter dem Titel „Die Arbeit dreier Geschlechter“ eine treffliche Biographie der bekannten Tonindustriellen-Familie March (Berlin-Charlottenburg) liefert. Wir freuen uns, daß ein Mitglied Herr Albert March unserer Brandenburgia beigetreten ist.

Die Nummern 103 bis 106 vom 2. bis 9. September v. J. schildern unter anderem die großartige Ton-, Zement- und Kalk-Industrie-Ausstellung, welche im August v. J. hierselbst in den Räumen des Königlichen Instituts für Gährungsgewerbe (Seestraße) stattfand sowie die lehrreichen Ausflüge nach Grube Ilse in der Niederlausitz, nach Wildau (Schwarzkopff'sche Fabrik), nach der Meierei Bolle, nach Potsdam und Umgegend, Touren, an denen auch verschiedene Brandenburgia-Mitglieder teilnahmen.

XV. Rudolf Credner: Zur Sturmflut vom 30. — 31. Dezember 1904. Sonderabdruck aus dem IX. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald. Unser Ehrenmitglied gibt hier kurze Erläuterung zu einer graphischen Darstellung der meteorologischen Verhältnisse, die sich bekanntlich auch bei uns durch einen orkanartigen Sturm markierten. Von der Verheerung der Sturmflut habe ich mich in diesem Sommer bei Greifswald und auf Rügen sowie an der lübeckischen Küste überzeugen können.

XVI. W. Deecke: Ein Versuch, die Bänke der Ostsee vor der pommerschen Küste geologisch zu erklären. (Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie Stuttg. 1905.)

Wie bis vor kurzem die Relief-Verhältnisse des Untergrundes unserer Landseen in Bezug auf ihre geologische Würdigung fast gänzlich vernachlässigt worden sind, so gilt das leider auch bezüglich unserer deutschen Meere. Es kann deshalb diese und die Arbeit zu Nr. XVII nur freudig begrüßt werden.

Es handelt sich hauptsächlich um den Plantagenet-Grund w. von Rügen, den Adler-Grund zwischen Rügen und Bornholm, die Oderbank bei Usedom-Wollin und die Stolpe-Bank vor dem hinterpommerschen Ufer zwischen Jershöft und Leba. In der Hauptinterglazialzeit vor der letzten Vereisung reichte das Meer bis Rügen. Beweis die Cyprina islandica-Thone unter dem letzten Geschiebemergel auf Hiddensöe. Von der postglazialen Yoldia-See ist dagegen hier keine Spur, desgl. nicht von Ablagerungen des ausgesüßten Ancylus-Sees. Das ganze pommersche und angrenzende Ostsee-Areal lag 45—50 m höher in der Ancylus-Zeit. Bei einer letzten Senkung drang das Nordseewasser ein und schuf die in der Brandenburgia wiederholt erörterte Litorina-See, deren Spuren von Greifswald bis Kiel reichen. Die Höhen des Plantagenetgrundes, einer Staumoräne, sind abrasiert. Der wegen seiner Steinblöcke berüchtigte Adlergrund ist in der Hauptsache diluvial, nach Deecke eine Endmoräne oder Kames-Gruppe.

Schwieriger ist die Erklärung der komplizierten Stolpe-Bank. Über die Oderbank nördlich Swinemünde vgl. Nr. XVII. D. bemerkt noch, daß durch die Litorina-Senkung mit Verschwinden großer Landstriche die ungeheuren Seesandanhäufungen an den Stranden der deutschen Ostsee in den betreffenden Teilen derselben begreiflich werden.

XVII. (Vgl XVI) W. Deecke: Die Oderbank, N von Swinemünde. Mit 1 Tafel. Im IX. Jahresber. der Geogr. Ges. in Greifswald 1905. S. 201—213. Auf der gefährlichen Bank wird wahrscheinlich ein Leuchtturm errichtet werden, es sind deshalb Terrainbohrungen vorgenommen, die merkwürdige Einblicke in den Untergrund gewähren.

D. hält die Oderbank für eine in der postglazialen Senkung abradierte Insel oder Inselgruppe mit südlich ansitzender gleichfalls versunkener Düne. Mit Rücksicht auf die sonst an den südwestbaltischen Küsten beobachteten Verhältnisse hat er dies Untertauchen in die Litorinazeit verlegt. Es bleibt freilich, sagt D. S. 210, auffällig, daß weder diese Bohrungen auf der Oderbank, noch die bei Swinemünde aus den tieferen Sanden irgend welche Spuren einer Litorinafauna zu Tage gefördert haben. Es fehlen die größeren dickschaligen Varietäten von Cardium edule und die Scrobicularia piperata, die bei Greifswalde zu Tausenden vorkommen. Was sich hat nachweisen lassen, sind immer das kleine Bronkwasser-Cardium, Tellino baltica und einzelne Hydrobien.

Ich meine, hierzu ließe sich eine biologische Erklärung finden. Scrobicularia lebt keinesweges in reinem Sand, sondern vielmehr überall mehr in Mud- oder Klai-Schichten wie sie ruhige Aestuarien bieten. Daran mag es auf den betreffenden Stellen der Oderbank, falls sie mit der Litorinazeit gleichalterig sind, gefehlt haben. Aus einem analogen Grunde erkläre ich das gänzliche Fehlen oder doch nur seltene Vorkommen der Litorina-Arten in den neuvorpommerschen und lübeckschen Litorina-Schichten. Litorina lebt am liebsten auf Felsboden, mindestens will sie größere Steine haben, deshalb ist sie in den Schwedischen Litorina-Schichten so häufig, daß sie für dieselben mit Recht als Leitfossil gilt, während sie in den meisten südbaltischen sogen. Litorina-Schichten so selten ist, daß sie hier den Namen eines Leitfossils wahrlich nicht verdient. Die schwedische Küste ist aber von jeher felsig (litorinen-hold) gewesen. Die eigentliche Litorinenschicht erstreckt sich von der Ryck-Mündung über Zingst (Aestuarium des ehemaligen Prerowstromes) mit Unterbrechungen, je nachdem reiner Sand- oder Mudgrund vorliegt bis zum Priwall bei Warnemünde. Nach Untersuchung von H. Klose (vgl. Brandenburgia, Sitzung vom 23. Sept. 1904) liegt die eigentliche Schicht mit viel Scrobicularia und Cardium und einzelnen von mir im Laufe der Jahre darin gefundenen Litorinen bei Greifswald zwischen 4 und 5 m unter N. N.

D. gelangt S. 213 zu dem Endergebnis: Die Oderbank ist in der Postglazialzeit ein für die Ostseeküste sehr wichtiges Element gewesen. Sie begrenzte mit ihren Dünen ein durch ihren Südzipfel zweiteiliges Haff, an dessen Westrande der Ausfluß des Oderwassers in die tiefere See erfolgte. Sie sank allmählich unter den Spiegel der Ostsee, wurde eingeebnet und lieferte dabei einen großen Teil der heute an den Küsten Usedoms und Wollins liegenden Dünensande.

Ich füge noch für die archäologische Seite hinzu, daß unter den in den zerstörten diluvialen Bestandteilen (Mergeln, Sanden, Granden und Kiesen) enthaltenen Geschieben und Geröllen, vereinzelt hier und da Feuersteine an den Strand geworfen werden, die trotz nachträglicher

Deformierung durch Abschleifung oder Abrollung die Hand des Menschen aus paläolithischer Zeit erkennen lassen.

XVIII. Dr. Max Blanckenhorn: Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager. (Separatabdruck aus der Zeitschr. f. Ethnol. 1905.)

Herr Blanckenhorn den wir aus früherer Publikation — vgl. Mai-Sitzung — bereits als sorgfältigen und hervorragenden Erforscher der mit dem Urmenschen konkurrierenden Erdschichten des Diluviums und Tertiärs kennen, warf in der Sitzung vorgenannter Gesellschaft vom 22. Januar d. J. die Frage auf, ob vom geologisch-stratigraphischen Standpunkt die norddeutschen sogen. Eolithen von verschiedenen glazialen Fundorten in Vergleich mit den bekannten Stufen des Paläolithikums und Eolithikums in den klassischen Ländern der steinzeitlichen Forschung Frankreich und Belgien, wirklich, wie vielfach auch von unserm berühmten Eolithenforscher, korrespond. Mitglied Rutot in Brüssel, behauptet wird, zeitlich dem eigentlichen Eolithikum entsprechen· Diese Frage ist, wie auf der Hand liegt, auch für die Erforschung der Urzeit unserer Provinz Brandenburg von größter Bedeutung. Herr Blanckenhorn macht es in hohem Maße wahrscheinlich, daß die eolithischen und paläolithischen Funde Norddeutschlands jünger als beispielsweise die belgischen sind, weil in Belgien ein wärmeres Klima herrschte und die Vergletscherung dort nicht eintrat. Herr Blanckenhorn bekämpft nicht die in unserer Brandenburgia wiederholt besprochenen Darlegungen Rutots, soweit sie sich auf Belgien beziehen, er hält dessen System sogar für stratigraphisch vortrefflich aufgebaut, bezweifelt aber, daß es auf Deutschland ohne weiteres angewendet werden könne. Die meisten neueren Eolithenfunde der Provinz Brandenburg und Posen gehören einem Interglazial an und zwar wohl alle (mit Ausnahme vielleicht von Freinstein*) und einigen anderen geologisch noch zweifelhaften Vorkommnissen von besonders altertümlichen Habitus, dem gleichen Interglaziale wie die Lager von Taubach und Krems, entweder der ersten warmen, feuchten oder der zweiten kühlen trocknen Hälfte dieses Interglaziales, Elephas antiquus spricht mehr für die erste warme, E. primigenius mehr für die zweite kühle Epoche. Blanckenhorn schließt:

„Wir könnten aus alledem vielleicht den — vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluß ziehen, daß der Mensch in Deutschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Moustérienepoche oder des älteren Paläolithikums überhaupt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, daß da-

*) Blanckenhorn meint die Arbeit des Prof. Dr. Otto Jaekel, Brandenburgia XIII. 24 u. 34 sowie XII. 333 flg. Den Jaekelschen Eolithen von Freienstein, Kreis West-Prignitz zum Verwechseln ähnliche Eolithe habe ich aus der näheren und weiteren Umgebung Berlins, von mir gefunden, in der Brandenburgia wiederholt vorgelegt.

mals während der Haupteiszeit das Inlandeis in den Alpen, in Süddeutschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ausdehnte und dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ. In dieser Zeit waren nur die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika usw. von Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdiluviale und die oberpliocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwandert, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freienstein wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen angehören, bleibt freilich immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen, die meisten der sogenannten Eolithe Deutschlands, so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und dem Moustéro-Solutréen Hornes oder Montaiglien Rutot's.

Die letzteren Angaben beziehen sich auf einen hochinteressanten Vortrag, den Herr Paul Favreau am 21. Januar d. J. in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehalten: Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg.

Mit demselben Gegenstand beschäftigt sich Herr Blanckenhorn in dem Ihnen vorliegenden Sonderabdruck aus dem Januar-Protokoll der deutschen geologischen Gesellschaft Bd. 57, Jahrg. 1905 „Zur Frage der Manufakte im Diluvium der Magdeburger und Neuhaldenslebener Gegend. (Sonderabdruck aus den Briefen der Monatsberichte Nr. 5, Jahrg. 1905 der deutschen Geol. Gesellschaft.)

XIX. Prof. Dr. Gorjanovic Kramberger: Der Diluvialmensch von Krapina und dessen Industrie. (Die Umschau herausg. von Dr. J. H. Bechhold, Frankfurt a. M., vom 2. d. M. S. 703.) Nirgends sind so viele Skelettreste des Diluvial-Menschen gefunden, als bei Krapina, in einer mir wohlbekannten Gegend nordwestlich von Agram in Kroatien*), die interessante Ausgrabungsstelle ist deshalb wiederholt in der Brandenburgia erwähnt worden; ich verweise auf diese Vorgänge hiermit ausdrücklich.

Im Juli d. J. hat der unermüdliche Entdecker Prof. Kramberger über 200 menschliche Gerippeteile neu aufgefunden, in großer Unordnung vermengt mit Steinwerkzeugen zumeist gerade über Feuerlagerstätten, von Tierresten, das auf etwas wärmeres Klima (vgl. No. XVIII) deutende

*) Vergl. Hofrat Dr. Hagen-Frankfurt a. M.: Der prähistorische Mensch von Krapina (Umschau 1902 Nr. 50).

Rhinoceros Merckii, das auch bei Berlin gefunden ist, bei Krapina, der stete Begleiter des Menschen, Bos primigenius, das Rind des Urmenschen, Reh, Edelhirsch und Pferd. Die Ober- und Unterkiefer des Krapina-Menschen stehen stark vor, geben also dem Gesicht etwas Affenartiges. Eine Anzahl menschlicher Röhrenknochen, die der Länge nach gespalten wurden, liefern an dieser Stelle von neuem den Beweis, daß diese Paläolithiker Kannibalen waren.

Herr G. Kramberger schließt: „Noch hätte ich einige Worte bezüglich der „Industrie" des Menschen von Kr. auszusprechen, sie deckt sich nämlich sehr gut mit der des prähistorischen Menschen von Taubach bei Weimar, was besonders aus einigen Funden des letzten Juli sich ergibt. Taubach und Krapina gehören einem und demselben interglazialen Abschnitt des Diluviums an; dies geht nicht nur daraus hervor, daß die gleichen Tiere an beiden Plätzen lebten (nur der Elefant fehlt in Krapina), sondern daß die Bewohner auch die gleichen höchstprimitiven Steinwerkzeuge herstellten und benutzten.

Unser korresp. Mitglied Rutot hat sich mit Krapina, wie Sie sich entsinnen (nach meinen Auszügen in deutscher Sprache), ebenfalls beschäftigt. Er ist der Meinung und hat diese wiederholt*) ausgedrückt, zuletzt in den Auszügen aus dem Bulletin der Anthrop. Ges. zu Brüssel (XXIII, 1904, Brüssel 1905, S. 21), daß er trotz der Anwesenheit von Rhinoceros Merckii bei Krapina nur das Eburnéen, facies von Montaigle, erblicken könne, daß er also den dortigen Menschen für jünger als Herr G. Kramberger halten müsse. Rutot rät übrigens selbst: vorläufig weiter beobachten und das Endurteil vorbehalten!

XX. Eugen Geinitz: „Der Landverlust der Mecklenburgischen Küste" und „Die Einwirkung der Sylvestersturmflut 1904 auf die Mecklenburgische Küste." Mitteilungen aus der Großh. Mecklenb. Geolog. Landesanstalt XV und XVI. Rostock 1905.

Über die Einwirkung der Verheerungen des Meeres in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember v. J. an der Vorpommerschen Küste, deren Spuren ich in diesem Frühling auf Rügen und zwischen Wolgast und Greifswald beobachtete, habe ich unter No. XV bereits berichtet. Die Steilküste hat besonders unterm Wogenprall zu leiden, so teilt Prof. Friedrich-Lübeck mit, daß am Brothener Ufer bei Travemünde**) ein großer Stein, der 1880 an der Unterkante des Steilufers sichtbar wurde, 1901 von ihm 27 m entfernt und 15 m weiter im Meer lag; vor 50 Jahren

*) Vgl. meine Angabe in unserer Festschrift II. 23 und Rutos in Brandenburgia XIII. 307 flg. Die Taubach-Stufe mit Elephas antiquus und Rhin. Merckii hält Kramberger für gleichalterig mit Krapina, Rutot dagegen hält Taubach für geologisch älter (Brdb. XIII. 290 u. 291) und vermißt an den Artefakten Krapinas die für die El. antiquus-Stufe bei Taubach charakteristischen Arbeitsspuren.

**) Von mir oftmals, zuletzt von Niendorf aus im Jahre 1904 eingehend besichtigt.

lag hart am Steilufer ein großer Stein, den die Kinder zum Ablegen ihrer Kleider beim Baden benutzten, 1917 lag er 40 m von der Wasserkante im Meer, das Ufer ist also in 50 Jahren 60 m zurückgegangen. Die mecklenburgische Küste verliert jährlich über 300 000 cbm Masse, von welcher beim Ausschlämmen erhalten werden 200 000 cbm Sand und 100 000 cbm Ton und feinste Teile. Dabei ist zu erinnern, was Geinitz früher ausgeführt,*) daß die südliche Ostsee in der jüngsten geologischen Vergangenheit große Wandlungen erfahren hat. Nach der Vereisung der Diluvialzeit war unser Ostseegebiet ein mit Dänemark und Schonen verbundenes Festland, von Menschen der jüngeren Steinzeit bewohnt; alsdann senkte es sich, wodurch die Gewässer der Nordsee Zutritt erhielten (sogen. Litorina-Periode),**) bis eine erneute Hebung in den nördlichen Gebieten das Balticum auf seine gegenwärtigen Umrisse beschränkte, an denen die Brandung fortgesetzt herummodelt. So spiegelt sich im heutigen Relief des Meeresbodens in rohen Zügen die frühere Landoberfläche wieder: die rinnenartigen Vertiefungen entsprechen den Flußtälern, die Untiefen und Riffe den höheren Teilen des ehemaligen Landes, wie dies nach W. Deecke unter No. XVI und No. XVII vorher ausgeführt worden ist. Aristoteles erzählt von den Kelten, daß sie mit den Waffen in der Hand den Wogen entgegentraten und lieber als Krieger und Helden im besten Waffenschmuck in der Flut den Untergang finden als vor ihr zurückweichen wollten. Heut tritt der Wasserbaukünstler dem Meer mit Flechtzäunen, Buhnen, Steinpackungen entgegen, oft mit recht geringem Erfolge. Derselbe wird noch minder werden, falls die deutsche Ostseeküste noch weiter sinken sollte. Zur Zeit scheint glücklicher Weise ein Stillstand eingetreten zu sein.

XXI. Dr. Erwin Schulze: Fauna Hercynica Batrachia. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften Bd. 77, 1905 S. 199—230. Der durch zahlreiche faunistische Arbeiten bekannte, in Ballenstedt lebende Verfasser stellt die Batrachien des Harzes und seiner Vorlande zusammen. Als alter Batrachien-Sammler gebe ich hierzu auf unsere Provinz bezügliche Vergleiche.

A. Salamandridae: I. Triton: 1. palmatus (fehlt bei uns), 2. lobatus (= taeniatus) bei uns selbst innerhalb Berlins (Wedding), 3. alpestris (viel verbreiteter, als man früher annahm), in der Provinz Brandenburg noch nicht gefunden. 4. cristatus (seltener als Nr. 2, aber doch nahe Berlin in der Jungfernhaide). II. Salamandra: 1. maculosa, in Berlin schlechtweg Harzmolch genannt, kommt aber schon in der Altmark (von u. M. Dir. Dr. O. Reinhardt bei Klötze ge-

*) Vgl. die Arbeit über die sogen. cimbrische Flut.

**) Vgl. die vielfachen Angaben meinerseits in der Brandenburgia über die Litorina-Periode u. a. die heutigen Nummern XVI u. XVII.

funden) vor, 1 Exemplar von den ehemaligen Pulverwiesen, Gegend der Wilsnacker und Birkenstraße in den sechziger Jahren v. Jahrh. gefunden, ist wohl importiert gewesen.

B. Phrynididae: Bufonidae. I. Bombinator: 1. brevipes; 2. igneus (Feuerunke, bei uns nahe der Rousseau-Insel im Tiergarten gefunden, häufig in den Rüdersdorfer Kalkbergen. Bei Oderberg i. M. in ehemaligen Ziegelschlämmereien habe ich eine auffallend helle, oben gleichmäßig hellgrau gefärbte Spielart wiederholt gefunden. Die typische Form ist oben „griseo-fuscus, atro-viridi maculatus".

II. Alytes: 1. obstetricans. Die Geburtshelferkröte ist in der Provinz Brandenburg nicht gefunden.

III. Pelobates: 1. fuscus. (Die Knoblauchkröte ist bei Berlin häufiger als bei ihrer versteckten Lebensart bekannt.) Die Kaulquappen von P. sind verhältnismässig groß.

IV. Hyla: 1. viridis. Der Laubfrosch bei Berlin nicht selten.

V. Bufo: 1. vulgaris. 2. viridis. (Auch bei uns). 3. calamita (desgl.)

b. Ranina: 1. fusca. 2. arvalis. 3. ridibunda (= fortis Boul.). 4. viridis. (Alle in der Provinz Brandenburg.) Der Riesenfrosch R. ridibunda z. B. in der Oberspree bei Eierhäuschen, im Müggel- und Tegeler See.

XXII. Zugstraßen der Wandervögel. Gezeichnete Vögel. Auf der Vogelwarte in Rossitten auf der Kurischen Nehrung werden seit Jahren Vögel aller Arten gefangen und, mit metallenem Fußring versehen, worauf Ort und Datum eingraviert ist, wieder in Freiheit gesetzt. Auf diese Weise hat man bereits sehr interessante Aufschlüsse über die Wanderungen der Vögel erhalten. In diesem Frühjahr fand ein ausgedehnter Zug von Rotkehlchen (Erithacus rubeculus) statt, von denen etwa 100 gefangen und mit dem Fußring gekennzeichnet wurden. Da nun die Zeit des Dohnenstrichs herannaht, bei dem sich außer den Drosseln auch — leider — recht häufig Rotkehlchen fangen, ergeht an die Jägerwelt die Aufforderung, im wissenschaftlichen Interesse der Vogelwarte den Fang eines gezeichneten Vogels mit genauer Angabe von Ort und Datum zu melden. Die Einsendung des ganzen Vogels ist erwünscht, aber nicht durchaus erforderlich.

In normalen Herbsten beginnen die Krammetsvögel und ihre Gesippen Ende September ihre Züge nach Deutschland, um dann in Schlesien, im Harze oder Sachsen zu überwintern. In diesem Winter haben, wie die Danz. Ztg. schreibt, die Krammetsvögel ihre Züge schon Mitte September begonnen; aber auch alle anderen Drosselarten haben sich dort früher als sonst eingestellt, so daß Naturfreunde und -kenner auf den Eintritt eines frühen Winters schließen, was in der Tat zuzutreffen scheint. In den Dohnenstiegen auf der Kurischen Nehrung fanden sich alljährlich

auch viele Rotkehlchen. Sobald sich aber die Schlinge fester um den Hals des Vögleins zu legen beginnt, setzt es sich auf den Dohnenbügel und wartet alles weitere ab. Die Vogelwarte zu Rossiten hat nun in diesem Jahre etwa 250 gefangene Rotkehlchen mit Aluminiumfußring versehen lassen und in Freiheit gesetzt. Wer ein solches gekennzeichnetes Vögelchen wieder einfängt, soll die Vogelwarte davon benachrichtigen. Mit Aluminiumfußringen sind aber auch andere Vögel versehen, so Möwen. Die Vögel bewegen sich stets an der Küste entlang, die ihnen offenbar als Wegweiser dient, wie dies im weiteren Verlaufe der Wanderung die großen Flußläufe tun, z. B. Rhein, Donau, Rhone. Auch Krähen aus Finnland oder Rußland ziehen längs der Ostseeküste und schlagen bereits in Pommern ihr Winterquartier auf.

Ich habe auf die Wichtigkeit der Beobachtung des Vogelzuges auch für unsere Provinz Brandenburg wiederholentlich aufmerksam gemacht und verweise auf Monatsblatt XIII. 261 u. 303. — Es wird dringend gebeten, von gezeichneten toten Vögeln die Füße mit den Ringen an das Märk. Museum abzuliefern und von dergleichen lebend erbeuteten Vögeln die Art zu bestimmen und dann wenigstens den Ring einzusenden.

D. Kulturgeschichtliches.

XXIII. Hermann Busse: Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Niederbarnim (Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 569–590). Im Jahre 1887 legte u. M. Kustos Buchholz einige Fundstücke von einem nahe der Spree entdeckten nachchristlichen Brandgräberfelde vor, und im Jahre 1888 veröffentlichte ich eine Abhandlung über die „Brandpletter von Wilhelmsau“ als Festgabe des Märkischen Provinzial-Museums an die General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz. Dies reich ausgestattete Totenfeld war eine in sich abgeschlossene kleine Abteilung, die ich in die spätere Völkerwanderungszeit setzte, unter Zulassung der Möglichkeit, daß die Heruler hier ihre Hand im Spiel gehabt. Herr Busse, unter unseren praehistorischen Forschern einer der eifrigsten, hat das Glück gehabt, neue Abteilungen dieses Gräberfeldes aufzufinden; auch der als eifriger Sammler bekannte Städtische Ingenieur Herr Herrmann hat hier gute Funde gemacht. Beide Herren haben die Fundstücke ihren Privatsammlungen in Woltersdorfer Schleuse (Villa Busse) bezw. in Pankow bei Berlin einverleibt. Aus dem Sonderabdruck mit seinen vielen schönen Abbildungen ersehen Sie die neueren reichen Funde von Wilhelmsau, das zu Rüdersdorf gehört, als Eigentum des Rittergutsbesitzers Oppenheim. Eine silberne Zweirollenfibel und eine Schale aus terra nigra mit Tierdarstellungen sind für unsere Gegend große Seltenheiten. Nach der Uebereinstimmung der Praehistoriker

gehören auch diese Friedhofsabteilungen in die spätere Völkerwanderung 4. bis 5. Jahrhundert.

XXIV. Zur Rolandsrundschau seien wieder einige Spenden mitgeteilt. Die älteren Exzerpte a, b und c hat unser Ehrenmitglied Willibald von Schulenburg freundlichst mitgeteilt. Unter d geben wir auf Wunsch eine gedrängte Übersicht der Roland-Legende nach Onno Klopp: Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme etc., Teil I.

a) Preußker (Blicke in die vaterländische Vorzeit, Leipzig, 1844, 3, 114) erwähnt eingehend den „Großen Roland" zu Belgern. Nachdem er bemerkt, daß gewissen Städten im früheren Mittelalter „die peinliche Gerichtsbarkeit, die Rüge für ihr Land" verliehen sei und als Wahrzeichen eine „Rügeland-Säule" errichtet wurde, deren Schwert das Recht über Leben und Tod ankündigte u. s. w., beschreibt er den Belgernschen Roland. Auf dem Platz vor der Bildsäule sei noch in den letzten Jahrhunderten „peinliches Gericht gehegt" worden, z. B. noch 1580, 1613, 1709. Auch Oschatz besaß eine solche Rolands-Säule, wie man wegen des dortigen Rolandsgartens vermutet, und ebenso soll sich eine gleiche Säule zu Seerhausen (vielleicht wegen der hier durchführenden uralten Land- und Heerstraße von Schlesien aus nach Leipzig) befunden haben (Lexikon von Sachsen II S. 54). Der Belgernsche Roland war früher von Holz. Torgauer Bürger versuchten ihn zu entwenden. Deswegen wurde er 1610 von Stein hergestellt, in gleicher Gestalt, und seitdem von Zeit zu Zeit durch Anstrich erneuert. Ihm wurde 1686 ein „Flammberger", ein geflammtes oder, wenn man will, geschlängeltes Schwert von Eisen, beigegeben. Dieser Roland ist abgebildet bei Preußker auf Tafel VII, Fig. F. 1.

b) Großern (Lausitzische Merkwürdigkeiten, Leipzig und Budißin, 1714, 3, 89) bemerkt bei Beschreibung des „Städtlein", „Roland oder Ruhland": „soll nebst dem Städtlein Wittechindau einer von den ältesten Oertern dieser gantzen Gegend, und von Rolando... erbaut worden seyn... Diesem Vorgeben scheinet auch das Zeugniss der Vorfahren beyzuflüchten, welche glaubwürdig versichern, daß ohnweit von dem Städtlein eine solche Rolands-Statua gefunden, und damit die Vermuthung geben haben, daß das ietzt gar enge Städtlein ehemals von einer weit grössern Etendue gewesen sein müsse."

c) Haupt (Sagenbuch der Lausitz, Leipzig, 1862, II. Ruland 11, 143; Roland 10, 52, 143) vermerkt (S. 10 von Rolandsbildern) nach Albinus und anderen, daß Rolandsbilder standen vor Zeiten auch in der Lausitz, namentlich in Reichwalde bei Luckau, in Finsterwalde und Ruland. In Budissin (d. h. Bautzen), dem Rathause gegenüber, sieht man auf einem Wassertroge eine steinerne Figur in Ritterrüstung mit

einer Fahne von Blech in der Rechten, worauf die Lausitzer Farben gemalt sind. Die Wenden nennen ihn den Dutschmann. Das soll noch so ein altes Rolandsbild sein. Auch in Görlitz war ein ähnliches Standbild auf dem Umtormarkt vor dem Rathause zu schauen. S. 52 (von Bautzen). Alte Chroniken erzählen, es sei Held Roland. Haupt erwähnt S. 143 „Dr. Zöpfl in Karlsruhe widmet diesem Gegenstand (R. und R.-Bilder) den ganzen dritten Band seiner ‚Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts'". Haupt: „Daß die Bilder Götterbilder seien, ist mir allerdings auch wahrscheinlich".

d) Die Roland-Legende. Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren in Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, jetzt ihr Reich zu unterwerfen. So zog Karl mit der Heeresfolge seiner Franken nach Spanien, darunter Roland, einer der wackersten Helden. Bald unterwarfen die Franken sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde die spanische Mark genannt. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab; aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland, im Tale Ronceval.

So erzählt uns die Geschichte; aber die Sage hat sich damit nicht begnügt, sondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloster St. Denis in Frankreich also:

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei saracenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahin geschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl untertänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Galenon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm Tribut geben sollten. Sie schickten ihm dreissig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süssesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die anderen Kämpfer und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die

maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu kommen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen empfangen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Tale Ronceval die Wache hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbenalten hinübergekommen seien. So geschah es. Aber einige aus dem Heere der Christen überliessen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen, und dafür mußten sie bald den Tod erleiden

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtausend und den anderen von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtausend Mauren noch am Leben war. Aber unterdessen waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten wieder aufs neue gegen sie kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße; einige auch wurden lebendig geschunden, andere verbrannt und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland aber war noch nicht gefallen; als die Heiden sich zurückgezogen hatten, forschte er nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Tal Ronceval. Als er zu dem Mauren kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los und erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Mar-

silies zeigst, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußt du sterben.“ Damals aber kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm, und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne in den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einen Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen; er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die anderen; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen; aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb wie die andern Mauren.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen, und Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland, kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen, einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem Marmorstein, der da im Thale Roncesval errichtet war, und neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von seinen harten Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile, und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen, und du wirst ihnen dienen müssen.“ Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er das Schwert auf dem Marmorstein zerschlagen wollte. Aber das Schwert spaltete den Felsen und zerbrach doch nicht. Drei-

mal wiederholte Roland den Versuch, aber vergeblich; Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, oder wenn etwa einige von denen, die das Gebirge bereits überschritten hätten, den Ton vernähmen, daß diese zu ihm kommen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen. König Karl, der schon im Karlsthale acht Meilen von dort entfernt war, vernahm den gewaltigen Schall; denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn."

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wassers. Da kam ein Franke daher, Namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, ward er tief erschüttert und kehrte wieder mit um. Da fand er selbst als der erste seinen Neffen Roland, der unterdessen, die Arme in Kreuzesgestalt gelegt, allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräters Ganelon; aber die beglaubigte Geschichte erzählt uns nichts von Ganelon, und wir wissen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an diesen oder einen andern, lebt außer diesen Sagen auch noch in anderen fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welches in grauer Vorzeit seine Gewässer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben sollen, unfern von Bonn, liegt ein Ort, Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder

auf die schöne Insel Nonnenwerth im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelsen aber ragen die sechs andern Kuppen des Siebengebirges hervor.

e) Taillefer und der legendäre Roland. Taillefer (in der Schlacht bei Hastings) ermunterte seine Landsleute mit lauter Stimme durch Gesänge auf Karl den Großen, auf Roland und andere französische Helden. Darauf stürzte er sich in die dichtesten Scharen der Engländer und verlor im tapfern Gefechte sein Leben. Dieser Gesang des Rolands wurde einige Jahrhunderte hintereinader von den Franzosen auf ihren Märschen gesungen; es ist aber nicht das geringste Fragment davon übrig. Flögel, Gesch. der Hofnarren. 1789. S. 337.

f) Roland zu Zerbst im Herzogtum Anhalt. Zu Zerbst befinden sich auch an dem Bilde des Rolands Schellen und zu Halle an dem Bilde des heiligen Mauritius, der deswegen ist Schellen-Moritz genannt worden. Flögel, Gesch. der Hofnarren. 1789. S. 65.

g) Rolande zu Potzlow und Prenzlau. Was die Volksüberlieferung von dem Roland zu Potzlow weiß, erzählte mir der achtzigjährige Vater Siewert daselbst, der die Gräber auf dem Kirchhofe pflegt.

Der Kopf des alten (also wohl des steinernen) Roland soll nach Aussage alter Leute in der Kirchhofsmauer vermauert sein. Den ganz alten steinernen haben seinerzeit die Prenzlower weggeholt, zur Winterzeit, und auf dem Marktplatz begraben, wo jetzt das Kriegerdenkmal steht. 1826 oder 25 ist ein neuer hölzerner errichtet, die Arme an ihm gehören dem vorhergehenden hölzernen an, der lange Zeit in der Kirche lagerte. Der Lehrer (oder Küster) wollte das alte Holz in der Kirchenvorhalle weghaben, und so hat der Glöckner es vor 30 Jahren verbrannt.

Vater Siewert führte den Roland recht gelehrt auf die alten Fehm- und Rügengerichte zurück. Zum Schluß unserer leider durch strömenden Regen abgebrochenen, plattdeutsch geführten Unterhaltung sagte er: „Beholl'n Se mi in goden Andenken, noch so 'n twintig, dörtig Johr; solang wern Se jo woll noch lewen."

Mitgeteilt von u. M. Hermann Berdrow.

Die geschichtlichen Angaben über den Potzlower Roland habe ich Brandenburgia XIII, 398 flg. mitgeteilt. Vadding Siefert vermengeliert offenbar den Kopf des steinernen Rolands von Prenzlau, welcher jahrelang als Leihgabe im Märkischen Museum war und jetzt im Uckermärkischen Museum zu Prenzlau aufbewahrt wird, mit zweierlei: erstlich mit dem Potzlower Roland, der stets ein hölzerner Quintäne-Roland war und zweitens mit den unteren Teilen des Prenzlauer steinernen Rolands, welche, nachdem derselbe vom Unwetter gestürzt war, an Ort und Stelle

auf dem Markt vergraben wurden. Dies in unbestimmter Form überlieferte Vergraben wurde je länger je geheimnisvoller, und daraus ist die Siewert'sche Mythe schließlich hervorgegangen. E. Friedel.

XXV. Herr Willibald von Schulenburg, unser gelehrtes Ehrenmitglied teilt uns nachfolgende interessanten Beiträge zum deutschen Volksglauben mit.

Kloster Lehnin und die kirchliche Baumverehrung.

Nach der Mitteilung des Böhmen Pulcava, die er einer brandenburgischen Chronik entnahm (Fontane), wurde Kloster Lehnin von Markgraf Otto I. an der Stelle gegründet, wo ihn unter einer Eiche im Traume ein Alttier bedrängt hatte. Diesem Kloster gab er den Namen Lehnin, denn Lehnije heißt Hirschkuh im Slavischen.

Die ganze Erzählung von der Gründung an der Stelle der Eiche, weil der Markgraf dort den Traum hatte, erscheint als Sage, als Tatsache indes, daß an jener Stelle eine Eiche wuchs, dieselbe, deren Stumpf man noch jetzt in der Kirche sieht vor den Steinfliesen vorm Hauptaltar.

Bei den Germanen war Gottesdienst an heiligen Bäumen, besonders der Eiche üblich; auch bei Slaven. Diese Verehrung klingt noch in Sagen christlicher Zeit. Die Kirche knüpfte an das Vorhandene an, um die Geister leichter in den neuen Glauben hinüberzuleiten. So weiß Bader (Badische Landesgeschichte, 1846, 36) zu berichten, daß in den Tagen des heiligen Pirmin (starb 753) es „viele Kirchen gab, wo das Bild des Gekreuzigten neben dem Götzenbilde des Wodan hing." Bayerische Sagen berichten öfter, daß man ehedem Bilder der Mutter Gottes von einem Baume wegnahm und in einer Kirche aufhing, das Bild aber wieder verschwand und an der alten Stelle sich vorfand. So, um ein Beispiel anzuführen, ist die Kapelle Schwarzlack bei Brannenburg in Oberbayern berühmt durch ein älteres Marienbild. Wo sie steht, war früher Sumpf. Dort fand man vordem jenes Bild auf einem Baumstamm. In die Kirche nach Brannenburg gebracht, kehrte es immer wieder an die alte Stelle zurück. Dann baute man ebenda die wundertätige Kapelle. Auch das Holz herum im Walde, sagt man, ist gesegnet, die Bäume wachsen schneller als sonstwo. Man ersieht daraus, wie die Kirche der alten Verehrung nachgeben mußte. Noch heute gibt es Kapellen, in deren Innern von der Gründung her ein Baumstamm oder das Teilstück eines solchen aufbewahrt wird. Ich selbst habe zwei derartige Kapellen kennen gelernt; die eine in Badenscheuern bei Baden-Baden. In dem jetzigen Neubau sieht man ein grösseres Stück von einem mächtigen Eichstamm seitwärts an der Wand aufgestellt. In der alten Kapelle aber kam dieser Eichstamm hinter dem Hochaltar. Nach der Sage drang

ehedem die Pest bis Badenscheuern vor, wo ihr das in der Eiche bereits verwachsene Marienbild Halt gebot. Als im Jahre 1650, wird berichtet, die alte Eiche abzusterben begann, ließ die Markgräfin Maria Magdalena über dem Stamm eine Kapelle bauen. Damals Mariatrost genannt, heißt sie jetzt allgemein „Drei Eichen-Kapelle“, von drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden (Schnetzler). Eine zweite solche, als wundertätig sehr verehrte Kapelle steht in der Umgegend von Triberg (in Schonach?). Der Baumstamm, eine Tanne, steht hinter oder im Hochaltar und ist durch den Altar fast ganz verdeckt. Ein Marienbild am Baum gab ebenfalls die Veranlassung zur Gründung, u. d. m. So wird jedenfalls auch die Klosterkirche Lehnin an der Stelle erbaut sein, wo eine Eiche hervorragende gottesdienstliche Bedeutung hatte, und zum unwandelbaren Zeugnis dessen sieht man noch jetzt den Stumpf dieser Eiche vor dem Hochaltar. Man bewahrt außerdem in einem Nebenraum der Kirche ein Wurzelstück auf, das ebenfalls von der Eiche sein soll. — Das Kloster zu Lehnin hieß „das Marienkloster“ (Klöden, Marienverehrung in der Mark).

Ebenso erscheint als Sage, daß Lehnin seinen Namen habe von jener „Hirschkuh“ im Traum des Markgrafen. Man wollte damals wenig vom wendisch-slavischen Heidentum wissen, das so schwere Kämpfe verursachte, und hätte gewiß nicht bei der Neugründung eines christlichen Klosters diesem einen slavischen Namen gegeben, wenn man den Namen neu zu wählen hatte. Und weshalb auch? Der deutsche Markgraf sprach doch deutsch, wie sollte er auf einmal dazu kommen, ein slavisches Wort als Namen zu wählen. Sonst tut man sich doch viel zu gute mit den „Nimzi“, wie die Slaven die Deutchen nannten, Leuten, die „stumm“ seien, weil sie nicht slavisch sprechen konnten. Wäre der Vorgang wahr, so hätte der Markgraf das Kloster doch Hirschkuh oder Alttier genannt oder wie man in damaliger Waidmannssprache sich auszudrücken beliebt hätte. Wir haben ja solche Ansiedlungen, wie Hirschberg, Hirschfelde, Rehdorf, Rehfelde, Rehlug u. a. in der Mark. Für Nichtkundige ist außerdem hervorzuheben, daß Lehnin, wie unzählige märkische Ortschaften, vor der slavischen Herrschaft des Mittelalters, schon im Jahrtausend vor Christus ein deutscher Ort war, von Germanen bewohnt. Tongeschirr aus ihrer Hauswirtschaft hat sich bis jetzt erhalten und ist im Märkischen Museum zu sehen. Beiläufig bemerkt, aber das ist ganz nebensächlich, heißt im heutigen Serbisch der Ober- und Niederlausitz der Hirsch jelen, helen, das Alttier jelenica, helenica. Wäre der Ort nach „Hirschkuh“ genannt, müßte er, nämlich im Sinne der Überlieferung, Jeleniza slavisch geheißen haben, denn die Form jelenica wird wohl auch damals gewesen sein, sollte man meinen. Dann wäre Lenitz daraus geworden, bei Wegfall oder Nichtvorhandensein des je im Anlaut. Wie der Ort deutsch bei den Germanen hieß, ehe er von

den Slaven genommen wurde, ist leider nicht bekannt. Martin May*) hat gewiß Recht, daß eine ganze Anzahl jetzt slavisch erscheinender Ortsnamen germanische Worte sind, die nun insgesamt slavisch gedeutet werden. Eine notwendige Beschränkung in dieser Hinsicht scheint allerdings geboten. Doch ist das Sache der Sprachgelehrten und vergleichender Forschung. Jedenfalls hatte bei Gründung des Klosters im Jahre 1180 das vormals deutsche Dorf, nunmehr von Slaven bewohnt, in die vielleicht auch hier alte germanische Bewohner aufgegangen waren, wie das geschichtlich von einem Teil der Luitizen feststeht, den Namen Lehnin, und das Marienkloster wurde das Kloster zu Lehnin, wie wir das Kloster Chorin haben u. a. Unzählige Sagen sind nachträglich entstanden, um Orts- und Eigennamen zu erklären, ja entstehen noch heute, wo Bücher und Zeitungen die Geister unberührt lassen. Erst in diesem Sommer hörte ich bei Klein-Machnow eine solche Sage über den Namen derer von Hake. Darnach hauste ein Raubritter in Klein-Machnow. Der Kurfürst kam und wollte ihn aufheben. Der Ritter war im Turm, doch niemand wagte sich dort in die Enge, die man jetzt noch sieht. Da erbot sich einer, er wolle den Ritter festnehmen. Er griff mit einem Haken an einer Stange in den Turm und hakte den Ritter fest beim Kragen und übergab ihn dem Kurfürsten. Dafür verlieh ihm dieser Klein-Machnow und nannte ihn Hake.

Leider werden die in dem erwähnten Nebenraum der Klosterkirche Lehnins aufbewahrten zwei alten Ölbilder bei der dort herrschenden Feuchtigkeit schnell ihrer Auflösung entgegengehen. Man sollte sie an einem trockneren Orte aufbewahren.

XXVI. Zur Glockenkunde. Unser verehrtes Mitglied, Herr Architekt Max Kühnlein, wird demnächst eine illustrierte Arbeit veröffentlichen unter dem Titel „Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seinen Vororten.“ (Verlag von Ernst Reiter, Neue Wilhelmstr. 2, Preis 1 Mk. 60 Pf.) Aus dem Aushängebogen ersehen Sie die Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet wird.

Herr Kühnlein hat die Güte gehabt, von einigen mittelalterlichen Glocken (Britz bei Berlin, Tempelhof u. s. w.) heut teils Abdrücke der an den Glocken außen angebrachten Legenden und Signete teils Zeichnungen merkwürdiger Glocken mitzubringen.

(Auf Bitten des Vorsitzenden erläutert Herr Kühnlein seine Zeichnungen.)

In der Oktobersitzung hoffe ich das vollständige Werk vorlegen zu können, worüber Herr Archivrat Dr. Georg Schuster uns einen Bericht abstatten wird.

---

*) Sind die Ortsnamen in der Provinz Brandenburg slavisch oder germanisch? Druck von Gebrüder Fey, Frankfurt a. M.

Herr Kühnlein teilte hierzu noch folgendes mit:

Er habe in dem oben bezeichneten Rahmen 189 Geläute mit 529 Glocken erkundet und von diesen selbst etwa ein Drittel an Ort und Stelle untersucht. Hierauf gab u. M. Kühnlein folgenden Überblick: Das benachbarte Britz habe drei Glocken, von denen die größeste undatiert ist. Sie ist geschmückt mit zwei $38^1/_4$ cm hohen und breiten Heiligenbildnissen. In den Spruchbändern derselben stehen die Worte *AVE MARIA* und in Spiegelschrift *PAX VOBIS BENE NOBIS*, und eine über dem Schlagringe rings um die Glocke laufende 1,90 m lange, 0,085 m hohe romanische Majuskelinschrift lautet unter Anführung eines Johanniterkreuzes ✠ *O REX* o *GLORIE* o *CRISTE* o *VENI* o *NB̄C̄* (nobiscum) *PACE* (das e in pace fehlt). Ferner ist die Glocke geschmückt mit den beiden, je 28 cm hohen, 31 cm breiten Initialen *A* und *M* (ave maria). Bildnisse und Inschriften sind in byzantinischer Weise zur Darstellung gebracht, und somit lasse sich die Glocke, auch in Anbetracht ihrer eigentümlichen Form auf ein hohes Alter, etwa auf das 13. Jahrhundert ansprechen. — Die Reinickendorfer Hauptglocke, 1491 datiert, hat die bekannte Inschrift: *O rex* o *glorie* o *xpe* o *veni cum pace anno dm mcccclxxxxi*. Auffallend ist die Schönheit des herrlichen überaus sorgfältig gearbeiteten Bogenornamentfrieses. Schrift und mitlaufender Fries haben die Höhe von 12 cm. — Zur Tempelhofer Glockeninschrift gibt u. M. folgende Erklärung: Text und Schriftform seien wohl einzig in ihrer Art, einige Buchstaben treten gleichsam aus dem Gefüge des Ganzen. Die Schrift beginnt mit Voranstellung eines schön gearbeiteten Johanniterkreuzes, zwischen einigen Worten befinden sich runde Reliefs. Die Inschrift lautet: ✠ O Maria o hilf mich o dat ich (ick?) mute dinen o dich o Das Schlußzeichen stellt einen fünfarmigen Stern innerhalb einer Kreislinie dar, letztere ist von einem kammradartigen Kranz umgeben. U. M. Kühnlein berichtete ferner, daß er bei seinen Forschungen nicht weniger als 45 undatierte Glocken vorgefunden und auch recht alt datierte Glocken erkundet habe. Das älteste Datum 1322 trägt die Dorf Buckower Glocke. Es folgen Boetzow mit 1415, Berlin Nikolaikirche mit 1426, Dorf Blumberg Regbz. Potsdam mit 1467, Pankow mit 1470, Berlin Dom mit 1471, Weißensee mit 1474, Mariendorf mit 1480, Dalldorf mit 1484, Mahlsdorf mit 1488 und Reinickendorf mit 1491.

Zum Schlusse seiner Ausführungen gab Vortragender noch bekannt, daß der neue Berliner Dom durchaus keine neuen, sondern recht alte Glocken habe, wie das aus obiger Reihenfolge schon hervorgehe. Diese Glocken mit den Jahreszahlen 1471, 1534, 1685 hingen dereinst im Turm des Dominikanerdoms auf dem Schloßplatze zu Berlin. 1747 wurden dieselben in den neu erbauten Dom am Lustgarten überführt, und 1905 erhielten sie nach erfolgter neuer, vom Bochumer Verein vorgenom-

mener Anhängevorrichtung ihren Platz im eisernen, von demselben Verein gebauten Glockenstuhl des Raschdorffschen Doms, dessen Einweihung diese alt ehrwürdigen Glocken am 27. Februar 1905 feierlichst unter Wirkung des elektrischen Stroms und einer Bochumer Läutemaschine einläuteten.

Hierauf betonte Herr Geheimrat Friedel die Schwierigkeiten, mit denen der Glockenforscher in engen und hohen Türmen zu kämpfen habe und schloß daraus, wie mühselig und gefahrvoll die Arbeit der Glockenkunde ist.

XXVII. Über das Heimatsfest der Stadt Crossen a. O., betreffend ihr 1000jähriges Bestehen, welches vom 8. bis 10. Juli d. J. gefeiert wurde, ist zwar schon S. 256 dieses Jahrgangs des Monatsblattes eine kurze Nachricht erschienen, ich glaube aber, es wird Sie alle erfreuen von der Heimatfest-Zeitung und verschiedenen, zum Teil illustrierten anderweitigen Drucksachen Kenntnis zu nehmen, welche sich auf das Jubiläum beziehen und die ich zur allgemeinen Kenntnisnahme heut in der Brandenburgia ausgebreitet habe.

Der alten guten Stadt rufen wir zu: sie lebe, sie wachse, sie gedeihe als märkisches Gemeinwesen immerdar!

XXVIII. Burggraf Friedrichs Einzug in die Mark beschäftigt in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 7. Juni d. J. Dr. v. Caemmerer wies darauf hin, daß die von R. Mielke (Roland 2. Jahrg. Nr. 12) vertretene Meinung, Friedrich sei im Juni 1412 auf dem Wege Magdeburg-Ziesar-Brandenburg eingezogen, irrig sei. Nach den im VII. Bd. der Monumenta Zollerana abgedruckten Urkunden erhelle vielmehr, ebenso durch das Zeugnis des Zerbster Chronisten Becker, daß der Burggraf über Leipzig-Wittenberg gekommen sei.

XXIX. Kobisch und Richter: Führer von Strausberg und Umgegend. Ich mache Sie auf diesen soeben erschienenen trefflichen Führer, von dessen Reichhaltigkeit Sie sich überzeugen wollen, um so lieber aufmerksam, als wir im nächsten Frühling Strausberg und Umgegend, so Gott will, mit der Brandenburgia unter Führung der genannten Herren und unseres liebenswürdigen, allzeit dienstbereiten Mitgliedes Pfarrers Alexander Giertz-Petershagen besuchen werden. (Verlag von A. Kobisch-Strausberg, Preis 30 Pfg.)

XXX. August Foerster: Geschichtliches von den Dörfern des Grünberger Kreises. Grünberg i. Schlesien 1905. Unser hochgeschätztes Mitglied gibt genaue Dorf-Chroniken, die aber immer den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund berücksichtigen, was um so angenehmer ist, als der an die Provinz Brandenburg angrenzende Kreis mancherlei geschichtliche Beziehungen zu uns gehabt hat. Ich mache Sie namentlich auf die Zeit der verhängnisvollen österreichischen Gegen-

reformation in den Zeiten von 1654 bis 1740 d. h. bis zum Einmarsch der Preußen unter dem jugendlichen Friedrich II. aufmerksam.

XXXI. Gallands Kunsthalle ist wie wir mit Bedauern sagen, zum 15. d. M. eingegangen. Zehn Jahre Berliner Kunstleben spiegelt sich darin ab. Trotz aller Bemühungen unsers kunstgelehrten Vorsitzenden des Ausschusses Professor Dr. Georg Galland ist es nicht gelungen, das durch viele gediegene Artikel ausgezeichnete Blatt über Wasser zu halten.

XXXII. Berliner Kalender 1906. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Dies vortrefflich geleitete Unternehmen führt sich mit vollem Recht immer mehr bei uns ein. Der ansprechend illustrierte Kalender enthält u. a. einen Aufsatz über das alte Akademie-Gebäude von Wolfgang von Oettingen, dann einen solchen von Prof. Dr. Paul Seidel, Direktor des Hohenzollern-Museums über den kürzlich vom Kaiser erworbenen silbernen, durch Andreas v. Schlüter modellierten Jagdhumpen.

Am 18. September 1696 erlegte Kurfürst Friedrich III in der Jakobsdorfer Heide im Amte Biegen den berühmten Sechsundsechzigender Hirsch mit der Büchse. Diese seltene Jagdbeute gab das Vorbild zu künstlerischen Darstellungen der verschiedensten Art. An der Stelle des glücklichen Schusses ließ der königliche Jäger ein noch heute erhaltenes Denkmal errichten; an der Büchse selbst wurde das in Silber gravierte Bild des Hirsches angebracht (jetzt im Hohenzollern-Museum), und das Geweih war das höchste Ehrengeschenk, das König Friedrich Wilhelm I. 1728 König August dem Starken bei seinem Besuch in Berlin darbringen konnte. Die einzigartige Jagdtrophäe befindet sich im Jagdschlosse Moritzburg (Abgüsse in Königswusterhausen und im Hohenzollern-Museum). Das kostbarste Denkmal jenes Jagdglückes aber ist erst vor einigen Jahren wieder aufgetaucht und in den Besitz des Kaisers gelangt. Es ist eine in Silber gegossene und vergoldete Darstellung des Hirsches, die in feinster Detaillierung seine Erscheinung mit den Einzelheiten des Geweihs künstlerisch wiedergibt. Der Umstand, daß der Kopf sich abnehmen läßt, charakerisiert die Darstellung als Trinkgefäß, und zwar war es der von Friedrich I gestiftete „Willkommen“ der Jägerei, wie er bei festlichen Gelegenheiten zur Verwendung kam. Das Halsband zeigt in eigenartig geschliffenen Diamanten den Namen des Schützen und Stifters. Auf der Deckplatte des Bodens aber ist in geschwungener Schrift die Erlegungsgeschichte des Hirsches angegeben. Er hatte danach ein Gewicht von 535 Pfund. Als Verfertiger wird der Hofgoldschmied und Oberälteste des Berliner Goldschmiedeamtes Daniel Männlich der Aeltere bezeichnet. Prof. Seidel hat nun den interessanten Nachweis geführt, daß kein Geringerer als Andreas Schlüter das kost-

bare Werk modelliert hat. Das gibt ihm natürlich noch einen ganz besonderen Wert.

Ferner: Béringuier, Hugenottische Ahnen der deutschen Kaiser — Julius Lessing: Ein silberner Kaminschirm von Berliner Arbeit, Lieberkühn ca. 1735. — Ernst Friedel, Frühmittelalterliches Berlin (Ergebnisse letztjähriger Ausgrabungen: Nikolai-Kirchhügel; der Ruland; Stralauer Straße und Nachbarschaft. — Wendisches Gerippe. — Pfahlbauten. — Steinzeitliches. — Heilige Geistkirche). — Ernst Frensdorff, Berliner Berlockenkalender aus dem Jahre 1763. — Georg Voss, das Palais des Prinzen Albrecht.

Auf der folgenden Seite befindet sich ein Bild „Der Roland von Berlin" gez. v. Georg Barlösius. Ich bin gefragt worden, wie ich zu dieser seltsamen Rolandfigur komme, der Helm sei ungeheuerlich u. dgl. mehr: ich erwidere darauf, daß ich mit dem Bilde nicht das Geringste zu tun gehabt habe und daß es mit seinen Unmöglichkeiten lediglich der Phantasie des Zeichners entsprungen ist.

XXXIII. Herr Lehrer Wilhelm Kotzde, der zu unsern gelegentlichen volkskundlichen Mitarbeitern gehört, legt eine Erzählung aus der Zeit des großen Religionskrieges (um 1633) vor „Der Schwedenleutnant" (Verlag von Schall und Reutel in Berlin, geb. 1,05 Mk.), die in der Heimat des Verfassers, im Havelland spielt und die Liebe eines jungen Offiziers zu einer Pfarrerstochter schildert. Das ganze Elend der Zeit ist ergreifend geschildert, die düstere Szenerie packend naturgetreu gezeichnet und der tragische Tod des Helden dadurch in das richtige Milieu versetzt. Ich bitte von dem Schriftchen Kenntnis zu nehmen.

E. Bildliches.

XXXIV. 7 Photographien bezüglich auf unserm Ausflug nach Brandenburg a. H. am 10. d. M., aufgenommen von Herrn Kammergerichtsreferendar Reinhold Stricker werden herumgereicht.

XXXV. Desgl. 5 Photographien aufgenommen von u. M. Herrn Hermann Maurer bezüglich zwei Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums vom 20. v. M. (Aussichtsturm gegenüber dem Flensburger Löwendenkmal in Wannsee und Partie am Schloßpark von Klein-Glienicke bei Potsdam bezw. am 27. v. M. — Villa und Museum Hermann Busse in Woltersdorfer-Schleuse, vgl. Nr. XXIII und am Fuße des Krieger-Denkmals in Kalkberge).

XXXVI. Die neue Kunst (Mitt. über neu erschienene Kunstblätter der phot. Gesellschaft) enthält in dem zirkulierenden Heft 6, wie Sie ersehen wollen, u. A., treffliche Abbildungen von Gemälden der Kgl. Bildergalerie.

XXXVII. Endlich mache ich auf zwei bestens illustrierte Aufsätze u. M. Robert Mielke aufmerksam, die ich ebenfalls herumreiche:

in der „Weiten Welt“ vom 28. Juli 1905 eine entsprechende Beschreibung der herrlichen Michaeliskirche zu Hildesheim und in No. 23 von 1905 der „Gartenlaube“ S. 407 flg. über kunstvolle Taschenuhren.

XXXVIII. Vortrag des Fräulein Dr. Hedwig Michaelson, Dozentin an der Humboldt-Akademie: Neueste Architektur in Berlin und Umgegend.

Unsere moderne Architektur zeigt zwei Richtungen: eine eklektische, die die historischen Formen neuzubeleben sucht und daneben die Züge einer eigengearteten, neuen Kunst.

Es ist bezeichnend, daß die überlieferten Stilarten besonders in unseren öffentlichen Bauten Anwendung finden. Für den Marstall, Dom, das Kaiser Friedrich-Museum war die Spätrenaissance in Anlehnung an das Schlütersche Königliche Schloß maßgebend; aber auch sonst könnte man diese fast als „Regierungsstil“ bezeichnen, da sie auch für Reichstag, Abgeordneten- und Herrenhaus vorbildlich war.

Einen ungeahnten Aufschwung zeigen vor allem die städtischen Neubauten, seit der verstorbene Oberbürgermeister Zelle bei der Amtseinführung des jetzigen Stadtbaurats Hoffmann den „Seitensprung ins Künstlerische“ befürwortete. Hier war der rechte Mann an den rechten Platz gestellt. In den schier zahllosen städtischen Schulen, Krankenhäusern, Badeanstalten, Brücken usw. beherrscht Hoffmann alle Stile mit Souveränität, sei es, daß er die märkische Backsteingotik oder das italienische oder niederländische Barock neubelebt. Besonders reizvoll ist die Fülle beziehungsreicher, oft humorvoller Ornamentik, die an die launige Art alter, deutscher Werkmeister gemahnt.

Als Meister von fast überschwänglichem Reichtum der Erfindung zeigt sich Otto Schmalz im Land- und Amtsgericht I, Ecke Gruner- und Neue Friedrichstraße. Schade, daß dieser wahrhaft geniale Monumentalbau an dieser unwürdigen Stelle verborgen liegt! — übrigens ein typischer Fall, wie wenig solche Prachtbauten für die Schönheit unserer Stadt als Gesamtbild ausgenutzt werden. Im ganzen kann man sagen, daß die historischen Baustile in einem Teile unserer jüngsten Gebäude eine besonders glückliche Neubelebung erfahren haben.

Während die öffentlichen Bauten an überlieferte Stile anknüpfen, muß betont werden, daß die neuen Aufgaben, wie sie das mächtig aufblühende Handels- und Verkehrsleben der Millionenstadt bietet, auch neue Lösungen gefunden haben.

Die Ausbildung der Warenhäuser, die die abschließende Wandfläche in Pfeilerstellungen auflöst, und diese für den gotischen Kirchenbau charakteristische Innenkonstruktion nach außen überträgt, ist in dieser Art nicht nur neu, sondern auch glücklich und unendlich variabel, sowohl in Ausgestaltung der Pfeiler selbst, als ihrer Verbindungen, des Daches etc. Klassische Lösungen von höchster Originalität bietet der

Wertheimbau, Leipzigerstraße von Prof. Messel, Bauten von Otto Rieth, W. Walter u. a. m.

Eine neue Gestaltung des Pfeilerbaues zeigen auch unsere Hochbahnen und ihre Bahnhöfe. Hier bringt z. B. der Bahnhof Bülowstraße von Bruno Möhring ganz neue, dekorativ geradezu ideale Lösungen für die logischen Funktionen der Pfeiler und der gestützten Lasten.

Während hier der neue Stil restlose Anerkennung verdient, schwankt das Urteil in betreff des neuen Berliner Wohnhausbaues.

Seine Geschichte in neuerer Zeit ist in kurzem folgende: Bis in die 70er Jahre herrschte hier eine ruhige Hochrenaissance vor. Die Schinkelschule, Lucae, Persius u. a. haben vorher geradezu klassisch schöne Straßenbilder von großer Einheitlichkeit geschaffen, es sei an die Bellevue- und Tiergartenstraße in ihrem früheren Zustande erinnert. — Mit der rapiden Entwicklung zur Weltstadt reißt dann, vielleicht in der irrigen Voraussetzung, daß die neuemporwachsenden, mächtigen Straßenzüge stärkere Akzente des Einzelbaues verlangen, ein geradezu entsetzlicher, öder Prunkstil ein. Die Fassaden werden mit angeklebten, fabrikmäßigen Gipsornamenten, Säulen und Karyatiden geradezu überlastet, wie viele Bauten am Kurfürstendamm und seiner Umgegend dem ästhetisch empfindenden Beschauer in schauderhafter Weise zeigen. Die Rücksicht auf die Nachbarhäuser erscheint in diesen Architekturen völlig beiseite geschoben.

Die Opposition gegen diesen trostlosen Protzenstil, die in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts einsetzt, ist eine durchaus gesunde. Es ist hier nicht der Platz, der Bewegung Schritt für Schritt zu folgen, auch nicht die Absicht, zu verschleiern, daß sie da und dort über die Stränge gehauen, sich durch lächerliche Überschreitungen des architektonisch Erlaubten kompromittiert hat. Es sei vielmehr mit Nachdruck auf die gerechten Forderungen, auf die wahrhaft künstlerischen Neugestaltungen hingewiesen, die der neue Stil, auch im Wohnhausbau, uns gebracht hat, aus denen, wie ich hoffen möchte, ein einheitlicher und außerordentlich entwicklungsreicher neuer Berliner Hausbau hervorblühen kann und wird.

Die neuen Forderungen unserer modernen Baumeister sind m. E. in der Hauptsache folgende: Fort mit der Nachahmung der italienischen Palastfassaden mit ihren starr symmetrischen Fensterreihen, die weder auf Anlage, noch Größe der Zimmer Rücksicht nehmen; fort mit den geraden Dächern, die wohl für den Süden berechtigt sind, fort mit den horizontalen Gliederungen der Renaissancegesimse und den Ornamenten, die auf Steinmaterial basieren und uns in unserem an gutem Sandstein armen Gegenden nur zu jenen elenden „Fabrikgipsen“ verführen. Dagegen: Ausdruck des behaglichen, hygienisch erbauten Bürgerheims schon durch die Fassade; Gruppenfenster, wo Größe des Zimmers mehr

Licht verlangt. Lage der Erker und Balkons nach Bedürfnis der Bequemlichkeit, Ausgestaltung des Daches als practisch verwertbarer Endigung des Hausganzen, endlich künstlerische Verwertung des heimatlichen Baumaterials, der Ziegel, des Putzes, die durch Zusammenstellung beider, durch verschiedene Bearbeitung des letzteren — glatt oder als Kiesputz —, durch flache oder freihändig gearbeitete Ornamente immer neue Wirkungen ergeben.

Wer aufmerksam unsere neuesten Straßen durchwandert, wird einzelne Bauten finden, deren einfach glatte Wände nur durch Anordnung der Bauteile, durch gutes Abwägen, der Farbenflächen wirken. Auch im Wohnhausbau scheint mir eine neue Stilentwickelung von der Verwendung der Pfeiler auszugehen, wie einzelne glückliche Neubauten in verschiedenen Teilen Großberlins zeigen. Eine Erhebung dieser einzelnen Momente zu einem Stilprinzip, das bei größter Wandlungsfähigkeit des einzelnen endlich wieder die so schmerzlich vermißte Einheitlichkeit des Straßenbildes bringen kann, wäre ein Ziel „aufs innigste zu wünschen."

Für das Einzelhaus und die Villen, wie sie in breitem Kranze die waldige Umgebung Berlins zieren, ist die Anlehnung an das deutsche Bauernhaus nnd die früheren vaterländischen Bauarten als besonders günstig zu bezeichnen. Hier hat das Vorbild der englischen Cottage, die auch minder Begüterten ein Eigenheim fern vom Getöse der Weltstadt ermöglicht, segensreich gewirkt. —

Nach dem Vorhergesagten erscheint mir das Wachsen und Werden des neuen Stils für die künftige Entwickelung unserer Vaterstadt voll schönster Versprechungen zu sein. —

Der Vortrag, der von zahlreichen Lichtbildern begleitet wurde, erntete den lebhaftesten Beifall der Versammlung.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern.

---

12. (9. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Sonntag, den 8. Oktober 1905.

Wanderfahrt nach Potsdam.

Die zahlreichen Teilnehmer wurden von unseren Potsdamer Freunden auf dem Bahnhof 1 Uhr 48 Min. unter Führung u. M. Dr. Friedrich Netto empfangen und an dem Herterschen Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen vorbei nach dem Bronzestandbild Friedrich Wilhelms I. (von

Hilgers) geleitet, woselbst Dr. Netto die nötigen Erläuterungen hierüber sowie über den Lustgarten und den Exerzierplatz gab. Am Regierungsgebäude und den Kasernen des I. Garde-Regiments zu Fuß vorbei ging es zu der neurenovierten Garnisonkirche. Nachdem die prachtvolle Orgel mit ihrem ergreifenden Hall die Gemüter in feierliche Stimmung versetzt, fand ein eingehender Vortrag über die 1731 und 32 nach Plänen Gerlachs erbaute Garnisonkirche und ein Besuch der Königsgruft mit den Särgen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen statt. Am 4. November wird der Freundschaftsbund hundertjährig, den hier Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise und Kaiser Alexander I. von Rußland 1805 schlossen, ein Ereignis, welches nicht verhinderte, daß der Czar kaum ein Jahr später der Zertrümmerung Preußens mit verschränkten Armen zusah. Durch besondere Pracht hebt sich über der schlichten Gruft der reiche Barockbau der Kanzel aus karrarischem Marmor ab, auch die zahlreichen Trophäen aus den siegreichen Kriegen erhöhen den weihevollen Eindruck.

Von der Lehrerschaft des Großen Militär-Waisenhauses wurde uns demnächst das Innere desselben, der große Speisesaal und die Kirche gezeigt, überall unter den nötigen Erläuterungen.

Am Kietz vorbei ging es nach dem in Form einer Moschee gebauten Fontänenwerk, woselbst Herr Oberingenieur Artelt einen fesselnden und lichtvollen Vortrag über die alte fridericianische und die jetzige Wasserkunst hielt.

In Sans-Souci besichtigten wir die neurestaurierte Muschelgrotte, die wenig bekannten Kunstschätze der Bildergalerie und die Umgebung des Schlosses mit den Hundegräbern.

Inzwischen war das Wetter so bedrohlich geworden und der Weg zum Ruinenberg so aufgeweicht — es scheint der schlechteste Oktober werden zu wollen, dessen sich „die ältesten Leute“ erinnern — daß diese Partie und die Besichtigung Bornstedts fortfiel. Dafür nahmen wir die neuen Anlagen westlich der nördlich vom Orangeriehaus nach Norden führenhen Viktoria-Straße auf dem Clausberg bis zum Drachenhaus und dem Belvedere in Augenschein. Zuvor war die Terrasse vor dem Orangeriehaus mit den astronomischen Beutestücken von Peking aus dem chinesischen Feldzug besichtigt worden.

Die Clausberg-Anlagen sind sehr geschickt hergestellt unter Anlehnung an das wellige Gelände. Eine Unzahl von großen Findlingsblöcken (nordischen Eiszeitgeschieben) ist hier malerisch verteilt worden.

Am Paradies- und Nordischen Garten vorbei führte der Weg zurück zum Luisenplatz; im Café Sans-Souci ergriff Herr Dr. Netto nochmals das Wort zu einem Vortrag. Nach dem Abendessen, auf welches für die jüngeren Teilnehmer noch ein Tänzchen folgte, wurde,

nachdem der Vorsitzende Geheimrat Friedel und vom Ausschuß Dr. Gustav Albrecht den Potsdamer Herren, welche sich um die Führung und Erklärung verdient gemacht, in verbindlichster Weise gedankt hatte, der Heimweg angetreten.

Der heutigen Wanderfahrt durch Potsdam und seine herrliche, uns seit Kindheit wohl bekannte und doch immer wie etwas Neues gern gesehene Umgebung hatte ein Potsdamer Mitglied der Brandenburgia, Frau Dr. Hanna Schneider, die nachfolgenden Verse gewidmet.

Potsdam.

1.
Komm ich vom Meeresstrande,
Kehr' ich von Bergeshöh' —
Mir dehnt das Herz sich weiter,
Wenn ich dich, Heimat, seh'.

2.
Seh ich die grünenden Hügel,
Den glitzernden Havelstrom;
Seh ich drei Kirchen steigen
Zum blauen Himmelsdom.

3.
Es ragen die alten Türme
Wie mahnend zu stillem Gebet,
Und schirmend ruht eine Kuppel
In göttlicher Majestät.

4.
Paläste ihr zu Füßen,
Reichlinig, formenschön;
Man ließ Italiens Bauten
Unter nordischem Himmel erstehn.

5.
Und schau ich von den Brücken,
Da breitet lichterfüllt
Zu wonnigem Entzücken
Sich duftig ein Landschaftshild.

6.
Kunstsinnig haben Fürsten
Soweit das Auge blickt,
Mit Schlössern und mit Kirchlein
Die Hügel alle geschmückt.

7.
Die malen sich in dem Glanze
Der Seen spiegelglatt;
Die schließen dich ein im Kranze
Du leuchtende Inselstadt.

8.
Doch ist's des Singens und Sagens
Gewiß noch nicht genug;
In Potsdam schrieb Geschichte
Schon manchen Federzug.

9.
Im Saal des alten Schlosses
Der große Kurfürst stand:
„Kommt her zu mir, Ihr Flüchtgen
In's Brandenburger Land."

10.
Vor'm Fenster unter der Linde
Da drängt sich Weib und Mann;
Selbst hört der große Friedrich
Des Volkes Bitten an.

11.
Zum Babelsberg hinüber
Trägt uns der Blicke Flug,
Dort weilt der erste Zoller,
Der Deutschland's Krone trug;

12.
Der Enkel im Schlosse drüben;
Machtvoll, ein Friedenshort —
Es gilt weit auf dem Weltall
Sein deutsches Kaiserwort.

13.

Gern rasten hier deine Herrscher
Dir Potsdam huldgesinnt;
Es lieben dich deine Bürger
Du schönes Fürstenkind,

14.

O, mögst du blühn und erstarken!
Sei nimmer Rühmens satt —
Du Perle in den Marken;
Du teure Havelstadt.

Kleine Mitteilungen.

Sitten und Gebräuche der Brandenburgischen Wenden. Zu Ehren des in Cottbus versammelten Brandenburgischen Städtetages wurde am Abend des ersten Verhandlungstages eine Vorführung wendischer Volksgebräuche veranstaltet. An dem Umzuge beteiligten sich über 250 Paare aus 24 Spreewalddörfern. Wer je in einem Wendendorfe eine Hochzeit gesehen hat, dem werden die Hochzeitsreiter mit ihren großen, bunten Tüchern im Knopfloch gewiß in Erinnerung sein. Die alte Sitte ist schon im Absterben begriffen, es war daher ein glücklicher Gedanke, den Teilnehmern am Städtetage einen wendischen Hochzeitstag vorzuführen. Die Wendinnen im Zuge hatten natürlich ihren besten Staat angelegt und boten durch ihre farbenprächtigen Kostüme eine wahre Augenweide. Unter den Klängen der Musik bewegte sich der Zug durch die dichte Menschenmenge nach dem Festlokale. Hier wurden Bilder aus dem Volksleben der Wenden vorgeführt. Daß diese bei aller Anhänglichkeit an ihre alten Volksgebräuche doch treu zu ihrem Herrscherhause stehen, bezeugte eine Wendin in dem deutsch gesprochenen Prolog, der in ein Kaiserhoch ausklang, worauf sämtliche Anwesende „Heil dir im Siegerkranz“ sangen. Alsdann wurde in verschiedenen Bildern das Leben der Wenden in alter und neuer Zeit vorgeführt: „Die alten Wenden im Kampf“, „Bauernarbeiten mit wendischen Gesängen“, „Wendische Spinnstube“ und „Wendische Hochzeit“. Wir sahen den Gefangenen irgend eines wendischen Stammes, der dem Feuertode auf dem Scheiterhaufen geweiht ist. Um ihn herum sprangen die Sieger, wendische Kampflieder singend, deren Text natürlich unverständlich blieb. Mit besonderer Begeisterung wurde das „Hui! hui! am Schlusse der Lieder von den Wenden gesungen. Nach dem kriegerischen Bild zeigten sich die friedlichen Bauern bei der Arbeit. Unter fröhlichen, wendischen Gesängen sah man die Bewohner des Dorfes Sielow beim Gras- und Kornmähen, Senseklopfen, Flachsbrechen, Bleichen und Fischen. Am besten gefiel den Zuschauern unzweifelhaft die wendiche Spinnstube. Aus Neuendorf, einem Dorfe zwischen Cottbus und Peitz waren die schönsten Dorfmädchen für die Vorführung ausgewählt. Bald erschienen die jungen Burschen in der Spinnstube, Musikanten tauchten auf, und nun ging der Tanz los. Auf die Tanzfreuden folgte die wendische Hochzeit. Der Hochzeitsbitter handelt mit den Brautjungfern um das Lösegeld für die Braut. Schließlich erhält jede zwei blanke Goldstücke und der Bräutigam seine Frau. Eine Rede wird dem jungen Paare gehalten, dann folgt die Hochzeitsfeier. Nach einer kurzen Pause, während die Zuschauer und Darsteller sich stärkten,

wurde die Hochzeitsfeier fortgesetzt, d. h. es wurde getanzt mit einer Ausdauer, wie sie nur den Wenden eigen ist, denn Tanzen ist ihre höchste Lust. So haben die Besucher des Städtetages durch das Wendenfest nicht nur Cottbus, sondern auch die wendische Bevölkerung der Umgegend kennen gelernt und werden die eigenartige Feier in schöner Erinnerung behalten.

B. Lok. A. 21. 9. 1904.

Vom Scharmützelsee. Die ganze Gegend um diesen großen See erscheint verhext und verzaubert zu sein. „Einmal sahen zwei Bauern, die am Ufer Gras mähten, aus den Wassern Rauch aufsteigen, und einer sagte zum andern: „Da backt der Nix Kuchen! Wenn er uns doch auch welchen brächte!“ Nicht lange dauerte es, so erschien der Nix mit einem bildschönen Napfkuchen. Und die Bäuerlein wischen sich die Mäuler, denn Napfkuchen ist hier zu Lande ein großer Leckerbissen. „Esset ihn ganz auf, aber lasset ihn ganz, sonst kostet's euch den Hals!“ rief der Nix und machte sich wieder davon. Die Grasmäher, klug und bedacht wie alle Märker schnitten den Kuchen in der Mitte völlig aus und ließen nur den Rand übrig. „Das hat euch der Teufel gelehrt!“ rief der Nix als er, zurückkommend, sich betrogen sah.“ — Die Nixe ähneln kleinen Kindern; sie kleiden sich in funkelndes Rot und tragen grüne Mützen. Um den Scharmützelsee herum klingt es von ihren Schelmenstreichen, und die Nähe des Wassers macht sie bei allen Müttern gefürchtet. Der Nix liebt es nämlich, in Gestallt eines fremden Jungen mit den Dorfkindern zu spielen und sie immer näher an den See zu locken, bis ihm eins zum Opfer fällt. „Einmal um die Mitternachtsstunde gingen Bauern auf verbotenen Fischfang und fingen einen Nix im Netz. Sie wollten ihn ans Land ziehen und brachten ihn auch bis zum Ufer, aber da sträubte er sich und schrie so entsetzlich, daß sie erschreckt davonrannten und Netz und Fang in Stich ließen.“ Die Nixe sind übrigens sehr frech. Sogar in die Häuser wagen sie sich, und so legt deshalb jede Mutter, wenn sie zur Arbeit muß, dem Kinde in der Wiege ein Gesangbuch unter das Kopfkissen oder hält einen Vogel im Zimmer. Dann haben die Unholde keine Gewalt über das Nesthäkchen. — Am Scharmützelsee ist auch die schöne Mär von dem Schwanenmädchen lebendig. „Ein Knabe sah einst, südwärts von Pieskow rudernd, drei Schwäne auf dem Wasser. Er fuhr ihnen nach, und weil es Mittag war und die Sonne sommerlich schien, senkte er schließlich müde die Arme und schlief ein. Bei seinem Erwachen fand er sich in einem gläsernen Feenpalast auf dem Grunde des Sees und neben seinem goldenen Bett standen 3 wunderschöne Schwestern Es gefiel ihm wohl bei den holden Jungfräulein. Unter Sang und Klang, bei beladenem Tische flohen die Tage. Als aber die Damen einmal fern waren und der Pieskower sich allein im Palaste sah, da packte ihn das Heimweh, daß er zu weinen begann und nach seiner Mutter rief. Sofort stand ein altes Weib vor ihm, das ihn nach dem Dorfe zurückbrachte. Doch wer einmal die Herrlichkeiten des Feenreichs gekostet hat, dem gefällt es nimmer auf der Erde. Der Bursche schlich von nun an in jeder freien Minute an den Scharmützel und schaute sehnsüchtig nach den drei Schwänen aus. Sie kehrten indes niemals wieder.“

Fürstenwalder-Zeitung 4. Jan. 1905.

Hans Pigulla, ein märkischer Landschafter. Von Hans Pigulla, dem allzufrüh verstorbenen, talentvollen Landschafter aus dem Kreise der Brechtschüler, ist jetzt im Künstlerhause eine Nachlaß-Ausstellung zu sehen, die etwa 30 Werke des Verstorbenen umfaßt. Daß Pigulla alle Anwartschaft besaß, ein berufener Schilderer der Mark und ihrer eigenen landschaftlichen Reize zu werden, das zeigt sich in diesen Bildern deutlich genug. Die romantische Note, die alles Schaffen der Brechtschule sonst vornehmlich durchklingt, fehlt bei ihm so gut wie gänzlich. Er arrangiert nicht, macht keine Steigerungen, hängt keine mit Schulpoesie geflickten Schönheitsmäntelchen um. Ganz unbefangen nimmt er schlichteste Motive auf und giebt sie wieder, so ehrlich, ungeschminkt und undrapiert, wie er sie sah. Das kommt denn der Eigenart märkischer Landschaftsstimmung trefflich zu statten und wirkt in bescheidenerer Form ebenso eindringlich und stimmungsvoll wie die wuchtigere, dabei bewußtere Weise Leistikowscher Schilderung. Ein feiner Farbensinn, dem alles Grelle, Bunte zuwider war, unterstützte Pigullals gesundes Naturempfinden und befähigte ihn gerade zur Wiedergabe jener aparten und intimen Reize, die den eigenartigen, melancholich-herben Zauber der Mark ausmachen. Die Birken am See und die bei Abendstimmung sind treffliche Proben solch intimer, treuer Schilderung. Es hängen außer diesen landschaftlichen Studien, in denen die Mark mit ihren Wäldern und Seen, ihren Landstädtchen und denen zwischen Laub und Wasser versteckten Dörfern anheimelnd vorüberzieht, noch einige Bilder in der Ausstellung, die den Künstler als Großstadtschilderer zeigen. Das Gewühl an der Potsdamerbrücke und ein Chaos von Rauch und Dampf an der Kolonnenbrücke sind zwei malerisch aparte Stücke von kräftigem, rücksichtslosem Schlag, die gleichfalls voll guter Versprechungen stecken. Schade, wirklich schade, daß der Künstler so viel Verheißendes nicht hat einlösen können!

Berl. Lok. Anz. 7. Juni 1904.

Köpernitz (Cöpernitz) bei Rheinsberg. An der Rheinsberg-Lindower Chaussee liegt der Gasthof „Zum schwarzen Husaren". Draußen ist ein Wirtshausschild angebracht, auf dem ein reitender Husar abgebildet ist. Das Bild soll von dem früheren Besitzer des Schlosses, dem Grafen Rougemont eigenhändig gemalt worden sein.

Volkssage. Als die Franzosen 1813 geschlagen waren, wurden alle Franzosen ausgewiesen, auch Graf Rougemont und seine Frau. Doch kehrten die beiden dann und wann nachts in ihr Schloß zurück; bei Tage durften sie sich nicht sehen lassen.

Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

13. (4. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Oktober 1905, im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21, abends 7½ Uhr.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII her.

A. Allgemeines.

I. Die Einweihung des neuen Dienstgebäudes der II. Handwerkerschule, welches nach den Plänen u. M. Baurats Ludwig Hoffmann, Andreasstr. 1/2, prächtig erbaut ist, fand am 8. d. M. statt. Wir erinnern uns noch mit vielem Vergnügen der Vorbesichtigung, deren sich die Brandenburgia unter freundlicher Führung des Direktors Tradt am 1. Mai d. J. erfreute. Die schön ausgestattete Festschrift desselben zum Einweihungstage, welche ich vorlege, wird Sie alle interessieren. Wir wünschen dem vielversprechend erblühten gemeinnützigen städtischen Unternehmen auch ferner Gedeihen. Dasselbe zählt bereits über 3000 Schüler.

II. Die Verhandlungen des 15. Bundestags der deutschen Bodenreformer in Berlin am 3. u. 4. d. M., welche im Künstlerhause, Bellevuestr. 3, stattfanden, liegen vor. Ich mache Sie auf den ansprechenden Vortrag des Professor Dr. Weber-Jena über „Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform“ besonders aufmerksam.

III. Ferner sei Ihre Aufmerksamkeit auf die ebenfalls ausliegenden Nummern der Leipziger Bauzeitung gelenkt. Nr. 39 vom 23. v. M. enthält einen „Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe“, Nr. 40 vom 30. v. M. „Eine Wanderausstellung zur Hebung der Friedhofs- und Grabmalkunst“ ausgehend von der Gesellschaft für bildende Kunst in Wiesbaden. Es ist sehr löblich, dass man sich der in heimatkundlicher Beziehung arg vernachlässigten Gottesäcker von sachverständiger Stelle aus annimmt.

IV. Naturschutz und Denkmalsschutz.

a) Den Bestrebungen des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz, der sich neben dem Schutze der heimischen Vogelwelt vor allem auch die Bekämpfung der Modetorheit, Vogelbälge für Schmucksachen zu verwenden, angelegen sein läßt, hat sich nunmehr auch der Tierschutzverein des Herzogtums Gotha tatkräftig angeschlossen. Es haben sich nun in dem Herzogtum auf einen Aufruf des Tierschutzvereins hin ca. 11 000 Damen durch Namensunterschrift verpflichtet, die zu Schmucksachen dienende Verwendung von Vogelbälgen im ganzen und in Teilen sowie von Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Haus- und Jagdgeflügels — nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch in gleicher Richtung auf Angehörige und Untergebene einzuwirken. Die Liste der Damen wurde alsdann sämtlichen in Frage kommenden Geschäftsinhabern zugeschickt mit dem freudig zu begrüßenden Ergebnis, daß man in den Putzgeschäften des ganzen Herzogtums nur noch selten einen mit einer Vogelleiche garnierten Damenhut zu sehen bekommen soll. — Im Anschluß an obige Mitteilung teilt uns der Internationale Frauenbund für Vogelschutz mit, daß sich die Geschäftsstelle des Bundes nunmehr Berlin O. 27, Holzmarktstraße 53 befindet, und daß dorthin alle Anfragen, sowie auch die noch nicht bezahlten Jahresbeiträge einzusenden sind.

b) In Argentinien ist ein Ausfuhrverbot betreffend naturgeschichtliche und ethnographische Sammlungsgegenstände erlassen. Dies Verbot übertrifft noch bei Weitem das von uns früher getadelte auch schon recht kleinliche Verbot des Ausführens von Altertümern aus Norwegen und ist nach diesseitiger Auffassung so recht geeignet, die unwissenschaftlichen Zustände soweit es sich um Naturkunde und Naturentwickelung handelt, zu kennzeichnen. Teils sind die Mittel nicht da, um die großartigen palaeontologischen Vorkommnisse, namentlich Skelettreste von Wirbeltieren, gehörig auszubeuten, zu präparieren und aufzustellen, teils scheint Unwissenheit, Gleichgültigkeit und nationale Trägheit Schuld zu sein. Nur ja nicht Fremde heranlassen, da werden die heimatlichen Verhältnisse bloßgestellt. Lieber mag alles beim Alten bleiben.

B. Persönliches.

V. Adolf Bastian. Bei der Beisetzung des auch von der Brandenburgia nach Verdienst gefeierten, am 3. Februar 1905 in Port of Spain auf Trinidad gestorbenen großen Völkerkundigen am 17. d. M. auf dem Friedhofe der St. Matthaeikirche, hierselbst Groß-Görschenstraße 12/14, war auch unsere Gesellschaft durch mehrere Mitglieder vertreten.

VI. Ferdinand Freiherr von Richthofen †. Einer unserer größten Geographen, Geh. Regierungsrat Professor Dr. phil. et med. Ferdinand

Freiherr von Richthofen ist am 7. d. M. nachts im 73. Lebensjahre verstorben. Mit seinem Hinscheiden betrauert die Akademie der Wissenschaften ein stets förderndes Mitglied, das Institut für Meereskunde seinen langjährigen Direktor und die Berliner Universität einen der beliebtesten Lehrer.

Geboren am 5. Mai 1833 zu Karlsruh in Schlesien, wandte er sich zunächst der Geologie zu. An die geologische Aufnahme des südöstlichen Tirol schlossen sich seine Weltreisen nach China, Japan, Siam, Manila, Java, nach den Philippinen, Hinterindien sowie nach Kalifornien. In China fand Richthofen vor allem die Steinkohle. Unter seinen literarischen Leistungen steht das große Werk über China obenan. Daran reihten sich wichtige geologische Untersuchungen insbesondere über die Lößablagerungen äolischen Ursprungs, auf dem der große Getreide-Reichtum der betreffenden Landschaften Chinas beruht. 1872 kehrte der Forscher von seinen großen Reisen zurück. Drei Jahre später erhielt er in Bonn eine geologische Professur, die er 1879 antrat. Dann folgte er 1883 einem Ruf als Ordinarius der Geographie nach Leipzig, und seit 17 Jahren war er an der Berliner Universität als Vertreter der physischen Geographie auf das verdienstvollste tätig. Als erfolgreicher Lehrer, aus dessen Schule fast alle jüngeren Forscher, so auch Prof. von Drygalski, der Leiter der deutschen Südpolar-Expedition, hervorgegangen sind, als Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen und Anstalten hat Freiherr von Richthofen Großes geleistet; auch als Präsident der Gesellschaft für Erdkunde erwarb er sich allgemeine Anerkennung. Die jüngste Geschichte der Erdkunde wird mit dem Namen des Dahingeschiedenen auf das innigste verknüpft bleiben. Das, was er in der Erforschung des ungeheuren Reiches der Mitte geleistet, hat ihm einen Ehrenplatz unter den Forschern und Reisenden aller Nationen gesichert. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten und Untersuchungen auf geographischem und geologischem Gebiet waren von reformatorischer Bedeutung. Es gibt wenige unter den jüngeren Geographen in Deutschland, die sich nicht mit Stolz als Schüler Richthofens bezeichnen können. Viele jüngere Gelehrte kamen nach Berlin, um wenigstens einige Zeit die wissenschaftliche Erziehung des Altmeisters der Geographie auf sich wirken zu lassen. Der Name Ferdinand von Richthofen wird in der Welt unvergessen fortleben, auch in unserer Brandenburgia, deren Tätigkeit als heimat- und landeskundliche Gesellschaft ja recht eigentlich in das Gebiet der Erdkunde fällt.

Seit Jahren mit dem Verewigten befreundet, habe ich mehrfach mit ihm über unsere Ziele gesprochen und stets rückhaltlose Anerkennung derselben gefunden, obschon sie sich nur auf einen winzigen Teil des Erdballs erstrecken. Namentlich freundlich waren Richthofen's Äußerungen

und Glückwünsche gelegentlich des zehnjährigen Jubilaeums unserer vaterländischen Vereinigung im Jahre 1902.

C. Naturkundliches.

VII. Die großartige Ausnutzung der elementaren Elektrizitätskraft für die verschiedensten technischen Fortschritte der Gegenwart hat uns schon wiederholt gefesselt und wird dies noch voraussichtlich recht oft tun. Heut lege in dieser Beziehung ich Ihnen die künstlerisch ausgestattete Denkschrift der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg: „Zum Entwurf einer Schwebebahn in Berlin" vor. Eine Verschönerung dürfte dem Stadtbild durch die vorerst im metaphorischen Sinne noch recht eigentlich in der Schwebe befindliche Schwebebahn nicht werden. Die ebenfalls ausliegende kritische Besprechung von Wilhelm Badrow: „Ein neuer Schwebebahnentwurf für Berlin" (Sonderabdruck aus der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen Berlin, Oktober 1905 Nr. 83) schließt mit einer dringenden Empfehlung eines Versuchs, für den ich meinesteils einen Vorort z. B. Rixdorf—Britz geeignet finden möchte, bevor man in dem eigentlichen inneren Berlin mit einer Schwebebahn vorgeht.

VIII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke. Oktober 1905. Sie enthalten, wie Sie ersehen wollen, eine Beschreibung der beiden Krafthäuser Schiffbauer Damm und Linienstraße, desgl. Mitt. über die Verwendung elektrischer Kraft für häusliche Verrichtungen (Kochen, Plätten, Wärmen, Heizen pp.).

IX. Vom Irrlicht. Eine merkwürdige Naturerscheinung, die unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Irrlicht zeigt, wurde jüngst von Professor Miethe, gegenwärtig Rektor der Technischen Hochschule, in der Sommerfrische beobachtet. Professor Miethe betrat — so berichtet er selbst im Prometheus — am 4. d. M. um $9^3/_4$ Uhr abends eine auf sandiger Nehrung gelegene Wiese an der mecklenburgischen Küste und bemerkte in einiger Entfernung am Boden ein auffallend weißes und helles Licht. Die Dämmerung gestattete eine deutliche Orientierung. Beim Nähertreten sah er, daß die Lichterscheinung sich mitten in einem etwa drei Meter breiten, mit Wasserpest verkrauteten Wassergraben an der Spitze eines in das Wasser eingerammten Holzpflockes befand. Die leuchtende Stelle war ungefähr sechs Zentimeter hoch und hatte die Figur eines gleichseitigen Dreiecks, das auf seiner Spitze steht. Der leuchtende Körper erschien schlecht begrenzt, weißlich mit gelbem Anflug und graugelbem Rand, etwa wie eine Weingeistflamme auf kochsalzgetränktem Docht, aber so hell, daß man die Ufer des Grabens genau sehen und in fast zwei Meter Entfernung das Zifferblatt der Uhr erkennen konnte. Die Flamme stand vollkommen still, auch bei leichtem

Windzuge. Dabei ging ein kaum wahrnehmbares Rauschen von der Lichterscheinung aus, ein tiefer Ton, der wie ein leise gehauchtes hoooo — — — o klang. Professor Miethe hielt die Eisenblechzwinge seines Spazierstockes in die Flamme, ohne daß die Spitze merklich warm wurde oder etwa einen Geruch zeigte. Die Form der Flamme änderte sich nicht, als er mit dem Stock in ihre Mitte oder in die Nähe ihrer Basis fuhr; zog er ihn schnell direkt hindurch, so zeigte die Flamme ein steifes Flackern, etwa wie eine Azetylenflamme unter gleichen Umständen. Trockene Grashalme, die an der Stockzwinge befestigt waren, blieben in der Flamme unversengt und nahmen keinen besonderen Geruch an. Ringsherum zeigte sich keine Spur von Leuchten. Nach acht Minuten nahm die Leuchtkraft der Flamme ab, das Hauchen verstummte, sie schien kleiner und flacher zu werden, verschwand einige Sekunden ganz und tauchte zwei- bis dreimal wieder schwach auf, um dann mit einem Rucke endgültig zu verschwinden. An den nächsten Abenden kehrte die Erscheinung nicht wieder. Professor Miethe vermag eine Erklärung für das seltsame Phänomen nicht zu geben; eine elektrische Entladung nach Art des sogenannten Elmsfeuers ist es, wie er meint, ebensowenig gewesen wie eine Flamme entzündeten Sumpfgases. Dagegen sprach das Fehlen jeder merklichen Wärmeentwicklung. Daß dergleichen Vorgänge auch spiritistisch zu suggerieren und den mit dem Irrlicht verbundenen vielfachen Aberglauben zu stärken geeignet sind, liegt auf der Hand. Im Übrigen vergleiche die früheren Mitteilungen u. M.'s Steinhardt und von mir Brand. XII. 404 — 408.

X. Neues von der Wünschelrute.*) — Audiatur et altera pars. Auf S. 228 flg. berichtete ich über den Streit, der sich bezüglich der Versuche mit der Wünschelrute seitens des Herrn Landrat a. D. von Bülow in Greifswald entsponnen und später verwies ich auf neue Versuche, welche auf Veranlassung des Geheimen Admiralitätsrats und Marinehafen-Baudirektors G. Franzius auf dem Gelände der Kais. Werft in Kiel im Gange seien. Herr Ingenieur Hans Dominik berichtet unter dem Titel „Altes und Neues von der Wünschelrute" hierüber viel Interessantes im Berliner Lokal Anzeiger vom 26. d. M. Im Interesse der Unparteilichkeit glauben wir der Brandenburgia die markantesten Stellen nicht vorenthalten zu sollen, die sich wiederum auf einen halbamtlichen Bericht im Zentralblatt der Bauzeitung stützen.

Auf der kaiserlichen Werft mußten in diesem Sommer neue Brunnen gebohrt werden, da die vorhandenen nicht mehr ausreichten. Nun besteht der Boden dort aus einer wasserhaltigen Kiesschicht, die auf einer undurchlässigen Tonschicht lagert und selbst wieder mit nicht wasserhaltigem Alluvialboden bedeckt ist. Die Praxis hat ferner gezeigt, daß diese wasserstörende

*) Vgl. Brandenburgia XII., 18–24, 154–156, XIV. 228–230.

Schicht auf dem Gebiete der Werft in sehr verschiedener Tiefe liegt. Sie kommt stellenweise sehr dicht an die Oberfläche, um in nächster Nähe wieder sehr tief hinunter zu gehen. Ein geschickter Quellenfinder muß daher in der Lage sein, Stellen für die neuen Bohrlöcher anzugeben, aus denen man bei möglichst geringer Bohrtiefe möglichst große Wassermengen bekommen mußte.

Nun machte zwar Herr von Bülow-Bothkamp bereits seit Jahren in Kiel und Umgebung als Quellensucher mit der Wünschelrute viel von sich reden. Begreiflicherweise aber hegte Herr Franzius, als erfahrener Wasserbau-Ingenieur Bedenken, die Hilfe des genannten Herrn in Anspruch zu nehmen, da er mit Recht befürchtete, sich durch die Unterstützung eines solchen unwissenschaftlichen Verfahrens, das von vielen Leuten als Aberglaube behandelt wird, lächerlich zu machen. Erst nach langem Zögern entschloß er sich, im Juni d. J. dazu, und der Bericht, den er nun selbst über seine Erfahrungen gibt, grenzt geradezu an das Märchenhafte und sollte jedenfalls Veranlassung zum gründlichen Studium dieser Angelegenheit geben. Im weiteren wollen wir nun der Schilderung des Herrn Geheimrat Franzius folgen. Herr von Bülow brachte als Instrument einen etwa 3 mm starken Eisendraht mit. Die Versuche wurden zunächst einige Zeit aufgeschoben, bis ein Gewitter, das am Himmel stand und nach den Aussagen des Herrn v. Bülow störend wirkte, sich verzogen hatte. Darauf ging der Quellensucher mit der Rute durch den Garten des Geheimrats, und hier schlug diese an einer Stelle, wo bereits die dritte Kletterrose vergeblich angepflanzt und wieder im Absterben begriffen war, energisch nach oben, ein Zeichen, daß hier offenbar unterirdisches fließendes Wasser vorhanden war. Die Bewegung der wagrecht getragenen Rute war dabei so stark, daß ihr freies Ende klatschend gegen die Brust des Herrn von Bülow schlug. Beim weiteren Wege nach der Werft entdeckte Herr von Bülow einen Wasserlauf, dessen Lage dem Geheimen Rat Franzius bereits bekannt war, und gab seine Richtung genau an. Auf der Werft führte der die Bohrung leitende Baumeister Herrn von Bülow an ein Brunnenrohr, das bis vor wenigen Tagen springendes Wasser geliefert hatte, dann aber mit einem Holzpfropfen verschlossen worden war. Herr von Bülow umschritt das Brunnenrohr mehrere Male mit der Rute und erklärte dann, daß an dieser Stelle kein fließendes Wasser sei. Als man nun den Holzpfropfen aus dem Rohr zog, zeigte sich in der Tat, daß der Brunnen wohl infolge benachbarter Bohrungen versiegt war.

Nachdem Herr von Bülow durch diese Proben recht beachtenswerte Zeugnisse seiner Kunst gegeben hatte und weiterhin noch die Lage eines anderen Wasserlaufes festgestellt hatte, wurde er gebeten, für einen neuen Brunnen eine geeignete Stelle anzugeben. Er sah sich zunächst nach äußeren Merkmalen für unterirdisches fließendes Wasser um und glaubte ein solches in einem kränkelnden Baum zu finden. Als er diesen umschritt, schlug die Rute wiederum sehr stark aus, ein Zeichen, daß dort eine mächtige Quelle entlang ging. Da nun der Platz an diesem Baume für einen neuen Brunnen wenig günstig war, wurde er gebeten, den unterirdischen Wasserlauf doch zu einer bequemeren Stelle zu verfolgen. Er tat dies über eine Strecke

von hundert Metern und blieb dabei mit Sicherheit auf einem nur wenige Meter breiten Streifen stehen. Sobald er von diesem herunterkam, begann die erhobene Rute sofort zu fallen, so daß der unterirdische Lauf mit Sicherheit zu verfolgen war. Etwa hundert Meter von dem Baum entfernt stieß man auf einen kleinen, etwa zwei Meter tiefen Brunnen, der das nahe der Oberfläche befindliche Grundwasser zu Feuerlöschzwecken sammelt. Herr von Bülow erklärte nun, man solle an dieser Stelle ein Rohr bis zu 15 Meter Tiefe treiben und würde dann auf eine mächtige Wasserader stoßen. Herr Geheimrat Franzius erfuhr dann in den nächsten Tagen, daß dieser alte, zwei Meter tiefe Brunnen bereits nach Angaben eines früheren Vorarbeiters gebohrt worden sei, der ebenfalls die Wünschelrute benutzte, aber dabei nicht in der Lage war, die Tiefe des unterirdischen Wassers genau anzugeben. Im Juli ging man dann an die Bohrung selbst und fand von 13 bis 24 Meter Tiefe scharfen wasserhaltigen Sand. Das Wasser strömte aus dieser Schicht her durch das Rohr in 1 m Höhe aus dem Boden aus und lieferte beim Abpumpen in der Stunde 14 kbm Wasser. Später hat man dann an dieser Stelle einen Schacht von einem Meter Weite getrieben, welcher in der Stunde 50 kbm liefert.

Herr Geheimrat Franzius berichtet dann weiter über die recht interessanten Erfahrungen, die er selbst und Verwandte von ihm mit der Rute machten. Herr von Bülow ließ, während er über eine Quelle dahinschritt, Herrn Geheimrat Franzius und einen seiner Söhne je eine Hand auf die beiden Zweige der Rute legen. Beide hatten dabei die Empfindung, als ob sie den Kollektor einer Elektrisiermaschine berührten, dagegen blieb ein Baumeister der Werft der Rute gegenüber völlig unempfindlich. Weitere Versuche zeigten dann, daß der Geheimrat und der eine seiner Söhne mäßig begabte Quellensucher sind, die selbständig nur mit einer Holzrute arbeiten können, während der andere Sohn ein besserer Finder ist und auch den Eisendraht nehmen kann. Weiter haben die meisten Bekannten, die sich an den Versuchen beteiligten, Unempfindlichkeit gezeigt und keinen Erfolg gehabt. Ferner zeigte sich auch die bedenkliche Seite der Sache. Ein sehr feinnerviger Verwandter des Geheimrats, der mit der Rute nach verborgenem Golde suchte, geriet dabei in einen starrkrampfähnlichen Zustand, so daß nervenschwache oder kränkliche Personen vor Versuchen mit der Rute zu warnen sind.

Sie ersehen, verehrte Anwesende deutlich, daß vom Standpunkt der wissenschaftlichen Heimatkunde bei dem Streit über das Quellensuchen mit der Wünschelrute und Verwandten, drei springende Gesichtspunkte wohl zu unterscheiden sind:

1. Der geologische Gesichtspunkt. Daß auch Laien mitunter geschickt sind, Quellen u. dgl. aufzufinden, bestreitet heut wohl kaum noch ein Geologe. Die Geologie wendet sich nur gegen das Mystische, in welcher diese „Schäfer"-Fertigkeit eingekleidet wird, die bekanntlich von den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern Südwestafrikas mit einem überraschenden Instinkt ausgeübt wird, übrigens auch von heftig durstenden Tieren, insbesondere Rinder, welche durch Durst gepeinigt

und durch Erfahrung gewitzigt, mitunter unterirdische Rinnsale in bedeutender Tiefe mit Erfolg wittern.

2. Der psychologische Gesichtspunkt, auf den jetzt die Verteidiger der Wünschelrute ein Hauptgewicht legen, um sich gegen die Vorwürfe der Geologen als unzureichende und einseitige zu wehren. Herr Dominik äußert sich in dieser Beziehung wörtlich.

Geheimrat Franzius besitzt einen angesehenen Namen als Ingenieur, so daß sein Bericht als völlig glaubwürdig gelten muß. Seine Erfahrungen bestätigen zunächst, daß eine persönliche Disposition für das Finden von Quellen, ebenso wie von verborgenem Golde, auf das hin die Rute gleichfalls ausschlägt, vorhanden sein muß. Sie zeigen aber weiter, daß zum Finden das einfache Instrument der Rute notwendig ist. Eine Erklärung für diese Tatsachen, die zunächst als beglaubigt gelten müssen, ist zurzeit nicht möglich. Es steht aber zu hoffen, daß durch den Bericht von Franzius das uralte Thema von der Wünschelrute der wissenschaftlichen Forschung erschlossen wird.

Als Parallelerscheinung braucht man ja nur den Hypnotismus heranzuziehen, dessen wunderbare Phänomene auch lange Jahre hindurch als Aberglaube und Schwindel verschrieen wurden, während wir heut bereits erfreuliche Anfänge zu einer Wissenschaft und Theorie der Hypnose besitzen.

3. Der volkskundliche Gesichtspunkt. Dieser interessiert uns, da wir die Volkskunde als einen der wichtigsten Bestandteile der Landes- und Heimatkunde betrachten müssen, augenblicklich mehr, als der Kampf zwischen den Geologen und den Psychologen (Punkt 1 und 2). Der Kampf um die Wünschelrute, deren geheimnisvolle Kraft nun nicht mehr lediglich bezüglich des Wassers sondern bereits nunmehr sogar auch des Goldes von Neuem hervorgesucht wird, beweist erstlich, wie gewisse primäre Vorstellungen in der Völkerseele über die ganze Erde verbreitet sind und sodann, wie sie, seit der grauesten Vorzeit bestehend, unausrottbar sind, selbst in unserer Zeit, die sich mit ihrer Aufklärung, vermittelt durch die naturgeschichtlichen und technischen Wissenschaften, so gewaltig brüstet. H. Dominik erinnert beiläufig auch daran, daß das Nibelungenlied die Wünschelrute kennt und kurzweg den „Wunsch“ nennt, wie in dem Verse: „Es lag der Wunsch darunter, von Gold ein Rütelein“ hervorgeht und wie Moses mit dem Stab Wasser aus dem Felsen lokte bei Massa und Meriba nahe dem Berg Horeb (Exodus-Kap. 17) und wie bereits in Ninive eine Göttin als Herrin des magischen Stabes d. i. der Wünschelrute verehrt wurde.

So hat der neuangefachte Streit vom volkskundlichen Standpunkt aus hohes Interesse: je schärfer die Geister dabei aneinander platzen, je besser im Interesse der Wissenschaft. Als Nachlese verweise ich noch bezüglich der Vergangenheit u. a. auf folgende Veröffentlichungen.

Carus Sterne: Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand. Weimar 1862.

Zwei französische Gelehrte galten als anerkannte Quellensucher: der Abbé Richard um 1865 und später der Geolog Abbé Parmelle.

Zur Vergleichung der Anschauungen ist brauchbar der „Nutzen" der Wünschelrute. Von Dr. C. Gagel, Kgl. Landesgeologe, in der Naturwiss. Wochenschrift vom 8. 2. 1903, S. 229/275. Gagel glaubt zwar, daß das Veranlassen der ganzen gegenwärtigen Diskussion, Landrat Kai von Bülow-Bothkamp, ein guter Glauben, daß er aber in Selbsttäuschung befangen und daß aber manche von den Wünschelrutengängern Charlatane seien.

„In den Talniederungen der großen Flüsse und in dem ganzen nordd. Flachland dürfte es wohl nicht allzu viele Stellen geben, wo man, wenn nur tief genug gebohrt wird, überhaupt kein Wasser findet. — Es sind allerdings auch im Flachland Stellen bekannt, wo man bis zu 180 m gebohrt hat, ohne irgendwie erhebliche Wassermengen zu finden, aber sie sind relativ selten."

Anders natürlich liegt die Sache im Gebirgslande.

Gagel wendet sich gegen den Herausgeber des Prometheus, Dr. Witt tadelnd wegen zweier Artikel im Prometheus Nr. 687 S. 173 und Nr. 691 S. 236. Außerdem ist nachzulesen auch Prom. XII. 1901 Nr. 591 S. 303. Obwohl Dr. Witt sich sehr zurückhaltend geäußert hatte, wurde er in wissenschaftlichen Zeitschriften (vgl. meine früheren Angaben in der Brandenburgia zu Anfang dieser Nr. X.) auf das Heftigste wegen Unwissenschaftlichkeit angegriffen.

XI. Mammut oder Nichtmammut das ist jetzt die Frage, die man sich in den Interessentenkreisen, nachdem die Abbildungen des neusten in Petersburg mit Haut und Haar aufgestellten wirklichen sibirischen Mammuts bekannt geworden sind, hinsichtlich unserer brandenburgischen Elefanten aus dem Diluvium wird wohl oder übel ernsthaft vorlegen müssen.

Wegen des Beresowka-Mammuts, das ich augenblicklich im Sinne habe, beziehe ich mich auf das von mir in der Brandenburgia XIV. 331 gesagte. Ich verweise heut ferner auf zwei mir zugrunde vorliegende Notizen aus dem Prometheus.

E. K. Nachrichten von der letzten Mammut-Expedition. Prometheus XIII, 1902 S. 692. Const. Otto Herz u. Praep. Pfitzenmaier fanden Ende 1900 an den Ufern der Beresowna den von einem Kosaken entdeckten Kadaver. Herz meint, daß die Mammuts häufig durch Sturz in Gletscherspalten umgekommen sind. Im Magen lagen keine Nadelholz- oder sonstige Baumfutter-Reste, sondern lediglich Gras und mancherlei Kraut.

Der Schwanz ist halb solang wie beim Elefanten und führt eine ca. 50—60 cm lange Quaste von dunkelbraunen Haaren. Hierbei könnte man etwa auf die Mammut-Zeichnung bei Lubbock, die Vorgesch. Zeit II S. 44

Bezug nehmen, insofern dies Tier wirklich als Mammut angesprochen werden kann.

Dr. Brandes auf dem Anthrop. Kongr. zu Halle 1901 (Prometheus XII. Nr. 594 S. 333) meinte, die Mammuts (ursprünglich Urwaldtiere) seien durch das Schwinden der Wälder verhindert worden, ihre Stoßzähne abzunutzen, diese seien ins Ungeheuerliche gewachsen und hätten die Nahrungszunahme verhindert. — Ähnlich wie bei den Macherodonten Südamerikas, die ungeheure Reißzähne zum Erlegen der großen Edentaten brauchten. Als diese ausstarben wurden die Reißzähne überflüssig und die Ernährung immer schwieriger, bis ein Aussterben erfolgte.

Also auf die Ungeheuerlichkeit der Stoßzähne d. h. die merkwürdige seitliche nach außen gerichtete, fast möchte man sagen rüsselartige geschwungene Krümmung bei Mammuten wird die größte Bedeutung gelegt.

Sind Ihnen nun Zähne dieser besondern Stoßzahn-Ausgestaltung vom fossilen Elefanten unserer Provinz bekannt? Es sind bekanntlich ungezählte Mengen von Stoßzähnen dieses Dickhäuters in Berlin und in näherer oder weiterer Umgebung Berlins gefunden. Die Krümmung eines Stoßzahns von Elephas finde ich in der Literatur unserer Gegend nur einmal hervorgehoben und zwar bei Klöden. Die Versteinerungen der Mark Brandenburg 1834. Dort heißt es S. 67: „3. Ein großer Stoßzahn, aber mit abgebrochenem Ende, dennoch 2 Fuß lang und 4 Zoll dick, gekrümmt, aus festem Elfenbein bestehend, wurde vor 16 Jahren in der Lehmgrube bei Mittenwalde gefunden und befindet sich jetzt in der Sammlung des Herrn Regierungsrats v. Türk zu Klein Glienicke bei Potsdam."

War diese Krümmung so auffallend wie beim Mammut? Etwas gekrümmt sind alle hiesigen Stoßzähne von Elephas, die ich kenne, aber keineswegs sehr auffallend, ich meine sogar nicht gerade sehr viel mehr als beim afrikanischen und asiatischen Elefanten. Ich muß dabei allerdings zugeben, daß wir es zumeist lediglich mit kleineren oder größeren Bruchstücken von Stoßzähnen zu tun haben, da selbst die vollständig in der Erde liegenden hiesigen Stoßzähne, weil sehr mürbe, leider und selbstverständlich nur zufällig von unkundigen Arbeitern gefunden, und fast allemal abscheulich zugerichtet werden. Man erhält oft nur ganz kleine Bruchstücke von großen Stoßzähnen.

Beiläufig schalte ich hier ein, daß doch ein Beispiel von einer phänomenalen Dauerhaftigkeit eines diluvialen Elefantenzahns, allerdings nur eines Molars, bekannt geworden ist, worüber Altmeister Klöden a. a. O. S. 70 folgendes berichtet: „12. Einen vollständigen großen Backzahn fand der verstorbene Ober-Baurat Krüger zu Potsdam in der Priesterstraße als Pflasterstein eingesetzt, mit der Kaufläche nach unten gekehrt, wo er wahrscheinlich über 30 Jahre ruhig seine Dienste gethan, und in der wenig befahrenen Straße wenig abgenutzt wurde,

bis ihn mein verstorbener Freund entdeckte und herausnehmen ließ. Er befindet sich jetzt im Königlichen Museum."

Große Elefanten-Mahlzähne ohne Wurzeln sind häufig, dagegen Mahlzähne mit dem vollständigen kolossalen Wurzeln daran, die man, um zu glauben, sehen muß, recht selten. Chemische Agentien, welche bei den sibirischen Mammuten fehlen, haben auf unsere norddeutschen Elefantenreste zersetzend eingewirkt, wenigstens ist mir kein Stoßzahn oder Fragment davon bekannt, das man — wie es doch sibirisches Mammut regelmäßig zuläßt — wie Elfenbein rezenter Elefanten zu Schnitzereien, Knöpfen u. dgl. verarbeiten könnte. Sind etwa die sibirischen Mammute überhaupt erheblich geologisch jünger als unsere zwischeneiszeitlichen Elefanten oder haben diese Mammute seit ihrem Tode bis heut fortgesetzt in gefrorenen Zustande gelegen und deshalb chemischer Zersetzung besser, als ihre märkischen Vettern widerstanden? Oder liegen bei den sibirischen Mammuten beide günstigen Erhaltungsmomente vor? Sind es Brüder oder nur Vettern? Mammut oder Nichtmammut das ist jetzt die Losung; ich bitte zur Lösung der Frage, sei es durch Angabe von Fundmaterial sei es durch zoologisch-palaeontologische Begutachtung von recht vielen Seiten mitwirken zu wollen.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine der Diluvialzeit angehörige „Tierbilder-Gallerie" nach einem Referat der Täglichen Rundschau vom 19. Februar 1902 aufmerksam machen. Es heißt da wie folgte. Eine für die Kenntnis des vorgeschichtlichen Menschen höchst wichtige Entdeckung, eine ganze Sammlung von Tierbildern von dessen Hand, haben zwei französische Forscher, Dr. Capitan, Professor an der Schule für Anthropologie, und Abbé Breuil in der Dordogne gemacht. Die Ergebnisse ihrer mühevollen Forschungen teilte Dr. Capitan in der Januar-Sitzung der Pariser Akademie mit. In der Dordogne in der Gegend von Eyzies befinden sich die „Grottes des Combarelles", die einen 225 Meter langen, schmalen und dunklen Gang bilden; in einer Tiefe von 110 Metern zeigen sie eine sehr sorgfältige und mannigfaltige Ausmalung. 109 sehr klare Zeichnungen stellen folgende Tiere dar: ganze, nicht bestimmbare Tiere 19, pferdeähnliche 23, rinderähnliche 3, Bisons 2, Rentiere 3, Mammuts 14, Köpfe von Steinböcken 3, Köpfe von Saiga-Antilopen 4, verschiedene Köpfe, besonders von Pferden, 36. Man hat ferner auch ein menschliches Gesicht zu erkennen geglaubt. Es sind mit schwarzen Strichen umrissene Zeichnungen, wie in der griechischen Vasenmalerei, aber meistens ist die Oberfläche vollständig mit rotem Ocker überzogen. Manchmal scheinen bestimmte Teile, wie der Kopf der Auerochsen mit schwarz und rot überzogen gewesen zu sein, was eine bräunliche Färbung ergibt. Bei einzelnen Tieren ist dagegen der Kopf schwarz und der hintere Teil bräunlich. Diese Kolorierung, eine wirkliche Freskomalerei, ist oft über die gezeichneten Striche hinaus angebracht; dann wieder

sind die Striche auf der schon aufgetragenen Farbe gezeichnet oder durch Abschaben gewonnen. Manchmal hat der Künstler sich die Vorsprünge des Steins zu nutze gemacht, um bestimmte Teile des Tieres schärfer hervorzuheben. Diese Einzelheiten lassen sich besonders gut in der benachbarten „Font-de-Gaume-Grotte", die nicht weniger reich an solchen Bildern ist, feststellen. Von den in dieser gefundenen 77 Tierdarstellungen sind: Auerochsen 49, unbestimmte Tiere 11, Rentiere 4, Hirsche 1, pferdeähnliche 2, Antilopen 3, Mammuts 2; dazu kommen noch einige geometrische und andere Ornamente. Daß diese Zeichnungen nicht etwa von Menschen unseres Zeitalters gemacht sind, ergibt sich daraus, daß sie sich unter einer Stalagmiten-Schicht befinden, die das Werk von Jahrhunderten ist. Die dargestellten Tiere sind ferner deshalb aus früheren Jahrhunderten, weil Mammut und Rentier in Gallien nur im vorgeschichtlichen Zeitalter vorkamen. Zum erstenmal findet man auf Felsen Zeichnungen, die unbestreitbar Mammute darstellen; sie sind charakterisiert durch die sehr hohe Stirn mit Vertiefung in der Mitte und sehr gekrümmte Stoßzähne, weiter sind sie gänzlich mit Haaren bedeckt, und auch die Füße sind bezeichnend. Der Rüssel ist bald gerade, bald nach rückwärts gekrümmt. Die Menschen, die diese Tiere gezeichnet haben (einige sind bis 2,50 Meter lang), waren Künster von bewundernswerter Sicherheit. Die Ausführung ist so genau, daß man über die Bestimmung meist nicht zweifelhaft sein kann. Das merkwürdigste der auf diesem ungeheuren Freskobild dargestellten Tiere ist ein Pferd, das bereits das demütige und ergebene Aussehen des dem Menschen unterjochten Tieres hat. Es ist das einzige Tier, dessen Körper mit Linien, Zeichen und rätselhaften Arabesken bedeckt ist. Ob sie eine Decke oder Sattelzeug bedeuten? — Handelt es sich hier um das wirkliche Mammut? Wenn ja! ist noch immer nicht gesagt daß der in Frage stehende norddeutsche Elefant mit dem südfranzösischen identisch sei.

D. Kulturgeschichtliches.

XII. Roland-Rundschau. a) Es wird Ihnen aus den Zeitungen bekannt geworden sein, daß die Nachbildung des Rolands von Brandenburg a. H., welche vor dem Neubau des Märkischen Provinzialmuseums unlängst aufgestellt wurde, Gegenstand so zu sagen einer besondern Huldigung am 12. d. M. geworden ist.

In Bezug auf diese Nachbildung teile ich zuvörderst Folgendes mit. Die Figur ist hergestellt aus Kirchheiner Muschel-Kalkstein durch den Bildhauer Karl Schwarz hier Fruchtstraße 5, welcher für die Bildhauerarbeit 4000 Mark Honorar erhalten hat. Die Abformung in Brandenburg hat der Bildhauer Steiner hierselbst Molkenmarkt besorgt. Der Schädel zeigte sich am Original flachmuldenartig ausgehöhlt, sozwar daß die Schädelöffnung 26×28 cm, die größte Tiefe 10 cm beträgt. Die Rüstung

für die Abformung des Rolands in Brandenburg hat laut Rechnung des Formers Romann 700 M 2 Pfg. gekostet, die Herstellung der Abformung und eines Abgusses einschließlich aller Reise- und Transportkosten laut Rechnung des Herrn Steiner 1675 M. Die Steinmetzarbeiten haben 2017 M gekostet, das Bronzeschwert 130 M; im Ganzen mit allen Nebenkosten erforderte diese Rolandsfigur 9930 Mark Kostenaufwand.

Die Höhlung des Brandenburger Rolands ist seit unvordenklicher Zeit mit Donnerbart, bei uns gewöhnlich Hauslaub oder Hauslauch genannt, beflanzt. Herr Stadt-Garteninspektor Hessler in Brandenburg hatte die Güte mir drei Exemplare vom Kopf des dortigen Rolands in lebendem Zustande zu schicken, dieselben sind Sempervivum tectorum L. und nicht etwa von dem heimischen wilden Hauslauch (Sempervivum soboliferum Sims.), der wie ich in der Sitzung vom 31. Oktober 1900 (Brandenburgia IX. 328—330) mitteilte u. a. auf dem Hauslaubberg bei Buchsmühle nnweit Oderberg i. M. ganze Polster auf dem Rasen bildet. Die Sempervivum-Kappe des brandenburger Rolands ist leider sehr zurückgegangen. Ich entsinne mich, daß als ich im Jahre 1869 beim Landgericht Brandenburg als Gerichts-Assessor beschäftigt war, ich oft genug den Hauslaubschmuck und die hohen Stengel desselben mit rötlicher Blüten betrachtete. Jetzt scheinen die Pflanzen des Rolandshauptes schon lange nicht mehr zu blühen und die einzelnen Pflanzen immer kleiner zu werden, wahrscheinlich weil die Muttererde verzehrt ist und die Pfahlwurzeln der einzelnen Hauchlauchpflanzen lediglich auf das bischen Humus angewiesen sind, welches sich aus den unabsehbaren Generationen verrotteter Hauslauchpflanzen entwickelt hat. Im Frühjahr 1906 soll eine Ersatzpflanzung stattfinden, wozu u. M. Herr Franz Körner und ich 50 Stück Exemplare aus unseren Felsengärtchen liefern werden. Die auf dem Roland-Abbild am 12. d. M. von mir unter Zuziehung des Gärtners des Herrn Körner, Herrn Brandenburg gepflanzten Exemplare habe ich teils in der Villa Fritz Reuters in Eisenach teils von Mauern in Dörfern der Umgebung Bad Kissingen's gesammelt.

Die nachfolgende Darstellung betitelt „Der Brandenburger Roland als Donnergott" habe ich im Berliner Lokal-Anzeiger vom 8. d. M. veröffentlicht.

„Die Riesenfigur des steinernen Brandenburger Rolands von 1474, welche auf dem Markte der Neustadt stand und im Jahre 1716 da fortgenommen und am Eingange des dortigen Rathauses aufgestellt wurde, ist weithin als Typus der spätmittelalterlichen Rolande bekannt. Ebenso hat man sich seit alters an den seltsamen kappenartigen Pflanzenschmuck gewöhnt, den das Haupt trägt. Gewöhnlich meint man, daß es sich dabei um eine der sogenannten „Aufpflanzungen" (Epiphyten) handele, die auf Vögel oder die vorherrschenden Winde zurückzuführen sind, welche dorthin Samenkörner oder dergleichen verschleppt und angesiedelt

hätten. Zur größten Überraschung in wissenschaftlichen Kreisen hat es sich aber bei der Abformung des Rolands für das Märkische Museum herausgestellt, daß die Sache eine ganz andere Bewandnis hat.

Der Kopf des Brandenburger Rolands ist nämlich, was von den jetzt Lebenden bislang niemand gewußt hat, bis 10 cm tief ausgehöhlt in einem lichten Umfang von 84 cm. Die Höhlung ist glatt und sorgfältig hergestellt und mit Gartenerde ausgefüllt worden. In dieser wurzelt eine große Anzahl von Sempervivum tectorum, einer Fettpflanze, die bei uns gewöhnlich Hauslauch (mit fehlerhafter Aussprache Hauslaub), an anderen Orten wegen ihres krausen Wuchses und ihrer leuchtenden, auf hohen Stengeln stehenden Blüten „Donnerbart" oder „Donnerkraut" genannt wird.

Die Bedeutung dieses Krautes ist, gegen Wetterschäden, als Überschwemmung, Hagelschlag, namentlich gegen Blitzschlag und Feuersbrunst zu schützen. Insbesondere sind bei den Germanen Hauslauch und Stechpalme dem Donar oder Thor geweiht, weil sie — auch die so fleischigen Blätter des Hauslauchs — wegen des eigentümlichen Baues ihrer Blätter selbst dem heftigsten Hagelschlag trotzen. Alle diese dem Wettergott geweihten immergrünen Blätter, als Buchsbaum, Wacholder, Sadebaum, Efeu u. a. führen oder führten den Namen Sagmina; man bindet Büschel daraus und läßt sie in katholischen Ländern um Ostern mit Weihwasser in der Kirche heiligen.

Das Donnerkraut Sempervivum wird in Berlin, in der ganzen Mark und vielen anderen Landesteilen noch jetzt auf Mauern und Dächern gegen Blitzschlag und Feuersbrunst gepflanzt, was um so merkwürdiger ist, als die Pflanze bei uns nicht wild vorkommt. Sie ist auch kaum in den Handelsgärtnereien zu haben, vielmehr wird sie durch freiwillige Abgabe oder von Abergläubischen noch lieber durch heimliches Entwenden verbreitet.

Woher kommt diese Sitte? Offenbar schreibt sie sich von Kaiser Karl dem Großen und dem ungemessenen Einfluß, den dieser gewaltige reichsväterliche Monarch zu allen Zeiten behauptet hat, her. Wenigstens ist die alte germanische auch bei den romanisierten West-Franken seit der Urzeit her übliche Gepflogenheit durch Karl den Großen sanktioniert und in gewissem Sinne und Umfang gesetzlich geworden.

Der große Karl erließ nämlich an die Verwalter der Meierhöfe eine Reichsverordnung, die in der Rechts- und Landeskulturgeschichte unter dem Namen des Capitulare de villis vom Jahre 812 bekannt ist. Darin wird im 52. Absatz gesagt, was der Meier im Garten hegen soll: Lilien, Rosen, Fenchel usw., und weiter heißt es: Et hortulanus habeat super domum suam Jovis Barbam, d. h. der Meier soll oben auf seinem Dach Donnerbart gepflanzt haben.

So hat der christliche Kaiser den alten heidnischen Pflanzenkultus mit den Schutzbefohlenen und Lieblingen der donnernden Götter unmittelbar in seine wirtschaftliche Gesetzgebung mit einbezogen, und so unterliegt es hiernach keinem Zweifel, daß die Väter der alten Havelfeste, der Hauptstadt und des Vororts der Kurmark Brandenburg, ihren Roland außer mit dem Schwert und anderen Attributen, auch mit dem Donnerbart, der heiligen Pflanze des Donnergottes wohl überlegt ausgestattet haben, um ihre Stadt vor Unwetter, Hagel und Überschwemmung, insbesondere aber vor Blitzschlag und Feuersbrunst zu schützen.

Ein Anklang an diese Sitte — die einzige, die ich bei der Roland-Umschau zu ermitteln imstande war — läßt sich noch nachweisen: das ist die Sitte, das steinerne Haupt des Rolands zu Buch an der Elbe, unweit Tangermünde, zu Pfingsten feierlich mit Efeu, gelegentlich auch mit anderen, ebenfalls dem Donar heiligen immergrünen Zweigen zu schmücken. Wenn irgend noch ein Zweifel über die Symbolik dieses Aktes sein könnte, so wird er durch folgende Verse des Bucher Roland-Liedes beseitigt. Es heißt darin:

Ich grauer Held, ich großer König,
Ich bin von lauter Stein gemacht,
Mit meinem Säbel schlag ich
Die Feuerflamm' und Wasserkraft.

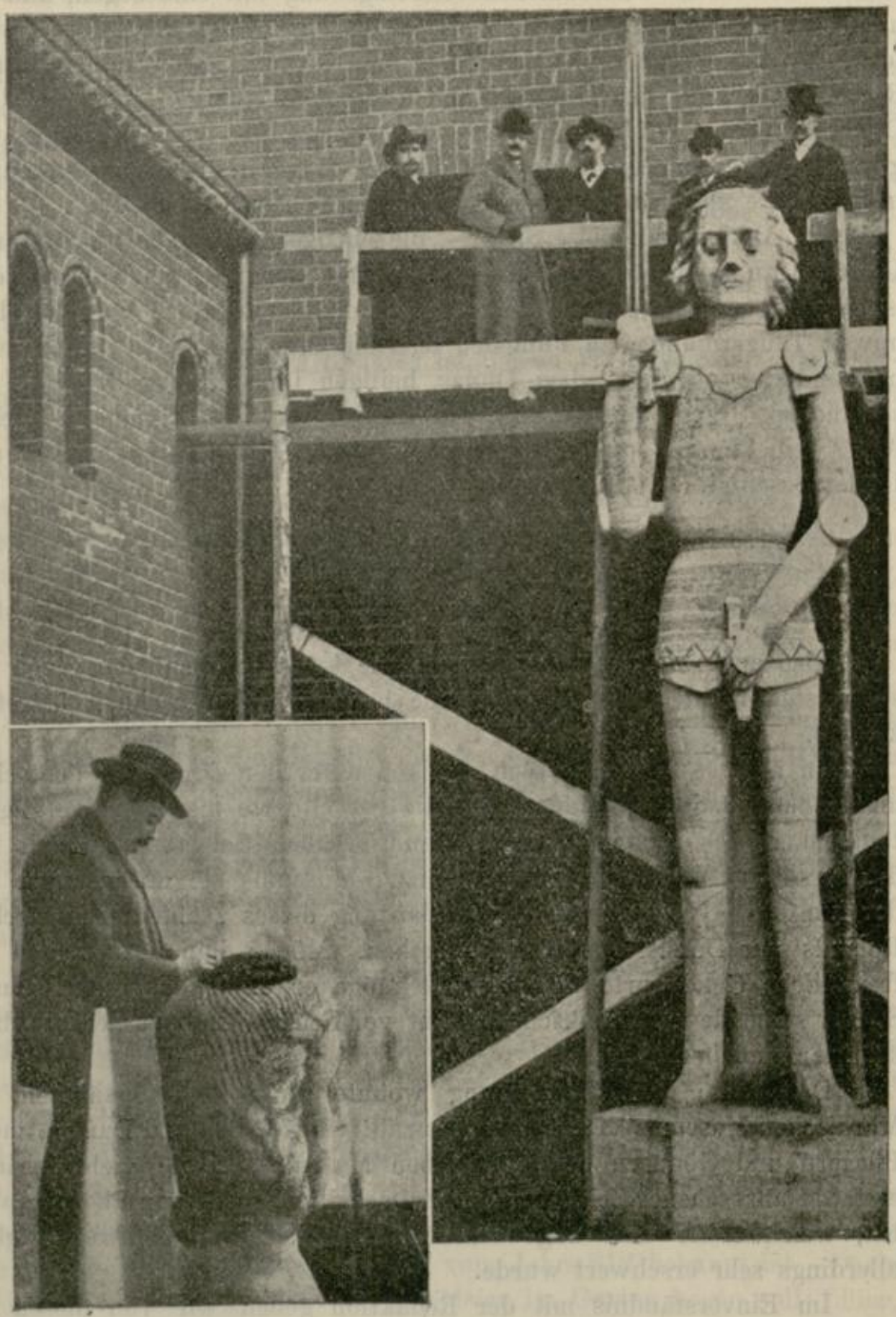
Also auch hier soll das immergrüne Laubdach schützen gegen die schwersten Elementarschäden, welche bei uns die Menschheit betreffen können.

Im übrigen gibt es keinen einzigen unter den sämtlichen deutschen und außerdeutschen Rolanden, der die geschilderte merkwürdige Eigentümlichkeit des Brandenburger Roland besäße. Selbstverständlich hat die Direktion des preußischen Provinzial-Museums sie nachgeahmt. In der künftigen Woche wird die Bepflanzung dieses „echten" märkischen Rolands mit Donnerbart vor sich gehen. Mögen ihm diese Zeilen als freundliche Geleitworte dienen, und möge er dafür das unter seinem Schutz stehende vaterländische Institut vor Feuers- und Wassernot allzeit schützen und beschirmen."

Dem Akte der Einpflanzung wohnte außer den Beamteten des Märkischen Museums eine größere Anzahl von Herren und Damen, meist Pflegern und Gönnern des Märkischen Museums, sowie viele Berichterstatter angesehener Zeitungen und Zeitschriften, sowie von Photographen bei, welchen bei dem ungewöhnlich düstern Tageslicht ihre Tätigkeit allerdings sehr erschwert wurde.

Im Einverständnis mit der Redaktion geben wir von diesen mit Genehmigung des Märkischen Museums und unter Vorbehalt der Verwertung der Photographien für wissenschaftliche Zwecke hergestellten Aufnahmen in verkleinertem Maßstabe diejenige wieder, welche steht in

der beliebten Zeitschrift „Die Woche“, Nummer 42 vom 20. d. M. S. 1827. Auf dem Bilde sehen Sie oben über dem Rolandkopf von links nach



rechts gerechnet die Museumspfleger und Brandenburgia-Mitglieder Dr. Gustav Albrecht, Hermann Maurer und Franz Körner; es folgen

dann der sachverständige Gärtner Brandenburg und meine Wenigkeit. Unten links ist der genannte Gärtner mit der Fertigstellung der Pflanzung beschäftigt.

Nach der Pflanzung am 12. d. M. gestattete ich mir das folgende von mir verfaßte Rolandlied zu verlesen.

Zur Schmückung des Brandenburger Rolands am 12. Okt. 1905.

1.
Roland der Ries'
Am Märkischen Bau,
Denkmal der Väter,
Rage zur Schau.

2.
Roland der Ries'
Am Museum der Mark
Stehe stets wachsam
Standhaft und stark.

3.
Roland der Ries'
Vor dem Märkischen Platz,
Wahr' unsrer Väter
Köstlichen Schatz.

4.
Roland der Ries'
Vor des Feuers Glut
Schütze das Haus
Und vor Wassers Flut.

5.
Roland der Ries'
Aus wuchtigem Stein,
Wehr ab das Böse,
Nur Gutes laß ein.

6.
Roland der Ries'
Bürgern zum Schutz,
Walt deines Amtes
Feinden zum Trutz.

7.
Roland der Ries'
Vorüber laß ziehn
Was uns bedroht!
Wach über Berlin!

Ich habe bei Betrachtung des Brandenburger Rolands immer die Empfindung gehabt, daß in den weit geöffneten glotzenden Augen die Bedeutung des Drohens und Abwehrens d. h. der Ausdruck, den die allbekannten Neid- und Trutzköpfe haben sollen, zu suchen sei. Dies habe ich in meinem Rolandlied, wie mir's der Augenblick grade eingab, zum Ausdruck zu bringen versucht.

Im Unterhaltungsblatt des Berliner Lokal-Anzeiger vom 10. d. M. las ich Nachstehendes:

Donnerkraut auf dem Haupte des Roland. Ein Leser schreibt uns zu dem interessanten Artikel von E. Friedel in unserer Sonntagsnummer: Da die Pflanzung des Donnerkrautes nur auf dem Haupte des Brandenburger Rolands von 1474 nachweisbar ist, so wäre noch etwa eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen, warum man Donnerkraut auf das Haupt des Recken pflanzte. Zunächst könnte Karl der Große bei der Anordnung, barbam Jovis

auf die Dächer zu pflanzen, ja auch irgend einen anderen Zweck im Auge gehabt haben wie den, den heidnischen Pflanzenkult des Donnergottes zu fördern. Er zeigte sich jedem heidnischen Wetterbrauch gegenüber doch arg feindlich, und verbot ja auch, Stangen gegen Hagel und Unwetter aufzurichten. Als man den Brandenburger Roland aufrichtete (1474), war das Schießpulver in deutschen Heeren schon lange eingeführt. Dem Genter Stadtbuche zufolge machte ein deutscher Mönch 1313 den Gebrauch der Büchsen bekannt; es scheint derselbe zu sein, den man 1354 Berthold Schwarz nannte. Schon 1331 schießen deutsche Ritter vor Cividale del Friuli in Italien aus einem Geschütz. Von 1340 an sind hierfür die Namen „Donnerbüchsen", für Pulver von 1372 an „Büchsenkraut" gebräuchlich. Um diese Zeit wettert der große Dichter Petrarca gegen diese höllischen Instrumente, aus denen das kleine Menschlein donnere. Den Mechelner Stadtrechnungen von 1356 zufolge heißt der Artillerist „meester van den Dond'bussen (Donnerbüchsen)". Die Lübecker verwünschten 1360 die ganze Pulvermacherei, weil ihr Rathaus dabei in Brand geraten war. Das sind nur einige Belegstellen aus der sehr unklaren Geschichte der Kinderzeit des Artilleriewesens. Wäre da nicht bei dem Roland an irgend eine Beziehung zwischen Rechtswesen, Ritterwesen, Donnerbüchsen, Büchsenkraut und Donnerkraut zu denken? Die artilleristische Literatur wimmelt doch noch bis gegen 1500 von mythologischen, astrologischen und kabbalistischen Dingen. Auffallend bleibt doch, daß sich bei älteren Rolanden, die der Zeit Karls des Großen näher standen, nichts von einem Schutzkraut gegen Donner findet, sondern erst bei dem Brandenburger zu der Zeit, da Donnerbüchsen allgemeiner waren.

Dieser Auffassung, welche mir recht gekünstelt erscheint, vermag ich mich nicht anzuschließen, sie scheint mir die meinige in keiner Weise zu widerlegen.

Nun noch über die hiesigen Benennungen der Pflanze Sempervivum einige Bemerkungen.

In Grimm's D. Wörterbuch findet sich Folgendes (der betr. Teil rührt von Moriz Heine her):

„Hauslaub, n. sempervivum, hauswurz, Nemnich 4, 1277*). Hauslauch, m. 1. Sempervivum tectorum, Nemnich 4, 1278. mhd. hûslouh, wb. 1, 1044b; semperviva huslauch, husloch, hulauch Dief. 526a**); barba Jovis hauslauch, huszlauch off de huse 68a (die Pflanze führt auch den namen donnerbart); sperrima huslauch 546a. 2. auch sedum telephium, sonst fette henne. Nemnich 4, 1273***). Hauslauchvogel, m. papilio Apollo. Nemnich."

---

*) Nemnich, Phil. Andr., allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte. Hamburg 1793—95—4.

**) Diefenbach, Lorenz. Glossarium latino-germanicum. Frkf. a. M. 1857—4.

***) Sedum telephium L. (= maximum Suter), in und bei Berlin fette Henne genannt, hie und da als Salat gegessen, wird bei uns als Hausschutz gleich dem eigentlichen Sempervivum tectorum mitunter angepflanzt, so traf ich es auf dem Dache eines niedrigen Hauses des Dorfes Mahlsdorf, Kreis Niederbarnim, bei einer Pflegschaftsfahrt

Durch Herrn Dr. Carl Bolle wird aber noch eine dritte Namensform Hauslauf für Berlin bezeugt, die mir bisher überhaupt fremd war. Herr Bolle meint, sie hänge mit der wuchernden, nach allen Seiten auslaufenden Ausbreitung dieser Pflanze zusammen, und weist darauf hin, wie er z. B. in Heiligensee bei Tegel ein Dach derartig mit Hauslauf überzogen gefunden habe.

(Auf Befragen melden sich zwei der Anwesenden Herr R. Mielke, der den Ausdruck Hauslauf aus der Priegnitz und Frau Tiedemann, die ihn von Berlin, speziell aus Moabit und mit Bezug auf das alte Stallgebäude der Beußelschen Erben Ecke Gotzkowski-Strasse und Alt-Moabit kennt. An diesem früher mit rechtwinkeligen Giebelzeichen versehenen Haus, das noch immer vorhanden ist, sei „Hauslauf“ auf dem Dach gepflanzt gewesen. Gegenwärtig ist dasselbe, wie der I. Vorsitzende hinzufügt, so wenig mehr wie die Giebelzeichen zu bemerken.)

Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Paul Ascherson äußert sich schriftlich.

„Bei Pritzel und Jessen 372 findet sich die hochdeutsche Form Hauslauf nicht, wohl aber der „missingsche“ Ausdruck Hauslof für Westfalen, Mecklenburg, Altmark und Unterweser angegeben.

Hauslauch, was ich für die häufigste, wenn auch mißverständliche Form halte, ist merkwürdiger Weise nur für Apotheken bezeugt, dagegen das echte Hauslaub für Schlesien, Lausitz. Die mittel- und neuniederdeutschen Formen Huslook und Husloof entsprechen den beiden hochdeutschen, in Husloch kommt eine weitere Verdrehung hinzu. An „laufen“ ist keinesfalls zu denken. Pritzel läßt „Lauch“ wegen der fleischigen Blätter gelten.“

Außerdem meldet Herr P. Ascherson, daß auch sein botanischer Kollege Professor Dr. Paul Magnus nur die Form „Hauslauf“ kenne die er (Ascherson) niemals gedruckt gesehen. „Auch Herrn Professor Carl Müller von der Gärtner-Lehranstalt fährt Prof. Ascherson fort ist diese Form bekannt; er hatte aber, wenn er sie hörte, das Bewußtsein, daß sie falsch sei (Verdrehung von Hauslauch). Ich habe dann noch ein für derartige Fragen sehr kompetentes Buch nachgesehen, nämlich von Fischer-Benzon Altdeutsche Gartenflora Kiel und Leipzig 1894. Derselbe bespricht auf Seite 79 den Hauslauch, welchen neu hochdeutschen Namen er allein anwendet. Aus dem Mittelalter führt er nur den deutschen Namen Hußwurtz an, welchen Namen er auch

offenbar künstlich mit einer gewissen Sorgfalt angepflanzt. Botaniker mögen sich vielleicht hierüber wundern, weil die fette Henne gern tief wurzelt und ansehnliche fleischige knollenartige Wurzeln treibt. Die Pflanze ist aber auch sehr genügsam und kommt zwischen Mauer- oder Balkenfugen fast ohne Erde auch ganz gut fort. Freilich entwickeln sich alsdann dort nur Miniatürpflanzen ohne fleischige Wurzeln, die sich durch große Zierlichkeit auszeichnen.

Seite 204 aus der Physica der heiligen Hildegard anführt. Er gibt die Nachrichten der Alten über Barba Jovis wieder, unter denen sich übrigens der Glaube an die Schutzkraft gegen den Blitz nicht befindet. Hiernach ist also meine Meinung, daß diese Angabe schon bei Plinius vorkomme zu berichtigen. Dagegen bestand dieser Glaube wohl schon im frühen Mittelalter; denn Albertus Magnus sagt: „Qui autem incantationi student, dicunt ipsam (sc. barbam Jovis) fugare fulmen tonitrui: et ideo in tectis plantatur."

Wenn übrigens dieser Glaube auch nicht ausdrücklich aus dem Altertum bezeugt ist, so deutet doch der Umstand, daß die Alten die Pflanze auf ihre Dächer pflanzten oder in Töpfen gepflanzte Exemplare auf ihre bekanntlich flachen Dächer gestellt haben, darauf hin, daß sie ihnen gewisse Schutzkraft zuschrieben. Auch Ernst Meyer (Preußens Pflanzengattungen), ein Autor der mit deutschen Pflanzennamen sehr gut Bescheid wußte, hat nur Hauslauch."

„Garcke (Flora von Halle, Flora von Nord- und Mitteldeutschland und Flora von Deutschland) behauptet, daß Hauslauch fälschlich Hauslaub genannt wurde. Auf wessen Autorität weiß ich nicht. Jedenfalls erschüttert diese Autorität meine Ansicht nicht, daß das Gegenteil das Richtige ist. Ich habe diese Ansicht schon in meiner Flora von Brandenburg angedeutet."

Der I. Vorsitzende fährt fort:

Hiernach steht eine ganze Anzahl gut bezeugter Volksnamen für Sempervivum tectorum zur Verfügung: Hauslauch, Hauslaub, Hauslauch, möge sich Jeder daraus die Bezeichnung, die ihm am meisten zusagt, auswählen. Ich kann aber auch mit einer vierten Benennung, die mehr im westlichen Mitteldeutschland üblich ist, dienen: „Hauswurz".

Dr. Michael Bernhard Valentini, weiland Hochfürstlich Hessen-Darmstädtischer Leib-Medikus und Professor zu Gießen betitelt in seinem „Viridarium Reformatum sen. Regnum Vegetabile das ist: Neu eingerichtetes und vollständiges Kräuter-Buch" Frankfurt a. M. 1719 das XIV. Kapitel S. 241. „Von der Großen Hauß-Wurtz. Sedum majus." Auf einem ländlichen Tor, einer Mauer und einem Strohdach sieht man stattliche Exemplare von Sempervivum tectorum abgebildet (desgl. in dem zugehörigen Bilderatlas Tab. LXXXV deutlich in Figur 5 ein stattliches Sedum majus vulgare benanntes Exemplar). S. 242 schreibt er: „Die große Hauß-Wurtz heißet im Lateinischen Sedum Majus, welchen Nahmen einige a serendo und sedendo, weil sie sich auff denen Tächern besaamet und setzet, andere aber a sedando, weilen sie alle große Hitze und Entzündung stillet, herzuleiten suchen; und weilen sie immer grün bleibet, wird sie sonsten auch Sempervivum Majus genannt. Die Franzosen heißen sie „Joubarbe*) und die Italiener Sempervivo maggiore".

*) Jovis barba, Donnersbart. F. Fr.

Herr Dr. Bolle (84 Jahr alt) erzählte mir, daß er in seiner Jugend gesehen, wie sein Vater auf dem Dache eines zu dessen Weißbierbrauerei, Berlin, Französische Straße, gehörigen Hausdachs „Hauslauf" angepflanzt habe.

Sollten Beispiele, daß dergleichen Pflanzungen von Sempervivum noch jetzt in Berlin auf Dächern pp. vorhanden sind, bekannt sein, so bitte ich recht dringend, um eine kurze Nachricht hierüber.

Noch lege ich Ihnen die Berliner Illustrierte Zeitung Nr. 43, 1905, S. 714 vor, wo Sie unten links ersehen, wie ich das Haupt des Rolands weihe und rechts, wie ich in Gesellschaft der vorbenannten Herren bei der Pflanzung beschäftigt bin. Ebenso zeugt ein großes Bild im Berliner Lokal-Anzeiger vom 15. d. M., wie der genannte Herr Brandenburg die Donnerkraut-Pflanzung vollendet.

Wir alle wünschen dem neuen Roland des märkischen Museums, welcher — nomen sit omen — an einem Donnerstag mit Donnerkraut

von der Hand eines Mannes Namens Brandenburg bepflanzt wurde, gewiß alle ein langes Leben und treues Wächteramt.

b) Zum Abschluß unserer heutabendlichen Roland-Rundschau lege ich Ihnen noch eine Photographie des in der Stadt Meldorf beim Quintäne-Spiel früher benutzten grotesken hölzernen Rolands vor, welche ich der Güte des Direktors des Meldorfer Museums des Herrn Goos verdanke.

Eine Reproduktion siehe vorstehende Seite.

Der Typ erinnert sehr an die Abbildungen des Rolands von Garding, von Eesch und von Windbergen, die ich in der Sitzung vom 29. März 1905 vorlegte und S. 232 bis 234 abbildete. Der mit einer Art von Pelzkappe und Kokarde aufgeputzte, mit einem zottelichen Bart versehene Roland hält in der wagerecht ausgestreckten Rechten eine kleine quadratische Tartsche, in der Linken den Stab mit dem Aschenbeutel. Er dreht sich genau in der Taille. Dieser Roland wird in dem höchstsehenswerten Meldorfer Museum verwahrt.

XIII. Max Kühnlein: Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seine Umgebung. Verlag von Ernst Rister in Berlin 1905.

Dies interessante und wichtige illustrierte Werk unseres verehrten Mitgliedes, welches ich in der Sitzung vom 27. v. M. ankündigte, ist nunmehr in hübscher Ausstattung erschienen, ich reiche es herum und überlasse den Bericht darüber u. M. Herrn Geheimen Archivrat Dr. Georg Schuster. Folgt später.

XIV. Der Bericht der hiesigen Städtischen Kunstdeputation für das Etatsjahr 1904, den ich vorlege, enthält folgende aktuelle, uns angehende Angaben.

Die Tätigkeit der Deputation umfaßte im Etatsjahre die in folgendem aufgeführten Arbeiten.

1. Der Herkulesbrunnen auf dem Lützowplatz. Die Stadtverordnetenversammlung hat in der Sitzung am 23. März 1904 beschlossen, den Magistrat zu ersuchen, für den dauernden Betrieb des im Jahre 1903 vollendeten Brunnens aus Mitteln der Kunstdeputation ein Pumpwerk aufstellen zu lassen. Auf Grund dieses Beschlusses fertigte die Deputation der städtischen Wasserwerke ein Projekt für diese Anlage und berechnete deren Kosten auf 25 000 M. Die Kunstdeputation genehmigte dieses Projekt in ihrer Sitzung vom 25. Juni 1904 und bewilligte hierbei den genannten Betrag aus dem Kunstfonds. Das Pumpwerk wurde sofort in Arbeit genommen und kurz nach Ende des Berichtsjahres in Betrieb gesetzt. Es steht an der Nordwestecke des Lützowplatzes und ist durch Einsenkung ins Gelände sowie durch Umpflanzung dem Auge der Passanten entzogen worden.

2. Die Ausschmückung des Einganges zum Friedrichshain. Die zeichnerische Bearbeitung des Entwurfes wurde fortgeführt. Zur Zeit ist ein Modell der Anlage im Maßstab 1 : 25 in Ausführung begriffen.

3. Die Ausschmückung der Standesamtsräume im neuen Standesamt an der Fischerbrücke. Mit Rücksicht auf die Fundierungs- und Rammarbeiten am benachbarten Neubau des städtischen Untersuchungsamtes für Nahrungs- und Genußmittel waren die Ausbauarbeiten an Ort und Stelle mit vollen Kräften erst im Anfang des Jahres 1904 in Angriff genommen worden. Diese Arbeiten wurden das ganze Etatsjahr hindurch betrieben und bei dessen Beendigung nahezu fertiggestellt. Das Gleiche gilt von den Arbeiten im Eingangsflur, für dessen einfache Ausstattung die Deputation in ihrer Sitzung am 25. Juni 1904 besondere Mittel bewilligt hatte. Mittlerweile — im Juli 1905 — sind die Standesamtsräume in Benutzung genommen worden.

4. Die Aufstellung der Bogenlichtkandelaber auf dem Platze vor dem Brandenburger Tor. Zu Anfang des Berichtsjahres waren die Modelle und die sonstigen Vorbereitungen soweit gediehen, daß mit der Ausführung der Bronzeguß und der Treibarbeiten begonnen werden konnte. Die Ausführung der oberen Teile, namentlich der Ausleger für die Bogenlampen begegnete noch mannigfachen, zumeist konstruktiven Schwierigkeiten. Doch konnten die Arbeiten so gefördert werden, daß die Kandelaber kurz nach Beendigung des Berichtsjahres in allen Teilen vollendet und in Benutzung genommen wurden.

5. Plakette für Stadtälteste an Stelle der bisher üblichen Diplome. Nachdem die städtischen Behörden im Vorjahre der von der Kunstdeputation in Anregung gebrachten neuen Form der Ehrung der Stadtältesten zugestimmt hatten, nahm der Preisträger aus dem engeren Wettbewerb, Bildhauer Lederer, die Arbeiten am endgültigen Modell in Angriff und legte dieses der Kunstdeputation in der Sitzung vom 18. Februar 1905 vor. Die Deputation genehmigte es mit geringfügigen Abänderungen. Die Vollendung des Modells ist in nächster Zeit zu erwarten.

6. Abzeichen für städtische Schwestern. Auf Antrag der Deputation für die städtischen Krankenanstalten etc. ist in der Sitzung vom 25. Juni 1904 die Beschaffung eines Modells für das Schwesternabzeichen beschlossen und eine Subkommission mit der Auswahl eines geeigneten Künstlers für dessen Herstellung beauftragt worden. Die Subkommission brachte den Bildhauer Starck in Vorschlag und veranlaßte ihn, der Deputation zunächst Skizzen vorzulegen. In der Sitzung vom 18. Februar 1905 erfolgte sodann die Vorlage mehrerer Skizzen und die Auswahl einer derselben für die weitere Bearbeitung. Inzwischen hat der Künstler das Modell vollendet und der Kunstdeputation zur weiteren Beschlußfassung abgeliefert.

XV. Ein abenteuernder Brandenburger um 1000. U. M. Herr Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp drückte im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 11. d. M. seine Verwunderung darüber aus, daß eine von L. Giesebrecht in seinen „Wendischen Geschichten" vorgenommene Namensänderung noch keine Berichtigung erfahren hat, vielmehr auch noch in neuere Geschichtswerke übernommen ist. Die Vita Viperti nämlich erzählt in den Pegauer Annalen (M. G. S. XVI, 232) ausführlich, wie ein junger Brandenburger um das Jahr 1000 etwa von seiner Vaterstadt auf Abenteuer auszieht, Schwiegersohn des Dänenkönigs, Herr vieler Länder und Stammvater der späteren Herren von Groitzsch wird. Sein Name Wolf und seine Abkunft von den Harlungen kennzeichnen ihn als Germanen, obwohl er Slavus nobilis genannt wird. L. Giesebrecht (Wend. Gesch. II, 7) hat nun den deutschen Namen Wolf zu Wilk slavisiert, da wlk slavisch Wolf heißt. Das ist aber selbst durch die unzutreffende Deutung ungerechtfertigt, da die Pegauer Annalen den Namen Posduwluk oder Pasewalk mit urbs Wolfi geben, und doch tritt dieser deutsche Edelmann Wolf auch neuerdings noch in Geschichtswerken als der Slave Wilk auf. Slavus steht vielfach für paganus und wird oft auf Slaven und Germanen gemeinsam bezogen.

E. Bildliches.

XVI. Aus Potsdam. Trotz der Ungunst des Wetters bei unserer Brandenburgia-Fahrt nach Potsdam am 8. ist es unserm kunstfertigem Mitgliede Herrn Louis Reuter gelungen, drei recht gute Abbildungen, wie Sie ersehen wollen, zu liefern. a) Versammlung am Denkmal Friedrich Wilhelms I. im Lustgarten; b) das schöne mit Stierköpfen verzierte Palais aus friederizianischer Zeit am Kanal und c) das Innere des mit Ölgemälden unserer Herrscher und Waffentrophäen meist aus der Zeit der Freiheitskriege geschmückten gewaltigen Speisesaals im Militär-Waisenhaus.

XVII. Septarien-Ton-Gruben von Lubars-Hermsdorf Kreis Nieder-Barnim. Unser fleißiges Mitglied Herr Chemiker Schenk-Fürstenwalde hat von der für unsere Ton- und Zement-Industrie wichtigen tertiären Tongrube die vorliegenden fünf anschaulichen Aufnahmen photographiert im Sommer d. J. Nr. a, b und c zeigen die Diluvial-Ablagerungen über dem oligozänen Septarienton bis zur obersten Schicht desselben, Nr. d und e den in amphitheatralischer Form, Stufe für Stufe vor sich gehenden Abbau des Tons, in welchem sich Meeres-Muscheln und -Schnecken, sowie Meeres-Fischreste zeigen, etwa auf ein Meer wie das mittelländische deutend, aber mit durchweg ausgestorbenen Arten. In dem Ton finden sich große, oft mehrere Pfund schwere lichtgelbgrünlichen Kalkkonkretionen, die Septarien, nach denen der Ton heißt, im Innern oftmals schöne, gelbbräunliche Kalkspatdrusen zeigend.

XVIII. Unser neues Mitglied Herr Kunstmaler K. F. Wilhelm Thiele-Potsdam hat auf meine Bitte die Güte gehabt, eine größere Anzahl von ihm verfertigter Zeichnungen und Kunstblätter, die sich auf die Architektur und die Landschaft von Potsdam und Umgegend beziehen, auszustellen. Ich lade zur Besichtigung dieser künstlerisch vollendeten Bilder, die ebenfalls angenehme Erinnerungen an unsere Wanderfahrt vom 8. v. M. erwecken, hierdurch ein. (Die Ausstellung dieser Kunstwerke fand allseitigen Beifall.)

XIX. Herr Dr. Max Fiebelkorn: Der Gips in der Mark Brandenburg mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für den Berliner Baumarkt. Der Vortrag, von zahlreichen Lichtbildern auf das Wirkungsvollste unterstützt, wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XX. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamerstr. 10/11.

---

14. (10. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Montag, den 27. November 1905, nachmittags 4 Uhr.

Besichtigung der Seifenfabrik in Firma Rud. Herrmann, Zossenerstr. 60.

Die Teilnehmer versammelten sich zur festgesetzten Stunde in dem Kontor der Firma und traten von ihm aus unter der Führung des Inhabers Herrn Stobwasser den Rundgang durch die Fabrik an. Er begann mit der Besichtigung des Siederaumes, wo Herr Siedemeister Fiedler die nötigen Erklärungen gab. Es stehen um einen gemeinsamen Schornstein sieben große Kessel, die zur Hälfte in den Keller hinabreichen; in ihnen werden die verschiedenen Arten von harten Haushaltungsseifen bereitet. In dem einen wurde z. B. die im Haushalt wichtigste Seife, die garantiert reine Palmöl-Seife, hergestellt; in dem zweiten eine sogenannte Talgsoda-Seife aus Cocosöl und Talg; in dem dritten kochte die Ia Oranienburger Seife, in dem vierten befand sich eine Transparentseife und in dem fünften eine fertige Grundseife, welche für die beste Toilettenseife Verwendung findet; in den beiden letzten Kesseln befanden sich wieder Wachskern- und Transparent-Seifen, und war hier Gelegenheit geboten, das Entstehen dieser Fabrikate im Anfangsstadium zu beobachten.

An diesen Raum schließt sich der Formenraum an; er wird bis auf einen schmalen Gang angefüllt mit den großen Seifenblöcken und

den Formen, in welchen die Seife erkaltet. Diese Formen bestehen aus eisernen Platten, die zusammengesetzt und auseinandergenommen werden können. In einer solchen eisernen oder hölzernen Form (Kasten) finden 80—90 Ctr. Seife Platz, die Wände werden außen mit Matratzen umgeben, damit die Seife langsam abkühlt. Der Raum beherbergte ungefähr 4—5000 Ctr. Seife.

Daneben liegen die Räumlichkeiten für den Versand der Ware, hier standen die Kisten fertiggemacht, um in alle Welt hinauszugehen.

Wir stiegen aus dem Erdgeschoß in die sich weit ausdehnenden Kellerräume hinab. Es sind nicht nur sämtliche auf dem Fabrikgrundstück vorhandene Gebäude, sondern auch noch der größte Teil des umfangreichen Hofraums unterkellert, wo sich Rohmaterialien, die Böttcherei und hauptsächlich das aus ca. 5—6000 Ctr. bestehende Faßseifen-Lager befindet. Die leeren Fastagen werden fertig angekauft, aber für die Faßseifen müssen Böttcher zum Schießen vorhanden sein, und werden außerdem beschädigte Fässer ausgebessert. Im Keller ist auch ein Raum abgezweigt, in dem die Akkumulatoren aufgestellt sind; außerdem sind hier die Feuerungsanlagen für die Siedekessel eingerichtet.

Aus dem Keller stiegen wir wieder in das Erdgeschoß hinauf und gelangten nun in den Siederaum für die Faßseifen. Es sind hier 8 Siede-Kessel vorhanden, von denen einige Fassungsranm bis 300 Ctr. fertige Seife besitzen. Die Firma hatte auf einem Tisch zahlreiche Proben von Faßseifen nebst den Rohmaterialen aufgestellt; wir nennen u. a. die gekörnte Terpentin-Salmiakseife, die weiße Alabasterseife, Naturkorn-Seifen verschiedener Qualitäten, Hanföl- und Leinölseifen.

Von hier traten wir auf den Hof hinaus, wo in langen Reihen die Fässer aufgestapelt lagen, welche die Rohmaterialien aus den verschiedensten Strichen der Erde enthalten, wie z. B. das Palmöl aus unseren und englischen Kolonien und den australischen Talg. Wir besuchten die Pferdeställe, die Remisen und das geräumige Maschinenhaus, in welchem sich auch die Dynamomaschinen zur Selbsterzeugung der elektrischen Energie, die Centralstelle zur Verteilung der Kraft für die Elektromotoren und die Hauptschalter für die umfangreiche elektrische Beleuchtung befinden.

Wir begaben uns wieder treppauf in den ersten Stock, der im wesentlichen als Schneideraum dient und wo die Seifenblöcke in Stücke zerschnitten werden. Das Zerschneiden geschieht in der Weise, daß man den Seifenblock gegen senkrecht aufgespannte Drähte drückt, die den Block durchteilen, so daß Platten entstehen; diese Platten werden abermals gegen eine Reihe von horizontal gespannten Drähten gepreßt, die sie in Riegel schneiden. Die Riegel werden durch eine Maschine in Stücke zerschnitten, wobei ihnen gleichzeitig der Stempel der Firma aufgedrückt wird. Eine Maschine zerschneidet allerdings den Riegel nicht, sondern

drückt ihm nur fünfmal nebeneinander den Stempel auf. Wir lernten hier auch die Herstellung der Oberschalseife kennen. Flache Kästen von der Höhe eines Seifenstückes werden mit flüssiger Seife gefüllt; darauf wird die Oberfläche künstlich rauh gemacht (geblümt), so daß jedes Stück das Aussehen der bekannten Oberschalseife erhält. An einem Tisch endlich wurden eine Anzahl Tüten mechanisch mit Waschpulver gefüllt. Es ist das gemahlene Seife, der 60 pCt. Ammoniaksoda zugesetzt sind. Dieses Waschpulver muß man wohl unterscheiden von dem Seifenpulver, welches nur aus bester, vollständig ausgetrockneter Oberschalseife in gemahlenem Zustande besteht. In diesem Raum hatte die Firma nun auch eine Sammlung ihrer harten oder Haushaltungsseifen aufgestellt mit den zugehörigen Rohmaterialien; da stand die weit bekannte Herrmann'sche garantiert reine Palmölseife mit dem rohen und gebleichten Palmöl, auch wurde uns caustische Soda, sogenannter Seifenstein gezeigt, sodann die Eschweger Seife mit der blauen und roten Marmorierung, ferner eine weiße Seife aus Kokosöl und Talg, die sehr leicht schäumt, und endlich die Seife „Gut Deutsch", welche bestimmt ist, der Sunlight-Seife Konkurrenz zu machen, da sie ca. 20 pCt. billiger ist.

Im zweiten Stock befindet sich hauptsächlich das ausgedehnte Lager, der Stolz der Firma; auf langen und hohen Gestellen sind die Seifenstücke wie Mauersteine aufgestapelt, doch ist es so eingerichtet, daß zwischen den Stücken die Luft durchziehen kann. Neben dem Lager für die Haushaltungsseifen befindet sich das für die Toilettenseifen, hier nehmen die Repositorien mit den Enveloppen einen großen Platz ein, denn die Firma muß hier in bezug auf Ausstattung der Kundschaft sehr entgegenkommen. Ein großer Teil des Lagers ist verkauft und wird nach und nach von der Kundschaft abgefordert. Die Toilettenseifen werden natürlich besonders sorgfältig behandelt; nachdem die Ecken und Kanten abgestumpft sind, wird das Stück poliert und in buntes Papier gehüllt und mit einer Schleife versehen.

Im dritten Stock befindet sich der Feinseifenverpackungsraum, in dem circa 50 Mädchen mit dem Einwickeln und Kartonnieren beschäftigt sind. An dieser Stelle erhielt jeder Besucher einen Karton Toiletteseife mit der Aufschrift „Brandenburgia", eine der geschützten Marken der Firma, zur Erinnerung geschenkt.

Im vierten Stock sind die Maschinen aufgestellt, für die Herstellung der Toilettenseifen. In einer Mischmaschine wird das Parfüm und die Farbe mit der Seife innig vermengt. Aus dieser Maschine kommt die Seife in Gestalt von Schnitzeln heraus und gelangt dann in die sog. Pilliermaschine, welche sie in Gestalt von langen dünnen Streifen verläßt um nunmehr in einer neuen Maschine, der Peloteuse, wieder zusammengepreßt zu werden bis sie diese durch ein Mundstück in der Form eines Ringels wieder verläßt. An dem einen Flügel dieses Raumes

befindet sich das Laboratorium mit seinen Apparaten und den Flaschen mit den kostbarsten Parfüms.

Auf dem Boden ist auf Gestellen und Gerüsten aller Art das Lager für die Kartons eingerichtet.

Beim Durchwandern der Räume fällt überall die Sauberkeit, die Helligkeit und die gute Luft auf. In jedem Stockwerk befindet sich ein abgeschlossener Raum mit Stühlen und Tischen nebst Waschgelegenheit, in dem die Arbeiter ihre Mahlzeiten einnehmen können. Die Fabrik besitzt einen Stamm von Arbeitern, die z. T. schon Jahrzehnte hindurch beschäftigt sind.

Dieselben sind von dem jetzigen Inhaber Herrn Hermann Stobwasser, einem Enkel des Gründers Herrn Rudolf Herrmann, mit besonderer Genugtuung übernommen worden.

Der genannte Begründer der Firma ist seit cira 13 Jahren verstorben und übernahm danach der schon damalige Teilhaber Herr Hermann Stobwasser in Gemeinschaft mit der verwitw. Frau Hildebrandt geb. Herrmann die Firma.

Während in früheren Jahren nur Haus- und Textil-Seifen fabriziert wurden, hat die Firma im Jahre ihres 50 jährigen Bestehens 1901 begonnen, sich auch auf Parfümerien und Feinseifen auszudehnen, worauf wiederum eine Fabrikvergrößerung nach der andern erfolgte. Seit circa 6 Jahren unterhält die Firma eine zweite Fabrik in Wriezen a. O., und war es auch dort möglich durch Hinzunahme und Fabrikation neuer chemischer Präparate das dortige Werk ebenfalls wesentlich zu vergrößern. Das heutige Geschäft der Branche erfordert es, unsere deutschen Fabrikate auch nach dem Ausland, besonders nach unseren Kolonien, zu versenden.

Nachdem wir die Fabrik besichtigt hatten, führte uns Herr Stobwasser in den Garten und entließ uns durch eine Pforte nach der Zossener Straße. Hier hatten wir noch Gelegenheit einen Blick auf die Fassade des neuen Fabrikgebäudes zu werfen, geziert mit herrlichen, geschmiedeten Kunstankern und geschmückt mit Sinnsprüchen und Bildern, die von der Glasmosaikgesellschaft Puhl und Wagner angefertigt worden sind.

Herr Geheimrat Friedel sprach hier Herrn Stobwasser und Herrn Obermeister Fiedler der auch schon über 13 Jahre der Firma angehört den Dank der Gesellschaft aus für die liebenswürdige Führung.

Nach Schluß der Besichtigung zwangloses Beisammensein im Restaurant Kniese Belle-Alliance-Platz 8.

15. (5. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. November 1905 im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7½ Uhr.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXI her.

A. Allgemeines.

I. Das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin, 29. Jahrgang 1904, aber teilweise noch in 1905 hinausreichend, liegt aus. Sie werden von der großen Reichhaltigkeit, in der ein gut Teil aktueller Heimatkunde enthalten ist, sich leicht überzeugen. Sehr dankenswert ist es, daß der Direktor des Städt. Instituts Herr Prof. Dr. Hirschfeld daneben in Taschenformat „Übersichten aus der Berliner Statistick für das Jahr 1904", einen Auszug aus dem größeren Werk herausgegeben hat, enthaltend die wichtigsten Zahlengruppen und genügend für den Handgebrauch des größern Publikums.

II. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz 2. Jahrgang Dez. 1905 Nr. 1 — 2. An Märkischem darin der von mir erwähnte Ribbecksche Birnbaum und eine Verunglimpfung der Umgebung Kloster Chorins mit allerhand Reklameverschönerungen.

III. Städtische Untergrundbahn Süd-Nord-Kreuzberg-Müller-Straße. Erläuterungsbericht, Kostennachweis, Ertragsberechnung. Diese vom Stadtbaurat Krause im Auftrag des Magistrats zu Berlin herausgegebene soeben erschienene technische Schrift lasse ich, in der Annahme, daß sie Jedermann interressieren werde, zirkulieren, unter Verweis auf den beigefügten die Trace enthaltenden Plan. Die Summen um die es sich handelt sind sehr ansehnlich: Höhe der Anleihe 57 000 000 M, des Baukapitals rund 51 000 000 M. Trotzdem ist mit Sicherheit zu vermuten, daß das ganze Unternehmen, welches für Berlin eine neue Verkehrsaera bedeutet, schon in einer der nächsten Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlung genehmigt werden wird.

(Späterer Zusatz: Die Genehmigung ist Anfang Dezember d. J. erteilt worden.)

B. Persönliches.

IV. Unser verehrtes Ehrenmitglied Exzellenz Freiherr von Manteuffel feiert heut und zwar hier im Ständehause seinen 61. Geburtstag. Die Brandenburgia spricht dem um unsere Provinz so hochverdienten Herrn den herzlichsten Glückwunsch aus. Insbesondere freuen

wir uns Alle, daß der Herr Landesdirektor von dem schweren Unfall, der ihn vor einiger Zeit leider betroffen, fast völlig wiederhergestellt ist.

C. Naturkundliches.

V. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg I. Nov. 1905. Nr. 11. Enthält u. a. eine Darstellung der elektrischen Beleuchtung unserer Friedrichstraße wie sie war und wie sie ist, sowie Abbildungen der elektrischen Beleuchtung des Göthesteigs bei der Königgrätzer Straße.

VI. Herr Direktor Dr. Zacharias, Direktor der Biologischen Station zu Plön hat zwei Aufsätze eingesendet: „Über die wissenschaftliche Bedeutung biologischer Süßwaßer-Stationen und „Über systematische Durchforschung der Binnengewässer", welche wissenschaftlichen Arbeiten ich Ihrem Studium angelegentlich empfehle.

Wie sehr bei uns die Biologie der Binnenwässer vernachlässigt ist, empfinde ich immer, wenn ich bei den geologischen Landesaufnahmen die weißen leeren Flecken der Meßtischblätter ansehe, welche die Stellen wo Wasser ist, andeuten. Das Bodenrelief unserer Flüsse und Seen ist doch ebenso wichtig wie das Relief des Landes und keine biologische Untersuchung des Wassers ist möglich, wenn man nicht den Untergrund kennt. Ich muß dabei an unser leider zufrüh verstorbenes Mitglied Oberlehrer Dr. Hartwig denken, der bei seinen Wasseruntersuchungen erst auf das Mühseligste sowie mit vielem Zeit- und Geldaufwand die Tiefen- und Bodenverhältnisse der Gewässer auszuloten genötigt war, wobei er sich seine tödliche Krankheit zuzog.

VII. Unser Herbstwetter ist uns diesmal bei unseren Wanderfahrten sowie bei den Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums so ungünstig, wie, ich darf kühnlich behaupten, noch niemals gewesen. Ich habe wiederholendlich geäußert, daß ich so schlechtes Wetter vom September ab in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. Daß dies keine Überhebung gewesen, beweist ein sorgfältig abgewogener meteorologischer Bericht des Herrn Dr. R. Hennig im B. L.-A. vom 24. d. M., woraus ich mir nicht versagen kann, Ihnen wenigstens Einiges mitzuteilen. Daß hierbei der eigentliche Winter mit berücksichtigt wird, versteht sich wohl von selbst. Sehr harte Winter kennt die jüngere Generation seit 1870/71 kaum.

Die härtesten Winter Deutschlands, von denen die Chroniken berichten, pflegten im allgemeinen nicht länger als sechs, höchstens acht Wochen anzuhalten, während dieselben Winter in der Restzeit vielleicht ganz normal, wennmöglich gar zu warm waren. Nur alle paar Jahrhunderte wird einmal von einem Winter berichtet, der wirklich viele Monate lang hintereinander in gleicher Strenge anhielt, wobei wahrscheinlich noch manche Übertreibungen der alten, mittelalterlichen

Chroniken in Abzug zu bringen sind. Der letzte derartige Winter war der des Jahres 1739/40, der am 24. Oktober begann und bis in den Mai hinein dauerte, was übrigens nicht hinderte, daß auch damals zeitweise wärmere Witterung herrschte, indem der Monat Dezember wärmer als normal war, während alle anderen Monate des Winters ganz abnorm kalt waren.

In den wegen ihrer Strenge berüchtigten Wintern der Jahre 1788/89, 1812/13 und neuerdings 1879/80 beschränkte sich die große Kälte nahezu ausschließlich auf den Monat Dezember, im Winter 1854/55 auf den Februar, sowie 1847/48 auf den Januar und in den berühmten Wintern 1607/08, 1708/09 und 1783/84 auf den Januar und Februar, 1829/30 auf den Dezember und Januar, 1766/67 und 1822/23, 1784 85 und 1844/45 auf den Februar und März, und in neuerer Zeit erstreckten sich die kältesten dagewesenen Winter auch meist nur über wenige Wochen: 1890/91 auf die verhältnismäßig schon sehr lange Zeit vom 25. November bis 23. Januar, 1892/93 vom 1. bis 24. Januar, 1902/03 vom 16. November bis 15. Dezember, während dieselben Winter in ihrem sonstigen Verlauf meist durchaus normales und selbst mildes Wetter brachten. Der vielgenannte Winter 1888, der gern oft unter den besonders strengen genannt wird, weil sich dabei jeder ältere Berliner sogleich an den sehr kalten Tag der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. erinnert, wies zwar eine ungewöhnliche Schneehäufigkeit auf, brachte aber auffallend kalte Witterung nur an etwa je zehn Tagen des Februars und des März, während er im übrigen vorwiegend milde war. Hinzufügen möchte ich noch einen ungeheuerlich kalten Tag in der ersten Hälfte des Januar 1861, als Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam beigesetzt wurde. Die Strenge der Witterung kostete verschiedenen der hohen Teilnehmer das Leben.

In den sogenannten milden Wintern kann die Neigung zum anhaltenden Tauwetter weit beständiger sein. Winter, in deren ganzen Verlauf es nicht einmal zu wirklich strengem Frost oder zu stärkeren Schneefällen kommt, treten nicht gerade selten bei uns auf. So brachte in Berlin der Winter 1865/66 nur zweimal leichten Schneefall, und in den beiden aufeinanderfolgenden Wintern 1897/98 und 1898/99 ging die Temperatur nie unter 8 Grad Kälte (Celsius) herab und erreichte auch diesen Stand nur ganz vereinzelt. Aus älteren Zeiten sind sogar Fälle überliefert, in denen es während eines ganzen Winters nicht gefroren haben soll. In der Regel pflegen aber auch unsere milden Winter ein paar Tage mit recht strenger Kälte aufzuweisen: so brachte z. B. noch der letztvergangene Winter 1904/05, den man als milde bezeichnen darf, in den Tagen vom 31. Dezember bis 3. Januar recht kräftigen Frost.

Unsere weitaus meisten Winter tragen eben Mischcharakter, und wie weit dies gehen kann, dafür ist der Winter 1876/77 ein eklatantes Beispiel, der in Berlin am 24. Dezember den kältesten je beobachteten

Dezembertag bescherte, um uns schon 16 Tage später, am 9. Januar, mit dem wärmsten, je vorgekommenen Januartag zu überraschen. Einen milden Winter wird man als solchen leicht erkennen können, aber die Definition des strengen Winters muß auf alle Fälle viel Schwierigkeiten machen. Ist z. B. ein Winter, der drei oder vier Wochen lang tüchtigen Frost und im übrigen sehr behagliches, angenehm-mildes Wetter bringt, zu den strengen zu zählen oder nicht? — — —

In den Fällen, wo der Herbst oder der Beginn des Winters gewisse Abnormitäten der Witterung zeigt, kann man durch einen Vergleich mit früheren analogen Fällen und ihren Folgeerscheinungen unter Umständen zu einem mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeits-Schluß auf den Charakter des bevorstehenden Winters kommen. Auch diese historisch-statistische Methode der Winterprognose wird oft genug im Stich lassen, aber sie ist die einzige, die wissenschaftlich begründet und bis zu einem gewissen Grade haltbar ist. — Wendet man nun diese Prinzipien auf den bevorstehenden Winter an, so hat man insofern einen statistischen Anhaltspunkt, als der diesjährige Oktober ein ganz abnorm kalter Monat war, wie er seit vollen 88 Jahren im mittleren Norddeutschland nicht vorgekommen ist! In Berlin war er mit einer Mitteltemperatur von 5,8° C. um volle 3,7° zu kalt und wies die für diese Jahreszeit beispiellose Eigentümlichkeit auf, daß 30 Tage lang (30. September bis 29. Oktober) hintereinander an allen Beobachtungsterminen eine unternormale Temperatur abgelesen wurde. Seit Beginn regelmäßiger Wetterbeobachtungen in Berlin, 1719, also seit 186 Jahren, sind nur fünfmal kältere Oktobermonate dagewesen, nämlich 1730, 1739, 1740, 1805 und zuletzt 1817. Wie waren nun die fünf Winter, die auf diese kalten Oktober folgten? 1730 folgte ein anfangs milder, später mäßig kalter Winter, 1740, 1805 und 1817 wenig bemerkenswerte, ziemlich normale Winter, 1739 dagegen der oben erwähnte härteste Winter, der Europa seit vielen Jahrhunderten heimgesucht hat.

Mancher möchte sagen, haben wir einen so abnorm kalten Herbst gehabt, so wird uns dafür hoffentlich ein milder Winter beschieden. Ich vermag dies „hoffentlich“ nicht zu unterschreiben; für unser Klima gehört sich eigentlich ein Winter mit Frost und vielem Schnee. Das wäre das richtige Weihnachtswetter, so sehen wir das weihnachtliche Land und die weihnachtliche Stadt allemal tiefverschneit abgebildet. Das heimelt so recht an. Aber wer vermag bei uns zu sagen, er habe so ein recht eingeschneites Weihnachtsfest erlebt? Man muß sich lange darauf besinnen, bevor man einen solchen Fall mit Jahreszahl belegen kann. Jedenfalls ist ein weißes Weihnachtsfest in Berlin uns eine abnorme Seltenheit.

VIII. Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Festschrift dem XV. Deutschen Geographentag zu Danzig überreicht vom Orts-

ausschuß. Danzig 1905. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Conwentz hat als Vorsitzender des Ortsausschusses die Redaktion des Inhalts besorgt, der auch zu gegebener Zeit, mutatis mutandis, vorbildlich für unsere Brandenburgia sein könnte: Die Weichsel. — Die Danziger Bucht. — Die Seen Westpreußens. — Der Boden Westpreußens. — Westpreußische Münzfunde. — Westpreußische Geographen. Das sind die Untertitel des hochbedeutenden Sammelwerkes.

IX. Eine italienische Drogensammlung d. h. eine Zusammenstellung derjenigen in das Gebiet der Drogen im weitesten Sinne gehörigen, bei uns begehrten und verbrauchten, aus dem Königreich Italien stammenden Artikel sehen Sie auf einem Tische ausgebreitet. Sie rührt von Herrn J. D. Riedel, Chef der Aktiengesellschaft, Chemische Fabriken, Drogen-Großhandlung Berlin N. 39 Gerichtstraße Nr. 12/13, her, welche die große Güte gehabt hat, nicht allein diese Gegenstände wohl assortiert und etikettiert hierher zu schaffen, sondern auch der Direktion des Märkischen Museums zur beliebigen Verfügung, insbesondere wenigstens teilweisen Aufnahme in dessen Sammlungen für angewandte Naturwissenschaften unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Ich spreche hierfür sowohl seitens der Brandenburgia wie seitens des städtischen Instituts unsern allerwärmsten Dank aus.

Diese Ausstellung leitet uns so recht eigentlich über in das Thema, welchem der Hauptvortrag des Abends seitens u. M. Frl. Elisabeth Lemke gewidmet sein wird.

Aus dem Mineralreich sind hauptsächlich die vulkanischen Produkte Schwefel, Lava und Bimsstein ausgestellt, aus dem Pflanzenreich über 100 Proben teils im Rohzustande (Holz, Stengel, Blätter, Blüten) teils im Veredelungszustande (Lakritzen u. dgl.), Früchte der verschiedensten Arten ebenfalls teils getrocknet, teils präpariert. Es erscheint erstaunlich, was ein so gesegnetes Land wie Hesperien, das sich von den Alpen bis zu der Afrika gegenüberliegenden Trinacria und in der Höhenausdehnung von den Sümpfen der Lombardei bis zu den ewigen Schneefeldern der Alpen und des Apennin an Mannigfaltigkeit der Ausfuhrprodukte zu liefern imstande ist. Dabei fehlen noch die frischen Blumen und frischen Früchte, weil diese in den eigentlichen Drogen-Verkehr nicht gehören. Desto mehr wird Frl. Lemke auf diese ihr aus wiederholtem längerem Aufenthalt in Italien wohlbekannten Exporte einzugehen Veranlassung nehmen.

D. Naturkundliches.

X. Niederlausitzer Mitteilungen IX. Bd. 1 — 4, Guben 1905 enthalten hauptsächlich kameralistische Aufsätze über patrimoniale und ständische Verfassung in der Lausitz von Dr. Jocksch-Poppe.

XI. Von den Schriften des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg sind zwei Sonderbände ausgelegt, a) Prof. Dr. Ferd. Hirsch: Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs — Forts. der französischen Relationen für die Zeit von 1677 — 1683. Es werden darin u. a. die brandenburgischen Kriegsmarine- und Kolonisations-Versuche, sowie manches über den Marine-Direktor Benjamin Raule besprochen. — b) Georg Vorberg: Die Kirchenbücher im Bezirke der General-Superintendentur Berlin, und in dem der Neumark (Kreise Lebus und Frankfurt a/O). In dem außergewöhnlich inhaltreichen Nachschlagewerk werden auch die nichtprotestantischen christlichen Bekenntnisse berücksichtigt.

XII. Berlin und Kopenhagen. Von Dr. jur. Friedrich Holtze. Die Verhältnisse beider Hauptstädte zu einander, man kann wohl sagen: beider Länder werden durch Herrn Kammergerichtsrat Holtze von 1430 bis zu den Kriegswirren unter Friedrich Wilhelm IV. bezw. Christian VIII. in ansprechender und gründlicher Weise, wie wir es von dem gelehrten Verfasser gewöhnt sind, geschildert.

XIII. Zur Geschichte der Maschinenfabrik und Eisengießerei von C. Hummel in Berlin. Ansprache des Chefs Kommerzienrat Richard Bialon an das Personal. Abgedruckt in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes. Die jetzt am Südufer in Moabit belegene Fabrik wird durch die Anlage der zweiten sogen. Millionbrücke Berlins, welche über die Gleise der Hamburger und Lehrter- Eisenbahn fort im Zuge der Puttlitzstraße das Südufer mit dem Nordufer verbinden und den jetzt bestehenden wunderlich im Zickzack verlaufenden Fußgängersteg ersetzen soll, durchschnitten und ihr Fortbestand in Frage gestellt. Johann Caspar Hummel, 1776 zu Cassel geboren, geriet im Koalitionskrieg 1793 in französische Kriegsgefangenschaft und lernte dort Maschinen und Fabriken kennen. Er baute für Friedrich Wilhelm III., nachdem ihn dieser zur Niederlassung in Berlin angeregt, eine Kanonenbohrmaschine. Nach der Schlacht bei Jena 1806 entführten die Franzosen die Maschine als Beutestück nach Frankreich. Von 1812—1817 legte Hummel sich auf die Verfertigung von Metallknöpfen für Herrengarderobe. Die 1814 von Paris in beschädigtem Zustande zurückgebrachte Victoria des Brandenburger Tors wurde von Hummel durch Einbau eines Eisengerippes gekräftigt, auch fertigte er damals für die Siegesfeier die eisernen Feuerbecken und Schmuckstücke, auf denen er selbst die Siegesfeuer mit seinen Arbeitern anzündete und unterhielt. Bedeutende Schlosser- und Schmiedearbeiten lieferte er bis 1824 für das Schauspiel- und Opernhaus; für das Potsdamer Tor, die Schloßbrücke, Jungfernbrücke, Gertraudtenbrücke, Langebrücke, stellte er die Gitter und Aufzugmaschinen. Auch große Fabrikanlagen installierte er für die Kgl. Porzellanmanufaktur, die Kgl. Gesundheits-

geschirrfabrik, die Ofenfabrik von Feilner u. dgl. m. Auch für Artillerie fertigte H. Drehbänke, Bohrmaschinen, Kugelformmaschinen, für das Raketenlaboratorium Pressen u. ä.

Ebenso war H. auf gewerblichem Gebiet tätig als Verfertiger von Tuchschermaschinen, Walzendruckmaschinen, Ölpressen, wofür er auf der Berliner Gewerbeausstellung im Zeughause i. J. 1844 ausgezeichnet ward. 1836 lieferte er die ersten Kupferdruckpressen für die Hauptverwaltung der Staatsschulden.

Am 7. Oktober 1850 starb Hummel. I. J. 1825 war Joseph Constantin Bialon ein geborener Schlesier, nachdem er das von Beuth begründete K. Gewerbeinstitut besucht, als Lehrling bei Hummel eingetreten, er bewährte sich dort vollkommen, wurde Hummels Schwiegersohn und im Geburtsjahr des jetzigen Geschäftsinhabers Richard Bialon 1838 Teilnehmer der Firma, die er von 1850 ab weiterführte. 1866 wurde der jetzige Chef Mitinhaber und seit dem Tode des Vaters 1872 alleiniger Inhaber der Firma C. Hummel.

Als es bekannt ward, daß die K. Eisengießerei eingehen werde, legte Herr B. anf den Spießbergen, woselbst die Infantrie Felddienst übte, nach Abtragung der Sandhügel eine 1868 eröffnete Eisengießerei an. 1873 wurde die Maschinenfabrik, bislang Johannisstr. 2 und Kalkscheunenstr. 4, nach dort verlegt und 1877 die Vereinigung beider Betriebe hergestellt.

Sie ersehen, wie dies echt vaterländische Fabrikunternehmen eine Art Vorläufer der Borsigschen Fabrik, aus unscheinbaren Anfängen immer weiter entwickelt worden und so zu sagen bei der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Berlin, was die Bedürfnisse des Staats und der Industrie anlangt, allzeit mitbeteiligt gewesen ist. Insofern hat die Geschichte der Fabrik ein heimatkundliches Interesse, das wir mit einem Wunsche für das fernere Gedeihen der Firma hiermit gern zum Ausdruck bringen.

XIV. „Der kleine Fontane". U. M. Herr Rektor Monke schreibt: In Cottas Handbibliothek ist soeben als No. 121 „Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg Auswahl herausgegeben von Hermann Berdrow", Preis 1,— M, elegant gebunden 1,50 M, erschienen. Dieser erste Band enthält: Wustrau, N.-Ruppin, Rheinsberg, Ruppiner Schweiz, am Malchow- und Zermützelsee, Lindow, Freienwalde, Buckow, Blumenthal, Werbellin, Lehnin, das havelländische Luch, die Havelschwäne, die Pfaueninsel, Paretz, Spreewald, Müggelberge, Müggelsee, Teltow, Königswusterhausen, Grossbeeren, Saarmund und die Nutheburgen, Blankensee, 228 Seiten.

U. M. Herr Hermann Berdrow hat uns für heut abend ein Exemplar dieses „Kleinen Fontane", wie ich ihn fortan nennen möchte, übergeben. Sie wollen sich von der sauberen Ausstattung des Büchleins über-

zeugen, das vielen, welche den noch immer für deutsche Verhältnisse hohen Preis der grossen Ausgabe der Wanderungen (15 Mk.) scheuen, recht angenehm sein dürfte. Vorzüglich zu Geschenken, Prämien pp. passend.

XV. U. vorgenanntes M. Herr Schriftsteller und Lehrer Hermann Berdrow teilt folgende modernste Sage mit:

Amtmann Nobbe und die Klosterkirche zu Chorin.

„Der 76jährige Aufseher Fürst erzählte am 28. Juli 1905 mir folgende Sage, auf meine Bemerkung, dass ich mir nicht recht erklären könne, wie das Kirchengewölbe so vollständig heruntergestürzt sei.

Das Gewölbe ist nicht eingestürzt, es ist runtergeschlagen. — Na, wieso? — Ja, da war ein Amtmann Nobbe, der is es gewesen. Das Gewölbe war mit eiserne Anker verankert, und dazumal war Eisen sehr teuer. Er hat auch sonst die Kirche verrungeniert. Hier hat er Löcher in die Pfeiler hauen lassen und Balken durchgezogen, und so hat er aus dem Stück hier einen Kuhstall gemacht und daneben einen Pferdestall, und dahinter den Raum hat er zu Schweineställen genommen und das ganze andre Schiff als Schafstall. Und denn is er mit seine Leute beigegangen und haben das ganze Gewölbe runtergeschlagen, und das Eisen hat er verkloppt.

Das aber hat ein honetter Mann zur Anzeige gebracht, und das hat nicht lang gedauert, da is'n Brief von Berlin gekommen: An den Amtmann Nobbe. Wie der den gelesen hat, hat er zu sein' Kutscher gesagt: „Friedrich, mach' dir zurecht, wir müssen gleich nach Berlin fahren! und dabei hat er so'n sonderbares Gesicht gemacht. Da ging Friedrich in die Küche, und da sah er, wie sie alle da sassen und weinten, da fragte er sie: „Dirn's, wat sitt't ihr da un plärrt?" Aber keiner gab ihm 'ne Antwort. Dann is er mit dem Amtmann die acht Meilen bis Berlin in eine Tour gejagt und sein Herr, der sonst immer so freundlich zu ihm war, hat unterwegens kein Wort gesagt. Und wie sie in die Königstrasse kommen, sagt ihm der Amtmann eine Nummer, da soll er halten. Da is der Amtmann abgestiegen und ins Haus gegangen. Und nach einer Zeit sind zwei Herren herausgekommen, die haben zu ihm gesagt: „Friedrich, fahr' er man wieder nach Haus; wenn der Herr zurückkommen soll, schreiben wir". Da is der Kutscher wieder nach Haus gefahren.

Nach drei Tagen is ein Brief gekommen, Friedrich soll den Herrn holen. Da is er wieder in der Königstrasse vorgefahren, und nach einer Zeit is einer von die Herren rausgekommen und hat zu ihm gesagt: „Friedrich, so könn'n wir den Wagen nich gebrauchen; er muss ihn umstellen, da soll 'n Sarg rauf". Da hat der Kutscher einen grossen Schreck gekriegt. Und dann is ein mächtig grosser Mensch rausge-

kommen, wie so'n Löwe, und hat so 'ne Stimme gehabt (des Erzählers Stimme nimmt hier einen tiefen und starken Ton an), der hat gesagt: „Dass er das Gotteshaus zum Schafstall und zum Schweinstall gemacht hat, das hat ihm 's Genick nich gebrochen. Aber dass er das Gewölbe heruntergeschlagen hat, dafür is er 'n Kopf kürzer gemacht, und das hat er hundertmal verdient, denn er is schlimmer als 'n Mörder gewesen. Und dann haben sie den Sarg aufgeladen, und Friedrich hat ihn hergefahren. Hinter der Kirche haben sie ihm beigesetzt; 'nen Leichenstein hat er nicht gekriegt, aber eine grosse Kugel liegt auf seinem Grab. —

Letztere Bemerkung scheint einiges Licht auf die Entstehung der Sage zu werfen. Auf dem Grabe des älteren Josua Aug. Nobbe steht eine ungefähr zwei Meter hohe unkannelierte Säule, die oben flach ausgehöhlt ist und eine Granitkugel trägt, die sich hin und her rollen lässt und unschwer herunterzustossen wäre. In einer umlaufenden Vertiefung trägt diese Säule die Inschrift: Josua Aug. Nobbe; G.: den 12. Oktober 1743; Gest.: 27. Mai 1806. — Ob die Erzählung ausserdem einen irgendwie gearteten historischen Hintergrund hat, war nicht zu ermitteln. Die „Voss. Zeitung" von 1806 berichtet nichts dahingehendes. Merkwürdig ist die Verlegung der Gerichtsstätte nach der Königstrasse, wo nach Fidicin S. 55 das Königliche Stadtgericht, das früher sogenannte Gouvernementshaus (No. 19) lag".

Der I. Vorsitzende bemerkte hierzu:

Diese modernste „Sage" ist ein schätzenswerter Beitrag zur mythenbildenden Kraft des Volks. Vielleicht ist der Amtmann N. ein gestrenger und deshalb hie und da unbeliebter Herr gewesen, und es mag der Verfall der Choriner Ruine in seine Pachtzeit teilweise gefallen sein. Dies wird die grundlegende Überlieferung gewesen sein. Dazu kommt der auffallende Zustand des Grabdenkmals: eine bewegliche Kugel auf einem rumpfartigen Sockel, daraus wird phantastisch gefolgert, daß dem Betreffenden der Kopf abgeschlagen ward und daß dies durch den Wackelstein habe symbolisch angedeutet werden sollen. Solche Kleinigkeiten genügen, um ein vollständiges Phantasiegebilde aufzubauen. Ich erinnere an ähnliche schauerliche Mythen, z. B. die von dem Amtmann Grützmacher, der angeblich wegen Totschlags einen eisernen Ring um den Hals tragen mußte, von dem verstorbenen Prinzen Karl von Preußen, Bruders Kaiser Wilhelms des Großen, und von andern mehr oder minder bekannten Personen umlaufen. In den modernen Hohenzollern-Mythen, die uns vor einigen Jahren Fräulein E. Lemke vortrug, erfahren Sie dieselbe Bekundung ausgearteter Volksphantasie, nur mehr auf dem Gebiete des Grotesk-Komischen, z. B. den Prinzen Friedrich Karl, wie er mit wallendem Lockenhaar in Frankreich als Schäfer herumzieht, um Land und Leute für den Kriegsfall auszuspionieren (Brandenburgia XI 25–37).

Nachträglich wird mir mitgeteilt, daß eine Tochter des Herrn N., eine Frau von M., in Rostock lebt.

XIII. Herr Rektor Otto Monke, einer unserer unermüdlichsten und glücklichsten Forscher im Gebiet der Heimat- und Volkskunde hat das Ihnen herumgereichte interessante Stickmustertuch dem Märkischen Museum freundlichst verehrt. Es stammt aus Potsdam und ist bezeichnet: IBN. MLN — 18 ADN 02.

XVII. Neue Erinnerungstücher. Streift das Potsdamer Stickmustertuch von 1802 in gewissem Sinne schon an die echten Erinnerungstücher, von denen in der Brandenburgia häufiger die Rede war (Jahrg. XII. 39; IX. 502; V. 445; IV. 11, 257, 332 u. III. 305), so fallen unmittelbar hier hinein drei italienische Erinnerungstücher aus bedrucktem Kattun: a) mit den Standquartieren der italienischen Truppen und den Wappen der italienischen Großstädte, wohl zum Austausch unter „militärischen" Liebespaaren benutzt; b) ein Tuch mit dem Kalender von 1902 und hübschen Randleisten; c) ein dgl. mit den Portraits des italienischen Königspaares in Kniestück. Dem Fräulein El. Lemke, welche diese Erinnerungstücher von der Reise mitgebracht, sei verbindlichst dafür gedankt.

XVIII. Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild nebst den Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer. Ein kunstgeschichtlicher Führer von Herm. Müller-Bohn. 142 Illustrationen und 5 Wappen. Verlag von J. M. Spaeth-Berlin. Preis 6 M.

Am 2. Sept. 1897 schrieb ich das Geleitwort für die 1. Ausgabe, die in viel bescheidenerem Gewande auftrat, 100 Illustrationen weniger und an Text nur ein Dritteil des Gegenwärtigen besaß. Die Denkmäler Berlins, wobei auch Charlottenburg und einige der nächsten anderen Vororte berücksichtigt werden, sind uns allen ans Herz gewachsen, ihre Zahl ist so groß, daß man ihre Einzelheiten, ihre Entstehung, ihre Künstler nicht alle im Gedächtnis behalten kann. Hier springt nun der Verf. in knapper und doch beredter Weise ein. Fehler irgend namhafterer Natur sind mir auf verschiedene Stichproben, die ich gemacht, nicht aufgefallen. Ich halte die Angaben dieses Denkmalführers für das Beste und Vollständigste, was auf diesem engsten Heimatsgebiet existiert. Die Ausstattung ist durchweg gediegen, zum Teil prächtig zu nennen. Der Preis erscheint dem allen gegenüber als ein mäßiger. Möge dem Verfasser und dem Verleger ein lohnender Erfolg nicht versagt bleiben.

Ganz vorzüglich eignet das Buch sich zu Geschenken. Zum Vergleich lege ich Ihnen auch die ältere und erste Ausgabe vor.

XIX. Der Roland, Halbmonatsschrift für Heimatkunde folgt trotz der großen, nicht genug anzuerkennenden Mühen und Opfer, welche u. M. Herr Curt Kühns auf die Herausgabe verwendet hat, dem Schicksal des „Bär" und ist mit dem v. M. eingegangen. Es ist

ein trauriges Zeichen für das mangelnde Interesse an der Heimatkunde und an der Bestätigung für Pflege derselben, daß dergleichen gemeinnützige vaterländische Unternehmungen sich nicht aus sich selbst zu erhalten vermögen. Andrerseits darf freilich nicht übersehen werden, daß landes- und heimatkundlicher Stoff in fast allen Tageblättern und in zahlreichen Unterhaltungszeitschriften, wenn auch nur nebenher, so doch reichlich geboten wird. Dazu kommen die vielen einschläglichen Organe und der erfahrungsmäßige Umstand, daß gerade in Berlin mit seinen über 2 Millionen und in Groß-Berlin mit seinen fast 3 Millionen so zahllose allgemeinere mit dem Weltstadtleben verbundene Bestrebungen und Unternehmungen sich bereit machen, daß für das bescheidene Veilchen der Landes- und Heimatkunde, zumal sie „nicht weit her ist" kein noch so kleines, sicheres, wohlgepflegtes Plätzchen übrig bleibt. Es ist mir persönlich unangenehm, den Unkenruf allen begeisterten Unternehmern der einschläglichen Literatur gegenüber erschallen lassen zu sollen und sie warnen zu müssen, aber leider, leider habe ich mit meiner pessimistischen diesbezüglichen Auffassung seit länger als einem Menschenalter allemal recht behalten.

Vom Jahr 1906 ab will der Herausgeber eine Bibliothek für Heimatkunde ins Leben rufen, in der über die einzelnen Landesteile reich illustrierte Hefte geliefert werden. Die Abonnenten dieser Schriftensammlung mit dem Titel „Durchs deutsche Land" werden im Laufe der Jahre eine vollständige Bibliothek deutscher Heimatkunst erwerben. Zunächst werden Schlesien, Thüringen, die Ostseeküsten pp. erscheinen. Jeder, mehre Hefte umfassende Band kostet 2 bis 3 Mark. Unsere Brandenburgia-Mitglieder, -Gönner und -Freunde werden dringend gebeten, das Vorhaben u. M. Herrn Curt Kühns, Friedenau, Goßlerstr. 40, zu unterstützen.

E. Bildliches.

XX. Über kaufmännische Warenzeichen. Diesen Signaturen der kaufmännischen, gewerklichen und industriellen Betriebe wird in der neuesten Zeit mit Recht größere Aufmerksamkeit zugewendet. Ich habe dergleichen Marken und Warenzeichen seit Jahren gesammelt, bin aber durch das Übermaß der Zahl und das Überhandnehmen des Ungeschmacks darin einigermaßen erlahmt. Auch habe ich mich damit getröstet, daß die wichtigsten dergleichen „Industrie-Wappen" pp. in den Verzeichnissen des Kaiserlichen Patentamts noch mehr, viele in denen des deutschen Musterschutzes heimat- und kulturgeschichtlich niedergelegt sind.

Im neusten Heft des „Deutschen Herold" hat sich Graf zu Leiningen-Westerburg in dankenswerter Weise zur Sache geäußert. Einem Referat im B. L.-A. vom 2. d. M. entnehmen wir folgendes:

Von autoritativer Seite wurden dem Sachverständigen mehrere Jahrgänge des Warenzeichenblatts, das das Kaiserliche Patentamt herausgibt,

vorgelegt, damit er sich über die Mängel der auf Warenzeichen vorkommenden Wappenzeichnungen äußere. Indem er diesem Wunsche nachkommt, „um den Augiasstall jetztzeitlicher verfehlter Wappenkomposition zu reinigen," machte er zunächst darauf aufmerksam, daß es bereis im Mittelalter eine Menge Familienwappen von Bürgern und Gewerkschaften gegeben hat, und das habe sich vielfach bis heute erhalten; die weitverbreitete Meinung, daß die eigenmächtige Annahme eines Wappens heute nicht gestattet wäre, sei ganz falsch. Es darf sich jederman ein neues, von niemand anderem geführtes Wappen komponieren. Hier handelt es sich insbesondere um wappenmäßige Warenzeichen, die in der Geschäftswelt jetzt immer mehr aufkommen. Graf Leiningen empfiehlt aber dringend, mehr Geschmack bei der Auswahl der Warenzeichen und Fabrikmarken walten zu lassen. Es ist niemand gezwungen, diese heraldisch auszugestalten; es gibt im Gegenteil unter den vielen Tausenden von Warenzeichen eine enorme Anzahl solcher, die nicht heraldisch sind. Will aber jemand, was Graf Leiningen keineswegs verwirft, sein Zeichen wappenmäßig halten, so wende er sich an einen der zahlreichen Heraldiker unter den Zeichnern und Graveuren, und er wird dann kein Machwerk erhalten, das erheiternd wirkt, sondern das in würdiger Verbindung mit seinem Hause und seinen Waren steht. Daß dies geht, beweisen so manche schöne heraldische Warenzeichen, wie beispielsweise das einer Münchener Wachsfirma, bestehend aus einem Münchener Kindl auf einem Bienenstock zwischen den Münchener Frauentürmen und zwei bayerischen Löwen, oder die allgemein bekannten Schilde des Spaten- und Hackerbräus mit dem Spaten, beziehungsweise zwei gekreuzte Hacken oder das Wappen einer Magenbitter-Firma mit Kunz von Kauffungen und zwei Rittern in Turnierschild; alle diese Warenzeichen sind heraldisch ausgestattet, bekunden feines heraldisches Gefühl und treten daher auch sofort gefällig vors Auge. Dagegen gibt es eine ganze Menge völlig verfehlter Wappen, die oft geradezu komisch wirken. Da man am meisten dann lernen kann, wenn einem gezeigt wird, wie man es nicht machen soll, so hat Graf Leiningen den richtigen Weg eingeschlagen, eine große Anzahl Beispiele aus dem Warenzeichenblatt anzuführen, bei denen die Komposition des Wappens vollkommen verfehlt ist. So kommt sehr oft in den wappenmäßigen Warenzeichen die Wacht am Rhein vor, hält aber meist einen ganz falschen Adler. Ebenso findet sich die sonderbare Zusammenstellung eines Fahrrades als Zimier (Zier) auf einem Helm, was um so komischer wirkt, als Fahrrad und Helm zeitlich sehr weit auseinander liegen. In einem Warenzeichen wird ein Korsett als Schild behandelt unter einer Mauerkrone, in einem anderen Schnupftabak in einem alten Schilde. Der Verfasser der Abhandlung hat wohl nicht unrecht, wenn er diese Zusammenstellungen etwas gewagt findet. Daß sich, wie es in einem der Warenzeichen der

Fall ist, zwei Schildhalter über einen Schild hinweg durch Hutabnehmen höflich „Guten Tag“ sagen, ist mindestens ungewöhnlich. In einem Wappenschild sieht man sogar den pfeilspitzenden Amor mit einem Schleifstein, und in einem anderen hält der kleine Ausbund gar eine Margarinedose. Der Trompeter von Säkkingen ist sehr beliebt; was aber der vor ein paar Jahrhunderten blasende Herr mit dem jetzigen Reichsadler auf seinem Trompetentuch zu tun hat, ist unverständlich. Ein Wappenschild ziert eine Punschessenz, und ein alter Doppelreichsadler hält Stiefeletten im Schnabel und in den Fängen. Diesen Ungereimtheiten gegenüber bemerkt Graf Leiningen mit Recht: „Man kann nur warnen; lieber kein heraldischer Schmuck als ein verfehlter, der auf Gedankenlosigkeit und Ungeschmack beruht.“

Die Brandenburgia wird nicht umhin können, sich mit den Gewerks-, Fabrik-, Waren- und Handelsmarken bezw. Wappen gelegentlich zu befassen, da sie ein in vieler Beziehung interessantes und nützliches Kapitel der Heimatsgeschichte und Kulturkunde ausmachen.

Ich rege hierdurch dazu an und wende mich in erster Linie an diejenigen unter uns, die heraldische Studien treiben, insbesondere an die Herren, welche sich mit bürgerlichen Wappen, Stempeln, Siegeln und Verwandtem beschäftigen. Herr Regierungs-Assessor Dr. Bernhard Körner, bewährt im Felde bürgerlicher Wappenkunde und Herr Verlagsbuchhändler Heinrich Bruer, unsere geschätzten Mitglieder, haben vielleicht die Güte, die Sache in die Hand zu nehmen.

Einer Vorlage interessanter Muster und einem begleitenden Vortrage würden unsere Mitglieder sicherlich gern volle Aufmerksamkeit schenken.

XXI. Herr J. Spiro, unermüdlich als Herausgeber historischer, auf die Heimat bezüglicher Ansichtspostkarten, hat uns eine neue Serie, die im Saale ausgebreitet ist, für heute Abend vorgelegt. Es handelt sich um 50 wohlgelungene Ansichten aus dem alten Berlin von etwa 1670 bis 1830, hergestellt von Handzeichnungen des Architekturmalers Leopold Ludwig Müller aus dem Jahre 1835, welche dem Vater des verstorbenen bekannten Geheimen Archivrats Dr. Ernst Friedländer gewidmet waren und deren Wiedergabe die Erben gestattet haben.*) Es liegen mir zwei Facsimilia vor, eins vom 15. Januar v. J., worin sich Adolf von Menzel freundlich für eine Serie bedankt, und eins, datiert München, den 31. Mai 1905, enthaltend ein sehr anerkennendes Schreiben Paul Heyses, der ja Berliner Kind ist. Ich habe diesem Schreiben nur Weniges, nur Gutes, nur Empfehlendes hinzuzufügen. Ich empfehle die Ansichtskarten zum persönlichen Gebrauch, aber auch zu Geschenken,

*) Vergl. meine Mitteilungen über Ernst Friedländer, Brandenburgia X. 401 und 402 und meinen Nachruf. (Friedländer starb am 28. Januar 1903) a. a. O. XII. 3.

wozu sie sich vorzüglich eignen. Der Preis (3 M) ist durchaus mäßig und angemessen.

XXII. Vom Burgwall in Treuenbrietzen, der, wie Ihnen von unserm Besuch am 31. August 1902 erinnerlich, durch Herrn Postrat Steinhardt in einen anmutigen Zier- und Nutzgarten mit botanischem und gärtnerischem Verständnis verwandelt worden ist, stammt die beifolgende Photographie unsers hochverehrten Mitgliedes, welche eine erfreuliche Üppigkeit der Vegetation darstellt z. B. Ricinus, 3 m hoch, 2 m breit, das größte Blatt 75 cm lang, 82 cm breit, der Fruchtstand 87 cm hoch, mit Stiel 105 cm lang, Artischocke 1,35 m hoch, 2,40 m breit, Länge des größten Blattes 187 cm, Breite 115 cm, riesige Nicotiana affinis, Gladiolus, Martynia u. s. f. Besten Dank und Wunsch für ferneres Gedeihen der auf dem schwarzen Fruchtboden des ehemaligen Wendenringes trefflichst wachsenden Zier- und Nutzpflanzen.

XXIII. U. M. Lehrer Otto Mielke in Nowawes legt von seinem heimatkundlichen Verlag eine wohlgelungene Ansichtspostkarte des Innern der von Friedrich II. 1752 erbauten Kirche von Nowawes vor.

XXIV. U. M. Gustav Lackowitz legt 5 Ansichtskarten vom neuen K. Botanischen Garten zu Dahlem vor. Aufgang zwischen den Gruppen der Süd- und Central-Alpen. — Schmuckanlage am Eingang mit dem Gärtnerwohnhaus. — Wasserfall in der Alpenanlage. — Riesenstauden des Kaukasus (Heracleum Mantegazzianum und Cephalaria tatarica). — Südlicher Teil des Teiches.

XXV. Die Schwester u. M. Gustav Lackowitz Frl. Ida Lackowitz hat mir 7 von ihr photographisch aufgenommene Stimmungsbilder in Ansichtspostkarten-Form vom Tegeler See und seinen romantischen Umgebungen verehrt, die sich durch eine anmutende Romantik auszeichnen. Den gütigen Spendern zu XXIII, XXIV und XXV danke ich herzlichst, indem ich ihre Bilder dem reichen Sammelschatz von Ansichtspostkarten des Märkischen Museums überweise.

XXVI. Deutschlands Kriegsflotte von Victor Laverrenz. Verlag von Friedrich Kirchner in Erfurt 1906, Preis 12 M. Ich lege die illustrierten Prospekte dieses neuen, ansprechenden Werks unseres Marine-Schriftstellers, Verfassers von „Deutschland zur See“, „Unter deutscher Kriegsflagge“, „Unter deutscher Handelsflagge“, „Prinz Heinrichs Amerikafahrt“ usw. vor und begrüße den heut als Gast anwesenden Herrn Verfasser. Die Brandenburgia gedenkt bei dieser Gelegenheit, daß die deutsche Kriegsflotte als brandenburgisch-preußische Flotte von unserer Heimat aus wenigstens intellektuell und administrativ ihren Ursprung herleitet und daß wir diese geschichtlichen Verhältnisse in unserer Mitte zum öftern berührt haben. Angesichts der unendlichen Bedeutung, welche unsere maritimen Bestrebungen für das deutsche Volk haben, und angesichts der sehnlichst von allen Vaterlandsfreunden erwarteten

Flottenvorlage im Reichstag hat das patriotische literarische Unternehmen des Herrn Laverrenz eine große Bedeutung. Wir empfehlen das Buch allen, insbesondere eignet es sich in jeder Beziehung als willkommenes Geschenk, namentlich für den Weihnachtstisch.

XXVII. Herr Kustos R. Buchholz legt einen von Herrn Lehrer Plog übermittelten goldenen Fingerring vor, der bei Wittenberg gefunden ist. Es ist eine künstlerische Goldschmiedearbeit der Renaissance-Zeit, wohl 2. Hälfte 16. Jahrhunderts, was auch unser Mitglied, Herr Hofgoldschmied Telge bestätigt. In hochheraustretender 4 eckiger Goldfassung ruht ein flacher rosafarbener Stein; die Fassung wird nach den 4 Seiten hin von halbkreisförmigen, mit bunten Email-Arabesken verzierten Blättchen flankiert. Auch der Übergang der Schaublume in den schmalen Reifen ist blau und rot emailliert und mit ornamentalen Querstäbchen versehen.

Das Märkische Museum hat den Ring erworben. (VI. 15517).

XXVIII. Herr Kustos Buchholz: Weiter lege ich eine kleine Auswahl der vorgeschichtlichen Fundstücke aus dem Kreise Luckau vor, die das Märkische Museum einem neuen Mitglied der Brandenburgia, Herrn Rektor Thur in Cüstrin, verdankt. Von den 12 Grabgefäßen, die den gewöhnlichen Formen des Lausitzer Typus entsprechen — namentlich ist auch ein Gefäß mit plastischem Buckelornament und eins mit nur durch Linien angedeuteten Buckeln darunter — verdient eine Urne besondere Beachtung (II. 23914). Die schlanke Form (Höhe $^1/_3$ größer als der Durchm.) kommt öfter vor, wenn auch bei der großen Mehrzahl der Urnen Höhe und Durchmesser ungefähr gleich sind. Auch die absichtlich ungeglättete äußere Wandung ist keine große Seltenheit. Dagegen habe ich bisher noch nicht wahrgenommen, daß solche rauhen Gefäße ornamentiert sind durch dicht nebeneinander liegende senkrechte Fingerzüge, wie sie dies Gefäß zeigt. Es scheint als wenn die 3 Mittelfinger einer kleinen, also wohl weiblichen Hand vom Rande an senkrecht herunter gezogen worden sind und dieser Zug sich dann dicht daneben immer wiederholt hat.

Von den Beigefäßen erscheint besonders niedlich eine kleine Urne mit nahezu kugelförmigem, strichverziertem, weitem Bauch, engem, zylindrischem Hals und 2 Henkelöhren (II. 23912).

Sehr eigentümlich ist auch eine Kinderklapper in Form einer einhenkligen Urne, die sich von einem Thränenkrüglein nur dadurch unterscheidet, daß die Mündung verschlossen ist und einige eingeschlossene Steinchen beim Schütteln klappern (II. 23820).

Unter den Beilagen, die in den Urnen gefunden wurden, sind bemerkenswert:

a) Ein Amulett aus einem flach abgerollten, länglich eiförmigen Sandstein, am schmaleren Ende mit einem Bohrloch zum Durchziehen eines Fadens.

b) Mehrere kleine Bronze- und Schmelz-Perlen.

c) Ein Fingerring aus schwach gebranntem Ton, auf einen Kinderfinger passend.

d) Ein aus einem einfachen Stabe zusammengebogener Bronzefingerring mit schräger Strichverzierung.

An Einzelfunden sind aus der Thur'schen Zuwendung noch zu erwähnen:

Ein geschlagenes Feuersteinbeil, bei Luckau gefunden. (II. 23818.)

Ein 9,5 cm langes Feuersteinmesser, bei Weißagk Kr. Luckau gefunden. (II. 23834.)

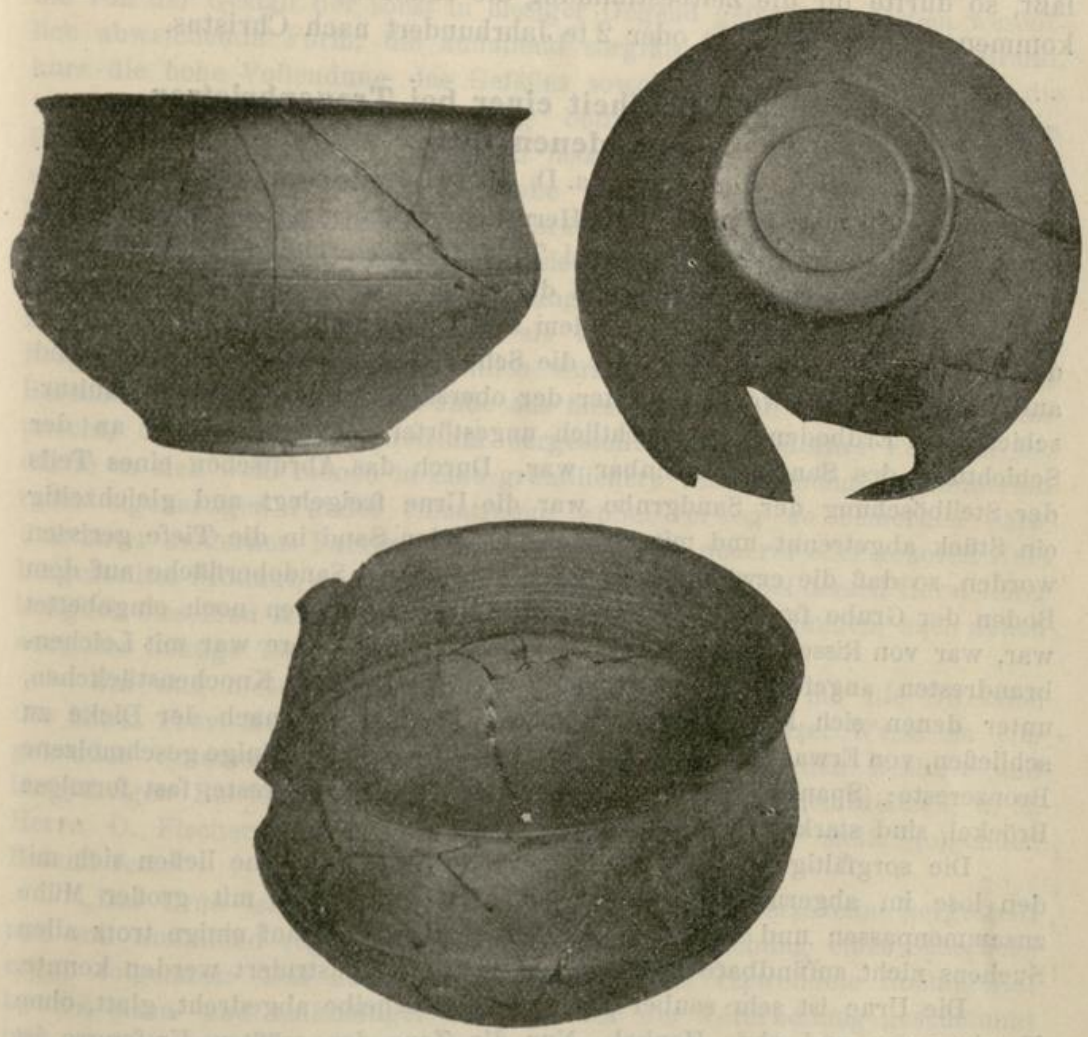
Feuersteingeräte kommen in der Lausitz verhältnismäßig ebenso selten vor, wie der Feuerstein selbst. Deshalb verdienen diese Funde hervorgehoben zu werden

Herr Thur überwies dem Museum ferner eine der römischen Zeit angehörige eiserne Speerspitze, die in der Altstadt Cüstrin ausgegraben wurde. (II. 23835.)

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine schon seit Jahr und Tag schwebende Frage über die Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Graburne zum Abschluß bringen.

Es handelt sich um dieses Gefäß, das nach Angabe des Herrn Rektor Thürmann in der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen zum Vorschein gekommen ist. Die Museumspflegschaft hat dann am 2. Oktober 1904 an Ort und Stelle weitere Ermittelungen angestellt, wobei noch festgestellt wurde, daß die Urne am Sandabstich mit nachfallender Erde von oben herabgefallen war, in Scherben zerfiel und daß Leichenbrandteile mit Bronzepartikelchen mit herabgefallen waren. Da in dieser Weise sehr häufig an Sandgruben altgermanische Urnengräber zum Vorschein gekommen sind, hätte die Sache nichts Auffallendes. Aber bei genauer Betrachtung des Gefäßes stiegen Zweifel auf, ob es wirklich eine altgermanische Graburne sei, ob nicht irgend eine Unterschiebung, sei es in neuester Zeit, sei es auch nur vor etwa 50 oder 100 Jahren, stattgefunden habe. Das Gefäß ist nämlich aus wohlgeschlemmtem Ton mittels einer vollkommenen Scheibe innen und außen mit hoher technischer Fertigkeit geformt und in einem ordentlichen Ofen, wie ihn in jener Zeit nur die Kulturvölker haben konnten, kräftig gebrannt. In den vorgeschichtlichen Gräbern der Provinz Brandenburg ist eine Urne von solcher töpferischen Vollkommenheit noch nicht gefunden worden. Auch hat das Gefäß mit unserer mittelalterlichen Töpferware nichts gemein. Die Urne ist dann von verschiedenen erfahrenen Forschern beurteilt worden. Besonders eingehend hat sich Herr Postrat a. D. Steinhardt in

Treuenbrietzen, unser sehr tätiges Mitglied, mit der Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Umstände, wie auch unter Heranziehung von Töpfern mit den töpfereitechnischen Fragen beschäftigt, und seine Feststellungen, wie seine Beurteilung in einem sehr sorgfältigen Bericht niedergelegt. Diesen Bericht, der auch sonst von Interesse ist, lasse ich unten folgen. Das Gefäß ist hier von 3 Seiten abgebildet.



Wenn Herr Steinhardt am Schluß dieses Berichts die Frage aufwirft: „Sollte das Gefäß vielleicht importiert sein?“, so meine ich, daß er damit auf der richtigen Fährte ist. Das Gefäß kann nur importiert sein, weil man zu der in Betracht kommenden Zeit hier nicht im Stande war, eine solche Töpferware herzustellen; es kann auch keine neuere Fälschung sein, weil dazu lange Versuche, Mühen und Kosten gehört hätten, ohne Aussicht auf Entschädigung. Wie schwierig eine solche Imitation ist und wie leicht sie erkennbar wäre, sehen Sie aus einem Gefäß, das ein Töpfermeister in Jüterbog nach vielen Versuchen als

Nachahmung eines schwarzen Beigefäßes hergestellt hat. (Wird vorgelegt.) Da auch die Fundumstände glaubwürdig festgestellt sind, so bleibt weiter nichts übrig, als die Erklärung, daß ein aus den Kulturländern zufällig in die Gegend von Treuenbrietzen gelangtes Gefäß dort als Graburne verwendet worden ist. Da der Import eines solchen Gefäßes auch schon entwickeltere Handels- und Verkehrsbeziehungen voraussetzen läßt, so dürfte für die Zeitbestimmung die römische Periode in Betracht kommen — etwa das 1 te oder 2 te Jahrhundert nach Christus.

Zweifel an der Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Urne.

Von Postrat a. D. Steinhardt.

Im Frühjahr 1903 fand u. M. Herr Rektor Thürmann im losen Sande der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen einige Urnenscherben von ungewöhnlich heller Farbe, und durch den Fund aufmerksam gemacht, senkrecht über der Fundstelle, an dem 8 m hohen Steilhang der Sandgrube den größten Teil der Urne, zu der die Scherben gehörten. Die Urne stand aufrecht im Sande etwa 50 cm unter der obersten, dunkler gefärbten Kulturschicht des Erdbodens an ersichtlich ungestörter Lagerstätte, was an der Schichtung des Sandes erkennbar war. Durch das Abrutschen eines Teils der Steilböschung der Sandgrube war die Urne freigelegt und gleichzeitig ein Stück abgetrennt und mit dem abstürzenden Sand in die Tiefe gerissen worden, so daß die erwähnten Scherben sich an der Sandoberfläche auf dem Boden der Grube fanden. Was von der Urne im Boden noch eingebettet war, war von Rissen und Sprüngen durchzogen; das Innere war mit Leichenbrandresten angefüllt und zwar mit weiß gebrannten Knochenstückchen, unter denen sich kleine Stücke menschlicher Schädel, nach der Dicke zu schließen, von Erwachsenen vorfanden. Dazwischen lagen einige geschmolzene Bronzereste; (Spange?) Kohlenstücke fehlten. Die Bronzereste, fast formlose Bröckel, sind stark dunkelgrün patiniert.

Die sorgfältig aus dem Sande gelösten Teile der Urne ließen sich mit den lose im abgerutschten Sande gefundenen Scherben mit großer Mühe zusammenpassen und verkitten, so daß die Urne bis auf einige trotz allen Suchens nicht auffindbare Stückchen recht gut rekonstruiert werden konnte.

Die Urne ist sehr sauber auf der Töpferscheibe abgedreht, glatt, ohne Verzierungen und ohne Henkel. Nur die Zone des größten Umfanges ist mit einem 8 mm breiten, etwas dickeren Streifen bandartig umspannt. Der Scherben ist größtenteils scharf durchgebrannt und zwar auffallend gleichmäßig bis nahe an die beginnende Sinterung, so daß die Oberfläche eine Glätte zeigt, die einer ganz leichten Glasur ähnlich erscheint. Ein dem unteren Teil der Urne zugehörendes Bruchstück zeigt etwas unvollkommenen Brand, insofern es in der Mitte einen dunkeln Streifen erkennen läßt. Die Wände des Gefäßes sind 3 bis 3,5 mm, der Boden ist 6 bis 7 mm dick. Die Farbe ist äußerlich ein helles Graugelb mit einem leichten Stich ins Rötliche Die Bruchflächen erscheinen durchweg rötlich bis auf den erwähnten, stellenweise vorhandenen dunkeln blaugrauen Streifen.

Die Sandgrube am Galgenberge, insbesondere der obere Rand, ist eine altbekannte Fundstätte reichlich vorhandener Scherben von zertrümmerten Urnen verschiedenartigster Form und Beschaffenheit.

Im Sinne des Obigen hatte ich als Pfleger an die Direktion des Märkischen Provinzial Museums berichtet, und später hatte Herr Thürmann die Urne dem Museum übersandt.

Die in dem Bericht schon hervorgehobenen Eigentümlichkeiten, dazu die von der Gestalt der sonst in hiesiger Gegend gefundenen Urnen wesentlich abweichende Form, die auffallend sorgfältige Arbeit, der gute Brand, kurz die hohe Vollendung des Gefäßes sowohl was die edle Form wie die vollkommene technische Herstellung betrifft, haben dann bei einzelnen Beurteilern den Verdacht aufsteigen lassen, daß die Urne ein Falsifikat sei, ohne daß allerdings absichtliche Fälschung zum Zwecke bewußter Täuschung damit zum Ausdruck gebracht werden sollte; es wurde auch gelegentlich erwähnt, daß möglicherweise einer der hin und wieder beliebten, freilich ziemlich verbrauchten Ausgrabungsscherze vorliegen könnte. Weniger zur Widerlegung dieses Verdachts als zur rein sachlichen Klarlegung der Frage, ob angesichts der tatsächlich vorhandenen Abweichungen von der Beschaffenheit der sonstigen Funde aus hiesiger Gegend die Urne echt oder unecht, d. h. ob sie im Altertum hergestellt oder modernes Fabrikat ist, dürfte es sich wohl lohnen in eine gründlichere Untersuchung des immerhin recht eigenartigen Fundes einzutreten, wobei vorweg zu bemerken wäre, daß unter modernem Fabrikat selbstredend ein in neuerer oder neuester Zeit hergestelltes Produkt, dagegen kein solches gemeint ist, bei dessen Herstellung lediglich dieselben Arbeitsmethoden zur Anwendung kommen, nach denen auch der heutige Töpfer arbeitet.

Um nun diese Untersuchung zu ermöglichen, hat mir die Direktion des Märk. Prov. Museums die Urne in sehr dankenswerter Weise zu eingehender Untersuchung durch einen Sachverständigen, den Besitzer und langjährigen Betriebsleiter der Nicheler Ziegelei bei Treuenbrietzen, u. M. Herrn O. Fischer, leihweise überlassen. Herr Fischer stellt folgenden Befund fest:

„Die Urne ist in sauberster Weise auf der Töpferscheibe hergestellt und von auffallend regelmäßiger Form. Die Untersuchung eines Scherbens ergab folgendes: Das zur Herstellung der Urne verwendete Rohmaterial ist ein eisen- und kalkhaltiger Ton, der vor der Verarbeitung geschlämmt und sehr sorgfältig durchgearbeitet (geknetet) worden ist, was die Ausarbeitung zu dem auffallend dünnwandigen Scherben von besonderer Porenfeinheit ermöglichte. Die frische Bruchfläche des Scherbens zeigt eine hellrötliche Farbe, die nach den Rändern zu in eine schiefergraue Färbung übergeht. Hieraus ist zu schließen, daß die Urne in einem geschlossenen Ofen mit reduzierender Flamme gebrannt wurde. Das beim Brennen eisenhaltigen Tons sich bildende Eisenoxyd ist unter der Einwirkung der reduzierenden Flamme auf der Oberfläche der inneren und äußeren Gefäßwand zu Eisenoxydul geworden und hat die schiefergraue Färbung herbeigeführt, während der innere Kern durch Eisenoxyd die rote Färbung erhalten hat. Eine auf der Außenseite der Urne befindliche, etwa handgroße Fläche von blaß-

rötlicher Färbung deutet darauf hin, daß diese Stelle einer oxydierenden Flamme ausgesetzt war. Der Hitzegrad, bei dem die Urne gebrannt wurde, ist auf ca. 950° C. zu schätzen. Die beinahe glänzende Oberfläche, die fast den Eindruck einer Glasur vortäuscht, ist auf die sorgsame Vorbereitung des Rohmaterials und den verhältnismäßig scharfen Brand zurückzuführen. Irgendwelche Spuren der Verwitterung sind an der Urne nicht zu bemerken."

Ich legte die Urne auch einem hiesigen Töpfermeister vor, der die Tone der Umgegend von Treuenbrietzen und aus den Lagerstätten des Fläming, ihr Verhalten bei der Bearbeitung und beim Brand und die daraus gewonnenen keramischen Produkte aus jahrzehntelanger eigener Erfahrung und aus der Überlieferung in der Familie kennt. Meister Schulze stellt folgendes fest:

1. Das Gefäß ist, was Material, Arbeit und Brand anlangt, so vorzüglich hergestellt, wie nur ein geschickter moderner Töpfer es herrichten könnte. Der Ton ist sorgfältig vorbereitet durch Schlämmen und Kneten, so daß die Masse völlig gleichartig ist. Das Gefäß ist auf der Scheibe gedreht und außen mit der Schiene geglättet, so wie das auch heutzutage gemacht wird. Aber ein modernes Gefäß scheint es nicht zu sein, denn im Inneren sieht man die Spuren der Finger, während heutzutage die Gefäße auch im Inneren, und zwar mit dem Löffel (ohne Stiel) geglättet werden.

2. Das Gefäß ist, heutiger Herstellungsart entsprechend, nach dem Drehen mit der genäßten Hand nachgearbeitet, geschwämmt.

3. Es ist, wie die auf der Bruchfläche sichtbaren Schichten zeigen, begossen oder engobiert. — Die Engobe soll der Oberfläche eine andere Farbe geben. Man kann denselben Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, auch zur Engobe gebrauchen, wenn man ihn sehr fein schlämmt und durch ein Tuch oder einen Sieb seiht; doch genügt auch eine feine Schlämmung allein, wenn man die dünnflüssige Masse vom Bodensatz vorsichtig abschöpft. Solche Engobe färbt sich beim Brennen anders als der übrige Scherben, trotzdem sie aus der gleichen Grundmasse gewonnen ist.

4. Das Gefäß ist jedenfalls, wie die Härte erweist, in einem geschlossenen Ofen gebrannt. Wie der Ofen eingerichtet war, ob er aus Steinen, Backsteinen, Lehmpatzen aufgemauert war, ob es nur eine mit Lehm verstrichene Erdgrube war, wie die Züge und der Schornstein angeordnet waren, das läßt sich nicht sagen. Aber die Einrichtung für ganz allmähliches Anwärmen, Steigerung der Hitze bis zur Weißglut und nachheriges allmähliches Abkühlen muß sehr gut getroffen gewesen sein, denn Gefäße mit so dünner Wandung müßten im offenen Feuer zerspringen.

5. Der Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, könnte aus hiesiger Gegend stammen. Die Obererde hiesiger Lehmlager ergibt, wenn sie gut geschlämmt wird, einen ähnlichen Scherben. Ungeschlämmt ist diese Obererde zu sandig, zu mager, wie der Töpfer sagt: „kurz". Durch das Schlämmen wird sie plastisch. Solcher Ton kommt auch in den Gruben von Köpnick und den anderen Ortschaften in der Nähe von Kropstädt auf dem Fläming und weiterhin bei Straach vor.

6. Die mittlere dunkele Schicht ist durch nicht ganz richtige Behandlung der Flamme beim Brennen während der Weißglut entstanden. Die äußeren

ganz dünnen Schichten von anderer als der Scherbenfarbe sind Engoben, die sich, wie schon erwähnt, im Brand anders färben.

7. Das Gefäß hat im Ofen aufrecht gestanden, also nicht, wie man die Töpfe jetzt einsetzt, mit dem Boden nach oben.

8. Bemerkenswert ist die sorgfältige Bearbeitung des Bodens, der sehr sauber von der Scheibe abgetrennt, geglättet, begossen und nachgearbeitet ist, wozu das Gefäß mit dem Boden nach oben nochmals auf die Scheibe genommen und von neuem zentriert werden mußte, was ebenfalls einen tüchtigen Arbeiter voraussetzt. Der Boden ist etwas eingedrückt, damit das Gefäß fest steht und nicht kippt.

9. Der hellere Fleck an der Außenseite ist durch eine Stichflamme entstanden.

10. Der ganze Befund spricht zwar nicht dafür, daß ein modernes Gefäß vorliegt, doch ist die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß es ein solches sein könnte, insofern ein geschickter Töpfer nach vorhandenem Modell ein derartiges Gefäß wohl nachmachen könnte.

Im Jahre 1896 hat die Tonindustrie-Zeitung einen Artikel über „die Verarbeitung des Tones in der Urnenzeit“ und im Jahre 1900 über „vorgeschichtliche Keramik“ gebracht. Soweit darin Äußerungen enthalten sind, die auf den vorliegenden Fall passen, mögen sie hier folgen.

I. Aus „Verarbeitung des Tones pp.“

1. Arten des Tones. Sowohl rot wie weiß brennender Ton ist zur Verwendung gekommen . . . . . im Jüritzer Walde fand sich eine Trinkschale von so schöner Masse, daß man sie der guten griechischen Terracotta fast an die Seite stellen könnte, während andere Ausgrabungen eine häßliche schwarze Färbung des Tones zeigen. Die Hauptfarben sind grau, gelblich, orange und schwarz; die an griechische und römische Ware erinnernde rote Farbe*) ist selten erkennbar.

2. Technische Verarbeitung . . . . . Die Epoche der Drehscheibe liefert uns oft so dezente und anmutige Formen, daß sie den Vergleich mit archaischen Vasen des alten Hellas gar wohl aushalten können . . . . . Ein Teil der Funde läßt erkennen, daß man auch verstanden hat, Gefäße mit dünnen Scherben herzustellen. Man wählte hierzu einen helleren Ton, oder was wahrscheinlicher ist, eine Mischung von weiß und rot brennendem Ton. Der Bruch zeigt deutlich hellfarbige Schichten bez. Streifen. Die Oberfläche ist wohl mit einem hellen Ton engobiert worden, der bei einzelnen Stücken poliert wurde. Bei dem niedrigen Brand erscheinen diese Stücke glasiert.

3. Ornamentale Bearbeitung . . . . . Ein Gefäß ist mit plastischen Ringen belegt, zweifellos Bronzetechnik nachahmend.

II. Aus „vorgeschichtliche Keramik“.

In den Steinkistengräbern finden sich Gefäße sehr mannigfachen Aussehens, mehr oder weniger plumpe, andererseits aber auch höchst wohlgebildete Formen, auf deren Herstellung viel Fleiß verwendet ist . . . . .

Nach Obigem spricht m. E. für die Echtheit der Urne folgendes:

*) Anmerkung. Ist die der Terra sigillata gemeint?

1. In technischer Hinsicht: Die Unterlassung des Glättens der Innenwand; ein moderner Töpfer würde, auch in der Absicht, eine Urne nachzumachen, den gewohnten Handgriff nicht unterlassen haben. Er würde auch die Urne nicht, dem Gebrauch zuwider, aufrecht in den Ofen eingesetzt haben; endlich hätte er, nachdem er in anderer Hinsicht große Sorgfalt angewendet hatte, diese Sorgfalt beim Brennen nicht außer acht gelassen, was in modernen Töpferöfen leicht ausführbar ist. — Deshalb — wegen der bequemen Überwachung des Feuers — schließe ich von dem Fleck an der Außenwand, der durch falsche Behandlung des Feuers entstanden ist, nicht auf eine Unaufmerksamkeit beim Brennen, sondern auf eine Unvollkommenheit des Ofens und nehme an, daß die Urne, auch wenn sie in einem geschlossenen Ofen gebrannt wurde, doch nicht im modernen Töpferofen gebrannt worden ist. — Dies zwingt dazu, die Frage der Einrichtung des Brennofens zu streifen. —

Mehrfach sind in hiesiger Gegend, z. B. am Lindberg bei Niebel, Scherben gefunden, die, aus ähnlichem Befund, wie dem an der vorliegenden Urne zu schließen, ebenfalls im geschlossenen Ofen gebrannt sein müssen. Solche Öfen oder ihre Überreste sind hier zwar noch nicht aufgefunden, aber ihr Vorhandensein würde dem Kulturstand der Urnenzeit ebenso zwanglos einzufügen sein, wie die Schmelzöfen mit Gebläse, in denen die Rasenerze mit im Meiler gebrannten Holzkohlen oder Gold und Bronze (im Tiegel) niedergeschmolzen wurden. Schlacken mit dem Zeichen sehr unvollkommener Verhüttung (die Schlacke ist sehr metallreich und schwer) finden sich hier vor, sind auch s. Zt. dem Märkischen Museum eingesandt worden. — Betrachtet man unseren heutigen Töpferofen ganz unbefangen, so erscheint er als eine höchst urwüchsige Einrichtung, die etwa der der Feldbrandöfen für Ziegelherstellung an die Seite zu stellen ist.

Beiläufig bemerkt scheint es, als ob die Urnen sogar in zwei oder mehr Schichten übereinander gestellt im Ofen gebrannt wurden, wobei die Schichten durch zwischengelegte Tonplatten von einander getrennt wurden, denn es finden sich unter den Scherbenstücken aus hiesigen Fundstellen auch Stücke von Platten, die wohl diesem Zweck gedient haben könnten. — Die Notwendigkeit der Voraussetzung, daß die fragliche Urne in einem Ofen gebrannt sein muß, der eine gewisse Regulierung des Feuers beim Brennen erlaubte, steht deshalb mit der Voraussetzung der Herstellung der Urne in alter Zeit nicht in Widerspruch. Wenigstens zwingt die Voraussetzung des geschlossenen Ofens nicht zu der Annahme, daß dieser ein moderner Töpferofen gewesen sein müßte.

Immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß ein modernes Fabrikat vorliegen könnte, so lange man nur den technischen Befund erwägt.

2. Der etwaige Zweifel an der Echtheit der Urne wird m. E. jedoch durch die Umstände beseitigt, unter denen das Gefäß gefunden wurde, vor allem durch die ungestörte Lage der Schichten, in denen es eingebettet war, und den Inhalt: Leichenbrandreste mit menschlichen Schädelstückchen und geschmolzene Bronzereste.

Eine nachgemachte Urne könnte nur nach 1860, als dem Zeitpunkt, da überhaupt das Interesse für prähistorische Dinge erwachte, hergestellt und

eingegraben worden sein. Solchenfalls hätten aber die Schichten die Spuren der Durchwühlung zeigen müssen. Oder sollte jemand in eine nachgemachte Urne gebrannte Menschenschädelstückchen und geschmolzene Bronzereste eingelegt und nachher das Loch um die Urne mit verschiedenen Sandschichten so aufgefüllt haben, daß sie an die übrigen Schichten Anschluß fanden? — Aber wenn man auch annimmt, daß dies wirklich geschehen wäre, daß jemand diese echten Dinge in das nachgemachte Gefäß hineingelegt hätte (die Echtheit der Bronze ließe sich durch chemische Analyse und danach auch ihr Alter feststellen), so wirft sich sofort die Frage auf: „Wozu, in welcher Absicht, zu welchem Zweck all diese Umständlichkeit?“

Um und in Treuenbrietzen sind seit 1860 hunderte von Urnen ausgegraben und als unbrauchbare Töpfe zerschlagen, die Scherben verstreut worden. Echte Urnen wären also billiger als ein Falsifikat zu beschaffen gewesen. Sie kosteten nichts, waren völlig wertlos. Selbst heute noch würde die Nachbildung von Urnen ein unrentables Geschäft sein. Als ich den vorerwähnten Töpfermeister fragte, ob er solche Urnen nicht zum Verkauf nachmachen möchte, meinte er, damit sei kein Geschäft zu machen, einige wenige könnte man vielleicht loswerden, aber das brächte nichts ein! —

Nun hat allerdings in Jüterbog ein Töpfer Gefäße in den Formen des Niederlausitzer Typus angefertigt. — Die Ware ähnelt äußerlich den Vorbildern, hält einen ernsten Vergleich damit aber nicht aus. Die Töpfe sind mangelhaft gebrannt, sind innen glasiert und außen grün gestrichen, als Imitation einer Bronzepatina: echt modernes Machwerk! — Auch hat der Verfertiger das Geschäft längst aufgegeben, weil es sich nicht lohnt. Eine Probe des Fabrikats ist dem Märk. Prov.-Museum als Vergleichsstück eingesandt.

3. Auch die Gestalt der Urne scheint mir für ihre Echtheit zu sprechen, denn sie ist in ihren Umrissen einfacher, ruhiger und schöner als die modernen Fabrikate, die aus der Töpferei zum Vergleich gestellt werden könnten. Unter allen mir zugänglichen Darstellungen prähistorischer Gefäße einschließlich der metallenen finde ich kein dem beregten gleiches oder sehr ähnliches. Die Umrißlinie scheint fast dem etruskischen oder römischen Formenkreis anzugehören; sollte das Gefäß vielleicht importiert sein? Die Möglichkeiten derartigen Imports sollen hier nicht erörtert werden. Aber möge das Gefäß einheimischen Ursprungs oder ein fremdländisches sein, echt ist es m. E. unzweifelhaft.

XXIX. Herr Prof. Dr. Pniower berichtet über eine vor kurzem erschienene dramatische Bearbeitung des Kohlhaas-Stoffes wie folgt: In der neuen und besten Ausgabe der Werke Heinrich v. Kleists, die uns die Schöpfungen des Dichters endlich in einem authentischen, nicht „verzierlichten und verlinderten“ Text bietet, sagt Erich Schmidt am Schlusse seiner Einleitung zum „Michael Kohlhaas“: „Dilettantische Dramatiker aber sollen die Hand von einem Stoffe lassen, der ein- für allemal der großen Erzählungskunst gehört, zumal da, des Rappenpaars zu geschweigen, Begebenheiten wie die Stürmung der Tronkenburg nur zu ohnmächtigem Ringen mit der epischen Gewalt und ihrem Herrscher

herausfordern, eine völlige Neubildung aber umsonst gegen Kleists populärste Novelle ankämpfen wird."

Diese warnenden Worte sind einem jungen Wiener Schriftsteller, namens Rudolf Holzer, entweder nicht bekannt geworden oder er hat sie in den Wind geschlagen. Denn er hat es gewagt, gegen den großen Vorgänger in die Schranken zu treten und ein deutsches Trauerspiel „Hans Kohlhase" (Wiener Verlag 1905) verfaßt, über das ich Ihnen auf Wunsch unseres verehrten Herrn Vorsitzenden einiges mitteilen will.

Die Gefahr, die darin bestand, dem Kleistischen Werke eine völlige Neubildung gegenüber zu stellen, war der Verfasser nach Kräften zu vermeiden bemüht. Vielmehr schließt er sich, besonders in den ersten vier Aufzügen seines Dramas, dem epischen Vorbild recht ängstlich an. Allerdings weicht er in Einzelheiten von ihm ab. Er nennt seinen Helden getreu der historischen Überlieferung Hans, nicht Michael, seine Gattin Margarete, nicht Lisbeth (Elisabeth). Er verlegt seine Wohnung, wiederum der Geschichte folgend, nach Berlin, während Kleist seinen Michael bekanntlich in Kohlhaasenbrück hausen läßt. Ebenso nennt er den Junker, der Kohlhase das Unrecht zufügt, nicht mit Kleist „von Tronka", sondern gibt ihm den historischen Namen „Zaschwitz". Auch in andern nebensächlichen Punkten gibt er dem Berichterstatter Peter Hafftiz vor dem Dichter Kleist den Vorzug. Ferner fügt er einige Personen: Kohlhasens Vater, einen Vetter u. a. hinzu. Endlich bietet er im zweiten Aufzug eine eigen erfundene, nicht übel geratene Gerichtsverhandlung, die in Jüterbog zwischen dem Helden und dem Junker Zaschwitz stattfindet, zu der eine Notiz von Hafftiz die Anregung gab, die aber Kleist unberücksichtigt ließ. Also Holzer weicht auch in den ersten vier Aufzügen, in denen er sich, wie ich sagte, eng an Kleist hält, doch wieder, freilich in Kleinigkeiten, von ihm ab, im großen und ganzen aber kann man ihm das Lob nicht versagen, daß er die Novelle sehr gründlich gelesen und in sich aufgenommen hat, allzugründlich. Wohl dadurch ist es ihm begegnet, daß er ihren Wortlaut in einem Maße kopiert, daß man zu dem doppelten Schluß gedrängt wird: einmal besitzt der Verfasser ein phänomenales Gedächtnis, das unsere höchste Bewunderung erregt, dann aber hat er auch von der literarischen Selbstständigkeit eine Auffassung, die nicht für allgemein üblich gelten kann. Ganze Sätze schreibt er immer wieder aus der Erzähluug ab, wobei es ihm zweimal begegnet, daß ihr Sinn entstellt wird (S. 138,1 ff und 155,7). Die herrliche Unterredung Kohlhaases mit Luther, den Gipfel der Kleistischen Novelle, übernimmt er in der Weise, daß er ebenfalls die beiden Männer gegenüberstellt, ihren Dialog aber fast allein aus Brocken von der Tafel des märkischen Dichters bildet. Darnach könnte man das Stück im wesentlichen eine Dramatisierung der Erzählung in dem übel berüchtigten Birch-Pfeifferschen Sinne nennen. Allein vom fünften Auf-

zug ab wandelt Holzer nicht mehr auf den Spuren Kleists, sondern folgt nun wieder der durch den biedern Peter Hafftiz vertretenen Überlieferung. Nur kleine Züge, wie die Anwesenheit des Kurfürsten von Sachsen in Berlin bei der Hinrichtung, die Erhebung der Kinder Kohlhases in den Ritterstand, entlehnt er vom Dichter. Offenbar schreckte ihn Kleists gegen Ende der Novelle so stark hervortretender Mystizismus ab. Auch die alte, immer wieder geltend gemachte Auffassung, die ich in meinem vor einigen Jahren in dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrag (Brandenburgia Monatshefte 10, 323 ff) mit dem Hinweis auf die vom Dichter benutzte Quelle in Leutingers Bericht bekämpfte und die jetzt auch Erich Schmidt verwirft, die Auffassung, daß Kleists Darstellungskunst am Schlusse sinkt, wirkt dabei nach. Aber indem Holzer hier Kleist verläßt, sieht man, wie wenig er aus Eigenem zu geben fähig ist. Man erfährt nun gar nicht, auf welche Weise Kohlhase in die Gewalt Joachims II. geraten ist. Plötzlich und unvermittelt wohnen wir seiner Hinrichtung bei. —

In der Sprache zeigt sich der Verfasser stark von Hauptmanns „Florian Geyer“ beeinflußt, welche Dichtung übrigens auch über die Diktion hinaus auf das Drama eingewirkt hat. Aber er besitzt nicht die gediegene Kenntnis der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, die dem Schöpfer seines Vorbildes eigen ist und ihn in den Stand gesetzt hat, nicht allein die Leute, sondern auch den Geist jener großen Epoche wiederzugeben, wodurch es ihm in so hohem Maße gelingt, uns zu ergreifen. „Gläuben“ für „glauben“, „sehrer“ für „sehr“, „indesso“, „jetzo“ u. ä., dazu eine größere Anzahl falscher Kasusformen bewirken noch nicht das, was wir Zeitkolorit nennen. Sonst ist der Sprache Kürze und Prägnanz nachzurühmen. Auch einen gewissen Bühneninstinkt will ich dem Verfasser nicht absprechen. Aber mit einem Heinrich von Kleist um die Palme zu ringen, dazu langt es nicht. Ich glaube nicht, daß der Dichtung eine größere Wirkung, die sie auch nicht verdient, beschieden sein wird. Sie wird nicht mehr Spuren hinterlassen als Maltitz' im Jahre 1828 erschienenes epigonenhaftes Trauerspiel. Eine Vergleichung beider würde übrigens ein helles Licht auf den Unterschied des literarischen Geistes der Zeit um 1830 von dem heutigen werfen.

XXX. Fräulein Elisabeth Lemke: Italiens Pflanzenwelt in Berlin. Der Vortrag wurde unterstützt von einer schönen Sammlung von Produkten Italiens, welche die Firma J. D. Riedel zusammengestellt hatte (vgl. oben S. 489). Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXXI. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamer Str. 10/11.

Kleine Mitteilungen.

Brauereiwesen zu Müncheberg. Bis zum 30 jährigen Kriege hatten die dortigen Braueigner das Recht, 18 Krüge d. h. Gasthöfe mit Bier zu versehen, aber durch furchtbaren Brand im Jahre 1641 waren sie außer Stand gesetzt, die Krüge zu befriedigen. So wandten sich viele Krüge von hier weg, und die Stadt behielt nur den Krugverlag für die Dörfer Tempelberg, Görlsdorf, Rosenthal, Trebnitz, Wulckow, Hermersdorf, Jahnsfelde und Diedersdorf. — Früher besaß die Stadt 39 Braustellen und 13 Branntweinblasen, welche 79 Wispel 8 Scheffel Malz im Jahre 1800 (1719 aber 172 Wispel) verbrauten und 348 Tonnen Bier und 5059 Quart Branntwein an die Schankkrüge absetzten. E. Sch.

Fürstenwaldes Brandjahre in älterer Zeit. Früheste Nachricht vom Jahre 1340. Daß die dadurch hervorgebrachte Not eine große war, geht daraus hervor, daß der Markgraf Ludwig, der sich vermutlich durch den eigenen Augenschein von dem ganzen Umfang dieses Unglücks überzeugt hatte, auf 6 Jahre die Stadt von allen öffentlichen Abgaben befreite, wie eine am 29. Januar zu Beeskow ausgefertigte Urkunde beweist. — Großen Brandschaden erlitt unsere Stadt im April 1576. Ein Blitzstrahl zündete die Kirche an. Das Feuer legte Türme, Glocken, Kirchendach und Sparrenwerk bis aufs Gewölbe und 2 Orgeln in Asche und ergriff auch das bischöfliche Schloß, das bis auf die Mauern ausbrannte. Auch über 90 Häuser der Stadt wurden eingeäschert. — Während des dreißigjährigen Krieges wurde Fürstenwalde im Oktober 1633 von den Truppen des Wallenstein in Brand gesteckt und fast ganz eingeäschert. — Eine Reihe von Bränden kamen vor zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und zwar in den Jahren 1715, 1718, 1724, 1725, 1732 und 1740. — Im Jahre 1766 wurde die erneuerte Kirche wieder durch Brand zerstört. Es war am 2. Juli, abends 8,30 Uhr, als der Blitz in das obere Schallloch des Kirchturms einschlug. Der Turm brannte gänzlich aus. Es befanden sich damals in demselben 3 schöne große und 2 kleine Glocken: die große Glocke, die Mittelglocke, die Apostelglocke, die Klingelglocke und die Uhrglocke. Auch das ganze Kirchendach wurde zerstört und das schöne massive Kirchengewölbe arg beschädigt. — Auf ein weiteres Brandjahr wies früher eine Inschrift auf dem Flur des Hauses Nr. 40 hin, welche also lautete: „Im Jahre 1775, den 10. Januar früh um 1 Uhr strafte der liebe Gott mit Feuer und brenten Sechß Häuser ab, sodaß noch die dabey anstehenden Häuser schaden gelitten haben, aber der liebe Gott gab seinen Segen und regierte unsere weise Obrigkeit und des allergnädigsten Königs Herz und beschenkte die abgebrenten Bürger, Gott zu Ehren und der Stadt zum Ruhm.“ — Auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts fanden viel Feuerschäden statt, z. B. 1818, wobei der Mietsmann Schmidt mit seiner Frau und 3 Kindern verbrannten, 1819 mehrere Scheunen, 1824, 1826, 1829, 1830 usw. Fürstenw. Z. 14. 5. 1905.

Erinnerungsbänder. Vgl. über dieselben und über die Erinnerungstücher unsere vielfachen Mitteilungen in den Monatsblättern. Speziell unter die sog. Vivatbänder aus Fridericianischer Zeit fällt im Polnischen Museum zu Posen ein auf weißer Seide gedrucktes Stück betreffend den Separatfrieden zwischen Friedrich dem Großen und Schweden vom Jahre 1762. Dasselbe zeigt die Wappen von Preußen und Schweden und folgenden Aufdruck:

Vivatband

Auf dem zwischen Sr. Kön. Maj. in Preußen etc. und der Crone Schweden publicierten Frieden
d 3 Junii 1762
Durch Friede vereint
(Die Wappen der beiden Länder.)

Nun ist der Zweyte Friede da!
Bald wird die Ruh vollkommen prangen.
Gott spricht zu unsrer Hoffnung Ja,
Und stillt das sehnliche Verlangen.
Auch Schweden tritt die sichre Bahn
Die Rußland wählte rühmlich an.
Laß Östreich! Deine Feindschaft schwinden,
Und die Versöhnungstriebe finden.

Die Lilien sind freilich schön:
Wird ihre Freundschaft fest bestehn?
Es müsse Rußlands Peter grünen
Und Schwedens Adolph Friedrich blühn!
Das Heil soll Preußens Friedrich dienen!
Sein Ruhm soll alle Welt durchziehn!

Vom toten Mann. (Vgl. unsere zahlreichen früheren Mitteilungen über diesen uralten Brauch.) Der Tote Mann zwischen W. Buchholz und Neuendorf ist ein Reisighaufen, welcher von den Leuten an der Stelle aufgehäuft wurde, wo um 1850 ein Arbeiter aus Neuendorf vor Entkräftung tot zusammenbrach, als er für seine Frau aus W. Buchholz eine Hebeamme holen wollte. Otto Monke.

Ehemalige Meilensteine. Zwei alte Wahrzeichen der Potsdamer Provinzial-Chaussee, die letzten beiden noch vorhandenen Meilensteine, die Friedrich Wilhelm III. hat errichten lassen, sind in der letzten Zeit von Wind und Wetter arg mitgenommen worden. Der eine dieser Meilensteine, die aus einer etwa 6 Meter hohen Steinsäule bestehen und von einer Kugel mit Spitze gekrönt werden, befindet sich in Zehlendorf, der andere im Wannsee vor dem neuen an der Chaussee gebauten Rathause. Dieser letztere Stein ist von der Gemeinde ausgebessert worden, zeigt aber schon wieder Spuren starken Verfalls. Der erste Meilenstein von Berlin aus stand im Friedenauer Ortsteil von Schöneberg und mußte bei der Neuregulierung der Straßen beseitigt werden. In den ehemals kursächsichen Landesteilen der Provinz haben sich künstlerisch verzierte Meilensteine ebenfalls erhalten z. B. in Brück und in Belzig. Bekannt ist der alte Meilenstein am Eingang zum Schloßpark in Tegel. Der Meilenstein vor dem Charlottenburger Schloß, welcher schon einmal seine Stelle gewechselt, ist jetzt gegenüber zwischen die Marstallgebäude versetzt. Zwischen ihm und dem Meilenstein auf dem Dönhoffsplatz, der an der Stelle des jetzigen Stein-Denkmals stand, war genau eine preußische Postmeile Entfernung. Von dem letztgenannten Meilenstein ab wurden die Entfernungen seitens der Königlich preußischen Post berechnet.

Berlin 25. September 1904. E. Friedel.

Alt-Berliner Wiegenlied.

(Gleichzeitig als Mundart-Probe.)

1) Mach' in juter Ruh',
Kikerlicksken zu;
Höre, wie der Rejen pladdert,
Wie der Droppen niederquaddert,
Wie es plitschert in die Renne,
Kückel bibbert bei de Henne,
Und ihr Flügel deckt et zu.
Kindchen, schlaf in Ruh'.

2) Kückel ist jesund,
Quibbelquabbel rund,
Kleener Piepmatz kann schon quieken,
Wasser nippen, Krümel piken,
Immer will's und kann nich fliejen
Aber 's wird schon Flügel kriejen
Darum, Kind, nanu,
Schlaf in juter Ruh'.

3) Kückel wachsen 'ran,
Hähniken wird Hahn,
Henniken wird Henne werden,
Wunderschön mit Kron' und Bärten,
Federn joldig — jrünen, jrauen
Jelben, braunen, roten, blauen.
Darum, Kind, nanu,
Schlaf in juter Ruh'.

Teltow-Kanal-Museum. Ein Teltow-Kanal-Museum wird in dem an der Machnower Schleuse zu erbauenden Repräsentations-Gebäude der Verwaltung des Teltower Kanals eingerichtet werden. Bei den Ausschachtungsarbeiten für den Kanal sind interessante historische und naturgeschichtliche Funde gemacht worden, darunter mehrere zum Teil vorzüglich erhaltene Geweihe von Riesenhirschen, mehrere Zähne sowie auch ein Schulterblatt vom Mammut, Pfeilspitzen, ein Schwert und verschiedene andere aus dem Mittelalter stammende Waffen und Gegenstände. Diese Fundstücke werden geordnet in einem Raume des Repräsentationsgebäudes untergebracht, der den Anfang des Museums darstellen wird.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (6. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Dezember 1905 im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7½ Uhr.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen I bis XI sowie XIII und XIV her.

A. Allgemeines.

I. Die Mitteilungen des Stockholmer Nordischen Museums (Meddelanden från Nordiska Museet) 1903, erschienen erst kürzlich. Sie ersehen wiederum, welche außerordentlichen Fortschritte dieses von nationaler Begeisterung getragene volks- und landeskundliche Institut Schwedens gemacht hat. Namentlich sind Frauen und Jungfrauen für dasselbe erfolgreichst tätig. Die Ausstattung ist auch diesmal vorzüglich, die Abbildungen geben volkstümliche Gegenstände älterer Zeit und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Möchte doch unsere Damenwelt in ähnlicher Weise bei uns tätig sein.

B. Persönliches.

II. Professor Dr. Georg Knaack †. Der Ostsee- und Neuen Stettiner-Zeitung vom 30. v. M. wird folgendes entnommen.

„Professor Dr. Georg Knaack, seit ungefähr einem Vierteljahrhundert am hiesigen Marienstifts-Gymnasium als Lehrer tätig, ist hier gestern nachmittag nach längerem Leiden eines frühen Todes verblichen.

Geboren zu Angermünde 1857, war er bis Ostern 1876 Schüler derselben Anstalt, an der er später als Lehrer wirkte. Dann studierte er zu Greifswald alte Sprachen, besonders unter Professor Kießling, Prof. v. Willamowitz-Möllendorf und Professor Susemihl und wurde 1880 zum Dr. phil. promoviert. Im gleichen Jahre bestand er seine Staatsprüfung daselbst. Michaelis 1880 trat er als Probandus in das Marienstifts-Gymnasium ein und wurde, als Prof. Dr. Lemcke als Direktor

zum Stadtgymnasium übergetreten war, Michaelis 1881 in die letzte ordentliche Lehrerstellung (wie es damals hieß) berufen. Zum Oberlehrer befördert, wirkte er an der Anstalt, bis er von Ostern 1891 an auf zwei Jahre zu Studienzwecken beurlaubt wurde. Eine spätere Studienreise im Winter 1898/99 führte ihn durch einen großen Teil Italiens bis nach Sizilien.

Wissenschaftlich ist Professor Knaack auf seinem Spezialgebiete unablässig tätig gewesen. Eine große Anzahl von Aufsätzen sprachlichen und archäologischen Inhalts in gelehrten Zeitschriften waren die Frucht seines Fleißes und seiner umfassenden Kenntnisse auf altsprachlichem Gebiete. Aber von großer Vielseitigkeit und mit einem warmen Natursinn begabt, hat er auch viele schätzenswerte Beiträge aus seinen Reisebeobachtungen und seiner Beschäftigung mit der neueren Kunst und Literatur für angesehene Blätter der Tagespresse geliefert. Auch unsere Leser hatten ihm noch im letzten Jahre einige anschauliche und interessante feuilletonistische Schilderungen zu danken.

Trotz schweren Leidens, welches im Jahre 1901 zuerst als eine einseitige Stimmbandlähmung hervortrat, ist er bis fast zum letzten Augenblicke seinem Amt und seinen Studien treu geblieben."

Professor Knaack, ein Sohn einer Schwester meiner Mutter, ist bereits im 49. Lebensjahr verschieden, für die Brandenburgia, deren Studienfeld ihm am Herzen lag, hat er verschiedene Beiträge geliefert. Der Beerdigung, welche vom Trauerhause Bellevuestr. 62 aus auf dem neuen prächtig belegenen Centralfriedhof bei Stettin stattfand, habe ich Sonntag den 3. d. M. beigewohnt.

C. Naturkundliches.

III. Merkwürdiger Mammutfund. Durch die Güte der Direktion der Gesellschaft der Berliner Mörtelwerke ist dem Märkischen Museum ein ganz kürzlich gemachter Fund eines zusammengehörigen Paares von Stoßzähnen des Elephas primigenius Blumenbach zugegangen, welches fast tadellos erhalten war und glücklicherweise bei der Ausgrabung nur unbedeutende Verletzungen erlitten hat. Von dem zugehörigen Schädel ist nichts gefunden worden. Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums Sonntag den 3. d. M. sind die geologischen Verhältnisse des Fundes durch u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger untersucht worden, es handelt sich um Lagerung in einem Sande, welchen die geologische Karte als untern Diluvialsand bezeichnet. Nicht allein die Wohlerhaltenheit der Stoßzähne, sondern auch ihre Lagerung, welche es wahrscheinlich macht, daß sie in archaeolithischer Zeit dort in einer Cachette verpackt und so vor Zerstörung und Verschleppung bewahrt worden sind, macht diesen Fund zu einem höchst auffälligen und beachtenswerten.

Diese Stoßzähne scheinen denen des typischen Mammuts zu ähneln, ich habe aber eine ganze Anzahl von diluvialen Elefaszähnen aus Deutschland und den Nachbarländern gesehen, welche in den öffentlichen Sammlungen zwar als El. primigenius bezeichnet sind, sich aber keineswegs in den typischen Formenkreis des Mammuts einfügen; dies geht auch aus den Photographien und sonstigen Abbildungen von Mammuts aus Belgien, Frankreich, Süddeutschland, der Schweiz u. s. w. hervor. Es drängt sich daher mir immermehr die Vorstellung auf, daß in dem, was man unter dem Namen Mammut begreift, wenn man nach der Gestaltung der Stoßzähne urteilt, mehrere sehr von einander abweichende Formen vereinigt sind, die vielleicht im Sinne von Professor Matschie geographisch verschiedene Ausbildungen sind, besondere Species oder wenigstens Subspecies.

Sobald es möglich ist, die Stoßzähne, deren Erhaltung eine umständliche, kostspielige und zeitraubende chemische Behandlung erheischt, zu transportieren, beziehentlich von ihnen genaue photographische Aufnahmen zu machen, werde ich nicht verfehlen, eine neue eingehendere Mitteilung unter Vorlegung der Stoßzähne zu machen.

Besonders interessant ist, wie angedeutet, die besprochene Beziehung dieses Cachette-Fundes zum Menschen. Ich deutete früher an, daß bei den zahlreichen sibirischen Mammutfunden auf Spuren des Menschen wenig geachtet sei. Glücklicher Weise ist es doch geschehen bei einem im Mai 1896 in der Nähe der Stadt Tomsk in Sibirien gemachten Funde, von dem ich nach den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom Januar 1897 folgendes erzähle. Der Bibliothekar an der Kais. Universität Tomsk, S. K. Kusnezow berichtet in den gedachten „Mitteilungen“ wie folgt. Die Entdeckung geschah durch einen Mann, der von deren Wichtigkeit keine Ahnung hatte. Ein bei dem Bau der Kathedrale beschäftigter Maurer entnahm Sand zur Arbeit und stieß dabei auf Knochen, die in der gefrorenen Uferschlucht zu Tage traten. Es gelang ihm, einen Teil des unteren Mammut-Kinnbackens herauszuziehen. Als die Nachricht von diesem Funde sich verbreitete, erschien ein Beamter der Gouvernementsregierung mit den Professoren der Zoologie Kaszczenko und Lehmann, und diese ließen nun die weiteren Ausgrabungen selbst bewerkstelligen, die fünf Tage lang schichtweise bis zu einer Tiefe von 9 Fuß ausgeführt wurden. Am zweiten Tage kamen die Knochen des Mammuts zum Vorschein, die auf einer Fläche von 8 Meter Länge und $3^1/_2$ Meter Breite in Unordnung umherlagen. Auf dem Platze fand man die Spuren eines sehr großen Feuerherdes von 2 Meter Durchmesser, auch Kohlen lagen zerstreut umher. Sobald die Knochen zu Tage traten, zeigten sich nicht weit davon Feuersteinsplitter, Schabsteine und zwei Holzstücke. Unter den Mammutknochen lagen drei andere, von denen zwei vielleicht einem Menschen angehören. Der geschilderte Fund ist für Sibirien von um so höherer Bedeutung, als er,

obwohl das Land reich an Überbleibseln des Mammuts ist, doch, wie bereits erwähnt, der erste ist, bei welchem ein fast vollständiges Skelett des ausgestorbenen Riesentieres und dazu Steinwerkzeuge des vorhistorischen Menschen gefunden wurden, die als Beweis für die gleichzeitige Existenz des Menschen mit den verschwundenen Repräsentanten der sibirischen Fauna dienen können. Solche Funde von Feuersteinwerkzeugen sind selbst im westlichen Europa selten. Die Entdeckung jenes Mammuts zusammen mit den Menschenspuren kann daher als Beweis dafür angesehen werden, daß auch Sibirien in der archaeolithischen Steinzeit vom Menschen bewohnt war.

IV. Der Kampf um die Eolithe.*) Unter Eolithen versteht man, wie unseren Mitgliedern sattsam bekannt, die ältesten Zeugen des Menschen in Gestalt von Steinen, die durch ihn benutzt wurden. Sie treten im Tertiär auf und sollen, wenn der Abbé Bourgeois (1867) Recht hat, schon im Ober-Oligocän von Thenay bei Pontlevoy (Loir-et-Cher) auftreten. Carlos Ribeiro, Direktor des Geologischen Dienstes von Portugal, macht eine analoge Entdeckung zu Otta in einer für Ober-Miocän gehaltenen Schicht. Rames, ein Geologe aus dem französischen Cantal, schickte 1878 zur Weltausstellung nach Paris einen Karton mit Silex, die ich wie die des Abbé Bourgeois selbst in Paris gesehen, von Puy Courny bei Aurillac mit Knochenresten von Säugetieren der tertiären Fauna von Pikermi in Griechenland. Die Existenz der Tertiär-Menschen wurde demnächst Jahre hindurch von de Quatrefages und Gabriel de Mortilles verfochten. In Deutschland verhielt man sich diesem Tertiär-Menschen gegenüber sehr ablehnend, insbesondere der Altmeister Rudolf Virchow hüllte sich gewöhnlich ihm gegenüber in ein eisiges, ironisches Schweigen.

In den letzten Jahren ist der Tertiärmensch aber mit Erfolg wieder aufgelebt. Zunächst in England an der Hand neuer Funde, welche auf den Plateaux von Ightham durch Prestwich und im Pliocän von Indien durch den deutschen Geologen Noetling, dann in Frankreich und Belgien gemacht worden sind.

Die Sache ist auch für unser Forschungsgebiet aktuell geworden, indem man — wie Sie unter andern aus den von mir Ihnen wiederholt vorgelegten teils durch Professor Otto Jaekel teils durch mich gemachten Funden ersehen haben — von Eolithen auch in unserer Provinz Brandenburg spricht.

Das sind, wie ich immer wieder betone, keine dem Tertiär, sondern lediglich dem darauf folgenden Quartär oder Diluvium oder der palaeolithischen Zeit angehörige Fundstücke, welche den ureigentlichen tertiären (miocänen und pliocänen) Eolithen zum Verwechseln ähneln,

*) Vergleiche Brandenburgia XIII. 354 — 361 und XIV 277 und 323.

sodaß man sich zu der Annahme gezwungen sieht, daß die Steinkultur (französisch „Industrie“) des Tertiärmenschen sich bis in die ältesten Zeiten des Quartärs d. h. des ältern palaeolithischen Menschen vererbt hat, bis sie bei dem jüngeren palaeolithischen Menschen verschwindet, weil dieser es bereits zu weit verfeinerten eigentlichen Werkzeugen gebracht hat.

Als der angesehenste Verfechter dieser eolithischen Kultur gilt unser verehrtes korrespondierendes Mitglied Herr A. Rutot in Brüssel und gegen diesen richtet sich in erster Linie die Ihnen hiermit vorgelegte, mir vom Verfasser in freundlicher Weise zugesendete Schrift über den Ursprung der Eolithe: Marcellin Boule, Professeur de Paléontologie au Muséum, L'Origine des Eolithes, Paris 1905 (Auszug aus der Zeitschrift „L'Anthropologie“ Bd. XVI, März und April 1905) 11 S. Text mit 15 Figuren.

Herr Boule, längst, wie er sagt, durch die enorme Menge sogenannter Eolithe in den quarternären Kieslagern stutzig gemacht, bekämpft die Theorien vom Tertiärmenschen und vom Quartärmenschen, soweit sie sich auf die Eolithe stützen, seit 20 Jahren, hauptsächlich weil er die körperlichen Reste des Tertiärmenschen vermißt und weil er glaubt, daß die Eolithe durch natürliche Ursachen erzeugt werden können.

Die Sachverständigen Laville, Präparator an der Bergschule, E. Cartaillac, Obermaier und Boule haben in einem Kreidebruch der Gemeinde Guerville, südöstlich von Mantes, linkes Seine-Ufer, das Verfahren, welches bei Herstellung von Zement zur Herstellung der Schlämmkreide stattfindet, genau beobachtet. Zunächst werden die groben Feuersteinknollen abgesondert, das übrige Kreidematerial, in dem sich aber noch kleinere und größere Feuersteine bis zu handlichen Fauststücken in Menge befinden, wird unter Benutzung strömenden Wassers von einem 5 m Durchmesser haltenden Rade umgerührt, dessen Umdrehungsgeschwindigkeit etwa 4 m in der Sekunde d. h. ungefähr die Schnelligkeit des Rhone-Flusses bei Hochwasser beträgt. Der Kreidebrei läuft ab und die Steine fallen in dem Becken, worin der Schlämmprozeß sich abspielt, auf den Boden. An dem wagerechtgedrehten Rade, welches diese durch Micraster cor-testudinarium als Leitfossil gekennzeichnete Kreide zerarbeitet, hängen gußeiserne Zacken herunter, durch die die Feuersteine ausgesondert und auch selbstverständlich dabei verletzt werden. Die Flinte verletzen sich bei dem Umrollen auch untereinander und rollen sich gleichzeitig ab. So entstehen viele Steine, welche mit den Silex aus oligocänen, miocänen, pliocänen und pleistocänen Alluvionen zum Teil große Ähnlichkeit haben. Wenn das Wasser abgelassen wird, so haben diese Steine, welche, wie Herr Boule meint, den Rutotschen percuteurs, rabots, grattoirs, retouchoirs, silex à enconche zum Verwechseln ähneln, einen schlammigkreidigen Über-

zug. Sie werden in Haufen geschichtet und zur Betonfabrikation verwendet. Herr Boule gibt, wie Sie ersehen, verschiedene Abbildungen von dergleichen Stücken, welche eine überraschende Ähnlichkeit mit manchen für Werkzeuge geltenden Feuersteinen des Urmenschen zweifelsohne besitzen. Boule wirft sich gewissenhafter Weise selbst Einwendungen gegen seine Theorie auf, z. B. daß diese durch eiserne Eggen hervorgebrachten Verletzungen doch nicht mit der Arbeitsweise des Urmenschen zu vergleichen seien, er fügt aber hinzu: Je crois qu'il ne sera pas difficile de répondre d'une façon satisfaisante à ces critiques si cela devient nécessaire. Peu importe d'ailleurs: il est impossible de nier que les éolithes de Mantes aient été produits et se produisent continuellement en dehors de toute intention humaine; or ce sont les traces d'un travail intentionel qui caractérisent les éolithes, d'après leurs inventeurs eux-mêmes."

Boule macht noch besonders darauf aufmerksam, daß die Retouches seiner Silex (Flinte, Feuersteine) von Guerville-Mantes nicht etwa erst bei dem Abwascheverfahren entstanden seien. Er gibt ferner zu, daß sich bei den einwandsfreien palaeolithischen Stücken nicht selten unvollkommene oder abgenutzte befinden, die durch Menschenhand gegangen sein können, aber gerade hier sei der Übergang zwischen natürlicher und menschlicher Tätigkeit oftmals kaum zu unterscheiden. Gerade deshalb könnten diese Stücke, wenn sie sich allein (ohne Palaeolithe) in tertiären Schichten befinden, nicht als Eolithe angesprochen werden.

Natürlich muß es Vorläufer, schließt Boule, vor der palaeolithischen Technik gegeben haben, vielleicht schon im Tertiär, aber damit sei noch nicht gesagt, daß sie in unseren Landen vorkommen.

Boule legt auf das Phänomen der Migration diesbezüglich den größten Wert und schließt mit dem Satze: „Il est très possible que l'Homme ait apparu brusquement dans nos pays, au debut des temps quaternaires, en même temps que la faune des Mammifères dont il fait partie et qui est fort différente de la dernière faune pliocène. Comme paléontologiste, je crois fermement à l'existence de l'Homme tertiaire; je ne doute pas qu'on trouvera un jour ses traces sur quelque point du globe; mais pour être irrécusables, ces traces devront avoir une valeur tout autre que celle des éolithes."

Wir können Herrn Boule nur dankbar für seine Experimente sein, wenn wir auch seinen Folgerungen nicht überall beipflichten. Es ist doch unbestreitbar, daß auch die Bouleschen sogen. -Eolithe von Menschen, also nicht von der Natur herrühren. Und wenn er sagt, trotzdem, daß diese Maschinenbearbeitungen (retouches) gar nicht beabsichtigt seien, wären sie doch den angeblich natürlichen identisch, so will das auch nicht viel besagen, denn wir müssen doch alle annehmen, daß die

rohesten Werkzeuge dem Menschen fertig in Gestalt von Steinen geboten wurden.

Endlich aber haben sich unter den allerneuesten Funden aus dem Tertiär (Miocän) Steine gefunden, die nicht bloß zerarbeitet, sondern zu gewissen regelmässigen bereits typischen Formen, werkzeugartig bearbeitet sind. In dieser Beziehung sind wir bereits über den früheren Standpunkt Rutots fort, der vor wenig Jahren noch für das Tertiär nur vom Urmenschen zerarbeitete, nicht aber bereits bearbeitete Silex kannte. Von diesen primitiven aber immerhin schon wirklichen Werkzeugtypen findet sich aber keine Spur, sei es unter den rohen Kreidefeuersteinen, sei es unter den bearbeiteten Feuersteinen, die aus den Schlämmmaschinen in den Kreidebrüchen von Guerville-Mantes, von Brighton, von der Insel Rügen usw. hervorgehen.

Es gibt also auch in Europa im Tertiär bereits Werkzeugtypen und damit fällt der Haupteinwand des Herrn Boule zusammen. Trotzdem sind wir, ich wiederhole es ausdrücklich, Herrn Boule für seine Streitschrift recht dankbar. Die meisten von ihm abgedruckten sogen. Eolithe von Guerville ähneln in der Tat solchen Stücken, die man vielfach bei uns findet und leicht als mit solchen, die menchliche Zer- und Bearbeitung erfahren haben, verwechseln kann. Für mich persönlich sind diese Wirkungen der Kreideschlämmereien und Zementfabriken, allerdings nicht neu; seit meiner Kindheit habe ich mich bis heut fast alljährlich in den großen Kreidebetrieben der Insel Rügen bei Nipmerow, Quoltitz, Sagard, Crampas und Sassnitz bewegt und die dort zufällig durch den Maschinenbetrieb und die Wasserströmung denaturierten Silex ungezählte Male in der Hand gehabt, ebenso auch die Silex aus dem Hangenden, dem Diluvium in Geschiebe- und Geröllgestalt. Dergleichen Kenntnisse lassen sich bestens auch für unsere Provinz Brandenburg verwenden in der Eolithefrage. Nachträglich geht mir die Oktobernummer d. J. des Correspondenz-Blattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. zu, wonach sich Dr. Hans Hahne, ein hervorragender Sachkenner, in einem auf der deutschen Anthropologen-Vers. zu Salzburg gehaltenen Vortrag „Über den Stand der sog. Eolithenfrage“ in gleichem Sinne geäußert hat, desgl. Dr. Birkner-München, Prof. E. Fraas-Stuttgart und Konservator Eduard Krause-Berlin. Eine im Archiv für Anthropologie erschienene Arbeit von Obermaier-Paris, welche Herrn Boule sekundiert, wurde nicht minder abfällig als dessen Abhandlung kritisiert.

V. Die bearbeiteten Kiesel aus dem Tertiär von Cantal in Frankreich, welche ich unter IV gestreift, habe ich bereits ausführlicher am 31. Mai d. h. in der Brandenburgia (XIV. 323) besprochen und zwar auf Grund der Beobachtungen von Prof. Klaatsch. Zu dieser treten nunmehr noch die vollauf bestätigenden Untersuchungen von

Professor Dr. Verworn in Göttingen. Gegen diese Beobachtungen wendet sich Edward Hennig in der Naturwiss. Wochenschrift vom 15. Oktober 1905 S. 667, er eignet sich dabei den Bouleschen Standpunkt an und versichert: „Jedenfalls haben wir bisher, auch nach den Funden von Professor Verworn keinen Anhalt dafür, daß eine Verwendung der „Eolithe“ in Europa schon im Tertiär stattgefunden hat.“

Unser Standpunkt ist der abwartende. Klaatsch, Rutot, Capitan u. A. werden die Antworten nicht schuldig bleiben.

VI. Johannes Elbers: A. Die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees, ihre Ursachen und ihre Verhinderung. B. Über die Standfestigkeit des Leuchtturms auf Hiddensee. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Die schrecklichen Landverluste, welche unsere Ostseeküste fortdauernd durch Abbröckeln in Folge von Frost und Regen und durch beständiges, nicht selten bis zu Sturmfluten gesteigertes Abspülen erleiden, sind uns allen bekannt und nötigen die Behörden ernstlich, weiteren Landverlusten vorzubeugen. Nur mit Bestürzung habe ich in diesem Sommer die Abspülungen am Rügenschen Strand zwischen Crampas und Lohme sowie an der neuvorpommerschen Küste bei dem Seebad Lubmin beobachten können. Die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen, ist hier, wie an unseren nicht minder bedrohten Nordseeküsten von Röm bis Borkum, sehr schwer, mitunter hat man Mittel benutzt, die weit mehr geschadet als genutzt haben. Herr Dr. Elbert, z. Z. als Geologe zu Münster i. W. hat im Auftrage der K. Regierung zu Stralsund sich mit der Verlust- und Verhinderungsfrage sorgfältigst beschäftigt und seine Ergebnisse in dem Vortrag zu A bezw. Gutachten zu B zusammengefaßt.

Seit der postglazialen Litorinasenkung scheinen unsere Küsten zwar im großen und ganzen dem langsamen Versinken nicht ausgesetzt zu sein, dafür sorgt aber das Meer unablässig weiter, die weicheren Bestandteile werden fortgeführt, die großen Blöcke bleiben liegen. Doch finden auch Anspülungen statt. Es ist nun die Aufgabe des Ingenieurs, so zu vermitteln, daß er den Sandflug, die Richtung der herrschenden Winde, die unterseeische Wanderung des Sandes u. dgl. mehr beobachtet und wenn möglich zum Uferschutz mitheranzieht.

Was Hiddensee anlangt, so habe ich die Selbstzerstörung des hohen Steilufers dieser interessanten lebhaft an Sylt erinnernden langgestreckten Insel zum öftern, ich möchte beinahe sagen mit Grausen, beobachtet. Ich habe tiefe Spalten in dem Lehmufer gefunden, aus denen sich, gerade wie aus Eisspalten in den Gletschern, kein Mensch ohne Hülfe wieder herausarbeiten kann. Sonderbarer Weise habe ich diese gefahrvollen Uferpartien, in denen man leicht im Dunkeln verunglücken kann, nie-

mals abgesperrt gefunden, wie es doch beispielsweise mit großer Vorsicht auf Helgoland und bei Stubbenkammer geschieht.

VII. Vineta. Von W. Deecke. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Der Name Vineta — ein Beweis für die deutsche Unbefangenheit den Slaven gegenüber — ist bei uns so bekannt und so gefeiert, daß die Abhandlung des gelehrten Herrn Verfassers Professor Dr. Wilhelm Deecke in Greifswald von vornherein großes Interesse erregt. Wir Berliner haben ja neben einem Arkona-Platz auch einen Vineta-Platz getauft und in der Nähe die Wolliner Straße plaziert, letztere benannt zur Ehre der Stadt Wollin an der Dievenow, die den historischen Kern zur Vineta-Sage darbietet.

Zunächst erörtere ich die archaeologische Frage.

Bereits i. J. 1871 machte Rudolf Virchow (Ausgrabungen auf Wollin, Verh. der Berl. Ges. f. Anthrop. IV. S. 58 flg.) auf die geschichtliche Namenfolge: Jomsburg, dann Julin, (Land Jome oder Jumne) später Wollin sowie darauf aufmerksam, daß der Jahrhunderte später erscheinende Name Vineta auf dem Schreibfehler eines alten Manuskripts beruhe und daß die Namen Vineta und Jumneta identisch sind. Es ist daher, sagt Virchow mit Recht, in den neueren Untersuchungen Vineta allmählich aus der Reihe der der Forschung würdigen Punkte ausgeschieden. Vgl. auch Giesebrecht, Wendische Geschichten, Berlin 1843 S. 2 3, 206. A. a. O. XIX S. 100 sagt der Slavist Müschner, Jumneta sei eine Nebenform von Jumne d. i. ein gartenähnliches Land. R. Virchow (S. 105) betont dabei nochmals, Vineta sei durch falsche Lesung aus Jumneta entstanden. Jumneta sei die skandinavische, aber nicht die wendische Namensform.*)

A. a. O. XV. S. 111 flg. habe ich auf Grund eigener Untersuchungen und Ausgrabungen festgestellt, daß zwischen dem alten Julin als der Slavenstadt und der skandinavischen Ansiedlung daneben auf dem sogen. Silberberg bei der Stadt, der Stätte der Jomswikingerburg zu unterscheiden

*) Bereits Zöllner (Reise durch Pommern, Berlin 1797, S. 505) schreibt: „Zum Unglück las Kranz (der 1517 starb) in seiner Handschrift vom Helmold Wineta“ und S. 507 „Ich sagte vorhin, es sei ein Unglück gewesen, daß Kranz beim Helmold den Namen Wineta gelesen habe; denn hätte er nicht den Abschreiber sondern den Adam selbst in die Hand bekommen, als er diese Stelle niederschrieb, so hätte er wahrscheinlich Julin gesetzt und das Gespenst Wineta wäre vielleicht nie in die Geschichte gekommen.“ — Und füge ich hinzu, er hätte sich von der Diewenow und der Inseln Wollin niemals nach der Insel Usedom und dem Vorstrand des Streckelberges verirrt. Anführen möchte ich noch, daß ich den Herren Gebrüdern Stricker, von denen einer, Herr Ehrich Stricker, Mitglied der Brandenburgia und Mitinhaber unserer Nikolaischen Verlagsbuchhandlung ist, die Vorlegung sehr schöner Photographien vom Streckelberg, vom Vorstrand und vom Riff verdanke. Die Herren halten sich seit Jahren zur Sommerfrische in Cölpin beim Streckelberg auf und haben mir als ausgezeichnete Touristen, Schwimmer und Taucher interessante Auskünfte erteilt.

sei. Meine Mitteilung betitelt sich: „Der Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg“ und enthält die Daten über die skandinavische Jomsburg (erbaut 970 — 980, zerstört 1042 oder 1043) und über das wendische Wollin, wohin 983 König Harald von Dänemark flieht; 1175 oder 1177 wird Wollin von König Waldemar so gründlich zerstört, daß Helmold, der Slavenchronist, Ende des 12. Jahrhunderts die Wendenstadt nur als untergegangen kennt.

Das sogenannte Vineta-Riff und der Streckelberg mit seinem Vorstrand sind mir persönlich sehr wohl bekannt. Überhaupt habe ich in verschiedenen Jahren vielfältig die Insel Usedom bereist und untersucht. Meine Nachforschungen erstrecken sich längs dem Strande bei Swinemünde an der ganzen Usedomer Küste bis weit über Zinnowitz hinaus, außerdem auf Gothen, Sellin, Pudegla, Mellenthin, Morgenitz und den Lieper Winkel, auf die Stadt Usedom und Umgegend sowie das benachbarte linke Peeneufer bei Lassan, Wolgast und Kröslin, sowie weiterhin auf die Boddenküste von Freesendorf über Lubmin bis Ludwigsburg.

Herr Professor Deecke glaubt nun, daß die großen Steinmengen, welche das Vineta-Riff bilden, von versunkenen und zerstörten großen Steingräbern herrühren. Es handelt sich dabei um ungeheure Blöcke, wie sie den deshalb sogenannten megalithischen Gräbern angehören.

Ich glaube nun auf Grund meiner vieljährigen Kenntnis von Neu-Vorpommern und Rügen, daß dies nicht möglich ist. Die Peene — wie sie, beiläufig erwähnt, noch heut eine dialektische Grenze zwischen dem eigentlichen niederdeutschen Platt und dem hinterpommerschen Volksdialekt darstellt — hat die uralte neolithische Grenze der megalithischen Gräber gebildet. Auf Wollin fehlen sie gänzlich, auf Usedom sind sie kaum mehr vertreten. Von einer solchen Anhäufung von megalithischen Gräbern, wie sie die Bildung eines gewaltigen Riffs bedingen würde, kann meines Erachtens keine Rede sein. Man bedenke dazu, daß hier seit Jahrhunderten Steine gezangt und nach den verschiedensten Küstenpunkten sowie binnenlands verschleppt worden sind. Welch ungeheures Material haben allein die vom Vineta-Riff zum Bau der Swinemünder Molen und Hafenbauten verwendeten Blöcke geliefert, trotzdem liegen noch immer gewaltige Massen im Riff, welches dadurch bei flachem Wasserstande verbunden mit unruhiger See noch heut der Schiffahrt gefährlich wird. Im vorigen Jahrhundert wurden die sogen. Vineta-Ruinen d. h. die Steinriffe noch so groß wie die ganze Stadt Stralsund oder Rostock geschätzt.*) Auf der ganzen Erde dürften keine megalithischen

*) Zöllner a. a. O. S. 518, woselbst er auch die merkwürdigen geometrischen Zeichnungen, der Anordnung der Steine, welche Deecke reproduziert, nach Chytraeus gibt: In Prooemio Metropoleos de Episcop. Camminensi, A. Joh. Lubbechii de Julino

Gräbergruppen zu finden sein, auch wenn man die ausgedehntesten derselben in der Bretagne, in Marokko, Algerien, Tunesien und Vorderindien in Betracht zieht, welche ein kubisches Steinmaterial liefern könnten von dem Umfang, wie es das Vineta-Riff enthalten hat und noch enthält.

Die großen Steingräber, welche man in der Nachbarschaft der Insel Usedom zum Vergleich heranziehen kann, befinden sich in den neuvorpommerschen Kreisen Grimmen und Greifswald; ich kenne sie fast ausnahmslos vom Augenschein her. Im Jahre 1903 habe ich mit unserm leider zu früh verstorbenen Mitgliede Professor Oskar Krause namentlich diejenigen Grabhügel untersucht, welche sich auf der Generalstabs-Karte Meßtischblatt 592, Sektion Griebenow, besonders zwischen Groß-Zarnewitz, Treuen und Sassen westlich, und Zestelin und Neu-Negentin östlich befinden. Herr Krause wollte diese sowie die mir genau bekannten, auf Blatt 593 (Greifswald) befindlichen Hünengräber bei Dargelin und Behrenhof mit mir zusammen beschreiben und der deutschen Anthropologen-Versammlung in Greifswald August 1904 den Text mit Bildern und Plänen widmen. Die schwere, schließlich tödliche Erkrankung unsers verehrten Mitgliedes hat diesen Vorsatz vereitelt.

Diese Hünengräber, die sich alle — ein Umstand, welcher bei der Würdigung der vermeintlichen Vineta-Hünengräber wohl zu beachten — vorsichtig etwa 5 bis 10 und mehr Kilometer vom jetzigen Strande entfernt halten — würden zusammengerechnet lange nicht den kubischen Inhalt des Vineta-Riffs liefern. Und selbst wo sie nahe bei einander liegen, sind sie nicht entfernt so „heerdenartig“ dicht zusammengedrängt wie die Blöcke des Vineta-Riffs.

Aber, sagt man, die beim Streckelberg lokalisierte Vinetasage muß doch eine geschichtliche oder vorgeschichtliche Unterlage haben. Ich bestreite das ganz entschieden und verweise auf den groben Unfug, der mit der vermeintlichen Göttin Hertha, dem Herthasee und der Herthaburg auf Rügen bei Stubbenkammer seit vielen Jahrzehnten getrieben wird. Jedes Kind kennt die sogenannte Sage von der Göttin Hertha und die Touristen oder Badegäste können sie sich dort, je nachdem die Konjunktur ist, für 5 oder 10 Pfennig vorleiern lassen. Jeder Rügianer glaubt daran und nicht minder ein großer Teil der Fremden*). Vor dem Anfange des 17. Jahrhunderts hat aber niemand auf Rügen etwas von dem Herthadienst gewußt, der überhaupt auch unter diesem Namen nirgends auf der Erde existiert hat, da er nur auf einer falschen Lesart

et Arcona, narrata. Woraus sie sowohl Rango in den Noten zu den Origin. Pomeran. (Colberg 1684) p. 292 f. als Dähnert in der Pommerschen Bibliothek, Bd. 3 S. 123 u. f. haben abdrucken lassen.

*) Hat man doch in den sechziger Jahren v. J. eine preußische Korvette Hertha getauft und erst vor wenigen Jahren seitens der Gründer der Kolonie Grunewald leider einem der künstlich ausgegrabenen kleinen Seen den Namen Hertha-See beigelegt.

beruht, indem an der betreffenden Stelle der Germania des Tacitus Kap. 40 alle Handschriften „Nerthum“ oder „Nerthun“ statt „Hertham“ lesen. Barthold hat in seiner Geschichte von Pommern und Rügen (I. 114 ff.) gezeigt, wie zuerst im Jahre 1616 ein auswärtiger grübelnder Forscher (Klüver) gemutmaßt habe, daß Rügen die vom Tacitus so unbestimmt bezeichnete Insel im Ozean sei, auf welcher die als falsche Göttin in die Germania hineingekommene Hertha verehrt worden wäre; wie diesem der erste pommersche Geschichtsschreiber im 17. Jahrhundert, Micraelius, darin blind gefolgt sei, und die Mutmaßung allmählich, durch immer dreistere Behauptung, den Schein einer geschichtlichen Tatsache angenommen habe*).

Wie trotzdem und alledem der Fabelname Hertha niemals ausgerottet werden wird, so geschieht es und wird geschehen mit dem vermeintlichen Vineta-Riff und der von Schulmeistern, Journalisten und sentimentalen Badegästen erfundenen, beziehentlich nachgebeteten Vineta-Sage. Beide Fabeleien werden fortbestehen: mundus vult decipi!

Wenn man schliesslich als Grundlage und Lokalisierung dieser Fabeln einen prähistorischen Grund sucht, so will ich hinzufügen, daß Professor Dr. Theodor Liebe von hier und ich sehr häufig wendische Reste, namentlich von Töpferware am und beim Streckelberg, besonders landeinwärts gefunden haben. Es sind unzweifelhaft hier wendische Ansiedelungen gewesen und gänzlich verschwunden. Aber die Wenden haben niemals Steingräber, am wenigsten megalithische errichtet, die vorpommerschen megalithischen Grabhügel sind zum Teil tausende von Jahren älter als die Wendenzeit.

Bleibt noch die geologische Frage. Diese ist, wie ich überzeugt bin, die einzige, die beim Vineta-Riff in Frage kommt. Ich maße mir selbstverständlich, namentlich dem kundigen Herrn Verfasser gegenüber, keine geologische Lösung an. Daß der Herr Verfasser eine prähistorische Lösung vorschlägt, beweist, daß er eine befriedigende geologisch-stratigraphische wenigstens bisher nicht gefunden hat. Hoffentlich geschieht dies später einmal. Bei der kettenartigen Anordnung der Blöcke hier und auf den beiden Nachbarriffen möchte man zunächst an einen Moränenschuttwall denken. Auffallend ist die tiefe Senkung dieses versunkenen Vorlandes im Verhältnis zu der Nähe und der bedeutenden Höhe des Streckelberges.

Zöllner, der am a. O. S. 464–526 die Vineta-Frage mit großer Gründlichkeit und unparteiisch untersucht hatte, setzte im Jahre 1797 einen Preis für die Untersuchung der vermeintlichen Ruinen von Vineta in Höhe von vier Friedrichsdor aus, der bis 200 Thaler vermehrt und

*) Vgl. Boll, die Insel Rügen, Schwerin 1858 S. 56. — Der einheimische Name für den See und Wall ist „der Borgwallsee“, „der Borgwall“.

bei einem Handlungshause in Stettin verwahrt werden sollte. M.W. hat niemand diesen Preis gewonnen.

Es würde sich wohl lohnen, wenn die gelehrten Gesellschaften Pommerns mit Unterstützung der königlichen Regierung ebenfalls eine Geldsumme zur Feststellung der genauen Lage der Steinreste des sogenannten Vinetariffs bewilligten. Die Untersuchung ist technisch sehr schwierig, sehr zeitraubend (weil nur bei stiller See möglich) und recht kostspielig; sie interessiert aber, man kann wohl sagen, die ganze Welt.

VIII. Das wandelnde Blatt, Phyllium siccifolium. Ein Exemplar dieser Kaukerfs oder Geradflüglers (verwandt mit den Heuschrecken) legt unser Ausschußmitglied Herr Franz Körner aus seiner Naturaliensammlung vor. Das seltsame aus der Familie der Gespenstschrecken (Phasmodea) stammende Insekt stammt aus Ceilon. Das Tier sieht ungefähr aus wie zwei beieinanderliegende abgestorbene Baumblätter. Diese Tiere sind recht lehrreiche Beispiele für die Nachahmungs-Verstelluug (Mimicry), sie schützen sich durch ihre Gestalt und Farbe einerseits vor Feinden, andererseits könnten sie auch gerade deshalb ihre Beute leichter beschleichen, das haben sie aber kaum nötig, da sie, so viel mir bekannt, von Pflanzenkost leben.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Über Einbäume hat Herr Kreisarzt Dr. Hubert Lohmer, den wir häufig als Gast bei uns gesehen, mir auf meine Bitte Mitteilungen gemacht. Er war während der Choleragefahr an der Netze zu Netzdamm bei Bromberg stationiert, verkehrte fortwährend mit Schiffern und erschien mir deshalb geeignet, nachzuforschen, ob sich der Gebrauch der aus einem Stammstück gefertigten Kähne in jenen östlichen an Brandenburg angrenzenden Teilen erhalten hat. Herr Lohmer schreibt mir von Netzdamm am 13. v. M. wie folgt:

„Flößer und Fischer benutzen hier zu kleineren Fahrten (z. B. vom Floße auf das Land) kleine aus drei Brettern verfertigte Fahrzeuge dieses Querschnittes _____/, vorne und hinten spitz zulaufend. Das Bodenbrett ist in der Mitte des etwa 3—4 m langen „Schollnik“ (ob von „Scholle“ herrührend?) etwa 30—40 cm breit, sodaß gerade ein Mann darin stehen kann. Diese Boote kippen sehr leicht um; man benennt sie hier so wie am Rhein auch die leichten langen schmalen Wettruderboote genannt werden, als „Seelenverkäufer“.

Dieser Name „Schollnik“ wurde ursprünglich für ausgehöhlte und als Fahrzeuge dienende, oft noch durch einen oder zwei Eisenreifen zusammengehaltene Baumstämme, also Einbäume benutzt, während man die obengenannten, aus Brettern hergestellten Fahrzeuge in der Schiffer- (oder Polen-?) Sprache eigentlich „Krakuwke“ nannte. Diese Einbäume sollen bis vor 5—10 Jahren auch hier noch benutzt worden

sein. Der Gastwirt hier hat jetzt einige seiner Krippen im Kuhstalle aus Einbäumen, die früher als Fahrzeug dienten, hergestellt. Ich selbst sah hier auf dem Wasser keine Einbäume mehr; dagegen versichern mir die Schiffer, daß auf der Weichsel die sog. „Kottleute (auch Kittleute), welche gleichsam als Lotsen für Schiff und Floß fungieren, sich neben den Bretter-Schollniks auch wohl noch der Schollniks in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, also ausgehöhlter Baumstämme, bedienen. Sitzend rudernd, fahren sie in diesem dem Schiff oder Floß als Führer vorauf. Das sähe man sowohl in Galizien als auch in Russisch-Polen und auf der unteren Weichsel".

Ich danke Herrn Lohmer für seine Mitteilung und füge hinzu, daß mir der Gebrauch der Einbäume zum Sondieren der Wassertiefe für Flösse und Kähne auf der deutschen Weichsel wohl bekannt ist. Dergleichen Einbäume gerieten früher nicht ganz selten nach Berlin von der Weichsel und Warthe her. So sah ich beim Bau der hiesigen hölzernen Gotzkowsky-Brücke einen Einbaum in Gebrauch. Ebenso ging dem Märkischen Museum ein anderer dergleichen Einbaum vom Rummelsburger See zu. Diese zwei Einbäume waren aus Pappelholz. Auf der ungarischen National-Ausstellung zu Budapest i. J. 1885 sah ich noch nicht gebrauchte, neue schöne Einbäume aus Lindenholz zum Verkauf ausgestellt.

Unsere Slavisten werden um Erklärung der Wörter Schollnick und Krakuwke ersucht. Vergl. im übrigen über Einbäume Brandenburgia X 88, VIII. 46 und besonders IV. 414.

X. Komturei Lietzen. Zur Erläuterung der Abbildung dieses interessanten mittelalterlichen Feldsteinbaues schreibt unser Ausschußmitglied Herr Dr. Gustav Albrecht folgendes.

Im Septemberheft der Brandenburgia steht S. 283 über ein in Komturei Lietzen von der Kirche getrennt stehendes Gebäude: „Erwähnt wird der interessante Bau nirgends in der Literatur, nicht einmal in Bergau's Verzeichnis." Dem gegenüber gestatte ich mir den Hinweis auf das Wanderbuch für die Mark Brandenburg 1904, Teil III. S. 47: „Südl. (nahe dem Eingang) ein großes Gebäude aus Feldsteinen, jetzt Lagerraum mit großen Kellereien, einst vermutlich gleichfalls ein Gotteshaus." Die Notiz stand im wesentlichen ebenso bereits in der 1. Auflage des Buches (1892). Die Vermutung, daß das Gebäude ein Gotteshaus war, rührt von Schottmüller her.

XI. Otto Tschirch: Zar Alexander und das preußische Königspaar am Sarge Friedrichs des Großen (4. November 1805). Eine Jahrhunderterinnerung. Herr Professor Dr. Tschirch, Archivar der Stadt Brandenburg und uns allen als liebenswürdiger Führer in der alten Havelstadt wohlbekannt, überreicht diesen Aufsatz im Sonderabdruck aus der Konservativen Monatsschrift vom November 1905

als eine uns besonders willkommene Gabe, da wir erst kürzlich — am 8. Oktober — in andächtiger Stimmung an der für alle Zeit geweihten, allen Deutschen teuren Gruftstätte verweilt haben. An der Hand der bekannten Vorgänge wird die Zusammenkunft in Verbindung mit den politischen zeitgenössischen Vorgängen von Tschirch auf das Anschaulichste geschildert. Bekanntlich hat die enthusiastische Huldigung Kaiser Alexanders gegenüber der Königin Luise nicht verhindert, daß er der Zertrümmerung Preußens durch den korsischen Caesaren „Gewehr bei Fuß" noch vor Jahresfrist nach dem 4. November 1805 ruhig zusah.

XII. Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit. Mitgeteilt von Herrn Oberpfarrer Recke in Spandau. (Nach einem Vortrag, gehalten am 14. November 1905 im Gemeindesaal der Nikolai-Kirche zu Spandau.) Nach einer Mitt. im Anzeiger für das Havelland, Spandauer Anzeiger 28. XI. 1905).

In Werneuchen grünt noch heute die Wröhlinde, unter deren Schatten einst die Wröhe ihr Fem- und Freigericht hielt; von Bernau, seiner Wröh- und Ackerordnung aus dem Jahre 1654, sowie seiner bis in unsere Tage fortbestehenden Wröhkasse berichtet die vortreffliche Bernauer Stadtchronik viele und interessante Einzelheiten; nicht zuletzt ist Eberswalde zu nennen. Nach den dem Vortragenden freundlichst zugestellten Mitteilungen des Herrn Redakteurs Rudolf Schmidt, Mitgliedes des Eberswalder Vereins für Heimatkunde, erfreut sich die Stadt noch heute eines wirklich fungierenden Wröhamtes. Aufgebaut auf die älteste Wröhordnung von 1619 und auf das Wröhreglement von 1723 ordnet der Rezeß von 1882 die Tätigkeit des bestehenden Wröhamts auf das eingehendste. Von Eberswalde ging es nach der alten „Ackerbürgerstadt Spandow" mit ihren Gärten, Äckern und Beiländern, Wiesen- und Hauskaveln, Hütung und Hölzung. Alte, zum Teil längst verklungene Namen tauchten wieder auf. Wer kennt sie noch, die „Freiheiten und Gemeinheiten" (gemeinsame Hütungen), den „Sautrödel", die „Semmelländer vor der Blackenheide", das „Walpurgisland" im Spektefelde, die „Elendsgärten" vor dem „Heidetor"? Die Wanderung endete bei dem „Wröhmännerplatz", einst die „Wröhmännerwiesen" genannt und den „Wröhmännern" zur Nutzung überwiesen, dann in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Sande der Schülerberge aufgehöht und befestigt. Die Abgrenzung des Wröhmännerplatzes nach der Neustadt zu bildet, wie hinlänglich bekannt, unsre Wröhmännerstr. Ihr Name, vor noch nicht 20 Jahren glücklich und zutreffend gewählt, bewahrt die Erinnerung an Spandaus Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit.

Was ist die „Wröhe?" Wröhen, Wrogen, Wrögen heißt — niederdeutsch — anklagen, tadeln, rügen. Die Wröhe ist das Freigericht der Ackerbürgergilde. Die Wröhmänner oder Wröhherren, erstere die „Beisitzer", letztere die „Richter", sind Freischöffen der Wröhe. Der „Frei-

stuhl" der „Freigrafen" ist die Wröhlinde, der baumbewachsene Kirchplatz. Man tagt — ohne Papier und Protokoll — nur im Sommer, zumeist an den Sonntagen „nach der Predigt". Gegen den Spruch der Wröhe gab es keine Berufung. Die Funktionen der Wröherren, die — ihrer 5 bis 8 — für ihr Amt auf ein oder mehrere Jahre frei gewählt wurden, waren ursprünglich sehr weitgehende. Es handelte sich nicht bloß um landwirtschaftliche Gutachten und Taxationen, auch nicht bloß um Beaufsichtigung der Hirten und Feldhüter, auch nicht bloß um Regulierung in Ansehung des gemeinsamen Brachfeldes (die Wröhherren bestimmten, mit eigner Hand die „Erbsfurche" ziehend, welche Teilfläche der Brache mit Erbsen, Wicken etc. bestellt werden sollte; der übrige Teil — zumeist $^7/_8$ — verblieb als Gemeinhütung), — nein, es handelte sich um wirklichen Rechtspruch in Acker- und Flurstreitigkeiten, bei Grenzregulierungen, bei Schadenersatzklagen, bei Aufteilungen und Separationen. —

Die mittelalterliche Institution der Wröhe zerfiel naturgemäß mit den Elementen, auf denen sie beruhte: der Ackerbürgergilde und den „Gemeinheiten und Freiheiten", die den Ackerbürgern und Bauern vorzeiten zustanden. Die neue allgemeine Separation des Ackers, die Reallastenablösung, die Konstituierung des bürgerlichen Rechts, die Städteordnung, die zunehmende Bebauung, der Rückgang des landwirtschaftlichen Betriebes, besonders in den Großstädten, kamen hinzu, um die Wröhe ihrem fast gänzlichen Untergang entgegen zu führen. Als letzter Rest erscheinen jene „Wröherren" Berlins, von denen unlängst Geheimrat Friedel in der „Brandenburgia" erzählte, er selbst habe als Gerichtskommissar in Berlin oft genug „Wröhherren" über landwirtschafttiche Gutachten zu Protokoll vernommen. Der letzte „Wröhherr" Berlins starb erst vor wenigen Jahren. Für Spandau — und anderweitig — lebt das Institut der Wröhe, wenngleich in sehr veränderten Formen, in der „Öconomie-Deputation" des Magistrats und der Stadtverordneten fort. Die Vorväter zumal jener 5 freigewählten Bürgerdeputierten Ökonomie-Deputation mögen vorzeiten des öftern als rechte und echte Wröhmänner den Freistuhl der Wröhe zu Spandowe geziert haben.

Zum Schluß teilte der Vortragende noch eine charakterisische Notiz aus der Stadt und Kirchenchronik von Daniel Friedrich Schulze mit, die die Wröhe in Spandau — wie ganz allgemein in den Städten und Dörfern der Mark, ja des niedersächsischen Volkstammes überhaupt — als etwas Selbstverständliches, längst Bestehendes voraussetzt; sie möge hier wörtlich folgen: „Am 26. November 1715 befahl der Geh. Staats-Rath auf Anhalten des Insp. Lamprecht (gemeint ist der Pfarrer und Inspektor an St. Nikolai Joachim Lamprecht) dem Landrath des Havelländischen Kreises Matthias Christoph von Bredow auf Friesack, wie

auch dem Magistrat zu Spandau, daß die Wröhe nicht mehr des Sonntags früh, wegen mancher dabei und nachher gewöhnlichen Unordnungen, sondern künftig erst Sonntags Nachmittags nach der Predigt in der Stadt und auf dem Lande gehalten werden sollte." Also „Unordnungen bei und nach der Wröhe"! Stritt man zu heftig oder — wurde der Wröhspruch mit allzuviel Trank und Trunk befestigt, und dann: wurde es „Nachmittags nach der Predigt" besser? Die Chronik schweigt, und — „Schweigen ist Gold"! —

E. Bildliches.

XIII. Aus den Sammlungen des Gewerbe-Museum zu Bremen. 50 Tafeln ausgewählt von der Direktion des Museums, Preis 1,50 M, Druck und Verlag von H. M. Hauschild in Bremen (Oktober 1905). Im Juli d. J. hatte ich günstige Gelegenheit unter der sachkundigen Leitung des Herrn Direktors Dr. Schaefer die reichen Sammlungen des Bremer Gewerbe-Museums zu besichtigen und kann Ihnen heut die schönsten Gegenstände desselben in vortrefflicher Illustration mit kurzem Text seitens des genannten Herrn vorlegen. Es wird Ihnen „bei aller Eigenart die große norddeutsche" Übereinstimmung mit unserm heimischen Kunstgewerbe, namentlich den Holzschnitzereien auffallen.

XIV. Neue Kunst. Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Herausgegeben von der Photogr. Gesellschaft in Berlin. Das Heft 7 vom Nov. 1905 enthält, wie Sie sehen, u. a. Walter Leistikow: Grunewaldsee, Ludwig Knaus: Kindertanz und M. v. Schwind's wundervolle Märchen von den Sieben Raben und der treuen Schwester (Großh. Museum in Weimar).

XV. Dann erhielt Herr Prof. Dr. Pniower zu einem Vortrag das Wort. Er war in die Bresche gesprungen für einen Herrn, der zwar versprochen hatte, die Entwickelung der Technik in Berlin im 18. und 19. Jahrhundert darzustellen, aber ohne jede Entschuldigung ausgeblieben war. In dieser Not mußte Prof. Pniower zu einem Thema greifen, das er schon einmal behandelt hatte. Er sprach über Gottfried Keller in Berlin im Anschluß an einen von ihm verfaßten, in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 12. Juni 1895 erschienenen Aufsatz, der den gleichen Titel führt.

Der Verfasser des „Grünen Heinrich" verlebte die Zeit von April 1850 bis Oktober 1855 in der Hauptstadt Preußens. Es waren die schwersten, aber auch gehaltvollsten Jahre seines Lebens. In den dürftigsten Verhältnissen existierend, von Nahrungssorgen bedrückt schuf er doch hier den allergrößten Teil seines Hauptwerkes, des „Grünen Heinrich", ferner den ersten Band der „Seldwyler Novellen" und die „Sieben Legenden". Andres wurde begonnen, wie der zweite Band der „Seldwyler Novellen", die „Züricher Novellen", das „Sinngedicht". Aber diese

Jahre waren nicht bloß die produktivsten seiner Dichterlaufbahn, sondern sie machten auch in seinem Leben Epoche. Denn in dieser Zeit wurde der Epiker Keller geboren, und zugleich vollzog sich in ihm eine entscheidende seelische Wandlung, indem der Pessimismus, der die Wirksamkeit des modernen Poeten einzuleiten pflegt, endgültig beseitigt wurde, um dem Optimismus Platz zu machen. Auch seine künstlerische Reife erhielt Keller in Berlin.

Das suchte der Vortragende klar zu machen. Daneben schilderte er die Lebensweise des Schweizers in Berlin, seinen Freundeskreis und wies auf den Einfluß, den der Aufenthalt auf die Produktion des Dichters nahm. Denn einige direkte Spuren davon sind in seinen Werken wahrzunehmen. Auch von Liebeswirren, in die Keller verstrickt wurde und die ihn schließlich von Berlin vertrieben, war die Rede. Wie das, was er in ihrem Verlauf erlebte, Motive für den Schluß des „Grünen Heinrich" hergab, ward vom Vortragenden aufgezeigt. Endlich erörterte er die herben Urteile, die Keller über das Berliner Leben, das Theater, die Bewohner, die Landschaft usw. fällte. Sie erklären sich hauptsächlich aus der melancholischen, trübseligen Stimmung, in der sich der bedrängte Poet befand, der, abgesehen von seiner Armut mit einem Stoffe, eben dem des „Grünen Heinrich" zu kämpfen hatte, dem er innerlich entwachsen war und der sich dazu noch künstlerisch in einer schweren Krisis befand. Man darf darum mit Recht ihre objektive Wahrheit bezweifeln.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamerstraße.

Noch einige Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf.

Vergleiche Monatsheft der Brandenburgia vom Jahrgang IX, S. 161, 297, vom Jahrgang X, S. 56, von Pfarrer Zimmermann.

Das Filialdorf Wölmsdorf, eine altpreußische Enclave, liegt 2 km westlich von Niedergörsdorf in der Richtung von Nord nach Süd. Die Dorfstraße, welche nun auch eine Pflasterung erfahren wird, ist sehr breit und mit Bäumen bepflanzt, von denen eine gute Anzahl gefällt werden müssen. Auf der Dorfstraße befanden sich zwei recht tiefe, in Feldstein gefaßte Ziehbrunnen, welche im Jahre 1897 verschüttet worden sind, da jedes Gehöft einen eigenen Brunnen erhalten hat. Am Nord- und Südende des Dorfes befinden sich je ein Wasserbehälter, wie sich solche in fast allen hiesigen Dörfern vorfinden und wie dieselben von den alten Flämingern künstlich hergestellt worden sind. Die Dorfstraße ist durch die kleine Kirche mit umgebendem Friedhof etwas eingeengt. Die Kirche trägt einen Dachreuter in Fachwerk, welcher mit Schiefer bekleidet worden ist. Auf diesem Turme hängen zwei Glocken, von denen die große, aus dem Jahre 1532, zersprungen ist. Die Kirche ist ein altes Gebäude aus unbekannter Zeit im Feldsteinbau. Sie ist nur klein,

aber sie reicht aus für die Gemeinde, welche nur 130 Einwohner zählt. Sonst ist sie freundlich, sauber, mit neuem Gestuhl versehen und mit Steinfliesen gepflastert. Der ungewöhnlich große Altar ist verkleinert worden, um mehr Raum zu gewinnen. Frau Hüfner Fr. Höhne hat für denselben zwei versilberte Leuchter gestiftet. Auch hier wie in Niedergörsdorf steht die Kanzel frei an der südlichen Wand. Dieselbe hat schön geschnitzten Schalldeckel und ist ringsum mit den Bildern Christi und den vier Evangelisten, welche die Zeichen der Cherubim führen, geschmückt. Drei alte Holzschnitte zieren die Wände der Kirche. Der Altar trägt einen Aufsatz mit den Figuren Moses und Christus und mit einem Altargemälde, welches Christus am Schandpfahl im Richthause darstellt. Mitten auf der Dorfstraße lag bis jetzt zur großen Unzierde die verfallene Dorfschmiede, welche nun beseitigt werden wird. Sie ist eine sogenannte Laufschmiede und wird an einem Tage in der Woche von dem Schmied aus Dennewitz versorgt. Wölmsdorf hat nach den Bränden im Jahre 1845 u. 1868 schöne Wohnhäuser und geräumige Gehöfte erlangt und macht den Eindruck der Wohlhabenheit. Früher waren die dortigen Hüfner recht arm, weil sie den guten aber kalten Boden nicht richtig zu behandeln verstanden. Jetzt sind dieselben recht wohlhabend und auch mildtätig, was sich in reichlichen Beiträgen zu Kirchenkollekten ausspricht. Zu erwähnen ist noch, daß das Temperament der Wölmsdorfer von dem der Niedergörsdorfer sich etwas unterscheidet. Sind die letzteren mehr ernst und verschlossen, so wird besonders bei den Festen der letzteren recht fröhliches Wesen beobachtet.

Die Turmuhr in Niedergörsdorf scheint ums Jahr 1738 eingerichtet worden zu sein, denn seit jener Zeit erscheint in den Kirchenrechnungen eine Remuneration custodi mit 12 Groschen pr. an. Dieselbe ging 1854, als der Blitz den alten Turm getroffen und ziemlich beschädigt hatte, auf den neuen Turm über und stand auf dem obersten 4. Boden über den Glocken. Sie hat der Gemeinde viel Reparaturkosten verursacht und dem alten Küster Schulz, welcher sie mit großer Treue versorgt hat, viel saure Mühe; denn der Aufstieg zu derselben war nicht nur beschwerlich, sondern auch gefährlich. 1800 ist sie vom Sturm arg beschädigt worden. Sie bestand aus einem massiv eisernen Werk und das Aufziehen war nicht so leicht. Später wurde sie auf den zweiten Boden gestellt, aber ihre Zeit war gekommen und sie blieb längere Zeit stehen.

Im Jahre 1902 wurde die Gemeinde willig, eine neue Uhr zu beschaffen und sie nicht auf den Kirchturm, wo man das Zifferblatt wenig sehen kann, sondern auf das Schulhaus zu setzen, welches zur Dorfstraße eine schöne Lage hat. Nach längerer Verhandlung mit den zustehenden Behörden ist es erlaubt worden, die Uhr mit den Rechten einer Turmuhr auf dem Schulhause anzubringen, d. i. die Behörden

haben anerkannt, daß die Uhr ein Pertinenzstück des Turmes resp. der Kirche ist. Die Kosten derselben belaufen sich auf 454 Mk., von denen die Kirchenkasse 300 Mk., der Königl. Fiskus 110 Mk., die Gemeinde 54 Mk. entrichtet hat. Den Turmaufsatz hat der Pfarrer mit 15 Mk. bezahlt. Aufgestellt ist dieselbe vom Uhrmacher Weeck, sie läuft 8 Tage und schlägt auch die halben Stunden. Für die leichte Vorsorgung erhält der Küster 12 M aus der Kirchenkasse.

Die Orgel stammt aus dem Jahre 1762; anno 1763 erscheint in der Kirchenrechnung die Ausgabe von 1 Rthr. 18 Gr. custodi für das Orgelspielen. Sie hat in der Zeit mehrere große Reparaturen erlitten und war nach damaliger Zeit mit schreienden Stimmen in halben Registern begabt. Besonders durchdringend war Mixtur. 1902 ist vom Orgelbauer Schuke aus Potsdam eine umfassende Reparatur ausgeführt worden. Die schreienden Stimmen sind beseitigt, ein Salicinal und Bordun neu eingesetzt worden. Der Bau ist schön und ganz modern. Am Erntefest 1902 konnte die Orgel vom Pfarrer geweiht und in Gebrauch genommen werden. Auch sie ist endlich als Pertinenzstück der Kirche anerkannt worden. Kosten sind entstanden:

dem Orgelbauer	1649,— M.	
dem Musikdirekt.	53,— „	für Abnahmeff.
dem Photograph	7,50 „	für Aufnahme.

Der Fiscus zahlte $^2/_3$ Anteil.
Die Gemeinde $^1/_3$ mit 550 M.

Die Anteile der Gemeinde hat der Pfarrer aufbringen können und zwar durch günstigen Verkauf der Dorfchronik, welche von der Brandenburgia gedruckt worden ist.

Ihre K. K. Majestät hat ein Exemplar anzunehmen geruht und 300 M gespendet, Frau Fürstin v. Dohna Slobitten und Frau Feldmarschall Waldersee schickten je 20 M, Oberpfarrer Brüsing 10 M, Fürst Solms 5 M, Dr. med. Tuch 20 M, Kaufmann Kaul 10 M usw., Fräulein Zander hat im ganzen 37 M in der Brandenburgia und sonst gesammelt, die Gemeinde hat nur die Anfuhrkosten mit 15 M bezahlt.

Die neue Orgel müßte nur auch ausgenutzt werden, und darum wurde zum 20. September 1903 ein Orgelkonzert veranstaltet. Das war nun eine ganz neue Idee, ein Orgelkonzert in einer Landkirche. Da war viel Unverstand und auch viel Neid und böser Wille zu überwinden. Der hiesige Lehrer Hilgendorf blieb unerschüttert und übte mit dem von ihm gegründeten Gesangverein im Männerchor und gemischten Chor die Chorgesänge ein, welche bei den immerhin ungeübten Stimmen großen Beifall fanden. Der Lehrer Felber aus Jüterbog war so freundlich, eine Bach-Fuge zu spielen, Herr Uhrmacher Weeck mit seinen Freunden trug im Streichquartett eine Haydn-Sonate vor. Leider war unsere Solosängerin Frl. Hannemann erkrankt. Der Besuch war ein guter,

denn bei dem schönen Herbstwetter waren viele Gäste aus Jüterbog erschienen. Der Ertrag des Eintrittsgeldes war nur mäßig und stellte sich auf 30 M.

Die 30 M bildeten nun den Stock für ein neues Altargemälde; denn unser altes Altarbild war recht schlecht. Es war eine Kopie von demjenigen, welches sich in der Johanneskirche in Luckenwalde befand und nun wohl auch entfernt ist.

Es wurde uns geraten, in einem Immediatgesuch bei dem Herrn Kultusminister um Beistand zu bitten. Bei diesem würden öfter Bilder von angehenden Künstlern angeboten und auch gekauft, wenn Verwendung dafür vorhanden sei.

Wir handelten nach diesem Rat; aber die Angelegenheit ging, was wir vermeiden wollten, rückwärts durch den Instanzenweg und wir erhielten eine gehörige Nase. Diese haben wir beiseite gelegt. Was nun? Es wurde ein Vorschlag dahin gemacht, daß sämtliche kirchliche Kollekten auf ein Jahr aufgehoben resp. für unsere Zwecke gesammelt werden sollten. Weil dies für die Opferwilligkeit immerhin gefährlich werden konnte, so entschloß sich der Lehrer Hilgendorf, ein neues Konzert in Form eines Familienabends zu veranstalten; auch wurden gute Freunde wie Herr Fabrikbesitzer P. Weslau, Platt, Amtsgerichtsrat Ilberg u. a. willig, uns zu unterstützen. Aus der Gemeinde erfolgten noch freiwillige Gaben vom alten Schmiedemeister Brachwitz und von der Altsitzerin Hecht (Jochen) den, Fehlbetrag bis 100 M, wofür das gütige Fräulein Gertrud Sommerfeld uns ein Bild hergestellt hat, welches von dem Kunsthändler Herrn Wartmann umsonst lackiert und aufgezogen worden ist, hat der Pfarrer hergegeben. Das Bild stellt den auffahrenden und segnenden Christus dar. Wenn dasselbe auch kein Original ist, so reicht es doch für unsere Verhältnisse aus und ist zugleich eine Erinnerung an die segensreiche Wirksamkeit des Lehrers Hilgendorf, welcher leider zu früh von uns geschieden ist. Die Gemeinde hat ihn gern gehabt und hätte ihm den Kantortitel gegönnt. Ein von derselben dahin gehender Antrag ist ohne Antwort und Erfolg geblieben.

Wie schon früher unter Titel Schule erwähnt worden ist, hat hier nach der langen Amtszeit des alten Kantor Schulz, ein häufiger Wechsel der Lehrer stattgefunden. Von 1884–87 amtierte der Lehrer Koschack. In der Schule waren seine Leistungen recht sichtbar, aber seine Familienverhältnisse ließen seine Versetzung erwünscht erscheinen. Während des Pfarrbaues hat er in freundlicher Weise dem Pfarrer von seiner Wohnung abgetreten und es konnte auch in dem Schulhause ein Mahl für die Herren von der Generalkirchenvisitation gegeben werden. Nach seinem Fortgang kam der Lehrer Schurecke von Niemegk hierher, welcher bis 1890 geblieben ist. Er hat neben erfreulichen Erfolgen in der Schule

durch sein gesetztes Wesen und durch die Führung eines ehrbaren Hausstandes die Stellung des Lehrers zu Ehren gebracht; der niedere Küsterdienst wurde ihm lästig, er hat ihn aber geleistet. Von 1890—1895 hat dann der Lehrer Mariaschk das Schulamt verwaltet. Seine Arbeit ist, wie schon früher erwähnt wurde, nicht ohne reichen Segen gewesen. Es ist nur noch nachzutragen, daß seit seiner Amtszeit die Kinder zu Spielen und Reigengängen angehalten worden sind. Vor künstlichen Paradestücken haben wir uns gehütet, denn bei diesen kommen Lehrer und Kinder zu kurz. Es war so ganz aus der Wahrheit, als ein Lehrer nach Vollendung so eines künstlichen Kinderfestes die Kinder mit der Schlußansprache entließ: Nun Kinder gehet heim und ruhet aus, denn ihr habt einen schweren Tag gehabt. Beim Schlag und Wurfspiel werden die Kinder nie verdrossen oder müde und die Mädchen singen immer so gern wieder: Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt; Fuchs, du hast die Gans gestohlen; Häslein in der Grube saß u. s. w. Die Kinder haben zu ihren Spielen, welche sie am besten freihändig unternehmen, ihre Abschlagsverschen:

Peter Paulus hat geschrieben einen Brief nach Paris, er soll holen drei Pistolen, eine für mich; eine für dich, eine für unsern Henndrich (Heinrich).

1—7 auf der Straße No. 7 wackelt das Haus, piept die Maus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

1—7 gehe mir nicht in die Rüben, such dir nicht die besten aus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

Entel Tentel Tintefaß, geh in die Schul und lerne was. Lerne was dein Vater kann. Vater ist ein Pfeifer, pfeift alle Morgen, klingt wie eine Orgel. Vater zieht die Stiefeln an reist damit nach Amsterdam, Amsterdam ist kurz, wer nicht will der muß.

1—5 strick mir ein Paar Strümpf, nicht zu groß und nicht zu klein, sonst mußt du der Haschmann sein.

Böttcher, Böttcher bumm, bumm, bumm, deine faule Grethe saß auf einem Baum und krähte, fiel herab, fiel herab und das rechte Bein war ab, da kam der Doktor Eisenbart und heilt das Bein mit Spucke zu, aus bist du.

Wenn die Jungen sich im Frühjahr Flöten und Schalmeien bereiten, dann singen sie beim Abklopfen:

Ru, ru, riepe, jähl (gelb) iß de Piepe, schwärt iß de Sack, drinn de jähle Piepe stack.

Noch ein ausländisch Abschlagsverschen:

Onj, donj, dree, kotte lemme see, lemmesie lemmeso, die capelle sanfte mo, sanftemo die tepperie, tepperie die colibri, onj donj dree.

Es geht auch ein Dorflied um, worin die Namen der früheren Hüfner zum Vorschein kommen.

Kriersch (Krüger) schlachten een Kalw, Linken krähnt (kriegen) halw, Dümkens dett Jekrese, Hennricks sinn drunn bese; vähr. Angerähns (Andreas) hängt een Kranz, Aussen — Voater denkt et iß eene Jans (Gans). Voer Schniedersch (Schneider) stoht eene Stoake, Meyersch Voader denkt et iß een Droake. Voer Magistersch liet een groater Steen un Bossdorps Voader bräkt sich Hals und Been, Friedams Jelatkoppe (Kahlkopf) Kossäten Siroptopp. Noacks (Hirte) beschlüeten dat Enge (Ende) und bejüeten inne Harenpuel (Hirtenpfuhl) de Benge (Strohbänder) Schmedts häen riepe Baeren und Schmedts Mudder kann Möllersch Kinjere nich afwähren. Schumestersch oalbern Tier (die Schulmeisterin war zänkisch). Petersch Voader schenk noch een Känneken Bier (Petersch zapfte das Gemeindebier ab) Harmanns woe hnin Winkel, Jochens schloan Finken (?). Voer Schulten liet een Schoah, Bonnats Mutter flickt alle Löckern toa; Jespers backen Kiviksbrot, Lenzen schloan alle Kivicke dot, Möllersch hän eene Mühle . . .

Mundart der hiesigen Einwohner.

Der Aufsatz der Schulkinder: „Unse Joarmagd.“ Jüterbog iß dee Stadt, wuh vahr dee umlehende Dörper Joarmagd gehollen wart. Doa kahmen dee Landliede un brängen Jetreide, Knullen, Jemiese, Owest (Obst), Botter un Aier. Dee Buhrn awer koepen vuhr sich Ähl, Seepe, Sold, Kaffi, Zucka, Band un Tiech alle Oart. Doa sinn oek Bun mett Schutiech, Blechgescherre, Iserwoaren. Doa sieht man Recke, Hoasen, Mitzen, Hanschkin, Schettl, Teppe, Kriege, Kann un Kaffischoal. In Jüterbog iß och Veihmagd. Doa köft man Päre, Küe, Ossen, Schoepe, Schwiene un Ferkil. Den Johannismagd iß vahr dee Liede een grödet Fest. Doa reest alles in dee Stadt öder dee Buhre fahrt met den Ploahnewaen henn. Doa wehrt düchtich jejuvelt und gedanzt un doa vermöhden (vermieten) sich oek dee Knechte.

In der Beurteilung der hiesigen Mundart, welche hier nur in großen Zügen geschehen kann, ist der Generalsatz zu beachten: Es wird alles vermieden, was die Sprachwerkzeuge anstrengt.

A. Selbstlaute.

das volle, laute a wird selten rein gehört wie in Kalw (Kalb) halw (halb) und vor r in darm, warm, scharp = scharf, auch nach r in Grab, Gras. Es lautet in oa um z. B. Voader = Vater, Poade = Pate, Woater = Wasser, es lautet in e in das = dett, in lang ä z. B. Nase = Näse.

e wandelt sich in ei weh = weih — Weichdage, Klee = Klei, See = Sei, Schnee = Schnei. —

e geht vor dem lästigen r in a über, indem r auch verschluckt wird, Berlin = Balin, Wittenberg = Wittenbag, Herr = Häre, Hermann = Hamann.

i Vieh = Veih, er liegt = leht, viel = vehl, widersprechen = wedderspräken.

o ist beliebt u meist rein, ö wird oft spitz wie e gesprochen, König = Kenig.

u wandelt sich in o, Wurst = Worscht, Durst = Dorscht, Brust = Brost, Turm = Torm, Sturm = Storm, in au, Stube = Staue.

ü in oe nach ö hin Tür = Doere, Stüle = Stoele.

ei oft = ee, Fleisch = Fleesch, Seife = Seepe, oft = ie, Zeit = Tiet, Eis = Jis, Pfeife = Piepe.

au in u, Zaun = tun, Pflaume = Plume, in ō Baum = Bōm; Zaum = Tom.

B. Mitlaute.

b = w, im Auslaut, — halb = halw, lieb = löw, Dieb = Döw, Korb = Korw, Grab = Graff.

f in p; er säuft = supt, Affe = Oape, Schafe = Schoape.

pf in p, Pferd = Pärd; Pfeife = Piepe, Pfanne in Panje.

g im Anlaut = j; Gott = Jott; Gabe = Jabe . . .

g wird verschluckt, morgens = morrens, abends = oens.

k wandelt sich in ch; kriegt = kriecht, übrig = übrich.

d in g; ändern = ängern, einander = eenänger, Kinder = Kinjer.

in b; draußen = buten.

t in d, Taler = Daler, Tuch = Doek.

z u. tz sind nicht beliebt; Zeit = tiet, Zähne = Tähne. zu = toa, toa huse = zu Hause. —

st klingt richtig im Anlaut, aber als scht im Auslaut; Worscht, Dorscht.

quälen = kriestieren, sich schämen = chikanieren; das Mädchen hat kein Chanie.

vielreden = fechten.

Das Geschlechtswort wird wechselnd gebraucht; das Öl u. der Öl, der Balg und das Balg, der Strohband und das Strohband, der und das Petroleum.

Durch die Schule und durch den Umgang mit Leuten, welche hochdeutsch sprechen, ist manche Härte der Sprache abgeschliffen worden.

Nach dem Fortgang des p. Mariaschk, welcher auch einen Gesangverein gegründet hat, rückt in seine Stelle der junge Lehrer Oberschmied, welcher kaum ein Jahr das Amt geführt hat. Er litt an der Lunge, mußte Urlaub nehmen, um nach Andreasberg zu gehen, wo er verstorben ist.

Nach ihm kam der Schulamtskandidat Rademacher. Er hat zu Anfang seiner hiesigen Tätigkeit die Schule mit Fleiß verwaltet, die Leitung des Gesangvereins wollte nicht gelingen. Später zeigte er sich der hiesigen Stelle nicht gewachsen und ist dann im Interesse des Dienstes versetzt worden. Darauf folgte 1900 der Lehrer Fr. Hilgendorf, welcher der Schule mit Eifer und Verständnis vorgestanden hat, so daß er wiederholt vom Kgl. Kreisschulinspektor belobt worden ist, welcher ihm auch die Leitung einer Fortbildungsschule anvertrauen wollte. Er erweiterte sofort den Kreis der Jugendspiele und besonders war es ihm eine Freude, die Jungen militärisch auszubilden. Kleine Turnermärsche wurden von ihm unternommen und Felddienstübungen gemacht, wobei er dem freien Erfinden der Kinder im Angriff und Verteidigung den Lauf gönnte. Auch die kleinsten Knirpse übten in den Zwischenstunden mit vielem Eifer. Aber auch über den engen Rahmen der Schule hinaus erstreckte sich sein guter Einfluß auf die reifere Jugend des Dorfes. Diese sammelte er im Gesangverein um sich. Neben dem Männerchor entstand auch ein gemischter Chor, welcher bei den Gottesdiensten mitwirkte und in welchem auf Anstand und gute Sitte streng gehalten wurde.

Auch bei den weltlichen Vergnügungen des Gesangvereins ist ein Wohlverhalten geachtet worden. Das Rauchen ist wäheend des Gesanges unterlassen worden, die Kopfbedeckung im Gasthause ist verschwunden, ein Juchzer wird kaum noch gehört. Die jungen Burschen tragen beim Tanze weiße Handschuhe. Hilgendorf verstand mit großer Liebenswürdigkeit einen festen Ernst zu verbinden und erwarb sich Achtung und Liebe. Zwischen ihm und seinem Pfarrer ist nie eine Disharmonie gewesen, sie haben stets in Eintracht gehandelt. Der Gesangverein hat sich ein kostbares Banner angeschafft, wodurch er sich viel Neid zugezogen hat. Nach dem Scheiden des p. Hilgendorf trauert der Verein, er hofft aber nach Ostern im Lehrer Altreck, welcher zum 1. Mai hier anziehen wird, auf Ersatz.

Lebensart.

Das ziemlich schwarze, recht wohlschmeckende Brot wird in den runden Öfen, welche früher mit Lehm bedeckt waren, bereitet. Früher standen zwei derselben auf der Dorfstraße, andere in den Hausgärten. Jetzt haben die Backöfen vielfach ein schirmendes Dach oder sind auch in die neuen Häuser verlegt. Sie sind so groß, daß darin bei einem Backen 16—18 Brote von 4 Scheffel Mehl und mehrere Kuchen abgebacken werden können. Bei jedem Backen werden Kuchen bereitet und zwar meist Brotkuchen mit Speckstückchen bestreut. Auch aus zerquetschten Kartoffeln werden dünne Kuchen gebacken, welche frisch garnicht so übel schmecken. Die Frauen haben eine große Übung in der Bereitung auch besserer Kuchenarten. Die Brote werden in runden

Körben aufgemacht, so daß sie einen Durchmesser von etwa 2½ Handspanne bei einem Gewicht von 10 ℔ haben. Diese Art der Zubereitung hat ihren Vorteil, denn die Brote haben viel Krume bei wenig Kurste und trocknen nicht so leicht aus. Das Heizen der Öfen geschieht mit dürren Fichtenzweigen, welche in der Nähe derselben aufgestapelt liegen, und wird in der Regel von den Männern besorgt. —

Wenn die Bauernfrau eine Gluckhenne zum Brüten setzt, nimmt sie die Eier in eine Mütze oder Hut und schüttet sie in das Brutnest mit dem Verschen:

Alle gelike (gleich) rut;
Ût jedet Ei een Kuk (Küchlein).

Geschlachtet werden in einer Hüfnerei 3—5 Schweine außer dem Ernteschwein, welches in der Ernte als Wurst und Braten verbraucht wird. Die Schlächterei mit Wurstbereitung besorgt der Hausschlächter, die Hausfrau tut nur Handlangerdienste. Die ganze Schlächterei geht sehr schnell vor sich; am Morgen schreit das Schwein und am Abend duftet schon die Wurstsuppe auf dem Tische. Semmel wird sehr reichlich zur Wurst verwendet, und wenn die Därme nicht ausreichen, wird Topfwurst gemacht. Eine bessere Dauerwurst ohne Blut wird Schwartenwurst genannt, die Bratwurst wird bei mangelnden Därmen in einen leinenen Lappen geschlagen und zumeist in die Luft gehängt, seltener in den Rauch.

Die ausgeschnittenen Braten werden in großen Pfannen gut angebraten, dann in große Töpfe getan und mit Brühe und Fett übergossen. Ebenso geschieht es mit dem Gänsebraten. Die Hausfrau kommt beim Besuch dann nicht leicht in Verlegenheit. Gänse werden von den Bauern nicht gezogen, sondern jede Hüfnerei erwirbt 12—15 Stück vom Händler, dieselben machen auf einige Zeit die Straße unsicher, dann werden sie aufgesperrt und meist genudelt.

Die Leute werden nicht übel ernährt, aber wenn so ein unnützer Knecht seinen Herrn ärgern will, so singt er wohl oder schreibt an die Wand: Am Sonntag gibt es Knochenfleisch und sonst die ganze Woche keins.

Kirchliche Handlungen.

Bei der Erstlingstaufe besonders eines männlichen Stammhalters wird eine größere Festlichkeit veranstaltet und die Zahl der Paten geht bis auf 8—10. Später verringert sich die Zahl auf die drei gesetzlichen Paten und es wird ein sogenanntes Semmelkindtaufen gefeiert. Bei unehelichen Kindern wird keine Danksagung getan; auch darf unter den 3 Paten weder ein Junggesell noch eine Jungfrau erscheinen — die Mütter sind zumeist bei der Taufe des Kindes in der Kirche zugegen, um Danksagung zu verrichten und den Segen zu empfangen. Vorher lassen sie sich nach der Geburt nicht auf der Straße sehen. Die Kinder

werden in schnellem Tempo zur Kirche getragen, weil man glaubt, daß sie dann das Gehen leichter erlernen. Die Paten müssen beim Taufmahl von jedem Gericht essen, damit das Kind alles essen lerne. Die Konfirmation mit dem ersten Genuß des hlg. Abendmahls wird, nachdem eine Prüfung (Vorstellung) am Sonntag Iudica stattgefunden hat, am Palmsonntag vollzogen. Um die sonst schon lange Handlung zu kürzen, wird statt einer Predigt eine Ansprache vom Altar gehalten, in welcher die Konfirmanden der Sorge der Gemeinde und besonders der Treue der Jugend empfohlen werden. Die Konfirmanden sprechen gemeinsam das Glaubensbekenntnis und die Gemeinde bekennt sich zu demselben Glauben durch Absingen des Liedes, „Wir glauben all an einen Gott." Der Altar ist an diesem Tage mit blühenden Topfgewächsen geschmückt, welche von den Kindern aus den Häusern zusammen getragen werden. Die Mädchen erscheinen zumeist in schwarzen Kleidern und im einfachen Haarschmuck, Bekränzung ist nicht im Gebrauch.

Beim Eintreffen des Bräutigams im Dorfe zur Hochzeit werden seinem Wagen von der Schuljugend und auch anderen Leuten Stangen vorgehalten, und er ist gezwungen, sich durch eine Geldgabe in kleinen Münzen, welche er unter die Menge wirft, loszukaufen.

Ist eine Person verstorben, so wird sie recht bald aus dem Federbett genommen und auf ein Strohlager gelegt, welches mit einem Laken überbreitet ist. Ein besonderes Sterbehemd erhalten die Toten nicht, sondern sie werden darauf in ihren besten Sonntagskleidern in den Sarg gelegt. Früher wurden die Särge mit dem schwarzen Leichentuch überhängt, jetzt werden sie auf das Leichentuch gestellt und tragen einen reichen Schmuck von gemachten und lebenden Blumen. Solche Kränze und Kronen wurden früher zur Erinnerung in der Kirche angebracht. Das Grab wird von den Trägern aufgeworfen, weil noch kein besonderer Totengräber angestellt worden ist. Die Träger erhalten bei diesem Geschäft aus dem Leichenhause ein reichliches Frühstück, welches sie auf dem Friedhofe, meist auf den Gräbern sitzend, verzehren. Diese häßliche Sitte will sich nicht abstellen lassen. Als Gefolge erscheint außer den Verwandten bei Hüfnerleichen die ganze Hüfnergemeinde, von den Kleinleuten kommen hauptsächlich die Frauen; bei den Leichen der Kleinleute fehlen, wenn nicht nähere Beziehungen da sind, die Hüfner; aber die Frauen sind da. So auch bei Kinderleichen. NB. Der Unterschied von Hüfner und Kleinleuten wird immer aufrecht erhalten, auch im Gasthaus sitzen sie an gesonderten Tischen und bei Tanzbelustigungen halten sich die Töchter der Hüfner scheu von den Dienstmägden zurück.

In älteren, nicht zu fernen Zeiten wurden die Toten nicht auf Stroh gelegt sondern auf dem Totenbrette befestigt. Dieses Brett wurde schräg gegen die Wand gestellt, um dadurch den Leichen eine bessere

Haltung zu geben. Der Krüger, Hüfner Kühnast, kann sich noch erinnern, daß auf dem Hausboden seiner Eltern sich solch ein Brett befand, an dem er öfter mit heiliger Scheu vorübergegangen sei. Zwei alte Frauen des Dorfes, Witwe Müller und Schütze erinnern sich folgenden Vorganges: In Wölmsdorf brachte es eine Frau über sich, noch vor dem nahen Begräbnis ihrer Mutter zu einer Hochzeitsfeier zu gehen. Da sagten denn die Leute: die kann auch nicht warten, bis ihre Mutter vom Brett genommen ist —

Vergnügungen.

Beliebt war das sogenannte Auskarren (das Spinnrad wurde auch Spinnkarre genannt). Auskarren hieß soviel, als dem Spinnen in diesem Jahre Lebewohl zu sagen, und das konnte ohne ein Vergnügen nicht geschehen. Wie nun jetzt pfiffige Gastwirte ihren neuen Tanzsaal wohl dreimal weihen, im Rohrbau, nach der Dekorierung und bei Aufrichtung einer Schaubühne, so wurde auch das Auskarren, bei welchem anfangs Gesang die Musik vertrat, jährlich mehrere Male wiederholt und rechnete endlich zu den verbotenen Lustbarkeiten. Es ging, weil es mehr einen improvisierten Tanz gab, sehr einfach zu. Die Knechte tanzten in ihren weißen, unbezogenen Pelzen, hatten die Mützen auf, die kurzen Pfeifen im Munde und waren in Strümpfen oder wohl gar in bloßen Füßen. Aus der Tasche des Pelzes mußte ein Pfeifenräumer von blankem Messing hervorleuchten. Auch bei jedem Tanzvergnügen wurde der erste Tanz im Pelz vollzogen, welcher dann ausgezogen wurde.

Auch der Tag der Gestellung zum Militärdienst ist für die jungen Burschen wichtig. Sie tun sich in der Stadt oft übers Maß gütlich, schmücken sich mit Bändern und Sträußen, und kommen wohl auch mit einer Musikbande an der Spitze mit Freudenausrufen ins Dorf zurück. Jetzt fahren sie auf der Eisenbahn und auf derselben geschieht eine Ernüchterung, so daß das Auftreten viel ruhiger geworden ist.

Bei der Einladung zum Fastnachten ging es also her: Die jungen Burschen und Mädchen versammelten sich an einem Sonntage, und die Mädchen trugen ihre langen, bedruckten Leinwandschürzen; darauf gingen die Burschen, etwa 12 an der Zahl, in eine besondere Kammer, um ihren Spruch zu tun, d. h. aus der Zahl der Mädchen eine würdige Auswahl zu treffen. Die Beratung nahm öfter eine Stunde in Anspruch. Darauf traten sie aus der Kammer hervor, um ihren Spruch zu verkündigen. Das geschah sehr einfach. Sie sprachen zu dieser oder jener Schönen: „Nu, kannst moal to hus goan!“ Das war das Zeichen, daß sie Gnade gefunden hatte. Sie ging nun nach Hause, legte die leinene Schürze ab und erschien als Erkorene in der bunten Seidenschürze. Auch die Burschen erschienen nun in ihrem besten langen Sonntagsrock. Es gehörte zum guten Ton, daß das Halstuch (schwarz

seiden) ganz glatt und fest gebunden war, so daß wohl die Luft vergehen wollte. Die Mädchen standen zuerst auf dem Hausflur und wurden dann von den Burschen in die Stube getanzt.

Die Sache hatte somit eine große Förmlichkeit, von welcher zu wünschen wäre, daß sie noch da wäre.

Jeder Bursche war an sein Mädchen bis zum Johannismarkt gebunden und mußte mit ihr stets den ersten Tanz verrichten. Die jungen Leute fuhren auch gemeinsam zur Stadt, denn die Mädchen mußten doch Truschen (Sträuße) einkaufen, welche sie den Burschen zu schenken hatten. Diese gaben den Mädchen in der Stadt ein reichliches Mahl.

Merkwürdig ist, daß beim Stollenreiten neben dem ersten auch der letzte Reiter Auszeichnung erfuhr. Außer der Stolle erhielt der erste Reiter noch ein seidenes Halstuch, der letzte ein Taschentuch. Dem ersten Reiter gebührte der erste Tanz, der zweite Tanz dem letzten Reiter, der dritte Tanz dem ersten und letzten Reiter, der letzte Reiter erhielt auch eine Tabakspfeife — vom Bäcker gebacken. Ich habe nicht erfahren können, nach welchem Gesetz die gütigen Mädchen gehandelt haben. Ja, die lieben Frauen handeln oft wunderlich, sonst kämen die kleinen und mißgestalteten Männer nie zu einer hübschen und ansehnlichen Frau.

An Zuwendungen hat die Kirche erhalten:

1. Eine große Hängelampe von Frau Hüfner Meske.
2. Einen Kronleuchter mit 8 Lampen von der Frau des Lehnhofsbesitzers Hecht in Gemeinschaft mit dem Pfarrer. Beide Stücke sind nicht ganz kirchlich, aber sie genügen.
3. Einen neuen kostbaren Altarteppich von Herrn Dr. med. Tuch-Hannover.

Ein neuer schöner Kirchensitz für die Bewohner des Bahnhofs ist hergerichtet.

Der Altarraum ist mit Cocus-Läufern belegt, circa 30 □ m.

Wir dachten auch daran, eine Heizvorrichtung zu beschaffen. Zu diesem Zweck wollten wir ein neues Konzert geben, wozu uns schon auswärtige Sängerinnen, ein Geigen- und Orgelspieler zugesagt hatten. Leider müssen wir die Sache bei dem Abgang unseres Lehrers ruhen lassen. Ich hoffe, daß sich noch ein oder einige mitleidige Herzen finden, welche dem ergrauten Pastor eine angewärmte Kirche gönnen und die 300 M aufbringen, welche genügen werden.

Geschichtliches.

Das Jahr 1901 brachte zur Erntezeit große Dürre, so daß Futtermangel entstand. Obst gab es wenig; die Pflaumen vertrockneten an den Bäumen, Kirschen gab es reichlich. Es kostete der Zentner 1,50 M,

und niemand wollte sie dafür pflücken. Die Ernte war immerhin gut, nur der Hafer hatte gelitten.

Am 7. August 1902 schlug der zündende Blitz in das Gehöft der Witwe Freidank. Von diesem Gehöft wurde das massive Wohnhaus und der Kuhstall erhalten, aber das benachbarte Gehöft der Witwe Müller (Borsdorf) brannte ganz nieder. Die benachbarte Pfarrscheune wurde nur erhalten, weil ein kräftiger Gewitterregen eintrat. Die Witwe Müller suchte die Pfarrscheune, welche seit 30 Jahren zum Bauärger der Gemeinde und ohne großen Nutzen für den Pfarrer dastand, zu erwerben. Die Gemeinde wurde willig, ihr die Scheune zum Geschenk zu geben. Als das Königl. Konsistorium von unserer Gutherzigkeit Kenntnis erhielt, wurden wir hart angelassen, weil wir kein Recht zum Schenken hätten. Die Gemeinde hatte so gerechnet: Unsere Väter haben in früheren altsächsischen Zeiten die Scheune nach altsächsischem Recht aus eigenen Mitteln gebaut und unterhalten. Sie gehört ihr, der Fiskus hat zu ihr kein Recht.

Das Königl. Konsistorium wollte nun die Gemeinde dahin in Anspruch nehmen, daß sie den abgeschätzten Wert von 400 M sofort aufzubringen hätte und dann noch im Bedarfsfalle eine neue Scheune aufführe. Das war nun offenbar ein Anfang von den sieben Züchten. Die Sache ist endlich dahin geordnet, daß die Gemeinde bei einem etwaigen Neubau 400 M vornweg auf den Tisch legt und dann mit dem Fiskus weiter baut. In den benachbarten Dörfern hat man die Scheunen schon früher entfernt, ohne daß ein Hahn krähte.

Die Witwe Müller hat die Scheune durch Rollen auf ihr Gehöft schieben lassen. In Gemeinschaft mit dem Pfarrer, der doch auch wohltätig sein mußte, hat sie den Kutschschuppen im Stallgebäude der Pfarre errichten helfen. Während des Baues hat die Witwe Müller die Ställe der Pfarre und den Kellerraum des Pfarrhauses in Benutzung gehabt.

Durch den Neubau des Hauses der Witwe Müller hat die Dorfstraße sehr gewonnen; der Pfarrgarten aber hat durch die Aufführung eines übermäßig hohen Stallgebäudes gelitten. Derselbe hat dafür durch Urbarmachung des Scheunenplatzes einen Zuwachs erfahren. Das Jahr 1903 war bei ziemlicher Dürre, in welcher das Sommergetreide litt, ein gesegnetes.

Im Jahre 1904 zog am 21. Juni von Westen her gegen Abend ein Gewitter herauf, welches Hagel mit sich führte. Derselbe hat auf den südwestl. Feldern einigen Schaden verursacht, aber die Witwe Hermann und Hüfner Meske, deren Äcker hauptsächlich betroffen waren, waren versichert. Der Witwe Hermann wurde ihre Entschädigung durch das Schmerzenskind Eichelbaum gestohlen. Dieser unglückliche Mensch war aus dem Zuchthaus entlassen und der Pfarrer hatte versucht, ihn irgendwo

unterzubringen, freilich vergebens. Nun trieb er sich in den hiesigen Waldungen herum und ließ dem Pfarrer und einigen anderen ihm unliebsamen Einwohnern die Warnung zukommen, sie müßten sich hüten. Das schöne Geld, was er der Witwe Hermann gestohlen, hat er in Wittenberg auf schändliche Weise verbracht. Nun ist er wieder auf einige Jahre unschädlich gemacht.

1902 hat der Hüfner G. Hecht fast sein ganzes Gehöft umgebaut. Er folgte dem Rat des Pfarrers, das Wohnhaus mit einem Giebelaufsatz zu versehen, wodurch das Haus eine feine Form gewonnen hat und zur Zierde des Dorfes gereicht.

Auch der Hüfner Zwanziger hat ein massives Torhaus aufgebaut.

Nun fehlte nur noch für die breite, aber meist sehr schmutzige Dorfstraße ein Pflaster. Der sehr rührige Ortsvorsteher Richter nahm die Sache mit Entschlossenheit in die Hand, und so ist in einem 2 jährigen Bau die Pflasterung vollzogen 1903/4. Der Segen dieser Einrichtung muß auch von denen anerkannt werden, welche anfangs allerlei Bedenken dagegen vorzubringen hatten.

Bei der Pflasterung wurde auch der häßliche Abbau für Holz und Streuling beseitigt, welchen der Häusler Schmager eingezäunt hatte. Hierum wird sich ein Prozeß entspinnen, über dessen Ausgang man gespannt sein kann.

Die Jagdpächter hiesiger Gemeindejagd, welche 1051 M zahlen, haben 120 M gegeben um die Dorfstraße mit Linden zu bepflanzen. Niedergörsdorf ist ein schönes Dorf geworden und hat alle Erfordernisse des modernen Lebens:

Bahnhof, auf welchem auch eine heizbare Wartehalle auf Antrag des Ortspfarrers gebaut ist, Poststation mit Schalter usw., Straßenbeleuchtung, richtig gehende Uhr und Wettersäule, schöne öffentliche Gebäude und Kriegerdenkmal an seiner Kirchhofmauer.

Der Segen des Dorfpflasters hat sich im Jahre 1905 herausgestellt. Schon in der Nacht zum 28. Juli fiel ein so starker Regen, daß einige niedrig liegende Gehöfte in Wassersnot gerieten, und dann folgte Regen auf Regen, aber die Dorfstraße blieb wohl passierbar. Das Jahr 1905 ist außerordentlich fruchtbar gewesen. Neben einer reichen Kornernte, welche freilich mit großer Mühe eingebracht worden ist, haben die Futterkräuter und Hackfrüchte vortreffliche Ernten ergeben. Kürbisse erreichten 134 *ℓℓ*, Gurken kosteten 1 M pro Schock, das ist auch nötig, denn wo sollten die Hüfner die großen Löhne für ihre Dienstboten hernehmen, der Knecht fordert 400 M, die Magd an 300 M. Rechnet man dazu die freie Station, dann kommen die Knechte höher als ein Schulmeister in seinem Gehalt. Darum können sich die Knechte auch feinste Kleidung und zumeist ein Fahrrad gönnen.

Der Bahnhof hat sich dahin erweitert, daß ein Dienstgebäude für die beiden Vorsteher errichtet worden ist. Für die Notgeleise ist ein Weichenturm errichtet, auch eine Fahrrampe ist angelegt. Nachdem sich ein Tischler angesiedelt hat, steht für das nächste Jahr die Erbauung einer Dampfmühle und einer Molkerei in gewisser Aussicht, denn der Grund und Boden ist schon angekauft. Ein Schlächter und ein Brotbäcker würden dort auch ihr Brot finden.

Warum, so fragt man sich, kam die Erkenntnis nicht schon vor 30 Jahren, daß die Anlage des hiesigen Bahnhofs ersprießlich sei. Wir haben es immer so gesagt und werden auch noch darin recht haben, daß die Anlage der Wüstenbahn (Treuenbrietzen) verfehlt ist.

Am 15. Aug. 1904 hatte unser Dorf die hohe Auszeichnung, den Besuch seiner Kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen Friedrich Heinrich zu empfangen. Höchst derselbe erschien in der Frühe genannten Tages mit seinem gesamten Rgt. Brandb. Dragoner, um einen Gedenkstein an die Schlacht von Dennewitz weihen zu helfen. Diesen Stein hat der Kriegsveteran Hüfner Fr. Müller (Dümchen) hergegeben, und er trägt die Inschrift: „Schutz bot einst unser Kirchlein den Vätern in drohender Kriegsnot, drum zum Gedächtnis dies Mal stiftet die freundliche Hand. Die Feier war sehr erhebend. Nach einer kurzen Ansprache des Pfarrers zur Begrüßung, hielt Sr. Königl. Hoheit eine längere Weihrede vom Pferde herab, welche wahrhaft erquickte. Er nahm eine Chronik unsers Dorfes aus der Hand des Ortsvorstehers Richter entgegen und begrüßte huldvoll die alten Krieger des Orts: Friedr. Müller, Lehmann, Hoffmann, den Invaliden Frenzel und den Polizeisergeanten Lehmann aus Jüterbog. Leider war der Kriegerverein Graf v. Bülow Dennewitz nicht erschienen, nach dem sich S. Kgl. Hoheit erkundigte. Auch der Gesangverein war nicht so vollzählig, daß er dem Wunsch Sr. Kgl. Hoheit ein Lied zu hören, nachkommen konnte. An den Schuljungen, welche stramm standen und präsentierten, hatte der Prinz ein hohes Gefallen: Jungens, wenn ihr einmal Soldat werden wollt, dann kommt nur zu mir. Sonst war der Besuch der Dorfbewohner ein guter, Wölmsdorf war reichlich vertreten, die Häuser trugen Flaggenschmuck.

Diejenigen, welche gegenwärtig gewesen sind, sagten wie aus einem Munde: Solchen Prinzen lassen wir uns gefallen. —

1905 haben am 2 Sept. die Knaben von Gölsdorf und Kaltenborn in einem regelrechten Angriff den Denkmalsberg erstürmt, welcher von den Niedergörsdorfern verteidigt wurde. Am 6. September haben darauf die Kinder von Niedergörsdorf am Nachmittag ein Kinderfest gefeiert, welches auch ohne Musik ganz wohl gelungen ist. Am Abend hatte Herr Lehrer Hilgendorf einen patriotischen Familienabend zugerüstet. Patriotische Gesänge, Declamationen, lebende Bilder wechselten ab, und auch ein kleines Theaterstück kam zur Aufführung. Der Besuch der

Gemeinde war überaus reichlich. Eine Sammlung brachte leicht die Unkosten auf, und es blieben noch 6 Mk. für milde Gaben zur Mission übrig. Über die Wichtigkeit des Sieges von Dennewitz braucht nichts gesagt zu werden, aber über den Verlauf der Schlacht soll eine ganz kurze Übersicht gegeben werden.

Schlacht von Dennewitz.

Das hiesige Gelände ist für die Entwickelung einer Schlacht durchaus günstig, denn es fehlen Gewässer und Gräben, und die Erhöhungen sind nicht so groß, daß sie die freie Bewegung ernstlich hindern könnten. Durchschnitten wird das Schlachtfeld von der kleinen Nute (Aa), welche südlich von Nieder-Görsdorf auf dem halben Wege nach Dennewitz in den Wiesen, welche damals noch weich waren, entspringt und nach Rohrbeck hin abfließt. Durch sie ist die Schlacht in einen östlichen und westlichen Teil zerlegt worden. Der General Ney hatte den Auftrag bekommen, von Wittenberg aus vorzubrechen und mit seinen ca. 70 000 Mann die preußische Nordarmee beiseite d. i. nach Norden zu schieben, um an ihr vorüber auf Baruth zu marschieren. Hier wollte sich der Kaiser mit ihm verbinden, um gemeinschaftlich Berlin zu nehmen. Am Sonntag, den 5. September brach Ney auf und stieß auf Tauentzien, welcher auf dem linken Flügel der preußischen Aufstellung stand. Es wurde ihm nicht zu schwer, dieses nur schwache Korps, bei dem sich zumal viel ungeübte Landwehr befand, zu werfen und bis Zahna-Zalmsdorf vorzudringen. Das Korps Tauentzien wich bis auf Jüterbog zurück. Am nächsten Morgen suchte Tauentzien mit Bülow, welcher in der Nacht auf der Höhe Eckmannsdorf-Dalichas gestanden hatte, Fühlung zu finden und strebte nach Niedergörsdorf; einige Bataillone ließ er bei Damm-Jüterbog unter v. Kleist zurück. Als der Vortrab Tauentziens nördlich in gleiche Höhe mit dem Denkmalsberge gekommen war, traten die Franzosen aus Dennewitz um 10 Uhr hervor und nötigten Front zur Schlacht zu machen. Tauentzien nahm, obwohl er in allen Truppengattungen weit überragt wurde, die Schlacht an. Die Franzosen waren ebenfalls in der Frühe des 6. September aufgebrochen und marschierten quer über Feld in 3 Korps unter Bertrand, Reynier, Oudenôt. Wenn sie ihrem Vorsatze treu geblieben wären, auf Dahme resp. Baruth zu ziehen, so hätten sie sich südlich nach Bocho hin zu halten gehabt, das Korps Bertrand, bei welchem auch Ney war, überschritt aber wohl aus Unkenntnis das Gelände der Nute auf der Brücke bei Dennewitz. Der Kampf wurde von dem Korps Tauentzien gegen die Italiener mit großer Zähigkeit geführt, aber endlich wurde es zurückgeschlagen. In der größten Not griff Tauentzien zu seiner Kavallerie (Brandb. Dragoner usw.) und in einer glänzenden Attacke brachte er die feindliche Aufstellung in Unordnung, wodurch er Zeit zur Sammlung gewann. Unter der Zeit

war das Korps Bülow näher gekommen und hatte Fühlung mit Tauentzien gewonnen. Von den 3 Divisionen zu je 10 Bataillonen etc. zog Division Thümen links auf Niedergörsdorf; Division Krafft traf zwischen Niedergörsdorf und Wölmsdorf ein; Division Hessen-Homburg blieb in Reserve. Von Thümen wurde zuerst bei seinem Vordringen auf den Denkmalsberg zurückgeschlagen und die Franzosen gingen bis an die Mühle von Niedergörsdorf vor, wurden aber von der russischen Batterie Dietrich von Niedergörsdorf aus flankiert und zurückgewiesen. — Im erneuten Angriff und mit Beistand aus der Reserve wurde darauf die Denkmalshöhe genommen und mit 34 Stück Geschütz befahren. Der Feind wich nun auf Dennewitz zurück, von wo er mit 40 Kanonen antwortete. Die Preußen vernichteten darauf zuerst den rechten Flügel (Württemberger) und erstürmten dann auf dem linken Flügel die Mühle bei Dennewitz. (Regt. König Friedrich I.) Die Franzosen zogen auf Rohrbeck, wurden in ein Kesseltreiben genommen und um 5 Uhr über die Nute geworfen. Auf dem linken Flügel der Preußen war der Sieg errungen, Division Krafft hatte bisher nur mit seiner Artillerie (Sprauht) den Angriff Thümens unterstützt. Gegen 3 Uhr langte das Korps Reynier in Gölsdorf an; dasselbe, bestehend aus Sachsen, war schon über Gölsdorf auf dem Wege nach Rohrbeck gewesen und mußte nun nicht ohne Mühe umkehren. Gölsdorf war von den Preußen schon besetzt aber nur mit schwachen Kräften, welche von der Übermacht aus dem Dorf geworfen wurden. Der Feind befuhr die nördlich vor dem Dorf gelegene Höhe bei der Mühle mit einem starken Wall von Geschützen und stellte auch südlich vom Dorf seine Batterien auf. Die Preußen vermochten gegen die Batterien bei der Mühle nicht aufzukommen, mußten die Feuerlinie im Laufschritt überwinden, um das Dorf von Westen her anzugreifen. Der Kampf tobte im Dorfe hin und her, besonders um den Friedhof (Denkstein). Die Sachsen wurden geworfen, ermannten sich aber, da das Korps Oudenôt nahe war und warfen die Preußen. Da geschah es, daß Ney den Oudenôt, welcher bei Gölsdorf den Sieg der Feinde leicht entschieden hätte, nach Rohrbeck abrief; zu den Preußen aber stieß Borstell auf den rechten Flügel, wo erst nach schwerem Kampf der Sieg errungen wurde. Der Kampf um die Kanonen auf dem Windmühlenberge fiel den Colbergern zu und wurde unterstützt durch das 9. Reserve-Regiment (Rgt. von Borke). Die Sachsen brachen die Schlacht ab und zogen sich in ziemlicher Ordnung auf Öhna, wo sie dann in den Strudel der Flucht des rechten französischen Flügels so hineingezogen wurden, wie es dem Korps Oudenôt ergangen war.

41 000 Preußen mit 124 Kanonen hatten über 60 000 bis 70 000 Feinde mit 186 Geschützen einen glänzenden Sieg errungen. Die Verluste waren nicht gering. Auf die Preußen werden 10 500 Mann und 960 Pferde gerechnet, die Armee Ney's verlor 23 247 Mann, 53 Geschütze

4 Fahnen, 400—500 Pulverwagen, 13 500 Mann wurden gefangen genommen.

Der Kronprinz Bernadotte hatte von den Höhen bei Eckmannsdorf die Schlacht mit seiner vorgesandten Streitmacht beobachtet.

Schlußwort.

Wir wollen nicht verfehlen, der verehrten Brandenburgia wiederholt unsern Dank dafür auszusprechen, daß sie uns in ihrem Monatsblatt unsere Dorfchronik abgedruckt hat, uns auch soviele Exemplare freigestellt hat, daß jedes Gehöft in den Besitz einer Chronik gekommen ist. Das Stücklein vaterländischer Geschichte, welches uns die Brandenburgia in 1000 Exemplaren geschenkt hat, ist bis in die höchsten Kreise vertrieben worden und überall mit Dank aufgenommen worden.

Dem Verfasser sei es erlaubt von sich zu sagen: Miles saepe proeliatus multas cicatrices fert = Narben trägt viele der Mann, der oft im Streite gestanden. Wer es weiß, wie ungern der Bauer baut, der wird es wohl ermessen, durch welche Schwierigkeit es gegangen ist, um alle die Neuerungen durchzusetzen, von denen die Chronik berichtet. Dazu sind die Verhandlungen mit den zustehenden Behörden gekommen, welche oft langwierig und schwierig gewesen sind. Ja es ist ein Prozeß nötig gewesen, um die Rechte der Gemeinde dem Fiskus gegenüber festzustellen.

Diese Feststellung ist nach allen Seiten hin geschehen zum Vorteil der Gemeinde. —

Zweimal 1897 und 1904 habe ich infolge von Überreizung eine Heilanstalt aufsuchen müssen. Die Gemeinde hat mich mit viel Geduld und Liebe getragen und über Ungezogenheiten kann ich nur in vereinzelten Fällen klagen.

Eine gute Hüfnerfrau hat das Richtige getroffen, als sie sich zu mir so aussprach: Ja Herr Pastor, wenn Sie immer etwas Neues vorhaben, dann wollen wir nicht gleich heran und zanken, aber nachher lassen wir uns das wohl gefallen und sagen im Stillen, es ist doch gut, was Sie getan haben. Man muß ja wohl erst sterben, um rechte Anerkennung zu finden.

Kleine Mitteilungen.

Ueber die Rüstkammer zu Fürstenwalde a. d. Spree, welche im dortigen Rathaus eingerichtet ist und von der Brandenburgia am 3. September 1893 *) besichtigt wurde, berichtet, soweit es sich, neben weniger beachtenswerten Stücken, um zwei Rüstungen von etwa 1500 handelt, ein gewiegter Kenner, Landgerichtsrat Engel in Thorn in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde" folgendes:

Die eine Rüstung hat eine strahlenförmig gerippte Kugelbrust, auf welcher zwei Rosettchen angebracht sind. Die Armausschnitte haben bewegliche Einsätze. Der Rücken ist gleichfalls gerippt und hat zwei angenietete Seitenteile. Brust und Rücken reichen nicht bis zu den Weichen hinab; diese werden vielmehr durch besondere untergesetzte Stücke geschützt. An dem vorderen Weichenstück sitzen vier aufwärts geschobene, in der Mitte gerippte Bauchreifen mit festen, fünfmal geschobenen Beintaschen. Die Brust ist oben quer abgeschnitten, der Rand ist wulstförmig aufgetrieben Diese Auftreibung ergibt, daß der Kragen unter den Harnisch gehört. Der Kragen besteht aus einem zugespitzten Vorder- und einem rechteckigen Hinterteil, beide oben mit zwei Halsfolgen versehen. Seitwärts sitzen die sechsmal geschobenen Spangeröls für den Oberarm. Auf der linken Seite des Vorderblechs sehen wir ein Tförmiges Loch, wohl zur Befestigung des Kragens unter der Harnischbrust. Der Helm ist ein Eisenhut mit scharf abgesetzter, stark abfallender Krempe, in welcher sich der Augenschlitz befindet. Krempe und Glocke haben vorn einen Grat, der sich nach oben hin zu einem über den Scheitel laufenden niedrigen Kamm erhebt. Rings um den oberen Teil der Krempe laufen gleiche Rosettchen. Der Helm ist am unteren Rande der Krempe 39,5 Zentimeter lang, 33 Zentimeter breit und insgesamt 25 cm hoch. Das Gewicht beträgt 3,21 kg. Unterhalb des Augenschlitzes ist eine Marke eingehauen: eine heraldische Lilie in einem über Eck gestellten Quadrate. Ein gleicher Helm mit derselben Marke befindet sich im königl. Zeughause zu Berlin, jedoch ohne zugehörige Rüstung. Der zweite Harnisch ist ebenfalls gerifelt. Er besitzt vollständiges Armzeug sowie Oberbeinzeug. Das Unterbeinzeug fehlt und ist durch moderne Stiefeln mit Sporen ersetzt. Die Brust hat einen zum Umklappen eingerichteten Rüsthaken. In den Handschuhen hat sich das Lederfutter erhalten. Das Weichenstück ist auf die Brust genietet. Der Kragen liegt auch bei dieser Rüstung fälschlich über der Brust. Bemerkenswert sind die auf den Kragen genieteten Seitenlappen aus Ringgeflecht, welche die Achselhöhlen schützen. — Der zweite Helm gehört offenbar nicht zu der Rüstung, welche einen Maximiliansheim erfordert. Der Helm ist dickwandig und wiegt bei 35 cm Höhe 4,85 kg. Die Glocke mit der zurückliegenden abgerundeten Spitze lehnt sich noch an die spätere Beckenhaube an. Hinten hat die Glocke ein eingezogenes überaus schmales Nackenstück. Seitlich hängen an der Glocke in Scharnieren die Backenstücke

*) Vgl. Monatsblatt II. 120.

mit Kinnreff und Hals. Das aufschlächtige, auch zum Abstecken eingerichtete Visier ist kugelig und siebartig durchlöchert. Als Marke trägt der Helm ein Schildchen mit 3 Kreuzern. E. Sch.

Das Legder Quitzow-Denkmal. Von Herrn Lehrer W. Thoms in Legde. Über das im Dorfe Legde stehende Quitzow-Denkmal geht hier unter den Bewohnern noch eine zweite Erzählung, die bedeutend abweicht von der, die Fontane in seinem Buche gibt.*) Schreiber dieses hat von einer Familie, deren Vorfahren seit über 200 Jahren in Legde ansässig sind, über die Veranlassung zur Errichtung dieses Denkmals folgendes erfahren:

Zur Zeit des Kurfürsten Joachims I. waren Quitzöbel und Rühstädt Besitztum eines Herrn von Quitzow, eines Nachkommen des geschichtlich bekannten Dietrich von Quitzow. Dieser lauerte mit seinen Söldnern den Warenzügen auf der Elbe und Havel, sowie auch denen auf den Landstraßen auf und beraubte sie. Das energische Eingreifen Joachims dem Räuberwesen gegenüber, veranlaßte ihn, diesem unedlen Gewerbe zu entsagen. Seine Söldner waren nun plötzlich brotlos geworden und verlangten von ihm, daß er sie fortan auch ernähre. Er unterzeichnete ein Schriftstück des Inhalts, daß er und seine Nachkommen gebunden sein sollten, solange noch ein „Sproß" von diesen Söldnern lebe, denselben jedes Jahr zu Michaelis eine Entschädigung an Naturalien zu zahlen. Der Sohn des oben erwähnten Herrn v. Quitzow fügte sich den Abmachungen des Vaters. Der Enkel aber, der später ermordete Dietrich von Quitzow, verweigerte die Zahlung. Im Herbste des Jahres 1595 erschienen die Nachkommen der Söldner wiederholt in Rühstädt, um die, wie sie meinten, ihnen mit Recht zustehenden Naturalien in Empfang zu nehmen; aber immer ließ sich Dietrich v. Quitzow als nicht anwesend verleugnen. Bei einem nochmaligen Besuche in Rühstädt am 25. Okt. 1595 erfuhr die Schar, daß Herr v. Quitzow zur Jagd nach Glöwen geritten sei. Sie beschloß nun nach Legde zu gehen, um ihn dort zu gestellen, da er durch diesen Ort reiten mußte, wenn er nach Rühstädt zurück wollte. In dem Gasthofe des Dorfes erwartete sie ihn. Als nun Dietrich v. Quitzow an diesem Wirtshause vorbei reiten wollte, stellte sich ihm der Führer der Schar entgegen, reichte ihm das Schriftstück hin und forderte die Zahlung der Naturalien. Dietrich von Quitzow nahm das Schriftstück, zerriß es, warf es dem Führer vor die Füße und sagte: „Ich bin ein treuer Untertan meines Kurfürsten, habe selbt unter ihm gedient und ernähre die Leute nicht, deren Vorfahren Feinde des Kurfürsten waren." In dem heftigen Wortwechsel, der nun entstand, griff der Führer dem Pferde des Herrn v. Quitzow in die Zügel, um das Weiterreiten desselben zu verhindern. Der Aufforderung, das Pferd los zu lassen, kam der Führer nicht nach. Dietrich v. Quitzow zog seine Pistole und schoß ihn in die Brust; zu Tode getroffen hielt der Führer immer die Zügel des Pferdes fest, das ihn etwa 100 Schritte rückwärtsgehend mitschleppte.

Im Augenblick hatte die ganze Schar Dietrich v. Quitzow und seinen Begleiter umringt. Bei dem nun entstehenden Handgemenge wurde Dietrich v. Quitzow von dem Weibe des Führers vom Pferde gerissen und so zu-

*) Brandenburgia XIII. 1905 S. 467, besonders aber XIV. S. 19—22.

gerichtet, daß er aus 30 Wunden blutend, seinen Geist aufgab. Der Begleiter verteidigte seinen Herrn tapfer; jedoch auch er wurde schwer verwundet. Es gelang ihm aber, nach Rühstädt zu entkommen, wo er nach einigen Tagen seinen Wunden erlegen ist. Die wütende Schar tötete selbst das Pferd Dietrichs v. Quitzow. Dasselbe ist auf der Mordstelle seines Herrn auch begraben. Die Leiche Dietrichs v. Quitzow wurde nach Rühstädt gebracht und dort in dem Erbbegräbnis der Familie beigesetzt. Ihm selbst errichteten seine Angehörigen auf der Stelle, wo er ermordet wurde, das Denkmal.

Die Mörder entgingen ihrer gerechten Strafe nicht. Viele wurden hingerichtet und ihre Köpfe an der Straße von Legde nach Wilsnack zum abschreckenden Beispiel auf Pfähle gesteckt, alle andern des Landes verwiesen.

Aus Basdorf (Kreis Niederbarnim). An der Nordseite der Kirche wurde im November 1904 beim Ausheben einer Gruft Feldsteingemäuer entdeckt, und da im Dorfe die Sage bestand, es führe von der Kirche aus ein unterirdischer Gang nach den Burgwällen, ließ der Lehrer Herr Wiegand weiter nachgraben. Nach $3^1/_2$ m aber bog die Mauer im rechten Winkel um, und die Untersuchung ergab, daß die Mauerreste vielleicht die Fundamente einer alten Sakristei seien, welche eine nahezu quadratische Bodenfläche von 3,5 m Seitenlänge gehabt hat. Vereinzelt kamen auch Backsteine von mittelalterlichem Format (9 : 28 cm) vor. Die Steine waren durch Mörtel verbunden. Im ganzen hat man etwa 6 cbm Steine ausgehoben, die man nun zum Preise von 5—6 Mk. pro cbm verkaufen will. Demnächst wird die Kirche einer völligen Erneuerung im Innern durch unser Mitglied Baurat und Kreisbau-Inspektor Jaffé unterzogen werden. Otto Monke.

Torsperre zu Berlin im 18. Jahrhundert. „Das Neue, und Leipziger-Thor stehen Tag und Nacht offen, und kann man sowohl zu Fuß, als mit Wagen und Pferden ohnentgeldlich hereinkommen, in den andern Thoren aber muß man in die Armen-Büchse Geld geben. Doch wird hierdurch der Unterschied beobachtet, daß ein Fuß-Gänger nach Läutung der Thor-Glocken drey Pfennige in die Büchse zu legen, vor jedes Pferd aber ein Groschen entrichtet werden muß."

(Altes und Neues Berlin von Müller und Küster, Berlin 1737.)

Mitgeteilt durch Otto Monke.

Alte Nachrichten aus Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. Herr Gutsbesitzer Wollank auf Dammsmühle teilte mir s. Z. mit, daß die Gemeinden von Mühlenbeck und Schönerlinde je einen Kronleuchter aus Dammsmühle besäßen, den sie für ihre tatkräftige Hilfe beim Löschen eines Brandes in Dammsmühle erhalten hätten. Der Kronleuchter in Schönerlinde ist aber offenbar ein alter Kirchenkronleuchter; dagegen weichen die Kronleuchter in den Kirchen zu Mühlenbeck und Schönwalde erheblich von der Form der sonst üblichen Kronleuchter ab. Sie sind einander sehr ähnlich; der Körper beider Leuchter besteht aus Holz und zeigt eine hervorragend schöne Schnitzarbeit (Blumen, Früchte etc.). Kronleuchter dieser Art habe ich in Kirchen bisher noch nicht gesehen, und es ist wohl möglich, daß diese Kronleuchter ursprünglich anderen Zwecken dienten.

In Schönwalde geht die Sage, daß auf dem „alten Hofe“ zwischen Schönwalde und der Bahnstation gleichen Namens ein alter Wendenkönig begraben liege. Der „alte Hof“ ist indessen ein Wirtschaftshof der Cisterzienser-Mönche gewesen. Otto Monke.

Der „Heller“ bei Prenden, Kreis Nieder-Barnim. Für die Ableitung des Namens „Heller“ von „Hälter“ oder Behälter spricht die Anwendung des Wortes Hälter in der Bedeutung von Fischbehälter im siebzigsten Geburtstage von H. Voß. Es heißt dort: „Ihr Lieblingsessen von alters hol er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer schwerlich zum Hälter hinab.“ An einer anderen Stelle wird gesagt: „Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet.“ Wir haben also wohl an einen Fischkasten zu denken.

Der Überlieferung nach befanden sich in der ½ km nordwestlich von Prenden (Nieder-Barnim) gelegenen, von einem kleinen Rinnsal durchflossenen Talmulde ehedem mehrere Fischteiche mit einem Fischbehälter, nach welchem die dort noch heut bestehende Ansiedelung den Namen Hälter erhielt. In dieser Form kommt der Name für die Ansiedelung im alten Prendener Kirchenbuch vor, und ein Wegweiser, der vor etwa 50 Jahren in der Nähe des ehemaligen „Trockenen Kruges“ stand, soll die Aufschrift „Nach dem Hälter“ getragen haben. Aus Hälter ist dann der Name Heller entstanden.
O. Monke. 5. 9. 1903.

Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums am 1. November 1903 sind die vorstehenden Annahmen des Herrn Berichterstatters durchaus bestätigt worden. Die Umrisse des alten Fischweihers, wahrscheinlich eines abzulassenden Karpfenteichs, sind noch deutlich im Boden erkennbar. Es ließe sich dieser Fisch-Hälter ohne besondere Schwierigkeiten von neuem einrichten. E. Fr.

Einen **Krug mit Wasser** setzt man in Zerpenschleuse neben die Gräber, damit die Toten etwas zu trinken haben. Otto Monke.

Der Jaeckedanz bei Arensdorf unweit Fürstenwalde a. Spree. Zwischen Arensdorf und Hasenfelde liegt der Jäckedanz, eine alte heidnische Begräbnisstätte mit ehemals 3 oder 5 Steinkreisen. Die Arensdorfer Mädchen und Burschen kamen früher hier oft abends oder an Sonntagen zusammen und tanzten zwischen den Steinen. War man müde, so setzte man sich auf die Steine. Den Alten jedoch erschien das lustige Treiben auf dem Heidenfriedhof unpassend, und sie verboten daher den Jungen das Tanzen. Die aber ließen sich in ihrem Vergnügen nicht stören, und tanzten nun erst recht, den Alten zum „Jäck“, wie sie sagten. Daher nannte man die Stätte den Jäckedanz. Endlich ließ der Dorfschulze Lindemann, der Großvater des jetzigen Gemeindevorstehers, die Steine sprengen und zerkleinern und pflasterte damit die Dorfstraße von Arensdorf. So kam die Dorfstraße zu ihrem Pflaster und die Jugend um ihr Vergnügen; denn der Jäckedanz hatte nun den größten Teil seiner Anziehungskraft eingebüßt*). Otto Monke.

*) An dieser Stelle wurden viele Urnen gefunden, welche teilweise Bronzesachen enthielten. Verschiedene Fundstücke soll Kuchenbuk nach Müncheberg gebracht haben.

Schifferbrauch zu Oderberg i. M. Während es sonst allgemein üblich ist, einen Kahn beim Landen so zu steuern, daß er mit dem Vorderteil auf den Strand läuft, wendet man in und bei Oderberg das Fahrzeug in der Nähe des Ufers um und landet mit dem Hinterteil. Das soll folgenden Grund haben. Einst fuhr ein Mann von Liepe her über den Oderberger See nach Oderberg. Bevor er aber den Kahn vom Ufer abstieß, sprang ein schwarzes Ungeheuer, das einem großen Hunde ähnlich sah, in den Kahn. Der Mann hatte unterwegs große Furcht und dachte bei sich: „Wenn Du nur erst wieder aus dem Kahn wärst!“ Als er nun in Oderberg das Ufer erreichte, lenkte er den Kahn so, daß dessen Hinterteil, in dem er stand, zuerst ans Land kam, und sprang alsbald mit einem mächtigen Satze hinaus. Da verschwand das Untier plötzlich und der Schiffer hörte nur noch die Worte: „Das ist Dein Glück, sonst hätte ich Dich gepackt!“ Seitdem landen die Leute in Oderberg und Liepe so, daß sie sofort aus dem Kahn springen können. — (Mündlich aus Oderberg.) Otto Monke.

Kurkeln. Kurkel lautet die Bezeichnung für Holzschuhe in Zerpenschleuse und Umgegend. Otto Monke.

Volksglaube von der Roggensaat. In Wachow hörte ich, am 1. Mai müsse der Roggen so hoch stehen, daß eine Krähe sich drin verstecken kann. Wilhelm Kotzde.

Kosaken-Denkmal bei Gölsdorf, Kreis Lebus. Beim Vorwerk Gölsdorf nördlich von Fürstenwalde stand nach Mitteilung des Herrn Arndt, Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in Müncheberg, ein Stein mit eingelassenem schmiedeeisernem Kreuz. An dieser Stelle fiel 1813 ein Kosakenoffizier in einem Gefecht, in welchem eine Schar Kosaken einen durchziehenden Trupp Franzosen aufrieben. Um 1884 ließen Fürstenwalder Offiziere den Stein entfernen und dafür ein Denkmal setzen, welches die Inschrift trägt: („Dem unbekannten Kameraden.“)

O. Monke.

Der „Schwedenstein“ bei Luckau liegt nördlich von Bornsdorf an der Ostseite der von Sonnenwalde über Luckau nach Lübben führenden Chaussee in einer Kiefernschonung zwischen den Kilometersteinen 89,9 u. 90,0. Er trägt in weißer Schrift die Inschrift:

Hier lagerte
Gustav Adolf v. Schweden
September 1631.

Die Volkssage berichtet, daß G. Adolf auf diesem Steine gefrühstückt habe.

O. Monke 15. 4. 1905.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

17. (7. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Januar 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXX, sowie XXXII bis XXXIV und XXXVI nebst XXXVII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt Namens des Vorstandes die Mitglieder und bittet um rege Beteiligung bei den Sitzungen und Arbeiten der Brandenburgia.

II. Die Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde No. 3, Jan. 1906 enthalten, wie Sie ersehen, den Bericht über die erste Tagung des Verbandes in Hamburg am 2. Oktober v. J. und darin einen Vortrag des Oberlehrers Dr. Wossidlo in Waren über die Technik des Sammelns. Die sehr ansprechende Mitteilung ist in etwas veränderter Form in der Zeitschrift für Volkskunde 1906 S. 1—24 wiedergegeben.

III. Für die Erhaltung des Lessinghauses, Berlin, Königsgraben 10 hat sich die deutsche Bühnen-Genossenschaft und eine große Anzahl Berliner Notabilitäten und Vereine bei den städtischen Behörden verwendet. Auch die Brandenburgia hat sich selbstredend nicht ausschließen können. Das Grundstück ist mit dem Haus Alexanderstr. 61 einer von der Stadtgemeinde Berlin verwalteten, unter dem Namen „Silber'scher Fonds" bekannten, wohltätigen Zwecken dienenden Stiftungsmasse zugefallen und soll an die offene Handelsgesellschaft Fritz Flatow für 421 000 M verkauft werden. Verschwiegen darf nicht werden, daß das Haus Am Königsgraben Nr. 10 vielfach umgebaut und recht unscheinbar ist, der Hof macht gerade keinen freundlichen Eindruck. Ich vermute, daß die Stadtverordneten-Versammlung nach Prüfung der Sach-

lage nur auf Wiederanbringung der Lessing-Büste, welche der uns befreundete Verein für die Geschichte Berlins gestiftet, bestehen, im übrigen aber in einen noch vorteilhafteren Verkauf des Grundstücks willigen wird. Zwei anschauliche Photographien der Fassade Am Königsgraben Nr. 10 aus den achtziger Jahren und vor einigen Wochen durch unser Mitglied Herr Bartels aufgenommen, lege ich zu Ihrer Orientierung vor.

IV. Aufruf Deutschlands Landeskunde betreffend. Auch Sie werden mit Freude das wachsende Interesse beobachtet haben, das sich heute der Pflege deutscher Landes- und Volkskunde zuwendet. Die landeskundliche Zentralkommission widmete schon seit Jahrzehnten in den zahlreichen Heften ihrer „Forschungen" nicht bloß dem deutschen Lande, auch dem deutschen Volke ihre unablässige Forscherarbeit.

Aber lange besaß doch die „Deutschkunde" im weitesten Sinne des Wortes noch keine eigentliche Zeitschrift, welche, obwohl auf streng wissenschaftlichem Boden stehend, doch geeignet sein mußte, auf weitere Kreise aller deutschen Gaue zu wirken. Die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha, welche schon auf so manchem Gebiet führend vorangegangen war, wagte es, eine solche Zeitschrift ins Leben zu rufen. Nicht leicht war die Aufgabe, welche sich der Herausgeber, Professor Paul Langhans, stellen mußte. Die Zeitschrift sollte von den Wegen reiner Plauderei weit entfernt bleiben, ernst und gediegen, wenn auch immer volkstümlich, auftreten; ebenso mußte sie aber auch vermeiden, in die wechselnden politischen und nationalen Parteikämpfe der Gegenwart hineingezogen zu werden. Der schöne Erfolg der Zeitschrift und die von den verschiedensten Seiten kommende freundliche Zustimmung zu ihrer Haltung haben uns die Überzeugung verschafft, daß sie sich auf der richtigen Bahn befindet. Seit dem 1. Januar 1906 erscheint die

„DEUTSCHE ERDE"
unter Mitwirkung der schon mehr als zwanzig Jahre bestehenden
Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde
von Deutschland.

Die Männer aus Nord und Süd, welche dieser Zentralkommission angehören, wollten der Zeitschrift damit ein deutliches Zeichen ihres Vertrauens und der Hoffnung, die sie auf dieselbe setzen, zuteil werden lassen.

Aber noch immer gibt es weite Kreise, die unsere Zeitschrift noch nicht kennen, gibt es selbst größere Bibliotheken, die sie noch nicht besitzen. An alle Freunde deutscher Landes- und Volksforschung ergeht deshalb der Ruf, mitzuwirken, daß die Zeitschrift, deren Einfluß und Bedeutung von Jahr zn Jahr gewachsen ist, ihre Aufgabe immer umfassender erfüllen kann!

So erlauben wir uns, auch an Sie als Freund deutscher Landes- und Volkskunde die herzliche Bitte zu richten, in die Leserschar der

„Deutschen Erde“ einzutreten und des zum Zeichen die beiliegende Karte unserem Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Hahn, einzusenden.

Die Zentralkommission
für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland

Prof. Dr. Friedrich Hahn, Vors., Königsberg; Hofrat Prof. Dr. Albrecht Penck, stellv. Vors., Wien; Bankier Otto Keil, Kassierer, Leipzig; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rudolf Credner, Greifswald; Geh. Reg.-Rat E. Friedel, Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Alfr. Kirchhoff, Mockau bei Leipzig; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Joseph Partsch, Leipzig; Prof. Dr. Franz Jostes, Münster; Prof. Dr. Adolf Pahde, Krefeld; Prof. Dr. Bruno Weigand, Straßburg; Prof. Dr. Ludwig Neumann, Freiburg; Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen; Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg; Prof. Dr. Wilhelm Götz, München; Prof. Dr. J. Früh, Zürich; Prof. Dr. C. M. Kan, Amsterdam.

Die Brandenburgia erblickt in der Zentralkommission ihre wohlmeinende und stets gefällige Mutter, sie bittet deshalb unsere Mitglieder auch ihrerseits, dem neuen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmen ihre volle Teilnahme zuwenden zu wollen.

V. Für die Herausgabe einer Brandenburgischen Landeskunde haben uns die Stände unserer Provinz in großmütiger Weise vorläufig 15 000 Mark bewilligt.

Herr Robert Mielke wird die Güte haben, unter Nr. XXXIV über den weiteren Plan zu berichten.

Es ist erfreulich, daß die wichtige Angelegenheit allmählich in Fluß kommt. Wenn man im Brennpunkt der Gegenwart steht, vergißt man oft die ersten Anfänge eines Unternehmens und deshalb möchte ich aus den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1884 Nr. 4 nachfolgende Mitteilung der Vergessenheit entreißen. Es heißt daselbst wörtlich wie folgt.

Landeskundliche Literatur der Provinz Brandenburg.

Unser in Übereinstimmung mit einem Vorstandsbeschluß des Vereins für die Geschichte Berlins veröffentlichter Aufruf in der Nr. 3 dieser Zeitschrift, betreffend die Förderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Landeskunde der Provinz Brandenburg hat bereits erfreuliche Früchte getragen, wie nachfolgend zu ersehen.

Das Gebiet zerfällt hinsichtlich der Sammlung in drei Hauptgruppen:

a) Berlin.
b) Die Provinz mit Ausnahme der Niederlausitz.
c) Die zur Provinz gehörige Niederlausitz.

Zu a wird die Literatursammlung durch den Verein für die Geschichte Berlins naturgemäß in die Hand genommen.

Erschienen ist bereits:

Ernst Friedel: Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft

für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XVII. Mit einer Karte in Farbendruck. Berlin 1880. Kommissionsverlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn. V + 113 S. gr. 8. M 2,50. — Enthält die nahezu vollständige Sammlung aller über die vorgeschichtlichen Verhältnisse Berlins bis zum Jahre 1880 erschienenen Bücher und sonstigen Schriften.

Ferner enthalten die Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins von Nr. I des Jahrgangs I (1884) ab die Titel aller auf Berlin bezüglichen neuerscheinenden Bücher und Druckschriften einschließlich der wichtigen Artikel in Zeitschriften und Zeitungen. Der Vereinsbibliothek mitgeteilte Schriften werden ausführlicher besprochen.

ad b und c empfiehlt sich in der Literatursammlung eine Trennung in die beiden sich von selbst ergebenden Stoffgruppen Naturgeschichte und Kulturgeschichte.

Naturgeschichte (einschließlich des Berliner Weichbildes).

I. Säugetiere. Die Literatur werden Dr. Carl Bolle und Stadtrat Friedel sammeln.

II. Vögel. Die Literatur sammelt Hermann Schalow, auf dessen vortreffliche bezügliche Vorarbeiten verwiesen wird.

III. Amphibien. Die Literatur werden Hermann Schalow und Stadtrat Friedel sammeln.

IV. Fische. Ernst Friedel: Führer durch die Fischerei-Abteilung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin mit einem Anhange: I. Schriften über das Fischwesen in der Mark. II. Fischereiausdrücke in der Mark. III. Verzeichnis der Fischarten in der Mark. IV. Geschichtliches über das Fischwesen in der Mark. Berlin 1880. Verlag von Rudolf Mosse. II + 36 S. gr. 8. Preis 30 Pf., enthält ein ziemlich vollständiges Literatur-Verzeichnis bis 1880.

V. Wirbellose Tiere. Weichtiere: E. Friedel. Für die übrigen Wirbellosen ist zur Zeit noch kein Sammler gewonnen.

VI. Botanik: Dr. Carl Bolle.

VII. Geologie: Stadtrat Friedel mit Unterstützung mehrerer Fachgelehrten.

Kulturgeschichte.

ad b. Herr Dr. Kuntzemüller in Spandau hat die Literatur-Sammlung hinsichtlich der eigentlichen geschichtlichen Arbeiten seit der Reformation übernommen, Herr Stadtarchivar Dr. Clauswitz dieselbe Arbeit hinsichtlich des Mittelalters.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Wilhelm Schwartz sammelt die Literatur der Mythologie, des Volksglaubens, der Volkssagen, Volkssitten etc.

Herr Dr. Béringuier sammelt die juristische und Verwaltungs-Literatur, Herr Professor Dr. Marthe die geographische Literatur.

Herr Sekretär Ferdinand Meyer hat die Sammlung bezüglich der Presse und polizeilichen Angelegenheiten übernommen.

ad c. Herr Oberlehrer Dr. Jentsch in Guben organisiert die Literatur Sammlung für die Niederlausitz, als einer der bewährtesten Kenner derselben.

Nach dem Geschilderten ist noch die Literatur-Sammlung mancher Wissenszweige in unserer Provinz notwendig und wird freiwillige Hülfe hierzu freundlichst erbeten.

Berlin, im März 1884.

Direktion des Märkischen Provinzial-Museums.
E. Friedel.

Man kann hieraus ersehen, daß reichliche Ansätze zu dem jetzigen Unternehmen schon vor 25 Jahren vorhanden gewesen sind.

VI. Die Abholzungen um Berlin schreiten weiter vorwärts. Die öffentlichen Widersprüche dagegen haben wenigstens den Erfolg gezeitigt, daß fortan der Forstfiskus, bevor er zur Aufteilung von Waldgeländen schreitet, zuvor die anliegenden Gemeinden befragt, ob sie bereit sind, den Waldbestand oder Teile davon durch Ankauf zu erhalten. Der Fiskus ist dann bereit, den Gemeinden leichtere Zahlungsbedingungen zu machen. — Ein Teil des Waldgeländes an der Oberspree ist zum Gemeindebezirk Ober-Schöneweide einverleibt worden. Der letzten Sitzung der Gemeindevertretung des Ortes lag nun ein Antrag des Fiskus vor, die Gemeinde möge sich von dem eingemeindeten Gelände Streifen sichern. Der Antrag wurde aber abgelehnt. Um als Volkspark größere Waldgelände liegen zu lassen, ist die Gemeinde finanziell nicht stark genug, und zur Veräußerung große Grundflächen zu erwerben, steht nach Ansicht der Gemeindevertretung der Gemeinde nicht zu. Dagegen beschloß sie, sich vom Fiskus Grundstücke für Schulhausbauten und andere öffentliche Anstalten zu sichern.

Den hier geschilderten Standpunkt der Gemeindepolitik müssen wir als einen vollkommen ungeeigneten bezeichnen. Die weitblickenden Gemeindeverwaltungen von Groß-Berlin urteilen ganz anders und suchen, auch für eine spätere Zukunft sorgend, sich soviel Gelände vom Forstfiskus schon jetzt zu sichern, als sie können. Eine Anleihe ist für solche Zwecke, die recht eigentlich späteren Geschlechtern zu Gute kommen, voll berechtigt und wird von der Aufsichtsbehörde gern genehmigt werden. Vom Standpunkt des Schutzes der Heimat raten wir auch den wirtschaftlich schwächeren Gemeinden durchaus an, sich soviel Land und sobald als möglich vom Forstfiskus zu sichern.

VII. Zur Erzielung schön wirkender Fassaden in Charlottenburg sollen den Besitzern von Baustellen auf dem ausgedehnten Wartenbergschen Gelände unmittelbar gegenüber dem Schloßgebäude Beihilfen aus städtischen Mitteln gewährt werden. Diese Unterstützung Privater auf Gemeindekosten ist mehrfach Gegenstand von Angriffen gegen den Magistrat gewesen. Es dürfte darum interessieren, wie der Magistrat seinen Standpunkt rechtfertigt: Die Fassadenentwürfe für jene

Häuser sollten anfänglich einer Sachverständigen-Kommission zur Begutachtung vorgelegt werden, um dafür zu sorgen, daß architektonisch schön wirkende Bauten auf diesem in bevorzugter Gegend in der Nähe des Königlichen Schlosses liegenden Gelände entstehen konnten. Da jedoch durch die Parzellierung des Gesamtgrundstücks die Bauausführung der einzelnen Gebäude in die Hand verschiedener Bauherren und Bauleitenden übergegangen war, so kam es, daß die Entwürfe für die einzelnen Gebäude voneinander nicht nur grundverschieden wurden, sondern teilweise so kontrastierten, daß hierdurch die Absicht einer schuldigen Rücksichtnahme auf das bauliche Meisterwerk des Schlosses völlig vereitelt wurde. Die beabsichtigte ästhetisch ansprechende, auf architektonischen Grundsätzen beruhende Gruppierung der Bauten in den auf dem Wartenbergschen Gelände entstehenden Straßenzügen wurde nicht erreicht. Hierzu kam, daß zum großen Teil die eingereichten Fassaden im einzelnen sich lediglich an die hier herkömmliche, besonders infolge überreicher Dekoration auf architektonische Schönheit nur in beschränktem Maße Rücksicht nehmende Bauweise anlehnten. Dieser Bauweise kann im einzelnen ebensowenig durch die vorgesehene Begutachtung wirksam begegnet werden, wie dies gegenüber der Gesamtbebauung möglich ist. Um nun den von den Gemeindebehörden erstrebten Zweck, gleichmäßige schön wirkende Fassaden herzustellen, schon jetzt zu erreichen, sollen den Besitzern Beihilfen aus öffentlichen Mitteln gewährt werden.

Dieser löbliche Beschluß der städtischen Behörden unserer Nachbarresidenz ist wenigstens ein — wenn auch schwacher — Trost für den unwiederbringlichen Verlust des herrlichen zu Baustellen ausgeschlachteten ehemals Wartenbergschen Gartens.

VIII. Die Freilegung des Brandenburger Tores in Berlin, welche von Zeit zu Zeit auftaucht, wurde in dem nachfolgenden Artikel des B. L. A. vor kurzem behandelt.

Diese Frage ist nicht erst in der neueren Zeit aufgetaucht, sie ist vielmehr recht alt, beinahe so alt wie die rechts und links an das Brandenburger Tor grenzenden Häuser, deren Niederlegung jetzt Gegenstand der Erörterung ist. Die Aufführung des Brandenburger Tores war seinerzeit eine ganz unerhörte künstlerische Neuerung, die von der bisherigen Bauweise in Berlin vollständig abwich und deshalb das größte Aufsehen erregte. Der berühmte Baumeister Karl Gotthard Langhans aus Landeshut in Schlesien hatte im Jahre 1788 den Entwurf als eine Nachbildung der Propyläen der Akropolis von Athen ausgearbeitet, und nach diesem Entwurf wurde das grandiose Werk ausgeführt. Erst nach der Eröffnung des Tores wurden die Reliefs nach Schadows Entwurf hinzugefügt. Damals kam es zu langen Unterhandlungen wegen der Gestaltung der Reliefs. Schadow hatte eine Figurenreihe vorgeschlagen, die die Folgen der Tapferkeit darstellte, und falls diese Darstellungen nicht genehmigt werden sollten, schlug er die Personifizierung der Stadt Berlin auf der einen und Preußens Schutzgeist auf der andern Seite

des Tores vor. Die Akademie der Künste sprach sich nun dahin aus, daß man die Stadt Berlin mit dem sie charakterisierenden Bär und die Spree mit dem Schwan wählen könnte. Es erging aber darauf ein Reskript, daß man in die Nische zur rechten die Minerva, in die zur Linken den Mars stellen solle. Viel Kopfzerbrechen machte auch die Frage, ob an dem Tor eine Inschrift angebracht werden solle. Die von Gelehrten abgefaßten „Inskriptionen" waren dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend überaus schwulstig. Eine dieser Inschriften lautete: „Hier ist Athen." Die Siegesgöttin mit dem Viergespann wurde erst später angebracht. Die beiden Häuser, die jetzt an das große Monumentalwerk grenzen, stammen gleichfalls aus späterer Zeit. Für die Freilegung des Tores hat sich bereits Schinkel lebhaft interessiert. Er vertrat den Standpunkt, daß das Tor von jedem Beiwerk befreit werden müsse.

Daß die Epigonen das Werk, welches die Meister geschaffen, immer besser als diese selbst beurteilen wollen, erscheint verwerflich. Der Pariser Platz ist von den Baukünstlern des 18. Jahrhunderts als ein durch das Tor architektonisch abgeschlossenes Ganze erdacht worden. Er würde diese harmonische einheitliche Wirkung durch Freilegung des Tores vollkommen einbüßen. Das Brandenburger Tor ist eben kein Pariser Arc de Triomphe, der von vornherein als isolierter Bau geplant wurde, es müßte, um allein stehen zu können, auf beiden Seiten, da wo es jetzt die Anbauten decken, umgebaut worden und auch dies bedeutet einen Willkürakt gegen den Genius des Erbauers. Möchten doch die kleinen Geister unserer Zeit die Finger von Dingen, die sie weder zu empfinden noch zu verstehen vermögen, ein für allemal fortlassen.

IX. Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie Préhistoriques, XIII. Sitzung in Monaco vom 16. bis 21. April 1906. Zu diesem Kongreß, dessen überreiches Programm ich vorlege, lade ich „im Auftrage" die Brandenburgia-Mitglieder bestens ein. Prinz Albert I von Monaco, als Protektor, wird sich alle Mühe geben, für die freundlichste Aufnahme der Teilnehmer zu sorgen. Bedauerlich ist nur, daß die Verhandlungssprache auch jetzt noch ausschließlich die französische sein soll. Die Nichtfranzosen sollten sich endlich gegen den unberechtigten Zwang auflehnen.

X. Seitens der Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft liegen verschiedene der Brandenburgia zugesandte Prospekte und Berichte aus. Diejenigen Angehörigen unserer Gesellschaft, welche von den Anerbietungen Gebrauch machen wollen, können sich dieserhalb mit u. M. Herrn Direktor Kracht in Verbindung setzen.

XI. Die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege vertreten durch u. M. Herrn Lehrer Hermann Berdrow ladet zu der Ausstellung graphischer Werke ihres Ehrenmitgliedes Professor Hans Thoma ein. Die aus etwa 800 Blättern, Radierungen, Algraphien, Holzschnitten, Buntdrucken bestehende Sammlung ist im Albrecht Dürer-Haus, Kronen-

straße 18 zu besichtigen. Sie bietet eine treffliche Ergänzung zu den Werken des Meisters auf der großen Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie. Wir danken Herrn Berdrow für seine Anregung verbindlichst.

B. Persönliches.

XII. Des 49. Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. d. M. gedenkt auch die Brandenburgia in Ehrfurcht und Treue mit Heil- und Segenswünschen.

XIII. Unser 2. Vorsitzender Herr Geheime Justiz- und Kamergerichtsrat Uhles hat einen längeren Erholungsurlaub nach Meran (Villa Mon Repos) antreten müssen und dürfte erst gegen Ostern heimkehren, hoffentlich neugestärkt in voller Schaffenskraft.

XIV. Unser Ausschußmitglied Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht ist zum korrespondierenden Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt a. O. ernannt. Vergl. Brandenburgia XI, 129; 134 und 136.

XV. Fräulein Elisabeth Lemke, unser gelehrtes Damenmitglied, veranstaltet Mittwoch, den 14. Februar 1906, in den Bismarck-Sälen, Neue Grünstr. 28, einen Vortragsabend betitelt „Wanderfahrt am Frischen Haff, Westpreussen. Landschaftliches und Volkstümliches mit Lichtbildern und Dialektproben." Die zwei früheren Lemkeschen Vorträge daselbst haben vielen Beifall gefunden. Es wird freundlichst zu reger Beteiligung eingeladen; Programme für den Vortragsabend sind heut in Umlauf gesetzt.

XVI. Des 150jährigen Geburtstages von Wolgang Amadeus Mozart am 27. d. M. gedenkt die Brandenburgia in Verehrung vor dem Genius des unsterblichen Salzburger Tonmeisters. Im April und Mai des verhängnisvollen Jahres 1789 verweilte M. in Berlin. Es erging ihm, wie nachmals Schiller, er wäre „beinahe" in den preussischen Staats- und Hofdienst übernommen worden. Bald nachher im Dezember 1791 starb Mozart zu Wien.

XVII. Unser Mitglied Frau Dr. phil. Elise Löwenheim geb. Röhn, lässt ihr soeben vollendetes Schauspiel in 3 Akten „Irrlicht" im grossen Saale des Berliner Handwerker-Vereins, Sophienstrasse 18, zum ersten Male darstellen. Die Uraufführung dieses Trauerspiels, das ein modernes Malerleben in Berlin und dessen Umgebung als Vorwurf nimmt, findet zum Besten der ersten öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur am Sonntag den 4 Februar d. J. statt. Auch hierzu wird bestens eingeladen und der Theaterzettel in vielen Exemplaren heut ausgeteilt.

XVIII. Die Familien-Stammbücher, die seit dem Jahre 1897 in Berlin eingeführt sind, haben von Anfang an bei den zur Ehe schreitenden Paaren eine gute Aufnahme gefunden. Im Jahre 1905 wurden von den hiesigen Standesämtern bei 22,305 Eheschliessungen

14,466 Familien-Stammbücher verausgabt. Es haben sich also von je 100 neuvermählten Paaren 65 ein solches Buch ausfertigen lassen. In Berlin wird jedem neuvermählten Paare auf Wunsch ein Familien-Stammbuch von dem Standesbeamten gegen Entrichtung des Selbstkostenpreises von 50 Pf. verabfolgt, versehen mit der Eintragung und Beglaubigung der Eheschliessung. Sofern die Familien-Stammbücher bei der Anmeldung von Geburten und Sterbefällen dem Standesbeamten vorgelegt werden, wobei sie zugleich als Legitimation dienen können, erfolgen die Eintragungen sofort gebührenfrei. Für später verlangte Eintragungen, die natürlich zulässig sind, kann jedoch Gebührenfreiheit nicht zugestanden werden. Im Hinblick auf den grossen Nutzen der Familien-Stammbücher, z. B. in Erbschaftsangelegenheiten, bei der Ausfüllung von Fragebogen, beim Abschluss von Versicherungen, Volkszählungen, bei Familienangelegenheiten muss die Anschaffung eines solchen Stammbuches, das geeignet erscheint, die Zusammengehörigkeit der Familien zu festigen, auch unsererseits angelegentlichst empfohlen werden.

XIX. Die Einwohnerschaft Gross-Berlins nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905.

1. Berlin	2,035,815
2. Charlottenburg	237,231
3. Rixdorf	152,858
4. Schöneberg	140,932
5. Deutsch-Wilmersdorf	63,568
6. Lichtenberg-Friedrichsberg	55,365
7. Weissensee (Alt- u. Neu-)	37,598
8. Gross-Lichterfelde	34,239
9. Boxhagen-Rummelsburg	34,088
10. Steglitz	32,831
11. Pankow	29,061
12. Reinickendorf	22,392
13. Friedenau	18,010
14. Friedrichsfelde mit Karlshorst	14,072
15. Zehlendorf	12,648
16. Treptow	11,316
17. Tempelhof	10,574
18. Britz	9,450
19. Niederschönhausen (Landgem.)	9,169
20. Mariendorf	9,011
21. Lankwitz	7,172
22. Schmargendorf	5,039
23. Grunewald	4,574
24. Stralau	3,546
25. Plötzensee	3,080

26.	Hohenschönhausen (Landgem.)	1,895
27.	„ (Gutsbez.)	1,740
28.	Dahlem	1,055
29.	Heinersdorf	829
30.	Niederschönhausen bezw. Schönholz (Gutsbez.)	393

C. Naturkundliches.

XX. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke vom 1. v. M. enthalten vieles Beachtenswerte; ich mache besonders auf die sogen. Millionenbrücke (Swinemünder Brücke hierselbst), das elektrische Nähen, die elektrischen Zimmerspringbrunnen aufmerksam.

XXI. Birkhühner (Spielwild) in der Mark. U. Ehrenmitglied Herr Willibald von Schulenburg schreibt:

In der Brandenburgia 1905, S. 302 wird des Vorkommens von Birkhühnern in der Gegend von Treuenbrietzen gedacht. Birkhühner kommen noch vor in der Kummersdorfer Forst und in der Gegend von Wendisch-Wilmersdorf (beide Kreis Teltow). Herr Geheimrat Friedel erwähnt gleichzeitig für die Birkhenne den volkstümlichen Namen Kurre. Kura heisst im Slavisch der Lausitz die Henne (Haushuhn), demnach ist Kurre vielleicht ein wendischer Sprachrückstand aus der Zeit des slavischen Völkereinbruchs in Norddeutschland.

Der Ausdruck Kurre für das weibliche Birkhuhn wurde mir durch u. M. Herrn Postrat a. D. Steinhardt hinsichtlich der Gegend zwischen Jüterbog, Treuenbrietzen und Niemegk mitgeteilt. Die Deutung des Herrn von Schulenburg dürfte die richtige sein. Im Zweifelsfalle bitte ich um anderweitige Erklärung.

XXII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Januar 1906. Heft 1. Nach mehrjähriger Pause beginnen dieselben von neuem zu erscheinen. Wir begrüssen dies bestens; die brandenburgische Heimatkunde würde das Eingehen dieser Zeitschrift schmerzlich vermissen. Die Schriftleitung untersteht dem als Sachkundigen weit bekannten Herrn Dr. L. Brühl, Lutherstr. 47. Das Ihnen vorliegende Heft enthält u. A. wertvolle Beiträge vom Fischermeister Joseph Kraatz-Angermünde: „Wie wirtschaftet der Berufsfischer höhere Erträge aus seinen Gewässern?“ und Prof. Dr. Karl Eckstein-Eberswalde: „Die naturgeschichtlichen und fischereilichen Verhältnisse des Kreises Templin.“ — Wir rufen dem erneuerten gemeinnützigen Unternehmen ein kräftiges „Petri Heil!“ zu.

XXIII. Wiederum die Wünschelrute. Das Zünglein an der Gerechtigkeitswage der Wünschelrute die uns schon so oft beschäftigt hat (Brandenburgia XII. 335) kann noch immer nicht zur Ruhe kommen, wie Sie aus dem ausführlichen kritischen Bericht von Professor Dr. J. H. Vogel (Berlin) „Die Wünschelrute als Wasserfinder“ in der Unterhaltungs-

beilage zur Täglichen Rundschau vom 9. d. M. entnehmen. V. schliesst sich dem Urteil des Prof. Dr. Albert Heim, Direktors des geologischen Museums in Zürich an, welcher sich wie folgt äussert:

„Ich bin bei meiner Prüfung zu dem Ergebnis gekommen, dass es Personen gibt, welche Wasseradern mit der Wünschelrute auffinden, dass dabei eine unwillkürliche Bewegung der Hand den Ausschlag der Rute erzeugt und dass diese Bewegung vom Menschen abhängt, von der betreffenden Persönlichkeit, und zwar teils von bewusst oder unbewusst vorgefasster Idee, seltener von einer nervösen zitternden Erregung. Die Frage, ob die Idee die nervöse Erregung erzeuge oder die nervöse Erregung die Idee hervorbringe, habe ich an Hand der Beobachtungen dahin beantworten müssen, dass in manchen Fällen die nervöse Erregung eintritt, wo keine sie leitende Idee vorher möglich war. Ich bin also zu dem Ergebnis gelangt, dass es einzelne Personen gibt, welche durch unter ihnen im Boden befindliches Wasser in einen Zustand gelangen, den sie direkt empfinden oder mittels der Wünschelrute als Fühlhebel sich selbst sichtbar machen. Eine zielbewusste physiologische Durchprüfung der Sache fehlt noch. Ich glaube aber, durch meine nur gelegentlichen und meist zufälligen Beobachtungen noch einiges zum Verständnis der Sache beigetragen und den Nachweis geliefert zu haben, dass es sich nicht nur um eine Erscheinung vom Range des Gedankenlesens handelt.

Wir Menschen haben leider nur fünf Sinnesorgane. Hätten wir deren doppelt soviel oder hätten unsere Sinnesorgane grössere Spannweiten, so würde uns noch eine ganze Menge natürlicher Vorgänge klar sein, die wir jetzt nicht ahnen. Es fehlt uns ein Sinnesorgan für Magnetismus, es fehlt eines für Elektrizität, wir haben keines für longitudinale Ätherschwingungen, und von den transversalen empfindet unser Auge nur etwa eine Oktave: wir haben kein Sinnesorgan für die Röntgenschen X-Strahlen usw. Es ist nun wohl möglich, dass Vorgänge in der Natur, welche uns unbekannt sind, hier und da die Grenzsphäre eines unserer Sinne treffen und dadurch etwas zur Wahrnehmung kommt, oder dass solche Vorgänge Begleiterscheinungen erzeugen, die für unser Empfinden teilweise wahrnehmbar sind. Unser Erkennen ist noch sehr gering, und an unserem beschränkten Verständnis können wir nicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Dinges bemessen, wo es sich, wie hier, um sehr schwer zusammenzufassende, aber auch schwer zerlegbare Vorgänge handelt. Ich nehme das sicher Beobachtete als Tatsache bescheiden an, auch wenn es mir noch ganz unbegreiflich ist.“

Heim, obwohl einer der bedeutendsten Geologen der Gegenwart, schaltet, trotzdem er das bekannte negative Gutachten der vier Berliner Geologen vom Jahre 1903 in seiner Art als durchaus berechtigt anerkennt, die Geologie im vorliegenden Fall aus und bringt dies Problem mehr auf das psychologisch-physiologische Gebiet. Damit wäre allerdings ein ganz neuer oder doch bisher wenig gewürdigter Weg, mindestens in einzelnen Fällen, zur Erklärung des Quellenfindens seitens der Rutengänger gewiesen. Man darf wohl prophezeien, dass der Streit über die

Wünschelrute nun erst recht entbrennen wird, zumal Vogel sich dem Heimschen Gedankengange rückhaltlos anschließt.

D. Kulturkundliches.

XXIV. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Herausg. von dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. S. 4. Bd. 1905. Aus diesen Nachbarlanden enthält der stattliche Band eine Menge interessanter Artikel. Ich mache nur auf den Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle aufmerksam, den der am 22. Oktober v. J. viel zu früh für die Wissenschaft verstorbene, liebenswürdige Major a. D. Oscar Förtsch beschrieben hat. Von den sogen. Prozessionsäxten oder Kommandostäben, jenen sonderbaren breiten Bronze-Dolchklingen, die an einem Schaft aus Bronze mit Holzverlängerung oder auch ohne letztere saßen, sind 4 gefunden, dazu noch 9 ähnliche Dolchblätter. Auch Förtsch erkennt an, wie die Befestigung so schwach war, daß die „Schwertstäbe", wie sie auch heißen (Förtsch sagt „Dolchstäbe") für Kampfzwecke ungeeignet waren.

XXV. Über das Kriegswesen in der Mark Brandenburg zur Zeit von Kurfürst Joachim I. Von Herrn Generalleutnant z. D. von Bardebeben. Ich lege Ihnen diesen für die Entwickelung unsers heimatlichen Kriegswesens hochinteressanten Aufsatz mit Bd. XVIII, 2. Hälfte, der Forschungen zur Brandenburgischen- und Preußischen Geschichte vor. Lohndienst und Söldnertum, die Kriegsbereitschaft, die Bewaffnung und Kriegsführung werden ausführlich beleuchtet.

XXVI. Die Mitteilungen des Gewerbe-Museums zu Bremen 1904 herausgegeben von Herrn Direktor Dr. Schaefer lassen die Wirksamkeit und das Aufblühen dieses von mir schon früher erwähnten gemeinnützigen Instituts erkennen.

XXVII. Verzierte eiserne Öfen in Norwegen. Norsk Folkemuseums Saerudstilling Nr. 3. Gamle Norske Ovne. Katalog af Harry Fett. Kristiania 1905. Eiserne verzierte Kamin- oder Ofenplatten, die ich in der Brandenburgia öfters erwähnt (z. B. XII. 419) sind auch in Norwegen und zwar als heimische Industrieerzeugnisse wahrscheinlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts üblich. Der schön illustrierte Katalog bringt solche bis zum Ende der Regierung Christians VII 1808.

XXVIII. Roland-Schau. a) Im Thaulow-Museum zu Kiel wird ein hölzerner Quintäne-Roland verwahrt, von dem mir der Direktor Herr Dr. G. Brandt die vorliegende photographische Abbildung gütigst verehrt hat. Zweck und Auffassung sind genau so wie bei den Rolanden von Windbergen, Garding und Meldorf, von denen Sie kürzlich Kenntnis genommen (Abbildungen Brandenburgia XIV 232 bis 234). Es ist hier die wohlgelungene Figur eines dänischen Offiziers etwa aus der Zeit Friedrichs des Großen gewählt. Die Holzschnitzerei und Bemalung

läßt diesen in dem schleswigschen Städtchen Tondern benutzten Roland als den künstlerisch am meisten gelungenen erscheinen. Der rechte Arm, welcher von einem Schmied in Tondern mittels Eisenbandes an den Rumpf wieder angefügt wurde, ist, wie Dr. Brandt zutreffend schreibt, offenbar falsch angesetzt. Der Roland steht auf drehbarer Plinte. Er mißt von der Fußsohle bis zur obern Hutkante 1,96 m. Er ist in der ursprünglichen Bemalung erhalten: der Rock hellrot mit goldenen Knöpfen und Knopflochsäumen, die Weste grün, die Beinkleider anscheinend dunkelblau, die Strümpfe weiß, Hut und Schuhe schwarz mit Vergoldung an den Schnallen und Kanten. Die Nase ist später ergänzt und nicht gestrichen, an der Seite trägt der Roland ein geschmiedetes Schwert.

Roland von Tondern.

b) Der von mir wiederholt erwähnte gewaltige Roland von Wedel bei Altona, steinernes Standbild Karls des Großen, ist auf einem der Teller dargestellt, der unserm Kronprinzlichen Ehepaare kürzlich als Hochzeitsgabe verehrt wurde.

c) Der Roland von Bremen steht auf der Spitze eines silbernen Tafelaufsatzes, den die freie Stadt Bremen aus gleichem Anlaß stiftete.

d) Zu dem Kammergerichtsurteil über die Anfertigung von Statuetten nach Denkmälern wird uns mitgeteilt, dass die Figuren des Rolandbrunnens auf dem Kemperplatz zu Berlin alleiniges Werk des Professors Otto Lessing sind. Dieser hatte dem Bildhauer Röhlich die Erlaubnis erteilt, eine kleine Kopie zu industriellen Zwecken zu machen. Die Nachahmung dieser Kopie gerichtlich zu verfolgen, hat Professor Lessing abgelehnt und dem Bildhauer R. überlassen. Das Kammergericht hat nun, wie gemeldet, die Nachahmung der Figuren untersagt.

e) „Roland von Berlin“ betitelt Dr. L. Leipziger seine im Harmonia-Verlag erschienene Gedichtsammlung. Mit pointiertem Humor schildert der Autor Typen und Zustände aus dem Berliner Gesellschaftsleben, das er in all seinen Höhen und Niederungen kennt; ein trefflicher Beobachter, der amüsant zu schildern versteht, offenbart sich in diesen kecken „Berliner Liedern“.

Auch hieraus ersieht man wieder, wie beliebt „die Firma Roland“ seit Fertigstellung des unter d gedachten Rolandsbildes in Berlin geworden ist.

XXIX. Das beifolgende buntbedruckte Erinnerungstuch von 1892 „am 21. Jahrestage des Frankfurter Friedens“ stellt das Doppeldenkmal für Kaiser Rotbart und Kaiser Wilhelm den Grossen am Kyffhäuser dar. Dies hübsche Tuch sowie das dazu gehörige, die Grundsteinlegung des Denkmals betreffende große Erinnerungsblatt hat u. M. Herr Gustav Lackowitz dem Märk. Museum zu verehren, die große Güte.

Wegen der bei uns oft besprochenen Erinnerungstücher sei auf Brandenburgia XII. 39 verwiesen.

XXX. Vom Thaulow-Museum zu Kiel überreicht der genannte Herr Direktor Dr. G. Brandt den Bericht des Museums 1902/03 zum 25 jährigen Bestehen und den Katalog für die Ausstellung kirchlicher Geräte im Thaulow-Museum 1902.

Anch für diese schönen Gaben herzlichen Dank. Ich kann einen Besuch dieses schönen kunstgewerblichen und vaterländischen Museums nicht warm genug empfehlen.

XXXI. Unser neuestes Mitglied Herr Oberpfarrer Recke in Spandau teilt uns in Anlehnung an seinen am 28. Nov. 1905 in Spandau gehaltenen Vortrag folgendes mit:

„Vom Kaland und den Kalandsbrüdern im alten Spandau. Von früher Zeit an feierte die Kirche des Mittelalters, dem lateinischen „Kalender“ folgend, die Monatsanfänge oder „Kalenden“, besonders durch Gedächtnisfeiern der Verstorbenen; eine besondere religiös-kirchliche Fraternität oder freie Bruderschaft (Gilde) zunächst der Weltgeistlichen eines zusammenhängenden Distrikts, die sich die Feier der Kalenden eigens zur Aufgabe machte, eben der „Kaland“, ist spätern Datums, sie reicht nicht über das 13. Jahrhundert zurück; und merkwürdig, der „Kaland“ hat seine ganz bestimmte geographische Begrenzung; er findet sich wesentlich nur in den Ländern des sächsischen Volksstammes. In Westfalen, zwischen Weser und Ems, ist seine Heimat, von hier wandert er mit den Niedersachsen nach Osten bis Halberstadt und Naumburg und nach Norden bis Ober-Schleswig, ganz besonders aber besetzt er auf diesem Wege die Mark Brandenburg, die über 45 einzelne „Kalande“ urkundlich nachweist. So hatte Berlin seinen „Kalandshof“ in der Klosterstrasse und seine — noch heute vorhandene — „Kalandsgasse“, während der Spandauer Kaland (ursprünglich waren es ihrer zwei, der Barnim'sche und der Spandow'sche, die 1358 vereinigt wurden) sein Haus und Heim in der Breiten Strasse (Nr. 32 ?) innehielt. Die Zahl der Mitglieder dieses Spandauer „Pfarrervereins“ ging nach einer Urkunde von 1313 bereits über das normale Maß (12 + 1, der Zahl der um

Christus gescharten Apostel entsprechend) hinaus, sie umfasste ihrer 19, und zwar 16 Priester („Kalandsherren“) und 3 Laien, weltliche Ritter („Kalandsbrüder“). An der Spitze stand ein „Dechant“, ihm zur Seite ein „Kämmerer“ und 3 „Schöffen“ oder „Provisoren“, welch letztere für die Zurüstung der „Kalands-Mahlzeit“ Sorge zu tragen hatten. Die gottesdienstlichen, seelsorgerlichen und sonstigen Vorrichtungen und Aufgaben des Kalands (Seelenmessen, Vigilien, Memorien, gegenseitige Unterstützungen, Armenspenden) wurden von dem Vortragenden auf Grund des uns aufbewahrten „Muster-Statuts“ des Kalands von Celle aus dem Jahre 1400 eingehend geschildert, nicht minder die Aufnahme- und Strafbestimmungen, sowie die dem Kaland je und je gewährten Ablässe, Benefizien und Indulgenzen. Der Spandauer Kaland war nächstdem mit weltlichen Hebungen ganz besonders reich dotiert: Ihm gehörten 3 Altäre in St. Nikolai, der St. Georgen-Altar vor Spandau und der St. Michaelis-Altar in der Petri-Kirche zu Kölln a. d. Spree. Viele Insassen der umliegenden Dorfschaften waren ihm außerdem tributpflichtig, nicht zuletzt der „Fährmann von Heiligensee“, der dem Kaland zu Spandow „30 Schillinge Pfennige“ schuldete, eine Last die — später auf die St. Nikolaikirche übertragen — unter dem Titel „Grundzins“ noch heute besteht.

Im weitern Verlauf der Entwicklung verweltlichte der Kaland, namentlich durch die Aufnahme weiblicher Elemente („Kalandsschwestern“), mehr und mehr. Das Volk sprach vom „großen Kaland“, vom „Kaländern“ als von „üppiger Mahlzeit“, von „Schwelgen und Prassen“. Ausserordentlich scharf greift Luther in seinem Traktat aus dem Jahre 1519 „von den Bruderschaften“ den „losen“ Kaland zu Wittenberg an, fast noch schärfer urteilt der Bürgermeister von Stralsund, Franz Wessel, über die „Kalandspfaffen“ seiner Stadt. Mit der Reformation schwand der Kaland dahin, seine Güter wurden eingezogen zum Besten von evangelischen Kirchen und Schulen, das meiste freilich, wenigstens in der Mark Brandenburg, beanspruchte der Kurfürst Joachim II. für sein neues Domstift zu Kölln a. d. Spree. Auch in der katholischen Kirche verlor der „Kaland“ bald alle Bedeutung, selbst seinen Namen, während sich in vielen Teilen der evangelischen Kirche (speziell im Braunschweigischen) wenigstens der Name „Kaland“-Konvent, feierliche Versammlung, Synode bis in unsre Tage erhalten hat.“

E. Bildliches.

XXXII. U. M. Herr Maler K. F. Wilhelm Thiele hat von der Gewehr-„Fabrique“ am Kanal zu Potsdam, deren stattliche mit Stierschädeln geschmückte Fassade die Brandenburgia-Mitglieder am 8. Oktober v. J. in Augenschein nahmen, das heut abend ausgestellte schöne Bild, eine künstlerisch vollendete, warm empfundene große Feder-

zeichnung ausgestellt und nebst der ansprechenden Umrahmung dem Märk. Museum verehrt. Frdr. Nicolai in seiner Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam schreibt von diesem Gebäude im 3.Band (1786) S. 1169 nach einer Schilderung der Gewehrstraße und Gewehrfabrik (jetzt die Stelle, wo die Kasernen des I. Garde-Regiments zu Fuß sind):

„Das Direktionshaus der Fabrik, worin die Wohnungen des Königl. Kommissarius und des Direktors der Gewehrfabrik sind, steht oberhalb an der Ecke dieser Straße, zwischen der Breiten- und Priesterstraße. Es ist in dorischer Ordnung nach Bürings Angabe gebaut, hat drey Geschosse, und in der Mitte ein Risalit mit halben Säulen. Über dem Eingang ist mit vergoldeten Buchstaben zu lesen: Königl. Gewehrfabrik. Oben auf der Attika sind Armaturen mit Figuren und Vasen."

Scheibe der Schützengilde in Spandau (No. I).

XXXIII. Über die (Trinker-) Heilstätte Waldfrieden bei Fürstenwalde a. Spree liegt die beifolgende Beschreibung vor, welche mit vielen ansprechenden Abbildungen ausgestattet ist.

XXXIV. Drei stattliche Bürgerhäuser aus Luckau sehen Sie auf eben so vielen Photographien dargestellt, stattliche Fassaden aus dem 17. und 18. Jahrhundert, diese Bilder sind freundliche Geschenke von u. M. Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. Robert Behla, welcher kürzlich von Luckau zur Regierung in Potsdam und inzwischen nach Stralsund versetzt worden ist.

XXXV. U. M. Herr Kaufmann Alexis Schwers in Spandau hat die Güte gehabt, die Ihnen vorliegenden fünf Photographien alter Schießscheiben der Spandauer Schützengilde dem Märk. Museum zu verehren.

Dergleichen alte Schießscheiben finden sich glücklicher Weise in vielen brandenburgischen Städten erhalten. Sind diese Bilder an sich schon bemerkenswert als Zeugnisse der Geschichte unsers bürgerlichen Schützenwesens, so enthalten sie außerdem oft die Darstellung von Gebäuden und Prospekten, die längst verschwunden sind, so wie von ortsgeschichtlichen Vorgängen, welche durch die Bilder erläutert werden.

Dies gilt auch für die Spandauer Schützenscheiben, so daß wir Herrn Schwers nur recht dankbar sein können.

Eine der Scheiben (vom 3. August 1816, siehe Abbildung vorstehende Seite) geben wir in verkleinerter Abbildung wieder. Im übrigen sei auf die nachfolgenden Erläuterungen unsers geehrten Mitgliedes verwiesen.

Erläuterungen zu den 5 Scheibenbildern von der Schützen-Gilde zu Spandau.

Von A. Schwers.

Vorbemerkung.

Die Spandauer Schützengilde ist eine der ältesten der Mark Brandenburg, man nimmt an, daß sie schon Mitte des 14. Jahrhunderts existiert hat, eine alte im hiesigen Stadtarchiv sich befindende Kämmerei-Rechnung von 1437 erwähnt, daß in diesem Jahre die Schützengilde wieder aufgerichtet worden sei.

Die späteren ältesten Urkunden sind von 1557 ab.

Seit langer Zeit ist es Brauch in der Gilde, daß der jeweilige Schützenkönig, einige Wochen nach dem stattgefundenen Königsschießen, der Gilde ein sogenanntes „Königs Freischießen“ geben muß, wozu er eine bunte Scheibe nebst Rahmen und eine Anzahl Silbergewinne stiften muß. Die Scheiben werden nach beendetem Schießen, nachdem auf der Scheibe die Namen der Schützen an den betreffenden Schußstellen angebracht sind, im Schützensaal aufbewahrt. Die Auswahl der auf den Scheiben befindlichen Bilder ist dem Stifter, dem zeitigen Schützenkönig, überlassen, und da sind nun die mannigfaltigsten Abbildungen vorhanden, teils Genrebilder, Landschaften, Stilleben, teils Abbildungen von Gebäuden, Straßen u. a. m. Es sind nun auch eine Anzahl von historisch merkwürdigen Gebäuden oder dergleichen vorhanden, und dürften die folgenden 5 Abbildungen wohl als solche betrachtet werden können.

Scheibenbild No. I.

Ansicht des alten Schützenhauses, welches sich in der Neuendorferstraße Ecke der Triftstraße, an der Havel gelegen, befand und wahrscheinlich Anfang des 17. Jahrhunderts errichtet worden ist. Dasselbe

ist, wie die Inschrift auf dem Scheibenbild besagt, während der Belagerung der Festung Spandau 1813 von den damals in derselben liegenden Franzosen am 14. März gänzlich abgebrannt worden, bevor sie die Festung an die verbündeten Preußen und Russen übergeben mußten.

Im Jahre 1819 verkaufte die Gilde, nachdem die Gebäude wohl nicht wieder aufgebaut waren, das damalige Gelände, und kaufte dafür das jetzige Terrain, wofür sie damals 5000 Taler bezahlte. Was sie für das alte Gelände erzielt hatte, ist nicht bekannt, es dürfte aber besonders hier erwähnt werden, daß sich die Gilde damals bei Rückkauf des alten Terrains die Beschränkung für den Käufer grundbuchlich eintragen ließ, daß derselbe auf dem gekauften Grundstück keinerlei Tabagie errichten dürfte, um damit der Schützengilde, deren neu erworbenes Gelände vielleicht 5 Minuten entfernt lag, keine Konkurrenz zu bieten.

Von dieser grundbuchlichen Eintragung wußte indes von den heutigen Mitgliedern der Gilde niemand etwas, in den Akten war nichts enthalten. Vor zwei Jahren, als der letzte Besitzer, der es wohl von seinem Großvater in direkter Erbfolge übernommen hatte, starb und keine direkten Deszendenten hinterließ, kam die oben erwähnte Eintragung zugunsten der Gilde zu deren Kenntnis. Auf die Aufforderung der jetzigen Besitzer, dieselbe doch im Grundbuch löschen zu lassen, beschloß die Gilde, dies nur gegen eine entsprechende Geldentschädigung zu bewirken. Da die Erben hierzu vorläufig noch keine Lust zu verspüren scheinen, so ruht die Sache bis auf weiters. Das Original-Scheibenbild ist bereits sehr verblichen und schwer erkennbar, nur die Umschrift sowie die Inschrift sind noch deutlich lesbar, es ist deshalb eine neue Scheibe nach dem Original so getreu, wie es eben möglich war, nachgezeichnet worden. Von dieser Zeichnung ist die vorliegende photographische Abbildung genommen.

Die Nachkommen des ehemaligen Stifters der Scheibe, des Tischlermeisters und Schützenpächters August Bernhardt sind noch heut in hiesiger Stadt als wohlgeachtete Bürger seßhaft.

Scheibenbild No. II.

Gestiftet im Jahre 1834 von dem zeitigen Schützenkönig Glasermeister G. F. Knackfuß, welcher die Königswürde für den damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, Kgl. Hoheit, nachmaligen hochseligen Kaiser Wilhelm I. erworben hatte. Das Bild stellt das damalige Palais des Prinzen Wilhelm dar, welches wohl an derselben Stelle gestanden haben dürfte, wo sich heut das Kaiser Wilhelm Palais befindet.

Scheibenbild No. III.

Gestiftet im Jahre 1850 von dem zeitigen Schützenkönig Schiffsbaumeister Germanus Schultze. Das Bild stellt dar den Marktplatz

von Spandau zu damaliger Zeit, das Rathaus, rechts davon das ehemalige Zuchthaus, welches vor 4 Jahren abgebrochen ist, und von diesem rechts, durch die schmale Straße getrennt, die damalige Adler-Apotheke, niedergelegt und durch Neubau ersetzt im Jahre 1864. (Im Rathaus unten links hinter den Säulen die ehemalige Haupt-Wache der Garnison.)

Scheibenbild No. IV.

Gestiftet 1870 von dem zeitigen Schützenkönig Bäckermeister A. Hummel, stellt dar das Barackenlager der französischen Gefangenen. Bekanntlich waren während des Feldzugs 1870/71 in Spandau siebentausend französische Kriegsgefangene interniert, wovon der größte Teil in eigens dazu errichteten Baracken untergebracht war. Die Abbildung zeigt die auf dem ehemaligen Schützenplatz, gegenüber dem Schützenhaus s. Z. erbauten Baracken. Auf dem Platz befindet sich heut das Garnison-Lazarett. Man sieht einige Franzosen bei dem Wagen des Schützenkönigs Hummel stehen und Brot, der dasselbe liefert, abtragen. Vorn steht eine preußische Schildwache. Links an der Straße nach Spandau befindet sich das alte, inzwischen durch Neubau ersetzte Schützenhaus. In der Ferne erblickt man den Julius-Turm.

Dieses Bild dürfte, da eine andere Abbildung von solchen für die Kriegs-Gefangenen damals hergerichteten Lager nicht existiert, wohl besonderes historisches Interesse beanspruchen.

Scheibenbild No. V.

Gestiftet von dem zeitigen Schützenkönig Gärtnereibesitzer Grunow 1871. Dasselbe stellt dar die bei dem Empfange der aus dem französischen Kriege zurückgekehrten Spandauer Garnison erbaute Ehrenpforte, welche am Markt (an der Breitenstraße) errichtet war. Man sieht die Spandauer Schützen-Gilde, die sich an der feierlichen Einholung der Truppen beteiligte, durch die Ehrenpforte marschieren.

XXXVI. Thüringer Kalender für 1906. Herausgegeben vom Thür.-Museum in Eisenach. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann in München. Dieser überaus ansprechend ausgestattete Bilderkalender erscheint unter Redaktion u. M. des Prof. Dr. Georg Voß, des Konservators der Thüringenschen Kunst- und Altertumsdenkmäler. Sie ersehen, daß die Einrichtung dieses Kalenders sehr an den ebenfalls von unserm hochgeschätzten Mitgliede herausgegebenen Berliner Kalender erinnert.

XXXVII. Herr Lehrer Otto Mielke, Schriftführer des angegliederten Vereins für Heimatkunde in Nowawes und Umgegend, teilt die in Umlauf gesetzten, von seiner Kennerhand gefertigten schönen Photographien mit:

a) Gräfenbrück bei Schöpfurth, Nieder Barnim: Freiarche obere Haltung;

b) desgl. Freiarche und Strommeisterei;
c) 120jährige Edeltanne vom Blitz getroffen, ebendaselbst;
d) Linum, Ost-Havelland, fiskalische Karpfenteiche und Torfabfuhrgräben nach dem Rhin;
e) desgl. Karpfenteiche;
f) desgl. Umsetzen des ausgestochenen Torfs;
g) Marienwerder am Werbellinkanal, Nieder Barnim, Forsthaus Pechteich;
h) desgl. Pechteichbrücke über den Werbellinkanal;
i) desgl. Leesenbrück'sche Schleuse, untere Haltung;
k) Nudow, Kirchdorf, Teltow, ein Bauerhaus;
l) Prenden, Nieder-Barnim, Bauerhaus;
m) desgl. Bauerhaus rechts, links Scheune;
n) Nowawes, Teltow, Inneres der Kirche von 1752;
o) desgl. die Wallstraße.

Diese charakteristischen Bilder werden der Sammlung des Märk. Prov.-Museums überwiesen.

XXXVIII. In Ergänzung von No. V. teilt Herr Robert Mielke, als Schriftleiter der Vereinigung für Herausgabe einer Brandenburgischen Landeskunde Nachstehendes mit:

„Seit der Berichterstatter vor 4 Jahren der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg die „Denkschrift über die Herausgabe einer Brandenburgischen Heimatkunde" zu ihrem zehnjährigen Stiftungsfeste widmen konnte, haben die Arbeiten zu ihrer Durchführung nicht geruht. Der eigentliche Vater des Gedankens — unser unvergeßlicher Professor Dr. Friedrich Wagner — ist inzwischen abberufen worden; mit ihm ist einer der besten Führer auf dem Gebiete märkischer Geschichtsforschung, ein stets opferwilliger Freund unserer Arbeiten von uns geschieden. Waren wir damit von vorn herein auf eine schwere Probe gestellt, so haben wir doch versucht, die Arbeiten weiter zu führen, soweit es unsere Kräfte gestatteten. Zum Glück waren die Grundlagen, welche der Verstorbene noch selbst legen konnte, schon soweit gediehen, daß wir eine Organisation besaßen, die auch nach dem schweren Verlust nicht versagte. Auf Wagners Rat ist s. Z. ein Arbeitsausschuß zusammengetreten, dem die Herren Geh. Reg.-Rat Friedel, Prof. Dr. Wagner, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Ed. Zache, Wilibald von Schulenburg, Prof. Dr. Pniower, Prof. Dr. Galland, Dr. Regling, Dr. Albrecht, Geh. Justizrat Uhles, Schulrat Dr. Fischer und der Berichterstatter angehörten, zu denen später Herr Sanitätsrat Dr. Vormeng, Prof. Dr. Tschirch, Provinzial-Konservator, Landbauinspektor Büttner und Prof. Dr. Seelmann traten. Hinzugewählt hat dieser Arbeitsausschuß in seiner letzten Sitzung Herrn Rönnebeck. Es ist aus der Tatsache, daß nicht alle diese Mitglieder

der Brandenburgia angehören, ersichtlich, daß für die Landeskunde ein weiterer Hintergrund gesucht wurde, als ihn eine einzelne Gesellschaft hätte bieten können. Denn wir gaben uns darüber keiner Täuschung hin, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten von einem einzelnen Verein nicht leicht zu überwinden sein werden. Handelt es sich doch nicht nur darum, einen Arbeitsfonds von etwa 50 000 Mark zu schaffen, sondern auch um das Interesse großer und angesehener Gesellschaften zu gewinnen, die durch wissenschaftliche Vergangenheit und das Ansehen ihrer Mitglieder zu der Herausgabe eines solchen Werkes berufen waren, und die wir mindestens als wohlwollende Paten dem Werke zur Seite wissen wollten.

In einer Reihe von Vorbesprechungen, welche der engere Arbeitsausschuß seit Ende 1902 hatte, ist die Herausgabe nach allen Seiten hin erwogen, zugleich aber der feste Wille zum Ausdruck gekommen, sie auch nach dem Tode Wagners weiter zu verfolgen. Wir sind jetzt soweit, einen erheblichen Teil der Mittel gesichert zu wissen und haben damit auch die Gewißheit erhalten, daß das große Werk, für welches wir die Bezeichnung einer Landes- statt Heimatkunde verzogen, in absehbarer Zeit vollendet sein kann.

Um die Stimmung der Vereinigungen kennen zu lernen, auf deren Mitwirkung wir rechneten, hatte sich der Arbeitsausschuß noch im Sommer 1902 an 24 wissenschaftliche Gesellschaften in der Provinz Brandenburg mit einer dahingehenden Bitte gewandt. Von diesen haben 18 zustimmend, 5 ablehnend und 1 garnicht geantwortet. Bei diesem letzteren ist vermutlich nur der Tod eines einflußreichen Vorstandsmitgliedes die Ursache dieses befremdlichen Verhaltens, während die 5 anderen ihre Ablehnung mit der Berufung auf ihre eigenen Arbeiten und ihre besonderen Mitgliederverhältnisse begründeten. Aber auch sie sprachen dem Werke ihre Sympathie aus, wenn sie auch auf eine unmittelbare Mitwirkung verzichten mußten. Wir hatten in unserem Anschreiben zunächst nur die Stellung zu einem so umfangreichen Unternehmen erkunden wollen; in zweiter Linie kamen die für das Werk geeigneten Mitarbeiter in betracht. Von solchen ist uns eine ganze Reihe namhaft gemacht, an die wir uns später — wenn die Bearbeitung bestimmter Teile in Frage steht — mit einer entsprechenden Bitte wenden werden. Einzelne dieser Gesellschaften haben uns auch geldliche Mittel in Aussicht gestellt, von denen die Gesellschaft für Erdkunde, der Fischereiverein für die Provinz Brandenburg bereits je 100 M. und der Touristenklub für die Mark Brandenburg die 1. Rate von 33 Mark überwiesen haben. Die private Spende von 1000 Mark seitens eines Freundes unserer Bestrebungen hat weiterhin dazu beigetragen, unsere Arbeitsfreudigkeit zu erhöhen. Allen diesen Freunden unserer Landeskunde an dieser Stelle zu danken, ist mir eine besondere Pflicht.

Unsere nächste Arbeit mußte es sein, von unserer heimatlichen Provinz die 15 000 Mark zu erhalten, welche wir von vorn herein in Anschlag gebracht hatten. Bevor wir indessen an die Absendung eines dahingehenden Gesuches gingen, hielten wir es für angebracht, unsere Absicht einem weiteren Kreise von angesehenen Männern zu unterbreiten mit der Absicht, einen größeren Ehrenausschuß zu bilden. Der Bitte, diesem Ehrenausschuß beizutreten, haben 130 in Berlin und der Provinz wohnende Männer entsprochen, zu denen wir mit besonderer Genugtuung und lebhaftem Danke für ihre Mitwirkung zählen dürfen: Se. Exz. den Herrn Minister des Innern v. Bethmann-Hollweg, Se. Exz. den Herrn Landesdirektor Frhrn. v. Manteuffel, den Vorsitzenden des Provinzial-Ausschusses, Se. Exz. Herrn Grafen v. Wilamowitz-Möllendorf, den Herrn Reg.-Präs. v. Dewitz, Herrn Oberpräsidialrat v. Winterfeld, den Probst von Berlin Herrn Dr. Faber, die Herren Oberbürgermeister Kirschner und Schustehrus, Bürgermeister Dr. Reicke und viele andere, deren Namen am Schlusse des Berichtes folgen. Leider hat der unerbittliche Tod auch aus diesem Kreise einzelne gerissen, bevor wir ihnen einen Erfolg ihres Eintretens mitteilen konnten. Wir beklagen den Verlust der Herren Exz. v. Wilamowitz-Möllendorf, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Nehring, Oberbürgermeister Jähne in Potsdam, Bürgermeister a. D. Stechow und Prof. Dr. Gurnick in Frankfurt a. O. Ein dankbares Andenken wird ihnen bei uns gesichert bleiben.

Unter dem 15. Dezember vorigen Jahres ist die hoch erfreuliche Nachricht eingegangen, daß der Provinzial-Landtag die erbetene Unterstützung von 15 000 Mark bewilligt habe. Damit ist nicht nur unserer Arbeit eine feste materielle Grundlage gegeben, sondern wir dürfen in dieser hochherzigen Gabe ein Zeugnis dafür erblicken, daß die Behörden unserer heimatlichen Provinz unseren Bestrebungen die Anerkennung zollen, welche wir bei Durchführung nicht entbehren können. Da uns auch von einzelnen Verlegern bereits bestimmte Zusicherungen gemacht worden sind über die Höhe der Summe, mit der sie sich an der Herausgabe des Landeskunde gegebenenfalls beteiligen würden, so kann ich an dieser Stelle die freudige Hoffnung aussprechen, daß die Herausgabe des Werkes nach menschlichem Ermessen gesichert ist. Noch sind zwar die nötigen Mittel nicht alle beisammen; aber wir dürfen nach den bisherigen Erfolgen das Vertrauen haben, daß auch die übrigen in der Denkschrift genannten Körperschaften, das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, die Städte und Kreise der Provinz und die wissenschaftlichen Gesellschaften sich an der Zeichnung der noch fehlenden Mittel beteiligen werden. Dies in die Wege zu leiten, wird die Arbeit der nächsten Wochen sein.

Von den fünf Bänden der Landeskunde wird der erste Band vermutlich im Laufe des nächsten Jahres druckfertig vorliegen. Ich darf

es dabei mit besonderer Freude aussprechen, daß unter den Mitarbeitern dieses der Naturgeschichte gewidmeten Bandes Dr. Zache und Prof. Dr. Eckstein sich befinden. In schnellerer Aufeinanderfolge werden dann vermutlich die nächsten 4 Bände erscheinen können, so daß in spätestens 3 Jahren das große Werk vollendet sein wird, obwohl noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Denn nicht leicht wird es sein, die innere Einheit zu bewahren bei einem Werke, das so verschiedene Gebiete behandeln, das von so vielen Mitarbeitern geschaffen werden soll, das auch neben seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit weder mit anderen Werken wie dem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler konkurrieren, noch schwer zu lesen sein darf. Besondere Vorarbeiten wird auch der 5. Band erfordern, der die Sprache behandeln soll. Doch sind wir auch darin zuversichtlich und dürfen es sein, da wir die Freude haben, den besten Kenner der niederdeutschen Dialekte, Herrn Prof. Dr. Seelmann an der Spitze dieser Arbeiten zu wissen.

Wir können den Bericht mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankes schließen für das Wohlwollen, das uns von so vielen Seiten bezeugt wurde. Wir danken den hohen Behörden der Provinz und den Männern, welche in den Ehrenausschuß eingetreten sind, den Gelehrten, welche sich bisher für Mitarbeit bereit erklärt haben, den Vereinigungen, deren Mitwirkung die Landeskunde erst als ein gemeinsames Werk aller Kreise der Provinz erscheinen läßt; wir danken vor allem auch dem Vorstand der Brandenburgia, welcher die Mittel für die ersten unabwendbaren Auslagen zur Verfügung gestellt hat. Wenn der Arbeitsausschuß weiter in dieser Weise unterstützt wird, dann dürfte die Landeskunde mit schnellen Schritten ihrer Vollendung entgegengehen.

Dem Ehrenausschuß gehören an:

Se. Exz. der Herr Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg.

Wirkl. Geheimrat Freiherr von Manteuffel, Exz., Landes-Direktor.

Wirkl. Geheimrat Graf v. Wilamowitz-Möllendorf, Exz., Vors. d. Provinzial-Ausschusses.

Regierungspräsident v. Dewitz, Frankfurt a. O.

Oberpräsidialrat v. Winterfeld, Potsdam.

D. Faber, Probst von Berlin, Generalsuperintendent.

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin.

Prof. F. Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat, Berlin. Prof. Dr. J. Albrecht, Pankow. v. Arnim, Rittergutsbesitzer, Wiepersdorf bei Reindorf i. M. v. Arnim, Landrat, Templin. Prof. Dr. P. Ascherson, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Dr. Bachmann, Chef-Redakteur der Vossischen

Zeitung, Berlin. Dr. E. Bahrfeld, Bankdirektor, Berlin. v. Bardeleben, Generalleutnant z. D., Exz., Vorsitzender des Vereins Herold, Berlin. Prof. Dr. E. Bardey, Charlottenburg. Dr. Begemann, Gymnasialdirektor, Neuruppin. Prof. Dr. Berendt, Geh. Bergrat, Berlin. Dr. R. Béringuier, Landgerichtsrat, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin. Bieder, Rektor, Frankfurt a. O. Dr. H. Boettger, Oberlehrer, Wriezen a. O. J. Boetzow, Kommerzienrat, Berlin. Dr. C. Bolle, Bürger-Deputierter, Berlin. Prof. Dr. J. Bolte, Herausgeber der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin. Borgmann, Bürgermeister a. D., Cöpenick. Bothe, Generalleutnant z. D., Exz., Fredersdorf a. O. Dr. G. Brendicke, Schriftwart des Vereins für die Geschichte Berlins. A. Bürkner, Justizrat und Stadtrat, Rixdorf. v. Cossel, Geh. Reg.-Rat, Landrat, Jüterbog. Prof. Dr. Dönitz, Geh. Medizinalrat, Berlin. Prof. Dr. Eckstein, Forstakademie zu Eberswalde. Freiherr v. Falkenhausen, Landrat, Lübben. Flöß, Oberpfarrer, Pritzwalk. Fr. Friedländer, Kommerzienrat, Berlin. Gericke, Stadtverordneter, Berlin. v. Gersdorff, Landrat, Arnswalde. A. Giertz, Pastor, Petershagen a. Ostbahn. Giese, Stadtverordneter, Berlin. Gilka, Rittergutsbesitzer, Berlin. Dr. v. Gizycki, Schulrat, Berlin. Fr. Goerke, Direktor der Urania, Berlin. C. Grapow, Geh. Reg.- u. Baurat a. D., Berlin. Prof. Dr. Bruno Granpe, Berlin. Hamann, Pastor, Zinna. Hammer, Geh. Reg.-Rat, Oberbürgermeister, Brandenburg. E. Handtmann, Pastor, Seedorf bei Lenzen. Prof. Dr. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin. v. Heinz, Kyritz. Dr. Hermes, M. d. A., Berlin. Prof. Dr. Hitzig, Geh. Reg.-Rat, Halle a. S. Hopf, Bürgermeister, Eberswalde. Hoßfeld, Geh. Oberbaurat und Vortragender Rat im Ministerium der öffentl. Arbeiten, Berlin. Jaehne, Oberbürgermeister, Potsdam. Prof. Dr. H. Jentsch, Guben. Dr. Jonas, Schulrat, Berlin. Kavel, Hofbaurat, Berlin. Prof. Dr. K. Keilhack, Landesgeologe, Berlin. Ketter, Rittergutsbesitzer, Bullendorf. Klix, Bürgermeister, Finsterwalde. Prof. Dr. A. Kirchhoff, Geh. Reg-Rat, Leipzig. Frhr. v. d. Knesebeck, Landrat, Neuruppin. Koeltze, Oberbügermeister, Spandau. Dr. Kossinna, Universitätsprofessor, Berlin. Prof. Arthur Krause, Gr.-Lichterfelde. Prof. Dr. Aurel Krause, Gr.-Lichterfelde. Prof. Dr. Fr. Krüner, Berlin. J. Lamprecht, Pfarrer, Woltersdorf. Langen, Baurat, Potsdam. Lehmann, Bürgermeister, Forst i. L. L. Lehmann, Pfarrer, Hermersdorf bei Trebnitz i. M. C. R. Lessing, Geh. Justizrat, Berlin. Lüdicke, Rechtsanwalt, Spandau. Lutsch, Geh. Oberreg.-Rat, Konservator der Kunstdenkmäler, Berlin. Prof. Dr. Magnus, Berlin. v. Maltitz, Major a. D., Berlin. v. Manteuffel, Landrat, Luckau. v. d. Marwitz, Landrat, Seelow. Prof. Dr. Meitzen, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Mertens, Oberbürgermeister, Prenzlau. Michelet, Stadtverordneten-Vorsteher-Stellvertreter, Berlin. Dr. Minden, Direktor

des Pfandbriefamtes, Berlin. v. Miquel, Landrat, Rathenow. Prof. Dr. Möbius, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Nedwig, Bürgermeister, Wittenberge. Dr. Netto, Potsdam. A. Neupert, Spandau. Niemann, Superintendent, Kyritz. v. Oppen, Landrat, Freienwalde. Prof. Dr. Oppert, Berlin. Dr. Ossowidsky, Sanitätsrat, Oranienburg. Adolf Parisius, Pastor, Groß-Beeren. Passow, Pfarrer, Hohenfinow. Pfannschmidt, Oberpfarrer, Lübbenau. Prof. Dr. Pieper, Berlin. Polthier, Professor, Wittstock. Frhr. v. Puttkamer, Berlin. H. Quilisch, Rektor, Freienwalde. Prof. Dr. O. Reinhardt, Realschuldirektor, Berlin. Hans v. Rochow, Major a. D., Rittergutsbesitzer auf Reckahn. Dr. Reicke, Bürgermeister von Berlin. Prof. Dr. Jul. Rodenberg, Berlin. Prof. Dr. Roedel, Frankfurt a. O. Prof. Dr. Max Roediger, Vorsitzender des Vereins für Volkskunde, Berlin. Ruff, Stadtrat a. D., Cottbus. Schmidt-Neuhaus, Rittmeister a. D., Polizei-Hauptmann, Berlin. Prof. Dr. Schmeißer, Geh. Bergrat, Berlin. Prinz von Schönaich-Carolath, Berlin. Dr. jur. Paul Schubart, Geh. Seehandlungsrat a. D., Berlin. F. Schultze, Reg.- und Baurat, Schriftleiter der Denkmalspflege, Berlin. Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer, Berlin. Schustehrus, Oberbürgermeister, Charlottenburg. Dr. F. Schwartz, Reg.-Rat a. D., Berlin. Prof. Dr. Seidel, Direktor des Hohenzollern-Museums, Berlin. H. Sohnrey, Schriftsteller, Berlin. Späth, Ökonomie-Rat, Baumschulenweg. Steinhardt, Postrat a. D., Treuenbrietzen. v. Stubenrauch, Landrat, Berlin. Chr. Tiedke, Pastor, Wittstock a. D. Tourbié, Stadtrat, Berlin. Prof. Max Unger, Berlin. Ernst Vohsen, Konsul a. D., Berlin. Prof. Dr. Wahnschaffe, Geh. Bergrat, Berlin. Warzecha, Erster Bürgermeister, Neu-Ruppin. Dr. Weineck, Schuldirektor, Lübben. Weise, Stadtsyndikus, Berlin. Wilde, Bürgermeister, Schöneberg. Wilkens, Landrat, Spremberg. Wirth, Bürgermeister, Spremberg. Karl Wolfram, Pastor, Nakel. Zeidler, Erster Bürgermeister, Fürstenwalde. Fedor v. Zobeltitz, Berlin."

XXXIX. Herr Professor Dr. Ernst Bardey: Die Erlebnisse eines märkischen Freiheitskämpfers. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

Kloster Lehnin. In meiner Mitteilung über die Gründungssage von Kloster Lehnin (Brandenburgia XIV. 1905, Seite 442) habe ich angegeben, daß eine gewisse wundertätige Kapelle „steht in der Umgebung von Triberg (in Schonach?)". Sie steht aber, wie ich nach der Einsendung ersah, bei Triberg selbst, und auch ersehe aus einem von mir s. Z. an Ort und Stelle gekauften Büchlein „Maria in der Tanne zu Tryberg auf dem Schwarzwald, Ursprung und Enstehung der Wallfahrt." Darnach (S. XXI) ward „der Tannenbaum auf Befehl des bischöflichen Ordinariats umgehauen, und der Stamm mit dem eingeschlossenen Mariäbilde auf den Stock des Hochaltars gestellt"; i. J. 1716 wurde die berühmte Wallfahrtskirche eingeweiht. Versehentlich ist bei der Drucklegung meiner Mitteilung die Überschrift gegeben „Kirchliche Baumverehrung". Es müßte selbstverständlich heidnische Baumverehrung heißen, da die katholische Kirche keine Baumverehrung kennt.

W. v. Schulenburg.

Luftballon-Versuche in Frankfurt a. O. „Inzwischen hatte man auch in Frankfurt a. O. am 7. März 1784 mehrere aerostatische Maschinen aufsteigen lassen, darunter eine von 22 Fuß Höhe und 32 Fuß Umfang. Der Unternehmer dieser Ballonversuche war der Greifswalder Professor Joh. Chr. Andreas Mayer und der Zollinspektor Seydel. Eine Menge von einigen Tausend Zuschauern hatte sich im Garten der dortigen Freimaurerloge versammelt, und von hier aus stiegen die Ballons, die teils aus Schweinsdärmen, teils aus Postpapier verfertigt waren, unter dem Donner von Kanonen in die Luft. Die größte der Maschinen legte sich schon während des Aufstieges auf die Seite, erreichte aber doch eine Höhe von 350 Fuß und fiel, da sie ihren Weg über die Stadt hin nahm, mitten in derselben nieder."

Nach Gesterding, Pommersches Museum, S. 285 ff. von Dr. A. Haas-Stettin mitgeteilt in einem Artikel: „Die ersten Luftballon-Versuche [zu Greifswald am 19. Januar 1784] in Pommern". Monatsblätter der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1904. S. 41 flg. Als Triebkraft diente „brennbare Luft aus Vitriol und Eisenfeilspähnen".

Zu diesen Angaben wäre bezüglich Berlin zu vergleichen, was ich über die Luftreise von Blanchards i. J. 1788 Brandenb. V 358 flg. mitgeteilt habe. Während die Frankfurter Ballons leer aufstiegen, machte in Berlin der Luftschiffer selbst die Fahrt mit.

E. Fr.

Aus Blankenburg bei Berlin. 1. Der Kirchturm trägt eine Krone, und die Volkssage berichtet, eine Prinzessin, die nicht hier wohnte, habe sie der Kirche geschenkt. Diese Sage erinnert an eine ähnliche, die sich auf die Teltower Krone bezieht. Diese Krone soll nämlich vom Kaiser Karl IV. zum Andenken an die im Jahre 1374 (oder am 28. 6. 1368?) dort erfolgte glückliche Entbindung seiner Gemahlin gestiftet worden sei. Bei dem Brande von 1711 wurde die goldene Kirchturmskrone in „Kronen-Teltow" zerstört

und nun formte man eine Krone aus Kupfer und setzte sie auf die Spitze des Turmes. Im Jahre 1711 wurde auch die Blankenburger Krone angebracht, und aus derselben Zeit stammt die auf dem Kirchturm zu Linum im Havelande. Damals kam der eben gekrönte König Friedrich I oft nach Linum. Im 18. Jahrhundert war Blankenburg Königl. Domäne, und die dortige Krone ist daher auch wahrscheinlich ein Geschenk des Königs, der gewissermaßen ins Krönen so hineingekommen war. 1742 ließ Friedrich II. die Blankenburger Krone neu verkupfern. Die letzte Renovierung erfolgte 1897. Kirchturmskronen kommen u. a. noch vor in Stolpe a. H., Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Potsdam (Garnisonkirche) und Tangermünde. Otto Monke.

2. Die Pfeiler der Kirchhofstür sind aus sogenannten Pfefferkuchensteinen, welche die Maße 25 : 12 : 5 aufweisen, hergestellt, stammen also wahrscheinlich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Links vom Pfeiler bemerkt man in der Kirchhofsmauer einen Backstein mit Fingerabdruck. Eine Bauopfersage knüpft sich jedoch nicht daran. Am Portal der Eingangstür des Turmes befinden sich jederseits 3 Näpfchen (Rundmarken), über deren Entstehung und Bedeutung man in Blankenburg vorläufig noch nichts zu sagen weiß. Ein Wappenfenster in der Kirche trägt die Jahreszahl 1577. In der Turmkammer befindet sich die von Johann Stephan Barfus 1694 gestiftete 186/150 große Holztafel mit dem athanasianischen Glaubensbekenntnis in goldner Schrift auf blauem Grunde. Der in der Kirche hängende hölzerne Taufengel wird noch heut benutzt. Die bekannte Tafel mit der Inschrift „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland im Jahre 1813“ hat man bereits in die Rumpelkammer gebracht. Otto Monke.

Besprechungsformel aus Beeskow. Das Blut zu besprechen, lege man 3 Finger der rechten Hand auf die Wunde und sage folgende Verse:

Wie selig ist der Tag!
Wie selig ist die Stunde!
Wie selig ist die Wunde!
Wie selig, was ich sag!

Du sollst nicht bluten, noch schwären,
Nicht wehe tun, noch zehren.
Im Namen der Dreifaltigkeit:
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Diesen Spruch sage man dreimal. Otto Monke.

Inhalt des XIV. Jahrgangs 1905/06.

A. Aufsätze und Vorträge.

Seite

Berdrow: Amtmann Nobbe und die Klosterkirche von Chorin 492
Buchholz: Die Dorotheenstadt 4
„ Schatzfund von Treuenbrietzen 35
„ Schloss und Park Bellevue 402
v. Buchwald: Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprachen Europas 97
Fiebelkorn: Die künstlichen Baustoffe Berlins 345
Fischer: Der Vehlefanzer Feldzug von 18. Januar 1871 . . . 257
Gloe: Roland-Reiten im Dithmarschen 234
Jonas: Eberhard von Rochow 25
Kopp: Ein Pfarrersleben nach dem großen Kriege 159
Krüner: Die Italiener in der Mark 241
Lange: Oderberg im letzten halben Jahrhundert 189, 247
Lemke: Der Birnbaum in der Volkskunde 49
Pniower: Aus der Chronik der Oranienburgerstr. 394
Poetters: Schiffstypen in der Mark 145
Polthier: Altsachen von Wittstock 254
Schmidt: Die Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde . . 251
Steinhardt: Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen 67
„ Böten, Bieten und Besprechen, Bannen u. anderer Aberglaube 80
„ Familiengeschichtliche Aufzeichnungen in einer alten Hauspostille 166
„ Handwerksbrauch der Leineweber 174
„ Aus Treuenbrietzen 183
„ Zweifel an der Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Urne 502
Wienecke: Die Landgnadenschulen der Kurmark 312
Zimmermann: Ein Stücklein vaterländischer Geschichte . . . 201
„ Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf . . 530

B. Bücherbesprechungen.

Arndt: Über Gewitterverhältnisse in Berlin und dessen Umgebung 228
Andrich: Chronik von Glindow 331
Aßmann: Das aeronautische Observatorium bei Berlin 228
Backhaus: Landwirtschaftliche Versuche auf den Rieselgütern der Stadt Berlin im Jahre 1904 230
Berdrow: Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde 274
„ Der kleine Fontane 491

Seite

Blanckenhorn: Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager 430
Brunner: Ketzer-Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter 281
Busse: Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau 435
Credner: Zur Sturmflut vom 30./31. Dezember 1904 428
Deecke: Ein Versuch, die Bänke der Ostsee vor der Pommerschen Küste zu erklären 428
„ Zur Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm 16
„ Die Oderbucht N von Swinemünde 428
Fiebelkorn: Der Ziegeleibesitzerverein zu Berlin 427
Foerster: Geschichtliches aus den Dörfern des Grünberger Kreises 446
Geinitz: Der Landverlust der Mecklenburgischen Küste . . . 432
„ Wesen und Ursache der Eiszeit 327
Hirsch: Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs . . . 490
Hundhausen: Landüberwehungen in norddeutschen Humusböden 274
Kraft: Elisabeth von Brandenburg, Drama 282
Kramberger: Der Diluvialmensch von Krapina 431
Kobisch-Richter: Führer von Strausberg 446
Kühnlein: Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seinen Vororten 444
Laverrenz: Deutschlands Kriegsflotte 498
Möbius: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel . . 231
Müller-Bohn: Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild . . 494
Netto: Louis Schneider 310
Noël: Aus Küstrin 331
Reinhardt: Veranstaltungen der Stadt Berlin 321
Schweinfurt: Über steinzeitliche Forschungen in Oberegypten 17
Voß: Grabdenkmäler in Berlin und Potsdam 329

C. Abbildungen.

Altertum aus der Oranienburgerstr. 396
Berliner Berg bei Glindow 340
Corona Schroeter Denkmal 320
Denkmal für Friedrich Wagner 240
Eescher Roland 232
Gadinger Roland 232
Graburnen von Treuenbrietzen 501
Haus Trarbach 3
Komthurei Lietzen 283
Kriegerdenkmal der Schlacht bei Dennewitz 202
Künstliche Baustoffe Berlins . . . . . 345—390 (40 Bilder)
Quitzow-Denkmal in Legde 20
Rauensche Stein 335
Roland vor dem Märk. Mus. 472
Roland von Melldorf 477

Seite
Roland von Windbergen 234
Thaulow-Mus. in Kiel, Roland von Tondern 565
Schatzfund von Treuenbrietzen 35
Scheibe von Spandau 568
Siegel der Dorotheenstadt 5
Siemens-Schuckert Werke 246

D. Register.

Abenteurer, brandenburg. 480.
Abholzung um Berlin 557.
Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat 309
Aeronautisches Observatorium bei Berlin 228.
Albrecht, Dr. Gustav 1, 241, 311, 526.
Alexander, Zar, am Sarge Friedrichs d. Gr. 526.
Altmeisters Heimgang 13.
Altertumsfunde 18.
Andrich, Lehrer, Glindow 338.
Arendt, Dr. Th. 228.
Aßmann, Dr. Richard 228.
Aufhocker 299.
Aus Blankenburg bei Berlin 578.

Backhaus, Prof. Dr. 230.
Bänke der Ostsee 428.
Bardey, Prof. Dr. 577.
Basdorf 300, 550.
Bastian, Adolf 224, 458.
Baumstämme, fossile 230.
Baustoffe, künstliche 345.
Bellevue, Schloß und Park 402.
Berdrow, Herrmann 274, 441, 491, 559.
Berlin 1804—1816 194.
„ u. die deutsche Marine 95.
„ u. Kopenhagen 490.
„ Verein für die Geschichte 8.
Besprechungsformel aus Beeskow 579.
Bethmann-Hollweg, Exle 227.
Betonquadern, hohle 386.
Bibliothekar, Bericht 267.
Bibliothek für Heimatkunde 495.
Bild, das, Monatsschrift. 284.
Bildliches 24, 333, 448, 495, 529, 567.
Birkhühner 301, 562.
Birnbaum in der Volkskunde 49.
Bismarck-Warte 240.
Blankenhorn, Dr. M. 324, 430.
Blumenwelt, Schutz der 421.
Bluth, Prov. Konservator 221.
Bodenreformer 457.
Böten, Bieten, Besprechen 80.
Bogenlichtkandelaber 479.
Bolle, Dr. C. 94, 300.
Bombinator brevipes 434.
Botanischer Congreß, intern. 230.
Brandenburg a. H., Wanderfahrt 409.
Brandenburger Tor, Freilegung des 558.
Brandgräberfeld bei Wilhelmsau 435.
Brauereiwesen in Müncheberg 310.
Bremer Gewerbemuseum 529.
Brendicke, Dr. Hans 18.
Brunner Gottfried 281.
Buch v., Tagebuch 490.
Buchholz, Kustos 4, 18, 241, 343, 403, 480, 499.
Buchwald, Dr. v. 97.
Bürgerhäuser, Erhaltung alter 223.
Burgwall von Treuenbrietzen 498.
Burgwart, Organ 223.
Bülow v. Botkamp, Landrat a. D. 229.
Büttner, Pr. Conserv. 237.
Busse, Hermann 48, 435.

Chiese, Filippo di 243.
Chorin, Ausflug nach 265, 284.
Chorin, Kloster 348.
„ Klosterkirche Sage 492.
Clauswitz, Dr. P. 281.
Coepenick, Name 235.
Conwentz, Prof. Dr. 10, 489.
Corona Schröter, Denkmal 317.
Credner, Prof. Dr. R. 428.

Dannenberg, Landgerichtsrat a. D. 426.
Deecke, Prof. Dr. 16, 229, 428, 521.
Denkmäler Berlins 494.

Denkmäler, Erhaltung 221.
„ Verzeichnis der Provinz Brandenburg 237.
Dennewitz, Denkmal 201.
„ Schlacht bei 545.
Diabas 302.
Diluvialmensch von Krapina 431.
Dom, Einweihung 237.
Dorf und Stadt 216.
Dorfmuseum 419.
Dorotheenstadt, Entwicklung 4.
Dreißigjähriger Krieg 403.
Drillingsgefäße 231.
Drogensammlung, italienische 489.
Eberswalde, Orts- u. Flurnamen 251.
„ Verein f. Heimatkunde 272.
„ Rathaus 332.
Einbaumfund 344.
„ historisch 525.
Einwohnerzahl von Groß-Berlin 561.
Eiszeit, Wesen, Ursache 327.
Elbers, Johann 520.
Elektrizitätswerke, Berliner 8, 228, 274, 323, 427, 460, 486, 562.
Eolithenfrage 16, 276, 323, 516.
Eolithenlager, norddeutsches 430.
Erinnerungsbänder 511.
Erinnerungstücher 494.
Escher Roland 233.
Familiengesch. Aufzeichnungen 166.
Familienstammbücher 560.
Fasanen 306.
Fassaden in Charlottenburg 557.
Fassadenrecht 7.
Fauna Hercynica Batrachia 433.
Fehrbellin, Denkmal 35.
Ferch, Dorf 283.
Feuersegen 189.
Feuerstein und Feuersteingeräte 275.
Fidicin, Ernst 281, 338.
Fiebelkorn, Dr. M. 345, 427, 481.
Fingerring, goldener 343, 499.
Fischer-Benzon von 277.
Fischer, Schulrat, Dr. E. 333.
Fischereiliches aus d. Pr. Brdb. 45.
Fischerei-Verein d. Prvz. Brdg. 562.
Flechsig, Prof. Dr. P. 99.
Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen 67.
Flußnamen 286.
Förster, Clara Henriette von 282.
Foerster, August 446.
Fontane, Theodor 299, 491.
Forellen 45.
Franzosengräber 300.
Friedel, Geh. Reg.-R. 7, 8, 38, 44, 213, 257, 273, 286, 293, 300, 302, 305, 392, 414, 418, 457, 485, 493, 511, 513.
Friedländer Tor i. Neu-Brandenbg. 354.
Friedrich, Burggraf, Einzug 446.
Friedrich Wilhelm IV. 93.
Friedrichshain, Ausschmückung 479.
Fundstück, vorgesch. 499.
Fürstenwalde, Brandjahre 510.
Gagel, Dr. 230.
Gardinger Roland 232.
Geinitz, Prof. Dr. Eugen 327, 432.
Geographentag, deutscher, in Danzig 10, 305.
Geologische Landesanstalt 427.
Geschäftsberichte 267.
Geschichte der Mark Brdg. 490.
Geschichts- und Altertumsvereine 305.
Gesellschaft für Studienreisen 215.
Gewitterverhältnisse in Berlin 228.
Giordano, Bruno Bund 308.
Glindow, Berliner Berge 337.
„ Chronik 331.
„ Ton 230.
Glockenkunde 444.
Gloe, Adolf 234.
Grabdenkmäler i. Berlin u. Potsdam 329.
Graburne von Treuenbrietzen 500.
Grauwacke 302.
Grönwall, A. 275.
Großern, Laus. Merkwürdigkeiten 436.
Grünberger Kreis, Dörfer 446.
Grupp, R. Dr. Oberlehrer a. D. 235.
Hammerstein-Loxten Frhr. v. 225, 273.
Handwerkerschule 268, 457.
Hartz, Dr. 277.
Hasselkampf, Otto 333.
Haupt, Sagenbuch 436.
Hauslaub 474.

Hauspostille mit Aufzeichnungen 166.
Heiliger Blutsweg 280.
Heimatkunde 420.
Heimatschutz, Mitteilungen des Bundes 217, 306, 419, 421, 457, 485.
Heller, der b. Prenden 551.
Herbstwetter, 486.
Herkulesbrunnen am Lützowplatz 478.
Hirsch, Prof. Dr. 490.
Hoffmann, Ludwig, Stadtbaurat 215.
Holst, Nils Olof 16.
Holtze, Dr. Friedr. 490.
Holzer, Rudolf, Dichter 508.
Hummel, Maschinenfabrik 490.
Hundhausen, Theodor 274.
Hungersteine 274.

Industrieschulen 313.
Irrlichter und Aufhocker 299, 460.
Italiens Pflanzenwelt in Berlin 509.
Italiener in der Mark 241.
Jäckedanz bei Arensdorf 551.
Jaennick, Friedr. 330.
Jazko, Wendenfürst 311.
Jena, Zusammenbruch bei 266.
Jentsch, Prof. Dr. 219, 231, 317.
Jonas, Dr. Schulrat 25.
Jüterbog, Nikolaikirche 360.

Kaland und Kalandsbrüder 566.
Kalender, Berliner 447.
Kalksandstein 379.
Katharinenkirche in Brandenburg 350.
Keilhack, Prof. Dr. 321.
Keller, Gottfried 529.
Kerbhölzer 337.
Ketzer-Inquisition 281.
Kirchenbücher von Berlin 490.
Kirchenglocken von Gr.-Berlin 478.
Klaatsch, Prof. Dr. Herm. 323.
Kleinkunst, Führer 330.
Klinge bei Kottbus 277.
Kloster Lehnin 578.
Knaack, Prof. Dr. 513.
Kobisch-Richter, Führer 446.
Kochhann, Heinrich Eduard 309.
Köpernitz, Dorf 456.
Körner, Theodor, in Berlin 238.
Kohlhaas-Drama 507.
Kohte, Landbauinspektor 236.
Komthurei Lietzen 282.
Kopp, Pfarrer in Kuhlsdorf 159.
Kosakendenkmal bei Gölsdorf 552.
Koschenberg 302.
Kraft, Frieda Erika 282.
Kramberger, Dr. H. 431.
Krakufka-Boot 526.
Krause, Dr. Eduard 278.
Krause, Oskar 279, 424.
Kriegsflotte, deutsche 498.
Kriegswesen d. Prvz. Brdg. 564.
Kühlewein, Reg.-R. a. D. 238.
Kühnlein, Architekt 444, 478.
Kulturgeschichtliches 18, 231, 279, 329, 435, 468, 525, 564.
Kunst auf dem Lande 9, 216.
Kunstdeputation v. Berlin 478.
Kunstpflege 559.
Küstrin und Tamsel, Wanderfahrt 293, 331.

Lackowitz, Gustav 498.
Landeskunde, Deutschlands 554.
Landeskunde, brandenburgische 555.
Landgnadenschulen der Kurmark 312.
Landverlust in Rügen 520.
Lange, Heinrich 193, 198, 247.
„ Julius, Numismatiker 310.
Laufenburger Stromschnellen 222.
Laverenz, Victor 498.
Legde, Rolandsage v. 19.
Lehrbrief v. 1789 188.
Lemke, Frl. Elisabeth 49, 509, 560.
Lessinghaus, Erhaltung 553.
Lietzen, Komturei 526.
Littorina Senkung 278.
Löwenheim, Frau Dr. phil. E. 560.
Lohmer, Dr. Hubert 525.
Luckau, Bürgerhäuser 568.
Luftballon-Versuche in Frankfurt a. O. 578.

Lüdicke, Bibliothekar 283.

Madsen, Dr. Victor 16.
Mächtig, Gartendirektor 417.
Märk Prov. Mus. 213.

Mammutfund 514.
Mammutexpedition 465.
Manteuffel, Freiherr v. 485.
March, Berlin-Charlottenburg 427.
Marieninsel im Parsteiner See 285.
Mark, die, illustr. Berl. Ztschrft. 516.
Markgrafensteine 334.
Mastodon arvernensis 324.
Maurer 90.
Medaillen, Berliner 238, 241.
Meilensteine, ehemalige 511.
Menzel, Adolf 11.
Michaelson, Dr. Hedwig 449.
Michendorf, Münzfund 311.
Mielke, Robert 9, 216, 572.
Mielke, Otto 333, 339, 555, 571.
Mineralog. Mus. 38.
Minutoli, ital. Familie 243.
Mitglied, Korrespond. 273.
Möbius, Geheim. Reg.-Rat 10, 231.
Monbijou, Schloss 395.
Monke, Rektor 22, 24, 35, 65, 95, 140, 300, 302, 336, 343, 344, 456, 491, 494, 511, 550, 579.
Moorbrand 323.
Moore d. Pr. Schleswig Holstein 277.
Moorschonreviere im Grunewald 220.
Müller-Bohn 494.
Müncheberg, Erinnerungen 344.

Nationaltracht, Wendische 219.
Naturdenkmal Schutz 220.
Naturkundl. Unterricht 321.
Naturkunde, illustr. Jahrb. 274.
Naturkundliches 16, 228, 274, 321, 427, 460, 486, 489, 514, 562.
Naturschutz und Denkmalspflege 458.
Naturforscher und Ärzte, Vers. 274.
Neue Kunst 285.
Netto, Dr. Friedrich 13, 24, 310, 343,
Niedergörsdorf, Dorfchronik 530.
Niederlausitzer Mitteilungen 489.
Niemegk, Name 235.
Nivrone, Pietro 243.
Nobbe, Amtmann, Sage 492.
Nöel, Major z. D. 293, 331.

Oderbank, die 428.
Oderberg im letzten halben Jahrhundert 198, 247.
Öfen, eiserne, in Norwegen 564.
Offermann, P. 424.
Orangerie, Drachenberg bei Sans Souci 24.
Oranienburgerstr., Chronik der 394.
Ornament Zeitschrift. 24.
Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde 251.

Padden-Pupperei b. Oderberg i. M. 143.
Passeriner, die 241.
Patenbrief von 1806 aus Luckau 188.
Personen- und Familiengeschichte 422.
Pfarrerleben nach dem großen Kriege 159.
Phrynididae 434.
Pick, Prof. Dr. Albert 308.
Pigulla, Hans, Maler 456.
Plakette für Stadtälteste 479.
Plänterwald b. Treptow 417.
Plattdeutsch, Notwehr des 10.
Plauer See 303.
Pniower, Prof. Dr. 23, 394, 394, 507, 529.
Poetters, Karl 145.
Polthier, C., Professor 255.
Porzellan, Führer 330.
Potsdam, Photographie 480.
„ Wanderfahrt 451.
Prenzlau Kirche 360.
Preusker, Blicke 436.

Quartär Studien 16.
Quempasfeier in Luckau 138.
Quitzow Denkmal in Legde 549.

Ramler, Prof. 307.
Rathaus zu Zerbst 359.
Rebhühner 303.
Recke, Oberpfarrer 566.
Regenreichster Ort der Erde 228.
Reinhardt, Prof. Dr. O. 321.
Reitwein, Merkwürdigkeiten 256.
Ressource zur Erholung 391.
Reuter, Kaufm. 334.
Richthofen, Frh. v. 458.
Rüstkammer in Fürstenwalde a. S. 5 48.

Riedebeck Kirche 142.
Riedel, J. D., italienische Produkte 509.
Rieselgüter der Stadt Berlin 230.
Rochow, Eberhardt v. 25, 311.
Rochus z. Lynar 242.
Rodenberg, Dr. J. 308.
Röm. germ. Centralmuseum 305.
Roggensaat und Volksglaube 552.
Roland z. Bremen 23.
„ Halbmonatsschrift 494.
„ Legende 437.
„ Reiten 234.
„ Zerbst, Potzlow, Prenzlau 441.
„ Rundschau 19, 22, 231, 279, 286, 436, 468, 564.
Roßkastanien in Meseberg 93.

Saaringen, Haltestelle 48.
Saatgänse 301.
Sabrodt-Trebatsch 337.
Salamandridae 433.
Sandüberwehungen 274.
Sassafraß und Sassaparilla 341.
Saxenberg 391.
Scharmützel See 455.
Scharnweber, Lehrer 93, 140, 188.
Schatzfund von Treuenbrietzen 35.
Schatzmeister Bericht 271.
Schenk, Chemiker 336.
Schiffstypen in d. M. 145.
Schillerfeier 1905, 242, 273, 307.
Schimming, Mittelschullehrer 293, 334.
Schlüter, A. 309.
Schmidt, Rud., Redakteur 332.
Schmidt, Prof. Dr. v. 318.
Schneider, Louis 310.
Schöning, Adelsfam. 298.
Schönwalde, Nachrichten 550.
Schollnik-Seelenverkäufer 525.
Schriftwart Bericht 270.
Schützengilde in Spandau 569.
Schulenburg, W. v. 18, 193, 442, 578.
Schulze, Dr. E. 433.
Schulze-Veltrup 65.
Schwalbenstein 276.
Schwebebahn, Projekt 460.
Schwedenleutnant, d. 448.
Schwedenstein b. Luckau 552.
Schweinfurt, Prof. Dr. 17.
Schweiz, malerische Schönheiten 420.
Schwers, A., Kaufmann 568.
Securius, Bürgermeister 297.
Seddin Grabfund 97.
Seelmann, Prof. Dr. 258.
Seifenfabrik v. Herrmann 431.
Seiffert, Prof. B. 304.
Sello, Dr., Archivrat 19, 227, 233.
Septarientongruben 480.
Siemens-Schuckert Werke 245.
Silex-Artefakte 323.
Sökeland 341.
Sohnrey, Heinrich 216.
Solger, Dr. Friedr. 41, 335.
Sommer, heißer 303.
Sprache Europas 97.
Spiro, Ansichtspostkarten 497.
Spremberg, Polizei-Vorschr. 95.
Stadtbaukunst 221.
Städtechroniken, märk. 18.
Städtebau, Oberverwaltungsgericht 306.
Städt. Schwestern 479.
Stargarder Tor in Neubrdg. 355.
Statistische Bureau 332.
„ Jahrb. Berlins 485.
Steinhardt, Postrat a. D. 36, 48, 67, 80, 166, 182, 183, 228, 301, 498, 502.
Steinzeitliche Forschungen in Oberägypten 17.
Steffen, Dr. W. 304.
Stendal, Dom zu 363.
Stickmusterbuch 494.
Stiehl, O., Stadtbauinspektor 223.
Stiftungsfest 41, 213
Stinde, Dr. J. 426.
Stockholmer nord. Museum 513.
Strausberg, Führer 446.
„ Dreißigjährig. Krieg 304.
Sturmflut v. 30.—31. Dez. 1904 428.
St. Marienkirche in Neubrdbg. 358.

Tabaksbau bei Oderberg 193.
Tabaks-Kollegium in Potsdam 343.
Taillefer u. Roland 441.
Tamsel, Schloß 297.

Tangermünde, Neustädt. Tor 362.
Taxodium distichum 230.
Telegraphenverkehr, Vorahnung d. 95.
Teltow-Kanal-Museum 512.
Teufelssagen aus d. Prignitz 140.
Thaulow-Museum 566.
Thiele, Maler 567.
Thur, Rektor 297.
Thusnelda u. Thumelikus 142.
Torflager, unterirdisches 277.
Torsperre in Berlin 550.
Tote Mann 511.
Tradt, Direktor 286.
Trappe 301.
Trarbach, Firma 1, 284.
Treuenbrietzen, Schatzfund 35, 183.
Trott zu Solz, Frh. v. 307.
Tschirch, Prof. Dr. 266, 409, 526.

Untergrundbahn, städt. 485.

Vehlefanzer Feldzug a. 18. Jan. 1871 257.
Versammlungen 1, 38, 41, 213, 245, 265, 266, 286, 293, 305, 391, 402, 409, 417, 418, 451, 457, 481, 485, 553.
Vineta 521.
Vogelwild, edles 30.
Vogel, Formen Farben-Bewegungen 231.
Volkskunde, Verband deutsch. Vereine für 217, 420, 553.
Volksheilmittel 341.
Vorberg, Georg 430.
Vorgesch. Fundstätten 189.
Vorgeschichte der sächsisch-thüring. Lande 564.
Voß, Prof. Dr. G. 329, 571.
Vorzeit, Werktätigkeit 3, 278.

Wächterhorn von Wandlitz 90.
Wagner, Prof. Friedrich, Denkmal 239.
Wahnschaffe, Geh. Reg.-Rat 265.
Waltersdorf, Kirche 91.
Wanderbuch f. d. M. Brdg. 419.
Warenzeichen, Kaufm. 495.
Weineck, Prof. Dr. 273, 424.
Wenden, Sitten u. Gebräuche 454.
Werder a. H., Schützengilde 331.
Wiegenlied, Berliner 512.
Wienecke, Friedrich 312.
Wilke, Karl, Architekt 93, 144, 285.
Wilsnack, heiliges Blut 280.
Wittstock, Altsachen 254.
Wohlfahrt, Heimatpflege 9.
Wolmirstedt, Schloßkirche 362.
Woltersdorf 302.
Wreech, Frau v. 298.
Wröhe und Wröhmänner 527.
Wünschelrute 228, 461, 562.
Wulffen, Adelsgeschlecht 299.

Zacharias, Dr. O. 486.
Zedlitz, Minister v. 313.
Zementmauersteine 382.
Zimmermann, Pastor 201, 531.
Zollfische 286.
Zugstraße d. Vögel 435.

Touristen-Club für die Mark Brandenburg * Berlin

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 9. 3. Zeile v. u. lies: „Metallzunge“ statt „Metallpumpe“.
S. 210. 2. „ v. u. lies: „rühmend“ statt „rührend“.
S. 442. 18. „ v. o. lies: nach“ statt „noch“.
S. 442. 1. „ v. u. lies: „stand“ statt „kam“.
S. 443. 7. „ v. o. lies: „bei Triberg“ statt „in der Umgegend von Triberg“, (in Schonach?)

Die Unterschrift zu Bild 5 auf S. 352 muß heißen: Nordgiebel des Rathauses zu Tangermünde mit der Gerichtslaube an seinem Ostgiebel (links.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003296